This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Va f Va. 1842.

Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und zum Privatunterricht.

Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht

von

Chr. Oeser.

Dritter Theil.

Enthält die neuere Geschichte.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Einhorn.

1842.

Inhalt der neueren Geschichte.

Seite

§ 1. Eingang . . . 1
§ 2. Eintheilung . . . 2

1. Periode.

Von Luther bis zur Königin Elisabeth. Vom Anbeginn der Reformation bis zum Siege derselben in Deutschland, den Niederlanden, Dänemark und England. V. J. 1517—1558.

§ 1. Eingang . . . 3
§ 2. Die Vorgänger der Reformation . . . 4
§ 3. Martin Luther . . . 5
§ 4. Luther tritt auf als Reformator . . . 8
Das Leipziger Turnei . . . 10
§ 5. Luther in Worms 1521 . . . 13
§ 6. Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten . . . 17
§ 7. Karl V. und Franz I. . . . 22
§ 8. Fortgang der Reformation . . . 25
§ 9. Der Bauernkrieg und die Wiedertäufer . . . 30
§ 10. Die Augsburger Confession . . . 33
§ 11. Ulrich Zwingli und Johann Calvin . . . 37
§ 12. Kaiser Karl V. und das deutsche Reich bis zum J. 1545 . . . 39
§ 13. Luthers Tod . . . 41
§ 14. Schmalkaldischer Krieg . . . 48
§ 15. Gustav Wasa, König von Schweden . . . 52
§ 16. Die Reformation in England . . . 55
§ 17. Polen und Rußland . . . 61
§ 18. Spanien . . . 66
§ 19. Entdeckungen, Handel, Erfindungen und Gewerbe . . . 68
§ 20. Kunst und Wissenschaft . . . 71
§ 21. Die Frauen . . . 79
Schlußwort . . . 85

2. Periode.

Von der Königin Elisabeth bis zum westphälischen Frieden. V. J. 1558—1684. Zeitalter der Religionskriege.

§ 1. Eingang . . . 86
§ 2. Die Jesuiten . . . 86
§ 3. Uneinigkeit der Protestanten. Lutheraner und Calviner . . . 88
§ 4. Die Ungarn . . . 92
§ 5. Königin Elisabeth von England . . . 95
§ 6. Philipp II. und der Abfall der Niederlande . . . 100
§ 7. Die Hugenottenkriege und die Bartholomäusnacht . . . 105
§ 8. Heinrich IV., der große König von Frankreich . . . 110
§ 9. Schweden und Polen . . . 116
§ 10. Der dreißigjährige Krieg . . . 117
§ 11. Gustav Adolf . . . 122
§ 12. Fortsetzung des dreißigjährigen Kriegs und westphälischer Friede . . . 130

Seite
§ 13. Englische Revolution 133
§ 14. Kunst und Wissenschaft 137
§ 15. Kunst, besonders Musik und Poesie 142
§ 16. Die Frauen 150

3. Periode.

Vom westphälischen Frieden bis zum Aufstande der brittischen Colonien in Nordamerika. V. J. 1648 — 1773.

§ 1. Eingang 156
§ 2. Die Restauration in England 157
§ 3. Frankreich während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit 159
§ 4. Ludwigs XIV. Eroberungskriege 163
§ 5. Der spanische Erbfolgekrieg 166
§ 6. England 175
§ 7. Kaiser Leopold und seine Nachfolger 177
§ 8. Deutschland und Polen 182
§ 9. Schweden und Rußland 187
§ 10. Maria Theresia 192
§ 11. Der siebenjährige Krieg. V. J. 1756—1763 194
§ 12. Katharina II. von Rußland und der Hubertsburger Friede . . . 198
§ 13. Friedrich II. Regierung und häusliches Leben 201
§ 14. Ludwig XV. und Frankreich 207
§ 15. Aufhebung der Jesuiten 209
§ 16. Kunst und Wissenschaft 213
§ 17. Handel, Gewerbe, Erfindungen und Entdeckungen 219
§ 18. Die Frauen 220

4. Periode.

Von dem Aufstande der brittischen Colonien in Nordamerika bis auf unsere Zeiten. V. J. 1773 bis 1842.

§ 1. Eingang 225
§ 2. Aufstand der brittischen Colonien in Nordamerika 226
§ 3. Polens Theilung 229
§ 4. Kaiser Joseph 232
§ 5. Anfang der französischen Revolution 237
§ 6. Frankreich ein beschränktes Königreich 242
§ 7. Frankreich eine Republik 246
§ 8. Napoleon Buonaparte und seine Feldzüge in Italien und Aegypten. 252
§ 9. Napoleon als Consul und Kaiser 256
§ 10. Die französischen Kriege bis 1809 260
§ 11. Der Sturz Napoleons 267
§ 12. Der Wiener Congreß und Napoleons Tod 272
§ 13. Die Ereignisse bis 1830 276
§ 14. Die Griechen 278
§ 15. Das Jahr 1830 282
§ 16. Großbritannien 287
§ 17. Handel und Gewerbe 291
§ 18. Kunst und Wissenschaft 295
§ 19. Die Frauen 304
Schlußwort 310
Chronologische Uebersicht der allgemeinen Geschichte 314

Weltgeschichte

für

Töchterschulen.

Neuere Geschichte.

Von Luther bis auf unsere Zeiten.

Vom J. 1517 bis 1840.

§ 1. Eingang.

Nicht so sehr wie die alte von der mittleren, ist von dieser die neuere Geschichte unterschieden, ja sie ist eigentlich nur eine Fortsetzung derselben, da keine neuen Völker auftreten und auch die alten Staats-Einrichtungen, das Lehnwesen, die Hierarchie, das Christenthum mit der scholastischen Philosophie zu Anfang dieses Zeitraums noch immer fortdauern und bis auf unsere Zeit zum Theil bestehen. Doch ist viel daran geändert und verbessert worden. Wenn die Menschheit im Mittelalter mehr nur der Sinnlichkeit, den Gefühlen und endlich dem Verstande folgte, so ist in neuerer Zeit bei derselben die Vernunft erwacht und mit unglaublicher Schnelligkeit zum Guten und Besten fortgeschritten. Von den Ursachen der erwachten Vernunftthätigkeit haben wir schon in der Geschichte des Mittelalters gesprochen, das waren erstens die neuen Erfindungen der Magnetnadel, des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, dann die Eroberung von Constantinopel und die Auswanderung der gelehrten Griechen nach Westeuropa, endlich die Seereisen und die Entdeckungen neuer Länder, und schneller und mächtiger, als durch Wissenschaften und Schulen, haben diese Erscheinungen und Ereignisse zum Denken und Forschen angetrieben. In der menschlichen Natur liegt es aber, daß mit dem völlig erwachten Bewußtsein der Vernunft auch der Wunsch erwache, frei zu sein, d. h. seine Thätigkeit nach allen Seiten hin ungehindert zur Bezweckung häuslicher und öffentlicher Wohlfahrt zu äußern. Dieses Streben nach Freiheit war wohl auch schon im Mittelalter sichtbar, doch nur bei dem Adel und gegen das Ende desselben bei dem Bürgerstande, jetzt regte sich dasselbe auch bei dem bisher in harter Leibeigenschaft schmachtenden Bauernvolke. Allgemein war aber gleich zu Anfang der Wunsch aller Stände, vom Joche der Hierarchie frei zu werden, und es sind die vor uns liegenden drei Jahrhunderte beinahe ein fortwährender Kampf gegen Rom, welcher anfangs mit den Waffen, zuletzt aber und bis auf den heutigen Tag auf dem Gebiete der Wissenschaft geführt wurde. Im Ganzen ist es tröstlich und erfreulich in der neueren Geschichte zu sehen, wie Humanität, Tu-

gend und Wahrheit oder, was daſſelbe iſt, thätiges Chriſtenthum immer mehr Raum gewinne. Das iſt auch ſichtbar, daß alle Völker, die nach dieſem Ziele hinſtreben, gedeihen und wachſen, andere aber, die in Unwiſſenheit, Aberglauben und allgemeiner Sittenverderbniß verharren, allmählig untergehen.

§ 2. Eintheilung.

Wir theilen die neuere Geſchichte in vier Perioden, wie folgt:

1. Periode von Luther bis zur Königin Eliſabeth von England und dem Siege der Reformation in und außer Deutſchland. Vom J. 1517—1558.
2. Periode von der Königin Eliſabeth bis auf den weſtphäliſchen Frieden. Vom J. 1558—1648.
3. Periode vom weſtphäliſchen Frieden und Ludwig XIV. bis zu dem Aufſtande der brittiſchen Colonien in Nordamerika. Vom J. 1648—1773.
4. Periode von dem Aufſtande der brittiſchen Colonien in Nordamerika bis auf unſere Zeiten. Vom J. 1773—1840.

1. Periode.

Von Luther bis zur Königin Elisabeth. Von Anbeginn der Reformation bis zum Siege derselben in Deutschland, den Niederlanden, Dänemark und England.

Vom J. 1517 — 1558.

§ 1. Eingang.

Wie zu Anfang des Mittelalters, thut sich in dieser Periode wieder durch das Evangelium Jesu für alle Menschen, ohne Unterschied der Stände, der Bildung und Gesittung, der Ruf zur geistigen Freiheit kund, und eine Gottesverehrung, nicht auf äußere Gebräuche, sondern auf Menschenliebe, Geist und Wahrheit gegründet, gestaltet sich in der christlichen Kirche. Die größten Männer, die je zu gleicher Zeit gelebt haben, wirkten mit Wort, Feder und Schwert, dieß große Werk auszuführen, und seit Griechenlands schöner Zeit errang wieder einmal der menschliche Geist den Sieg über physische Kraft und weltliche Macht. Glänzende Erscheinungen eröffnen diesen Zeitraum. Kühne Segler unterwerfen das neuentdeckte Amerika größtentheils der spanischen Krone, welche der 16jährige Karl, Maximilians Enkel trägt; der alte Kaiser schließt sein thatenreiches Leben 1519, wohl ahnend, daß eine andere Zeit, ein Kampf der Gedanken beginne, und sein Enkel Karl besteigt auch den deutschen Thron und vereinigt unter seinen Scepter Spanien, die Niederlande, Neapel und Mailand, Oestreich und dessen Nebenländer. Die europäische Freiheit war dadurch nicht wenig gefährdet, und es schien, als würde wieder das Reich Karls des Großen sich erheben, neben welchem kein anderer Staat seine eigenen Gesetze und Sitten haben sollte. „Zwei Männer," sagt Johann Müller, „retteten damals die europäische Freiheit und hinderten Karl an dem freien Gebrauch seiner Uebermacht. König Franz I. von Frankreich war der Eine, der glänzendste Ritter seiner Zeit, einer der aufgeklärtesten und liebenswürdigsten Männer, König einer Nation, die seiner würdig war. Allein er hätte Karl V. kaum aufhalten können, weil er nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Mängel seiner Nation theilte und ebenso leichtfertig blutige Siege und deren Erfolge verscherzte, als er sinnlichen Genüssen hin-

gegeben nicht darauf achtete, daß nun altrömiſche oder, wenn man will, altdeutſche Sittenſtrenge und eben ſolch beharrlicher Ernſt auf den Kampfplatz getreten ſei. Der andere Mann und Held der Zeit war ein Mönch aus Sachſen, Martin Luther, der ohne eine andere Macht, als die des gemeinen Menſchenverſtandes und der Wahrheit, dem halben Europa eine neue Seele und eine Kraft gab, die Karl V. nicht überwinden konnte, weil er nicht an ſie glaubte.

§ 2. Die Vorgänger der Reformation.

Deutſchland war es, aus welchem dieſe Kraft hervorging und auch der Mann, der dieſe Kraft durch unerſchrockenen Muth zu erwecken wußte. Doch haben Luthern ſchon zu Ende des 15. Jahrhunderts wackere Männer vorgearbeitet. Die Wiſſenſchaft der alten Griechen und ihre Sprache, welche Flüchtlinge aus Conſtantinopel nach Italien brachten, fanden auch Eingang in Deutſchland, nicht auf den Univerſitäten, wo die ſcholaſtiſche Philoſophie alle freie Wiſſenſchaft hinderte, nur von einzelnen Gelehrten und freiſinnigen Männern wurde ſie aufgegriffen und durch Schrift und Wort verbreitet. Ein ſolcher war Erasmus von Rotterdam; anfangs Geiſtlicher, dann aber in den weltlichen Stand zurückgetreten, lebte er bloß den Wiſſenſchaften und beſonders dem Studium des römiſchen und griechiſchen Alterthums. Der andere war Konrad Celtes, ein liebenswürdiger Dichter, der ganz Deutſchland durchwanderte, um den Sinn für ſchöne Wiſſenſchaften zu wecken, und zuletzt unter Kaiſer Maximilians Schutze eine gelehrte Geſellſchaft in Wien ſtiftete. Der dritte war Johann Reuchlin, der mit ſeinem Beſchützer, dem Herzog Eberhard von Würtemberg, nach Italien reiſte und dort an der Quelle, von den Griechen ſelbſt, griechiſche Sprache, Sinn und Geſchmack erlernte. Zurückgekehrt, wurde er von Maximilian zum kaiſerlichen Rath erhoben, wo er denn Macht und Anſehen hatte, wahre Gelehrſamkeit und Bildung zu verbreiten; ſein größtes Verdienſt aber iſt, daß er ſeinen jungen Vetter Philipp Melanchthon bildete und ſolch einen rüſtigen Kämpfer für Wahrheit und Wiſſenſchaft erzog. Noch viele andere Männer ſind zu derſelben Zeit mit vereinten Kräften bemüht geweſen, freie Geſinnung und Licht zu verbreiten; wir können nicht alle anführen, doch Einer muß noch genannt werden, der kühne Ritter Ulrich von Hutten, welcher mit großer Gelehrſamkeit und hinreißender Beredtſamkeit männliche Tapferkeit und raſtloſe Thätigkeit vereinigte. Er begleitete Kaiſer Maximilian auf ſeinem Feldzuge nach Italien, der ihn dann 1517 zu Augsburg feierlich zum Dichter krönte. Alle dieſe Männer ſtimmten darin überein, daß die bisher übliche Art zu ſtudieren nur die Köpfe verfinſtere und daß die alten Schriften der Griechen und Römer die Quelle der Bildung und Gelehrſamkeit ſeien, und daß aus dieſen, nicht aus den ſchlecht geſchriebenen, dunkeln und verworrenen Werken der Schulgelehrten Kunſt und Wiſſenſchaft zu ſchöpfen ſei. Dagegen erhoben ſich dieſe Schulgelehrten, vor allen andern die Profeſſoren der Dominikanerſchule zu Cöln, an de-

ren Spitze der dünkelhafte Hogſtraten ſtand, und eiferten leidenſchaftlich gegen dieſe Neuerer, welche heidniſche und auch wohl jüdiſche Schriften zum offenbaren Nachtheil ihrer Bücher, welche ſie für chriſtlich hielten, anempfahlen. Pfefferkorn, ein getaufter Jude, auch Profeſſor zu Cöln, machte den Vorſchlag, man ſollte alle hebräiſchen Bücher verbrennen, weil ſie gottloſe Schmähungen wider das Chriſtenthum enthielten. Schon war von Kaiſer Maximilian, der in dieſer Sache nicht gehörig unterrichtet war, der Befehl hiezu gegeben, als Reuchlin, der vorausſah, daß man in der Folge auch die griechiſchen und lateiniſchen Bücher vernichten würde, dagegen auftrat und dem Kaiſer darlegte, daß in den Büchern der Rabbiner viel herrliche Weisheit liege, die zu vertilgen Verrath an der Menſchheit ſei. Die Bücher werden zwar nicht verbrannt, allein die Finſterlinge von Cöln, Löwen, Mainz und Erfurt ruhen nicht und verklagen den edlen Reuchlin bei dem Papſte. Ein Mönch ſchrieb damals in ſeiner dummen Unwiſſenheit Folgendes: „Man hat eine neue Sprache erfunden, die man die griechiſche nennt — das iſt die Mutter aller Ketzereien. Ich ſehe in den Händen vieler Leute ein Buch, welches in dieſer Sprache geſchrieben iſt, und das ſie das neue Teſtament nennen, aber dieſes Buch iſt voll Dornen und Gift, und was das Hebräiſche betrifft, ſo iſt es gewiß, daß Alle, die es lernen, den Augenblick Juden werden.“

Während aber Reuchlin ſolchergeſtalt verketzert und verfolgt wurde, nahmen ſich zwei edle Ritter, der tapfere und freiſinnige Franz von Sickingen, ein mächtiger Vaſall am Rheine, und Ulrich von Hutten der guten Sache an, und während Erſterer die Widerſacher Reuchlins auf verſchiedene Weiſe neckte, ängſtete und ſtrafte, ſchrieb Hutten im Verein mit einigen geiſtreichen Freunden die berühmten Briefe der Finſterlinge, in welchen er die elende Schreibart und Denkweiſe im erbärmlichſten Mönchslatein darſtellte und die Schriftgelehrten von Cöln dem Gelächter aller Freiſinnigen preisgab. Nichts half nun dem Hogſtraten und ſeinen Geſellen das Klagen in Rom und bei Hofe, ſie waren der Gegenſtand des allgemeinen Spottes, ſo daß ſich ſelbſt Papſt Leo X., ein äußerſt feiner und gebildeter Mann, ihrer ſchämte und nicht weiter auf ihre Zuſchriften und Beſchwerden achtete. Das war der erſte Sieg des Lichts und der Wahrheit, und kaum hatten ſich die Finſterlinge einigermaßen von dieſer Niederlage erholt, als ein zweiter und kräftigerer Schlag von einer andern Seite kam, der vollends die Unwiſſenheit und den Aberglauben niederſchlug. Das war Luthers Stimme, die ſich im J. 1517 noch zu Maximilians Lebzeiten erhob, deſſen Leben wir aber ausführlich, von ſeiner Geburt an, beſchreiben wollen, weil es ſo lehrreich als erhebend iſt.

§ 3. Martin Luther.

Martin Luther wurde im J. 1483 den 10. November zu Eisleben geboren, als ſeine Eltern ſo eben auf dem Jahrmarkte daſelbſt waren. Sein Vater, Hans Luther, wohnte eigentlich zu Möra, einem ſächſiſchen Dorfe im Erzgebirge, und war ein armer Bergmann.

Der kleine Martin hatte kaum das fünfte Lebensjahr erreicht, als er auch schon zum Lernen angehalten wurde. In Möra selbst war kein Lehrer, die Kinder des Ortes mußten gewöhnlich in ein benachbartes Dorf, das eine Stunde Weges entfernt lag, zur Schule gehen. Da nun der Knabe noch zu schwach und zart war, pflegte ihn der Vater täglich dahin zu tragen. Dabei war Martin gesund und munter, ja sehr lebhaft und aufgeweckt; aber der Vater, ein strenger Mann, hielt ihn hart, strafte jeden jugendlichen Muthwillen, und der Knabe konnte ihm nicht eifrig genug sein, denn er wollte dereinst einen Gelehrten aus ihm haben. So sandte er ihn frühzeitig auf die lateinische Schule nach Magdeburg; reichlich waren da die Lehren und Ermahnungen, die dem kleinen Wanderer mitgegeben wurden, aber das Reisegeld spärlich und gering. Er mochte daher in der großen Stadt, wo das Leben kostspielig war, oft bittre Noth leiden, weil er bald mit einigen seiner dürftigen Mitschüler nach Eisenach zog, einer kleinen und stillen Stadt, deren wohlhabende Bürger im Rufe der Mildthätigkeit standen.

Hier gesellte er sich zu den Currentschülern, welche (wie es noch in unsern Zeiten in Deutschland hie und da Sitte ist) vor den Häusern der Reichen Lieder sangen und dafür Almosen bekamen, von denen sie ihre nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen konnten. So sang er einst vor dem Hause Kotta's, der ein Anverwandter seiner Eltern war (ohne jedoch näher mit ihnen bekannt zu sein). Die Ehewirthin Kotta's, Frau Elisabeth, eine fromme und menschenfreundliche Seele, hörte den Sängern zu und unter allen übrigen fiel ihr Martin auf, der eine helle und wohlklingende Stimme hatte. Sie ließ ihn in's Haus kommen, fragte um Geburtsort und Namen, freute sich, in ihm einen Anverwandten zu finden, bedauerte ihn seiner Armuth wegen, und weil er so offen und zugleich so verständig redete, erbarmte sie sich seiner und nahm ihn auf in ihr Haus und hielt ihn von nun an als ihr eigen Kind. Luther aber war nicht unwürdig solcher Milde, denn er lernte jetzt mit weit größerem Fleiße, weil ihm Gott solch eine Wohlthäterin geschickt hatte, die ihn mit allem Nöthigen versorgte. Er hätte auch beinahe über der ununterbrochenen Anstrengung seine natürliche Heiterkeit verloren, wenn es nicht etwa die Folge seiner allzu strengen Erziehung und kümmerlichen Jugend war, daß er zuweilen in tiefe Schwermuth versank. Seine mütterlich gesinnte Pflegemutter bemerkte dieß und kam auf ein Mittel, sein Gemüth aufzuheitern. Sie kaufte ihm eine Flöte, und er mußte sie spielen lernen. Luther brachte es auch in dieser Kunst, wie in Allem, was er lernte, sehr weit, und wenn er sich in spätern Jahren oft in großer Noth und Kümmerniß befand, nahm er seine Flöte, und die Musik erweckte Muth, Trost und Heiterkeit in seiner Seele, wie er denn auch in spätern Jahren zu sagen pflegte: Musik und Singen ist eine herrliche Kunst, die Noten machen den Text lebendig und verjagen den Geist der Traurigkeit.

Im achtzehnten Jahre seines Lebens bezog er die hohe Schule von Erfurt, wo er mit gleichem Fleiße fortfuhr, Geist und Herz auszubilden. Frühzeitig aber gewöhnte er sich, selbst zu denken, und darum genügte ihm auch die scholastische Philosophie mit ihren mühseligen Grübe-

leien ganz und gar nicht, viel lieber unterhielt er sich mit den geistreichen Schriften der Römer. Hohe Begeisterung ergriff ihn aber, als er einst auf der Bibliothek die Bibel in lateinischer Uebersetzung fand. Er las und konnte nicht aufhören zu lesen, und vorzüglich war es die Jugendgeschichte Samuels, die ihn ergriff: ein Mann zu werden wie Samuel und sein Leben dem Herrn zu weihen, war von nun an sein Wunsch. Doch des Vaters Wille, der den Sohn als Rechtsgelehrten wollte glänzen sehen, stand ihm hierin geradezu entgegen, und er war ein guter Sohn und wollte dem Vater nicht zuwider handeln. Siehe, da geschah es, daß er eines Morgens seinen Busenfreund Alexius, der des Nachts von Mördern überfallen war, sich im Blute wälzen sah, und als bald darauf neben ihm während eines Gewitters ein Blitzstrahl niederfuhr, so daß er besinnungslos zu Boden schlug, glaubte er Gottes Finger zu gewahren, der ihm den Weg weise, die schnöde Welt voll Gräuel zu verlassen und sich in einem Kloster dem Herrn zu weihen. So ging er im J. 1505 zu Erfurt in das Augustinerkloster und wurde Mönch. Auch hier fand er eine Bibel, sie war ihrer Kostbarkeit wegen (denn alle Bücher und besonders die Bibel waren damals, weil die Buchdruckerei noch nicht hinlänglichen Vorrath angefertigt hatte, noch sehr selten und im hohen Preise) an einer Kette befestigt. Allein man gestattete ihm nicht lange, darin zu lesen, sondern gab ihm Bettlertasche und Besen in die Hand, um als Novize für das Kloster Almosen zu sammeln und die Gemächer zu reinigen. Alles das that Luther willig und ohne Murren, ja er quälte sich noch mehr durch Fasten, Wachen und Geißelung, weil er auch von dem Aberglauben seiner Zeit befangen war und Gott für einen Gott des Zornes hielt, der Freude habe an den Qualen der Menschen. Doch dieser Zustand hätte beinahe Luthern in der Blüthe seiner Jugend getödtet, wäre nicht zu rechter Zeit der edle Staupitz, Generalvicar der Augustiner, nach Erfurt gekommen, der bald den Geist erkannte, welcher dem jungen Manne innewohnte. Dieser befreite ihn sogleich von aller knechtischen Arbeit, munterte ihn wieder auf, zu studieren, und als er die raschen Fortschritte sah, berief er ihn einige Jahre darauf zum Lehrer der Weltweisheit und Naturgeschichte nach Wittenberg, wo der Kurfürst von Sachsen eine Universität gestiftet hatte. Im J. 1508 ging er dahin, und als er auch einige Male sich im Predigen versuchte, wurde alles Volk von seiner strömenden Beredtsamkeit hingerissen und die Bürgerschaft verlangte ihn zum öffentlichen Stadtprediger. Der ängstliche und bescheidene Mann schützte seine Schwächlichkeit und Unwissenheit vor und lehnte den Antrag ab; doch Staupitz, der ihn besser kannte, als er sich selbst, sprach: „Und wenn es dich das Leben kostete, mußt du es annehmen! unser Herrgott hat große Geschäfte und bedarf darum auch kluger Leute.“ Nun predigte er denn eifrig und gewaltig, und alles Volk wurde ergriffen von der Art und Weise, wie er sprach, und von dem Geiste selbst, der in seinen Reden waltete; was ihnen aber diese wunderbare Kraft verlieh, war, daß er biblisch predigte, selbst begeistert und ergriffen von der Wahrheit des göttlichen Wortes. Als darauf Staupitz einen Augustiner in Ordensangelegenheiten nach Rom senden sollte, wählte er auch wieder Lu-

thern zum Abgeordneten. Dieser reiste nun nach Italien, und zwar mit einem Herzen voll der tiefsten Verehrung für den heiligen Vater, den er für den Inbegriff aller Frömmigkeit zu halten gewohnt war. Doch wurde er bald enttäuscht, als er die römische Geistlichkeit und den Papst Julius II. selbst mit weltlichen Dingen beschäftigt und sinnlichen Vergnügungen aller Art ergeben fand, und sah, wie leichtfertig und ohne Salbung die Messe und der ganze Gottesdienst verrichtet, wie von den Priestern das Wort Gottes und die heiligsten Wahrheiten verspottet, verlacht und verleugnet wurden. Mit verwundetem Herzen kehrte er heim nach Wittenberg und begann sorgfältiger in der Bibel zu forschen: was es denn mit diesem Papste und Statthalter Christi sei? Da fand er nirgend eine Spur, daß Jesus Christus Petrus oder einen Andern zu seinem Nachfolger eingesetzt und mit solcher Gewalt ausgestattet hätte, als die Päpste ausübten.

§ 4. Luther tritt auf als Reformator.

Bald sollte Luther's Wirkungskreis sich wiederum erweitern; er wurde zum Doctor und Professor der Theologie an der Wittenberger Universität erhoben und nun hielt er auch, was er als Doctor geschworen: sein Lebelang die heilige Schrift zu erforschen und den darin enthaltenen Glauben zu predigen ohne Unterlaß. Eben damals hatte sich der Streit zwischen den Cölnern und Reuchlin erhoben, in welchem die Wittenberger Letzterm beipflichteten und auch sehr bald von Hogstraten und seinem Anhange verketzert wurden. Wenn nämlich Luther lehrte: „die heilige Schrift sei die Quelle des Christenthums und über alle Kirchensatzung erhoben," schrien die Finsterlinge: „die Kirche gilt mehr als die Bibel, und die Bibel gilt nur so viel, als die Kirche zulassen wolle."

Im J. 1517 aber trat Luther noch entschiedener als Reformator auf, als der Dominikaner Johann Tetzel in Sachsen den Sündenablaß predigte. Es hatte nämlich schon Papst Julius II., als er die St. Peterskirche in Rom zu bauen anfing, in der ganzen Christenheit verkünden lassen, daß man für alle Sünden, begangene und künftige, ja für die Sünden der Verstorbenen, vollkommenen Ablaß von der heiligen Kirche für baares Geld haben könne, und damit große Summen hereingebracht. Leo X., der nicht nur den Bau der prächtigen Peterskirche fortsetzte, sondern auch, seiner unbegrenzten Liebe für Kunst und Wissenschaft gemäß, Künstler und Gelehrte verschwenderisch belohnte, gebrauchte auch dieses Mittel und ließ wieder einen allgemeinen Ablaß ankündigen. Um die Herbeischaffung der nöthigen Summen zu beschleunigen, wurde dieser einträgliche Handel an die Fugger, reiche Kaufleute in Augsburg, verpachtet, und um die deutschen Bischöfe auch zufrieden zu stellen, wurde ihnen ein Theil des Ertrags zugesichert; weßhalb sich auch der Erzbischof Albrecht von Mainz sehr eifrig die Sache angelegen sein ließ. Luther, der diese Art Sündenvergebung ohne Buße auch nicht in der Bibel fand, eiferte auf Kanzel und Katheder und in

öffentlichen Druckschriften gegen solchen Mißbrauch, weil er nicht glauben konnte, daß der heilige Vater solchen Unfug erlauben würde, wenn er hinlänglich davon unterrichtet wäre. Nun wurde er aber von Johann Tetzel und den übrigen Dominikanern auf's leidenschaftlichste angegriffen, wogegen er am Allerheiligen Abend den 31. October 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze in lateinischer Sprache anschlagen ließ, in welchen er zu einer öffentlichen Disputation über die wahrhaft christliche Art, Sünden zu vergeben, einlud und auch an den Erzbischof von Mainz, ja später selbst an den Papst Leo X. schrieb, ohne jedoch einer Antwort gewürdigt zu werden. Obwohl nun Luther und seine Anhänger zu Frankfurt an der Oder, zu Heidelberg, zu Leipzig und an andern Orten in öffentlichen Disputationen den Sieg gewinnen, und alle Freisinnigen ihm beistimmen, wird er doch durch das Geschrei der Dominikaner, vorzüglich des Doctors Johann Eck zu Ingolstadt, laut und öffentlich für einen gottlosen Ketzer erklärt und Leo X. ließ ihn nach Rom vor seinen Richterstuhl fordern. Allein Kurfürst Friedrich der Weise widersetzte sich diesem Ansinnen und forderte, daß Doctor Luther in Deutschland verhört werde. Es kam nun nach Augsburg der Cardinal Cajetanus, vom Papste gesandt, wo sich auch Luther einfand. Als aber der Prälat die Rechtfertigung und die Gründe des Angeklagten nicht hören wollte, sondern nur hartnäckig darauf bestand, daß er schlechterdings widerrufen solle, erklärte Luther in Gegenwart einiger Rathsherren, „daß er nicht widerrufen könne und werde, so lange man ihn nicht aus der heiligen Schrift genügend widerlegt habe.“ Ein wohlgesinnter junger Bürger aus Augsburg verrieth Luthern darauf, daß der Cardinal damit umgehe, ihn des Nachts gewaltsam zu ergreifen und nach Rom abzuführen, und besorgte ein schnelles Pferd, auf welchem Luther noch in derselben Nacht heimlich aus der Stadt entwich und glücklich in Wittenberg anlangte. Da man nun sah, daß der Bruder Martin, wie man Luthern verächtlich nannte, nicht so leicht zu erschrecken sei, sandte Leo X. seinen Kämmerer Karl von Miltitz, welcher denselben in Altenburg sprach und mit sanften Worten zum Widerrufe bringen wollte; allein es gelang diesem so wenig, als dem Cardinal, und Miltitz gestand Luthern offenherzig, wie wenig Hoffnung er selbst gehabt, seinen Auftrag zu vollführen. „O lieber Martin,“ sprach er, „ich dachte, du wärest ein alter verlebter Theologus, der hinterm Ofen säße und also mit sich disputire, aber ich sehe, daß du noch ein junger starker Mann bist. Wenn ich gleich in die fünfundzwanzigtausend gerüstete Mann hätte, getraute ich mich doch nicht, mit dir aus Deutschland zu kommen und dich gegen Rom zu bringen; denn ich habe auf der ganzen Reise geforschet, was die Leute von Euch denken, und mußte erfahren, wo einer für den Papst ist, sind drei für Euch.

Nun ersann Doctor Eck ein Anderes, um Luthern zu Grunde zu richten, er forderte ihn auf, über den Satz zu disputiren, „daß der Papst Petri Nachfolger und Jesu Christi Statthalter sei.“ Luther nahm die Disputation an und Herzog Georg von Sachsen, ein erklärter Gegner Luthers, veranstaltete eine Zusammenkunft vieler Theologen beider Parteien zu Leipzig. Hier wurde nun sowohl über die

Statthalterschaft Christi als auch über andere angefochtene Glaubenslehren und Kirchensatzungen von Doctor Eck, Doctor Luther und seinem Schüler dem Magister Karlstadt auf's leidenschaftlichste disputirt, und man kam zu keinem befriedigenden Abschlusse, denn Doctor Eck und seine Freunde halfen sich, als sie von den Wittenbergern in die Enge getrieben wurden, mit Schimpfreden und nannten Luthern einen Ketzer und Verführer, der sich vermittelst einer Rose und eines Ringes als teuflischer Zaubermittel unüberwindlich zu machen wisse.

Das Leipziger Turnei.

Zu Leipzig an der Pleissen,
Zu Leipzig auf dem Schloß
Sieht man viel wackre Kämpen
Mit ihrer Knechte Troß.

Mit Hellebarden ziehen
Die Wittenberger ein,
Sie wollen um den Meister
Ein' feste Mauer sein.

Doch der hat keine Lanze,
Nicht führt er Schwert noch Speer,
Das Wort, das ist sein Waffen,
Der Geist des Mannes Wehr.

Horch! blasen die Trompeten
Nicht zu dem Kampfe schon?
Nein! zu dem heil'gen Kampfe
Stimmt ernster Orgelton.

Hin auf die Knie sinken
Sieht man der Männer Chor,
Sie flehn zum hohen Himmel,
Zum heil'gen Geist empor.

„Komm über uns, du werther,
Du heil'ger Gottesgeist,
Du Tröster aus der Höhe,
Der uns zu Christo weist.

Gieb uns der Weisheit Fülle,
Gieb uns des Glaubens Kraft,
Die Wahrheit in der Liebe,
Die alles Gute schafft."

Jetzt heben sie sich wieder,
Die Schranken öffnen sich,

Zum Kampfe ruft der Herold:
Nun ſtreitet ritterlich!

Dort aus dem hellen Haufen
Tritt jetzt ein Recke vor,
Gar groß und ſeine Stimme
Dringt gellend in das Ohr:

„Wer wagt's mit mir zu ſtreiten?
Den Handſchuh werf' ich hin."
Der Wittenberger Einer,
Der hat es gut im Sinn.

Sie rennen an einander,
Sie kämpfen hin und her,
Viel wackre Hiebe fallen
Wohl in die Kreuz und Quer'.

Doch keiner wirft den andern
Zu Boden ganz, wohlan!
Du Wittenberger Meiſter,
Tritt du nun auf den Plan!

Und gleich Iſai's Sohne
Ein Mönchlein tritt daher,
Nicht hat er Helm und Lanze,
Nicht führt er Schwert und Speer.

Doch in der Taſche führt er
Wohl manchen guten Stein,
Den er vermag zu ſchleudern,
Daß krachen Stein und Bein.

Der führet ſeine Sache
So kühn und ritterlich,
Daß ſich darob entſetzen
Die Ritter männiglich.

Und wie die Streiche fallen,
Die Hiebe, klipp und klapp!
Sie prallen ſammt und ſonders
An ſeinem Leibe ab.

„Der Meiſter trägt ein Ringlein
Wohl an der rechten Hand,
Darinnen iſt mit Zauber
Ein Spiritus gebannt."

So raunen ſich die Ritter
Verdächtigend in's Ohr:
So komm doch aus dem Ringlein,
Du kühner Geiſt, hervor!

„Der Meiſter hat ein Sträußlein
Von Blumen in der Hand,
Darinnen iſt mit Zauber
Ein Spiritus gebannt."

So komm doch aus dem Sträußlein,
Du kühner Geiſt, hervor.
Der Ring und auch das Sträußlein,
Sie bleiben was zuvor.

So laßt es euch denn ſagen,
Nicht ſteckt es in dem Ring,
Und mit dem Geiſt im Sträußlein
Iſt's gar ein närriſch Ding.

Wißt, wo der Herr der Geiſter
Für ſeinen Diener ficht,
Da braucht ein edler Kämpe
Der fremden Geiſter nicht.

Der Geiſt nur aus der Höhe
Verleiht die rechte Kraft,
Und der hat auch dem Meiſter
So Muth, als Sieg verſchafft.

Hagenbach.*)

Doctor Eck richtete aber mit ſeinen Verdächtigungen und Schimpfreden ſo wenig aus, daß viele Leipziger Studenten und Profeſſoren, ſogar ſein Schreiber zu Luther übergingen. Dagegen rächte er ſich alſo, daß er bei Leo X. eine Bannbulle wider Doctor Luther auswirkte, welche alſobald in ganz Deutſchland bekannt gemacht wurde. Allein Friedrich der Weiſe verbot die Verbreitung derſelben, und Luther, deſſen Briefe an Leo X. alle unbeantwortet blieben, fühlte ſich vollends losgeſprochen von jeder Verpflichtung gegen das Oberhaupt der Kirche, die ihn als einen Abtrünnigen von ſich ſtieß, und predigte und ſchrieb von nun an frei und öffentlich, „der Papſt maße ſich eine Herrſchaft an, die nirgends in der heil. Schrift begründet ſei." Die Feſtigkeit und der Muth des unerſchrockenen Mannes gewannen ihm die Herzen von ganz Deutſchland, ja hundert fränkiſche Ritter, Sickingen, Hutten und Schaumburg an ihrer Spitze, luden ihn ein,

*) Siehe: Luther und ſeine Zeit. Eine Sammlung von Gedichten von K. R. Hagenbach. Zürich. 1839.

auf ihren Burgen seine Zuflucht zu nehmen, und die Hussiten in Böhmen machten ihm denselben Antrag. Damals schrieb Luther das Buch an den deutschen Adel, und wirklich war es dieser, der nun, am Ende altdeutscher Ritterschaft, noch einmal seine alte Kraft und seinen angebornen Muth in einem Kampfe geistlicher Waffen bezeugte. Besonders thätig war Ulrich von Hutten, der bisher nur lateinisch geschrieben, nun aber seinen Freunden und dem Volke zu Liebe Abhandlungen, Gespräche und Gedichte in deutscher Sprache voll Trotz und Hohn schrieb und drucken ließ, wozu die Maler Albrecht Dürer und Lucas Cranach ihre Spottbilder verfertigten. Da ging denn Luther soweit, daß er den Papst als Richter in Glaubenssachen verwarf und sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung berief, und endlich, als er hörte, daß seine Schriften in Rom und aller Orten, wo der Papst noch Gewalt hatte, verbrannt wurden, zog er auch selbst mit seinen Studenten und den Wittenberger Bürgern zum Thore hinaus und mit den Worten: „als Doctor der Theologie habe ich geschworen, falsche und verführerische Lehren zu vertilgen. Da Andere die Furcht hindert, das zu thun, mir aber Gott Muth und Freudigkeit dazu gegeben hat, so muß ich es thun!“ wirft er die Bannbulle des Papstes und die Bücher des päpstlichen Rechts in's Feuer. Das geschah am 10. December im Jahre 1520.

§ 5. Luther in Worms 1521.

Der alte Kaiser Maximilian hatte das Beginnen Luthers zwar mit Bekümmerniß, doch ohne Groll, wahrgenommen; er ahnete, was kommen sollte und mußte, und der guten Sache war er ja nie abgeneigt; Reuchlin, Sickingen und Hutten waren seine Lieblinge. Auf seinem letzten Reichstage zu Augsburg im J. 1518, wo er seinem Enkel Karl die Nachfolge zusichern und die Deutschen zu einem Feldzug gegen die Türken bewegen wollte, konnte er die allgemeine Stimmung wohl merken. „Nicht in Stambul,“ riefen die deutschen Fürsten und Ritter, „in Rom ist der Feind des Reiches, gegen den man zu Felde ziehen müsse!“ und die Königswahl unterblieb, so wie der Kreuzzug gegen die Türken. Das Jahr darauf starb der gute Kaiser, der seine Zeit nicht mehr kannte, und drei Könige bewarben sich um die deutsche Krone: die Könige von Frankreich, England und Spanien. Der Thätigste darunter war Franz I. von Frankreich, der mit Bestechungen und allerlei Künsten dieses Ziel verfolgte. Allein die deutschen Reichsstände, den Erzbischof von Trier ausgenommen, verwarfen es, einen fremden Herrn zu ihrem Oberhaupte zu wählen: vor allen erhob sich Franz von Sickingen, der mächtige Ritter am Rheine, welcher wohl 20,000 Gewaffnete in's Feld stellen konnte. Man bot darauf dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen die Würde an, allein dieser sah wohl ein, daß Franz I. seine Zurückweisung rächen würde und das Reich gegen diesen Feind und die Türken und bei den unruhigen Zeiten des Faustrechts, das wieder im Schwange war, ein mächtiges Oberhaupt bedürfe. Da er überdieß ein gar frommer und stiller Mann war, der

das Lebensglück nicht in hohen Ehren und Würden, sondern in Gott und einem guten Gewissen suchte, lehnte er den ehrenvollen Antrag ab und empfahl dafür Karl von Spanien, der, wenn auch in den Niederlanden geboren, doch von deutschem Stamme und des guten Kaisers Maximilian Enkel sei. Die Empfehlung galt, und bald wurde Karl, als der Fünfte dieses Namens, einstimmig zum König und Kaiser erwählt; das Reichsverweseramt aber, bis er aus Spanien anlangte, dem Kurfürsten Friedrich übergeben. Gottes Vorsehung hatte es so gewendet, daß in den Jahren 1519 und 1520, wo Luther eben von den Römlingen hart bedrängt wurde, der edle Friedrich Reichsverweser war, welcher ihn auf alle Weise schützte und die Gewalt der Bannblitze lähmte; denn Karl der Spanier, so jung er war, hatte andern Sinn, und war er auch nicht dem Papste persönlich ergeben, so haßte er doch jede Neuerung, und die verfochtene Freiheit des Glaubens erschien ihm als eine Vorläuferin der Freiheit des Reichs und der Reichsstände.

Im J. 1520 kam er nach Deutschland und wurde zu Aachen feierlich gekrönt, mußte jedoch folgende Bedingungen zu Gunsten der Reichsstände beschwören:

1. Die hergebrachten Freiheiten der Reichsstände nicht anzutasten und ohne ihre Einwilligung weder Krieg noch Frieden zu beschließen, noch Steuern auszuschreiben.

2. Außerhalb Deutschland weder Reichstag noch über irgend einen Reichsstand Gericht zu halten, auch auf Reichstagen und Verhandlungen sich keiner andern als der lateinischen oder deutschen Sprache zu bedienen.

3. Keine fremden Truppen in's Land zu führen, außer zu seiner eigenen Vertheidigung.

4. Alles was der römische Hof wider die deutschen Concordate (kirchliche Verträge) unternommen, abzuschaffen.

5. Alle Verbindungen des Ritterstandes und der Kaufleute (also auch die Hanse) aufzuheben.

Daraus erhellet nun, besonders aus dem fünften Punkte, wie die Kurfürsten und mächtigsten Herzoge und Grafen wohl die Freiheit Deutschlands gegen den Kaiser zu verwahren, aber auch ihre eigene Gewalt über den Ritter- und Bürgerstand zu vermehren strebten.

Auf das folgende Jahr (1521) ward nun der erste Reichstag Karls V. angesagt, wozu auch Doctor Luther vorgeladen wurde, um sich gegen seine Anklage zu vertheidigen. Der Papst forderte zwar, der Kaiser möge die Strafe des Banns an ihm vollziehen lassen, ohne ihn weiter zu verhören, doch Karl V., der das kaiserliche Ansehen gegen die Hierarchie behaupten wollte, zeigte dadurch, daß er Luthern vor ein deutsches Gericht stellte, wie wenig Macht er dem Papste in seinem Reiche einräume. Alle Freunde widerriethen Luthern, nach Worms zu gehen, allein der unerschrockene Mann ließ sich nicht abhalten. Die Wittenberger begleiten ihn weit vor die Thore hinaus und nehmen unter Thränen Abschied von ihm, wie von Einem, der zum Tode geht. Alle Städte und Dörfer, durch welche er zieht, empfangen ihn entweder mit Jauchzen, oder mit Staunen und Bewunderung. Als er schon dem Rheine und den Ländern der Bischöfe nahte, wo an allen Thoren die Bannbulle

angeſchlagen war, fragte ihn der kaiſerliche Herold, welcher mit ihm fuhr, ob er noch weiter ziehen wolle. Luther antwortete: „Ja in Gottes Namen!“ Spalatin, der mit dem Kurfürſten Friedrich ſchon in Worms war, ſandte ihm einen Boten entgegen und ließ ihm ſagen: „die Sachen ſtünden ſchlimm, er ſolle umkehren.“ Doch Luther antwortete: „Nein! und wenn ſie ein Feuer machten, das zwiſchen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, ſo will ich doch, weil ich vorgefordert, im Namen des Herrn erſcheinen und zwiſchen die Zähne meiner Feinde treten, Chriſtum bekennen und ihn walten laſſen.“ So kam er an die Thore von Worms, wo ihn noch einmal ſeine Freunde aufhalten wollten, er aber ruft aus: „Und wenn ſo viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, ſo will ich hinein! Iſt ſchon Huß zu Aſche verbrannt, ſo iſt doch die Wahrheit nicht mit verbrannt worden!“ — Und ſo fährt er denn hinein auf einem offenen Wäglein, im ſchlechten Mönchskleide, der einzelne Mann, der dem mächtigſten Tyrannen auf Erden Fehde angekündigt hat. Die Menge wogt in den Straßen; die Dächer ſind abgedeckt; Alles will den merkwürdigen Mönch von Wittenberg ſehen. Nach kurzer Nachtruhe in ſeines Kurfürſten Herberge, geſtärkt durch brünſtiges Gebet, begeiſtert durch Geſang zur Laute, wird er, dem Volksgedräng auszuweichen, durch Seitenpfade und Gärten an das Thor des glänzenden Verſammlungsſaales geführt. Ein greiſer Held, des Kaiſers Marſchall, Georg Freundsberg, klopft ihm am Eingange auf die Achſel und ſpricht: „Mönchlein! Mönchlein! du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter in unſerer allerernſteſten Schlachtordnung nicht gegangen ſind. Biſt du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo ſei nur getroſt, und fahre in Gottes Namen fort. Gott wird dich nicht verlaſſen.“ — Mit dieſem Troſte tritt er unerſchrocken in den Saal ein, wo die glänzenden Reihen der Kurfürſten, Biſchöfe, Aebte, Herzoge, Grafen und anderer Stände des Reichs, der Kaiſer ſelbſt und deſſen Bruder an der Spitze, Cardinäle und fremde Geſandte zur Seite, ſeiner mit geſpannter Erwartung harrten. Hier legte ihm ein Kanzler ſeine Schriften vor und fragte ihn: „ob er den Inhalt derſelben widerrufen wolle?“ Darauf bittet ſich Luther einen Tag Bedenkzeit aus, weil er nicht vorbereitet ſei, in ſolch anſehnlicher Verſammlung, vor Kaiſer und Reich, bündig und ziemlich ſogleich zu antworten. Am andern Tage aber tritt er unerſchrocken vor die Reichsverſammlung und zeigt in einer ausführlichen Rede zuerſt deutſch, dann auch auf Verlangen, weil der Kaiſer des Deutſchen nicht ganz mächtig war, lateiniſch, alle Gründe dar, warum er nicht widerrufen könne. Als ihm darauf der Trieriſche Kanzler etwas derb in die Rede fiel, „man habe keine Disputation, noch eine auf Schrauben und Hörner geſtellte Antwort, ſondern zu wiſſen verlangt, ob er widerrufen wolle oder nicht?“ da erwiderte Luther:

„Weil denn kaiſerliche Majeſtät, Kur- und Fürſtliche Gnaden eine ſchlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, ſo will ich die geben, ſo weder Hörner noch Zähne haben ſoll, nämlich alſo: es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der heil. Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwieſen werde, ſo kann und will ich nicht widerrufen, weil weder

ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Andere Gründe aber, ſo nicht aus der heil. Schrift genommen ſind, können auch nicht überzeugen, denn ich glaube weder dem Papſt noch dem Concilium, weil es am Tag und offenbar iſt, daß ſie beide oft geirrt haben und ihnen ſelbſt widerſprechend geweſen ſind. Hier ſteh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Als der Kaiſer dieſe Antwort vernommen, ſprach er: „Der Mönch redet unerſchrocken und mit großem Muthe." Darauf wurde er entlaſſen, die Spanier aber und die Welſchen gaben ſich viel Mühe, ein Verdammungsurtheil über Luthern zu erwirken, und als ſie nichts weiter, als die Reichsacht, in welche der Kaiſer Luthern legte, erreichen konnten, trugen ſie nebſt dem Kurfürſten von Brandenburg darauf an, man ſolle ihm für die Rückreiſe das ſichere Geleit verweigern. Allein der junge Kaiſer wies dieſen Antrag mit Unwillen zurück und ſprach: „Wenn Treu und Glauben allenthalben gebrochen werden, ſo ſollen ſie doch bei groſſen Herren allemal ſichere Stätte finden. Ich mag nicht gleich meinem Vorgänger Siegmund erröthen; was man zuſagt, muß man halten." In dieſe ehrenwerthen Geſinnungen ſtimmten auch die übrigen deutſchen Fürſten ein, beſonders Kurfürſt Ludwig von der Pfalz, der im Streite darüber mit dem Brandenburger bereits zum Schwerte griff. Sogar Herzog Georg von Sachſen, der die Neuerungen Luthers bitter haßte, fuhr auf und ſprach: „Die deutſchen Fürſten würden dieſe Schande, daß man das ſichere Geleit ſollte brechen, nimmermehr zulaſſen und komme ſolches mit der alten deutſchen Redlichkeit nicht überein; denn was man verſpreche, müſſe man halten."

Luther hielt ſich noch einige Tage in Worms auf, ſpeiſete bei mehreren Reichsfürſten und beſtand noch manches harte Geſpräch mit den Römlingen, beharrte aber auf ſeiner Meinung, und als ihn der Erzbiſchof von Trier fragte: wie denn die Sache enden werde? erwiderte er: „Iſt ſie nicht aus Gott, ſo wird ſie in zwei oder drei Jahren untergehen. Iſt ſie aber aus Gott, ſo werdet ihr ſie nicht dämpfen." Endlich um noch vor Ablauf der Geleitsfriſt heim zu kommen, reiſte Luther ab, nachdem ihm der gütige Kurfürſt Friedrich von Sachſen vorher vertraut hatte, daß er Anſtalt getroffen habe, ihn heimlich unter fremdem Namen auf ein abgelegenes Bergſchloß zu bringen, wo er ſo lange verborgen ſolle bleiben, bis die Reichsacht aufgehoben würde. So geſchah es auch; als Luther bei Waltershauſen fuhr, ſprengten vermummte Reiter aus dem Gebüſche, ergriffen ihn, ſetzten ihm eine Reitermütze auf und legten ihm ritterliche Kleider an, und ſo umgürtet mit einem Schwerte ritt er mit ihnen als Junker Görg in die Wartburg ein. Doch ſchadete dieß Verſchwinden ſeiner Sache nichts, denn der feſte Muth, mit welchem Luther in Worms geſprochen, begeiſterte immer mehr Volk für das Evangelium. Die biſchöfliche Stadt Worms ſelbſt und die meiſten Reichsſtädte erklärten ſich für daſſelbe, dazu der Adel und unzähliges Landvolk. Aber auch in fremde Länder verbreitete ſich die Lehre Luthers, z. B. nach Frankreich, England, den Niederlanden, Dänemark und Schweden, Spanien und Italien, ja bis nach Ungarn und Siebenbürgen brachten Kaufleute von der Leipziger Meſſe lutheriſche Bücher,

und es sollte sich denn bewähren, daß sein Werk wirklich aus Gott sei.

§ 6. Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten.

Nicht so glücklich ging das Werk der edlen Ritter Sickingen und Hutten von Statten; denn es war nicht an der Zeit, und maßlose Leidenschaft trieb sie, nicht Gottes Geist. Beide wollten im Verein mit dem Kaiser und mit dem Adel des Reichs die überhandnehmende Macht der Fürsten mindern und wieder die alte Reichsverfassung herstellen, wo alle Vasallen mit gleichem Recht unter kaiserlicher Oberhoheit standen. So jagten sie schon im J. 1519 mit Hilfe eines kaiserlichen Heeres den Herzog Ulrich von Würtemberg, der den Ritterstand in seinem Lande hart bedrückte und Huttens Vetter ohne gegründete Ursache um's Leben brachte, aus dem Lande. Sickingens Macht und Ansehen wurde von der Zeit an immer größer, während sich Hutten durch seine Schriften den Römlingen furchtbar machte. Er hatte sich, sobald er Luthers Beginnen erfuhr, der Sache des Evangeliums angenommen und auch Sickingen und den größten Theil des deutschen Adels dafür gewonnen. Er zog von Burg zu Burg und predigte die neue Lehre, und wo er nicht hinkam, da reichten seine Schriften hin, welche auf seiner Veste Stackelburg und auf den Vesten Sickingens gedruckt wurden. Es sind aber diese Schriften mit Flammenschrift geschriebene Aufforderungen an das deutsche Volk, sich vom römischen Joche zu befreien. Wie z. B.

Wo ist das alt Gemüth und Sinn,
Ist g'fahren nun all Mannheit hin?
Die Römer etwan ehrbar Leut,
Als uns der G'schichten Schrift bedeut?
Die Tugend halben waren werth
Zu herrschen über alle Erd,
Die Teutschen wollten bezwungen han,
Gewonnen Land und Freiheit an.
Das mocht nit leiden teutsche Art,
Manch werther Held erschlagen ward,
Und ist gestritten viel und hart.
Doch b'hielt dies Nation den Straus
Und wurden Römer g'trieben aus,
Das Vaterland in Freiheit g'setzt.
Jetzt man Betrug uns überschwätzt,
Und zwinget uns mit Mannes-Streit,
Vor tapfern Leuten seind wir g'freit;
Ein weibisch Volk, ein weiche Schaar,
Ohn Herz, ohn Muth, ohn Tugend gar,
Der keiner hat gestritten nie,
Von Kriegen weiß nit was, noch wie;

Da ſeind wir überſchritten von,
Im Herzen thut mir weh der Hohn.

Und dann:

Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das chriſtlich Volk mit Lügen b'ſchwert;
Die Lügen wöll'n wir tilgen ab,
Uf daß ein Licht die Wahrheit hab;
Die war verfinſtert und verdämpft,
Gott geb ihm Heil, der bei mir kämpft.
Das hoff ich mancher Ritter thu',
Manch Graf, manch Edelmann darzu,
Manch Bürger, der in ſeiner Stadt
Der Sachen auch Beſchwerniß hat;
Uf daß ichs nit anheb umſunſt.
Wohlauf, wir haben Gottes Gunſt,
Wer wollt in ſolchem bleiben d'heim?
Ich habs gewagt, das iſt mein Reim!
Amen.

Nichts, was je in deutſcher Sprache geſchrieben worden, hat die Kühnheit ſeines Geiſtes erreicht; kraftlos waren die fürchterlichen Bannbullen, wenn ſein zermalmendes Wort ſich hören ließ. Er unterließ es nicht, auch ſelbſt an den Papſt zu ſchreiben und ihn anfangs zu ermahnen, dann aber, gleich den übrigen Finſterlingen, ſchonungslos zu geißeln; ja die Bannbulle, welche Luthern verdammte, gab er im Druck heraus mit beißenden Anmerkungen, welche die Willkür des Papſtes erſt recht in's Licht ſtellten. Darum wurde er auch gleich Luthern in den Bann gethan und aus der chriſtlichen Kirche ausgeſtoßen vom Papſte, der auch an den Kaiſer Karl ſchrieb und die Auslieferung des gefährlichen Ritters forderte. Der Kaiſer, ſeinen Grundſätzen getreu, willfahrte nicht; denn der römiſche Papſt ſollte ſich nicht in deutſche Angelegenheiten mengen; doch wurden von den zahlloſen Finſterlingen in Deutſchland Mörder und Häſcher gedungen, die ihn todt oder lebendig nach Rom bringen ſollten. Da flüchtete ſich Hutten zu Sickingen, ſeinem Freunde, und ſang ein neues Lied, welches er in alle Welt hinausſandte.

Ich habs gewagt mit Sinnen
Und trag deß noch kein Reu,
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man ſpüren Treu,
Darmit ich mein',
Nit eim allein
Wenn man es wollt erkennen,

Dem Land zu gut,
Wiewohl man thut
Ein' Pfaffenfeind mich nennen.

Da laß ich jeden lügen,
Und reden, was er will,
Hätt' Wahrheit ich geſchwiegen,
Mir wären hulder viel;
Nun hab ich's g'ſagt,
Bin drum verjagt,
Das klag ich allen Frummen,
Wiewohl noch ich
Nit weiter flich,
Vielleicht werd' weiter kummen.

Um Gnad will ich nit bitten,
Dieweil ich bin ohn' Schuld,
Ich hätt' das Recht gelitten,
So hindert Ungeduld,
Daß man mich nit
Nach altem Sitt
Zu G'hör hat kummen laſſen;
Vielleicht wills Gott,
Und zwingt ſie Noth,
Zu handeln dieſermaſſen.

Nun iſt oft dieſer gleichen
Geſchehen auch hievor,
Daß einer von den Reichen
Ein gutes Spiel verlor.
Oft großer Flamm
Von Fünklein kam,
Wer weiß, ob ich's werd rächen;
Staht ſchon im Lauf,
So ſetz' ich drauf,
Muß gahn oder brechen.

Darneben mich zu tröſten
Mit gutem G'wiſſen hab,
Daß keiner von den Böſten
Mir Ehr mag brechen ab,
Noch ſagen, daß
Uf einig Maaß
Ich anders ſey gegangen,
Dann Ehren nach;
Hab dieſe Sach
In Gutem angefangen.

Will nun ihr selbs nit rathen
Dies frumme Nation,
Ihr Schaden sich ergatten,
Als ich vermahnet han:
So ist mir leid,
Hiemit ich scheid:
Will mengen baß die Karten,
Bin unverzagt,
Ich habs gewagt
Und will des End's erwarten.

Ob dann mir nach thut denken
Der Curtisanen List,
Ein Herz läßt sich nit kränken,
Das guter Meinung ist.
Ich weiß, noch viel
Wöll'n auch in's Spiel,
Und solltens drüber sterben:
Auf, Landsknecht gut,
Und Reuters Muth —
Laßt Hutten nie verderben!

Um diese Zeit, es war im J. 1521 nach dem Wormser Reichstage, hatte eben Franz von Sickingen eine Versammlung zahlreicher Ritter zu Landau gehalten, um sich mit ihnen zu verbinden, sowohl die Kirchenverbesserung, als auch die Wiederherstellung der alten Reichsverfassung mit Gewalt durchzusetzen. Er rechnete auf den Beistand des Pfalzgrafen Ludwig und aller Reichsfürsten, welche der Sache Luthers zugethan waren. Kaiser Karl war eben nach Spanien abgereist, und die Zeit schien also sehr gelegen. Den Erzbischof von Trier, dem er von der Zeit an gram war, als er den König Franz I. von Frankreich zum deutschen Kaiser empfahl, griff er zuerst an, eroberte sein Land und belagerte ihn hart in seiner Stadt Trier. Doch die gehoffte Hilfe der Reichsfürsten kam nicht, selbst von den verbündeten Rittern blieben Viele aus; ja der Pfalzgraf Ludwig und der junge Landgraf Philipp von Hessen, welche wohl merkten, daß ihre Fürstenmacht eben so, wie die bischöfliche und päpstliche, durch Sickingen gefährdet sei, kamen mit großem Kriegsvolke, dem Erzbischofe beizustehen; denn ihre Wohlfahrt hielten sie höher, als Glauben und gemeinsame Freiheit. Sickingen mußte die Belagerung aufheben und, von der Uebermacht bezwungen, sich auf seine Burgen zurückziehen. Allein die Fürsten verfolgten ihn bis dahin, verwüsteten seine Landgüter und nahmen eine Burg nach der andern. In dieser Gefahr entließ Sickingen zuerst seine gelehrten Freunde Hausschein (Oecolampadius), Bucer, Aquila und Schwebel, welche den evangelischen Gottesdienst bei ihm eingerichtet hatten, um sie nicht der Wuth der Feinde preiszugeben; dann bat er auch seinen Freund Hutten, der an einem hartnäckigen Fieber

litt, ihn zu verlaſſen, da der Biſchof, wenn es übel ablief, mit ihm als einem Geächteten nicht ſehr glimpflich verfahren dürfte. Hutten ging, in der Hoffnung, auswärts ſeinem Freunde beſſer zu dienen und Hilfsvölker zu werben; Sickingen aber verſchanzte ſich auf ſeiner Burg Landſtuhl, bereit, ſich bis zum letzten Hauche zu vertheidigen, obwohl er, ſelbſt gichtbrüchig, kaum auf den Füßen ſtehen konnte. Die Angriffe waren aber ſo heftig, daß die Mauern durch die Gewalt des ſchweren Geſchützes bald zerſchmettert wurden. Sickingen ſelbſt wurde dabei ſchwer verwundet und von ſeinen Leuten in ein unterirdiſches Gewölbe getragen. Von hier aus unterhandelte er mit den Feinden, und als er gebrochen am Leibe, doch noch immer aufrechten Muthes, keine Rettung ſah, ergab er ſich; ſtarb aber einige Stunden, nachdem die Fürſten in die Trümmer von Landſtuhl eingezogen waren. So fiel der tapferſte Ritter ſeiner Zeit, ein Held an Muth und Geſinnung; er hat freilich den Landfrieden gebrochen, allein nicht für ſeine Sache, und um Raub und Mord zu verüben, ſondern, wie er meinte, dem Vaterlande Freiheit zu erkämpfen. Als Luther die Nachricht von Sickingens Tode hörte, wollte er's lange nicht glauben; doch da ſich die Nachricht beſtätigte, ſann er tief nach und brach dann in die Worte aus: „Der Herr iſt gerecht, aber wunderbar. Er will ſeinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen!“

Sein Freund Hutten irrte noch als Flüchtling eine Weile umher, verfolgt wie das Wild des Waldes, wollte aber König Franzens Einladung nicht annehmen, ſondern wanderte krank und elend nach Baſel zu ſeinem alten Freunde Erasmus. Dieſer aber, der ſeinen Geiſt einſt ſo hoch hielt, ſelbſtſüchtig und furchtſam wie er war, verleugnete ihn. So mußte der Flüchtling, weil ihn der Baſler Rath nicht dulden wollte, weiter ziehen, und fand erſt bei dem edlen Ulrich Zwingli in Zürich Unterkunft. Hier wurde er gepflegt mit Sorgfalt und chriſtlicher Liebe; allein der Zürcher Rath ſchaffte ihn aus Rückſicht gegen den Kaiſer auch ab, und ſo ſandte ihn Zwingli zu einem befreundeten Pfarrer auf der Inſel des Zürcherſees Ufnau, wo er nach kurzen Leiden im 36. Jahre ſeines ſtürmiſchen Lebens ſtarb. So ging in Erfüllung, was Hutten einſt ſelbſt an Luther ſchrieb: „Dein Werk, heiliger Mann, iſt aus Gott und wird bleiben; meines iſt menſchlich und wird untergehn.“ Peter Lotich, ein gelehrter Arzt des 17. Jahrhunderts, dichtete an Huttens Schatten folgende Diſtichen:

Huttens Schatten, ſei mir gegrüßt! Du Aſche des Dichters,
Dem eine Inſel im See endlich die Ruhe gewährt!
Sei mir gegrüßt, o Freund! Das haſt Du Dir mühend errungen,
Ruh' im Grabe. Wohlan! gib ſie dem Todten, o Grab.
Nimm die Veilchen, die hier ich Dir ſtreue; nimm auch die Thränen,
Tapfrer Ritter! Der Tod, er nur gewährte Dir Glück.
Glücklich im Tode biſt Du; Du ſiehſt die größeren Uebel
Deines Landes nicht mehr, (dem Du, ein Rächer, erſchienſt;)
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, Dich aufnahm.
Doch auf Erden erwächſt, Jahre nach Jahren, Dein Ruhm.

des polnischen Wladislaw II., Königs von Böhmen und Ungarn, unter dessen schlaffer Regierung ein gefährlicher Bauernkrieg ausbrach, welchen zu unterdrücken er den mächtigen Vasallen alle Gewalt einräumen mußte, weil er selbst nichts vermochte. Sein Sohn Ludwig II., der im J. 1516 nachfolgte und Karls V. Schwester, die liebenswürdige und freisinnige Maria, zur Gattin hatte, wurde nun der König eines Landes, dessen Volk in Leibeigenschaft schmachtete, dessen Adel, im alleinigen Besitze des Landes und beinahe unbeschränkter Gerechtsame, dem königlichen Ansehen kaum einen Schatten zuließ. Und eben damals hatten die Türken ihren größten Sultan, den weisen und tapfern Soliman, der, sobald er den schlechten Zustand des benachbarten Ungarlandes wahrnahm, mit 200,000 Mann von Constantinopel aufbrach. In Pesth versammelten sich nun die Stände des Reichs in aller Eile, und es wurde beschlossen, daß sich alle Prälaten, Barone und Edelleute in Person und mit so viel Leuten, als sie aufbringen könnten, im Lager bei Tolna einfinden sollten; auch schickte Papst Clemens VII. 50,000 Ducaten und gab zugleich die Erlaubniß, einen Theil der Kirchengefäße auf Kriegsunkosten zu verwenden. Allein das adelige Aufgebot kam nicht zu Stande; 30,000 Mann, meist auf Kosten der Königin und des Graner Erzbischofs angeworben, waren Alles, was der König der feindlichen Uebermacht entgegenstellen konnte. Unterwegs stießen noch einige Prälaten und Barone zu dem Heere, das aber keinen kriegserfahrnen Anführer hatte. Der Erzbischof von Kolotscha, Tomory, übernahm, da die Adeligen dem Palatin Bathory nicht folgen wollten, den Oberbefehl, und auf allgemeines Verlangen mußte auch der unkriegerische König in's Lager. Bei Mohatsch an der Donau, den Ungarn gegenüber, stand schon Soliman; doch die Klügsten riethen, man solle auf die Ankunft der böhmischen Hilfsvölker, des Wojwoden Johann Zápolya von Siebenbürgen und des Grafen Christoph Frangepani, Banus von Illyrien warten. Allein der tollkühne Haufe verlangte mit Ungestüm die Schlacht, und so kam denn der unglückliche Tag (29. August 1526), an welchem binnen zwei Stunden mehr als 20,000 Ungarn erschlagen auf dem Felde lagen, unter welchen sich 7 Bischöfe, 28 Magnaten und 500 Adelige befanden. Der König selbst versank auf der Flucht in einem Morafte, und sein Leichnam wurde erst nach zwei Monaten auf Befehl der Königin aufgesucht und in die königliche Gruft nach Stuhlweißenburg gebracht.

Soliman eroberte indessen die Hauptstadt Ofen, ließ daselbst eine starke Besatzung und zog mit dem größten Theile des Heeres und einer Unzahl von Gefangenen zurück nach Constantinopel. Erst jetzt wagte es der Wojwode Johann Zápolya, mit seinem Heere über die Theiß zu gehen und in Tokai einen Reichstag zu versammeln, auf welchem ihn ein großer Theil der Stände zum König wählte und darauf auch wirklich in Stuhlweißenburg krönte. Allein die Königin Maria, welche sich mit dem Palatin Bathory und vielen Baronen nach Preßburg geflüchtet hatte, berief in diese Stadt einen Reichstag, auf welchem ihr Bruder, der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, welcher Anna, Ludwigs II. Schwester, zur Gemahlin hatte, einstimmig zum Könige er-

wählt wurde. Ferdinand kam auch im J. 1527 nach Preßburg, vertrieb den Zápolya aus ganz Niederungarn, besetzte Ofen und ließ sich in Stuhlweißenburg krönen, nachdem von allen anwesenden Reichsständen (selbst von solchen, die Zápolya gewählt hatten) Zápolya's Wahl für ungiltig erklärt wurde. Also ward erreicht, wornach schon seit Rudolf von Habsburg gearbeitet wurde, — Oestreich herrschte in Ungarn. Außerdem fielen ihm auch, als seiner Gattin Erbe, Böhmen, Mähren und Schlesien zu, und er stand im Begriff im Osten eben so mächtig zu werden, als sein Bruder Karl V. in Westen war, hätte nicht dieselbe Verblendung auch ihn abgehalten, die Sache der Reformation zu der seinigen zu machen. Denn auch in Ungarn war das neue Licht eingedrungen, die meisten Magnaten, unzählige vom Adel und ganz vorzüglich das arme gedrückte Landvolk, welchem das Evangelium Trost und Erquickung ward, ergriffen die Lehre Luthers. Seine Schriften und die heil. Schrift wurden in die Landessprachen übersetzt, auf den Schlössern der Reichsbarone waren allenthalben Druckereien zur Verbreitung evangelischer Bücher, ja selbst die erlauchte Königin Maria fand Gefallen am Gottesdienste im Geist und in der Wahrheit, und las (wiewohl, weil der Gatte, von dem Clerus beherrscht, es nicht duldete, heimlich), die Psalmen und Gebete, die ihr Luther, benachrichtigt von ihrem Glauben, zusandte. Allein auf dem Reichstage erhoben sich die Bischöfe, und der König mußte die neue Lehre als gottlose Ketzerei verdammen und den Tod auf dem Scheiterhaufen über alle Anhänger derselben verhängen. So war denn das Unglück des Landes, der Türken Einfall, ein Glück für das Evangelium, denn man vergaß nun wohl auch Ketzerei und Ketzergerichte, als der Türkensäbel ohne Unterschied des Glaubens Alles niedermähte. Nach der Schlacht bei Mohatsch hing wiederum der Besitz von Ungarn und der Krone von der religiösen Gesinnung des Herrschers ab. Doch beide Könige, sowohl Zápolya als Ferdinand folgten den Eingebungen geistlicher Räthe, und waren unduldsam und hart gegen die neue Kirche. Darum war keiner von beiden allgemein geliebt von seinem Volke. Zápolya mußte sich dem Sultan als Vasall ergeben, um sich, so lang er lebte, zu behaupten, und Ferdinand, meist mit deutschen Hilfsvölkern, gegen beide einen verderblichen Krieg führen, ohne jedoch, selbst nach Zápolya's Tode, ganz Ungarn zu besitzen. Frankreich aber, welches mit Soliman ein Bündniß schloß, hatte wieder Gelegenheit, Oestreichs Macht zu beschränken.

§ 8. Fortgang der Reformation.

Während also Kaiser und Papst in blutige Kriege verwickelt waren, konnte die Reformation in Deutschland trefflich fortschreiten. Luther blieb nämlich nicht länger als 9 Monate auf seiner Wartburg, wo er zuerst angefangen die Bibel zu übersetzen, und überhaupt das große Werk, das er vorhatte, in Ruhe zu überlegen. Indessen hatten sich aber unter Doctor Karlstadts Leitung einige Schwärmer hervorgethan, welche

die Reformation der Kirche auf ihre Weise fortsetzen wollten, indem sie allen Gottesdienst abschafften, in den Kirchen Altäre, Bilder und heilige Gefäße zertrümmerten, Mönche und andere Geistliche mißhandelten und dabei vorgaben: „sie thäten dieß Alles auf Gottes Befehl.“ Als dieß Luther hörte, schrieb er an den Kurfürsten, er möge ihm erlauben, zurückzukehren; ungeachtet ihm aber diese Erlaubniß nicht gegeben wurde, machte er sich dennoch auf, und schrieb unterwegs an den Kurfürsten wie folgt:

„Aus Liebe zu Ew. Kurf. Gnaden hab' ich dieß Jahr mich einschließen lassen; aus Noth aber meines eigenen Gewissens, da bei längerer Nachgiebigkeit das Evangelium erniedrigt wird und der Teufel den Platz einnimmt, wo ich ihm länger auch nur eine Handbreit weiche, muß ich ein Anderes dazu thun und hervorbrechen, und wenn's neun Tage eitel Herzog George regnete, und jeglicher neunfach wüthender wäre, denn dieser. Ich hab's nicht im Sinn, von Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ich komme nach Wittenberg in gar viel höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Dieser Sache soll und kann kein Schwert rathen oder helfen. Gott muß hier allein schaffen, ohn alles menschliche Sorgen und Zuthun. Daß nun auch Ew. Kurf. Gnaden begehrt zu wissen, was sie thun solle in dieser Sachen, sintemal Sie es achtet, Sie habe viel zu wenig gethan; so antwortete ich unterthäniglich: Ew. Kurf. Gnaden hat schon allzuviel gethan und sollte gar nichts thun. Gott will's ihm selbst gelassen haben; da mag sich Ew. Kurf. Gnaden nach richten. Dieweil denn ich nicht will Ew. Kurf. Gnaden folgen, so ist Sie vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menschen soll Ew. Kurf. Gnaden also sich halten, nämlich der Obrigkeit, als ein Kurfürst, gehorsam sein, und kaiserliche Majestät lassen walten nach Reichsordnung, und ja nicht wehren, noch widersetzen, so sie mich fahen oder tödten will: denn das ist Empörung wider Gott. Christus hat mich nicht gelehrt, mit eines andern Schaden ein Christ sein. Ich soll und muß jedermann tröstlich und nicht schädlich sein. Es ist ein anderer Mann, als Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurf. Gnaden gläubete, so würde auch Sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen.“

In Wittenberg angelangt, begab er sich sogleich in die Kirche und acht Tage hintereinander predigte er gegen die blinden Eiferer und Schwärmer also: „Ihr habt eine gute Absicht gehabt, aber in der Art eures Handelns habt ihr geirrt, habt gegen Weisheit, Liebe, Demuth und Ordnung gesündigt. Statt des edeln Verbesserungseifers, ist wilde, lose Neuerungswuth in euch gefahren, und statt der Liebe die Gewalt. Man soll aber Niemand handgreiflich und mit Haaren von seinen Meinungen abreißen, sondern soll sich begnügen, die Belehrungen Gottes zu verkündigen, und nun sein Wort wirken lassen auf die Herzen, die frei gelassen werden müssen. Aufgedrungene, aufgezwungene Meinungen machen aus dem Gottesdienst ein Spiegelfechten und Affenspiel, aber kein gutes Herz. Folgt

mir! Predigen will ich Gottes Wort, schreiben will ich's, sagen will ich's, aber aufzwingen, aufdringen handgreiflich und mit Gewalt will ich's Niemand. Ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewesen, aber mit keiner Gewalt. Ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt, geschrieben, sonst hab ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philipp (Melanchthon) und Amsdorf getrunken habe, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach geworden ist, als ihm noch nie kein Fürst, noch Kaiser abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan. Das göttliche Wort hat es allein gehandelt und ausgerichtet. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben, ja ich wollte wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht wäre sicher gewesen*). Aber was wäre das? ein Narrenspiel wäre es gewesen, und ein Verderbniß an Leib und Seele."

Durch solche und ähnliche Predigten brachte er endlich den wilden Schwarm zur Ruhe, und Kurfürst Friedrich der Weise verzieh ihm nun gerne, daß er ohne Erlaubniß zurückgekommen war. Luther trat nun wieder in seine vorige Wirksamkeit als Prediger und Professor, worin ihm sein junger Freund Philipp Melanchthon, der gelehrteste Deutsche seiner Zeit, trefflich beistand. Da nun Leo X. gestorben war, und auch sein Nachfolger Adrian wenig Thatkraft bewies, so blieb die Reformation ziemlich unangefochten, ob auch Herzog Georg von Sachsen, Kurfürst Joachim von Brandenburg und Heinrich von Braunschweig nebst einigen andern deutschen Fürsten sie in ihren Ländern verfolgten. Clemens VII., als er zur Regierung kam, wollte das Wormser Edict, welches Luthern in die Acht erklärte, auf dem Nürnberger Reichstage wieder erneuern, allein sein Legat wurde sowohl in Augsburg, als in Nürnberg, vom Volke so verspottet, daß selbst die päpstlich gesinnten Fürsten ihn baten, sich zurückzuziehen. Also fuhr Luther ungehindert und eifrig fort, die Kirche und den Glauben durch Predigten und Schriften, die unzählige Male gedruckt und in alle Länder verbreitet wurden, zu verbessern. Im J. 1522 kam zum erstenmal das Neue Testament in deutscher Uebersetzung im Druck heraus, und drauf folgten, zur Unterweisung der größtentheils unwissenden Landprediger, der große und der kleine Katechismus; in allen Schriften aber wiederholt Luther, daß er keineswegs gesonnen sei, eine neue Kirche aufzurichten, sondern nur die alte vom Schmutz und Anhängseln zu saubern. „Du mußt dich nicht lutherisch nennen," sagte er, „ist doch die Lehre nicht mein. Ich bitte daher, man wolle meines Namens schweigen, und nicht sich lutherisch, sondern Christen nennen. Laßt uns tilgen die parteischen Namen! laßt uns Christen heißen, des Lehre wir haben! ich bin und will Keines Meisters sein." Eben so spricht Melanchthon: „Wir haben den Verein der katholischen christlichen Kirche von Herzen lieb, und tadeln mehr nicht,

*) Er spielte dabei auf Ulrich von Hutten an, der ihm den Antrag machen ließ, mit aller Ritterschaft über den Reichstag herzufallen, wenn man ihn aburtheilen würde.

als etliche Mißbräuche des Gegentheils. Wir ſind alſo von der katholiſchen chriſtlichen Kirche nicht abgewichen, ſondern haben allein die Mißbräuche fahren laſſen, und ſind vielmehr aus ihrer Mitte geſtoßen worden durch gewaltſame Befehle, Bann und neue Verbitterung."

Darauf trat Luther öffentlich aus ſeinem Mönchsorden und vertauſchte die Auguſtiner-Kutte mit einem ſchwarzen Kleide, wie man es damals am Hofe trug, und wozu ihm der Kurfürſt das Tuch ſchenkte; denn da er weder für ſeine Schriften, noch für ſeine Vorleſungen einen Groſchen annahm, war er blutarm. Auch ſeine bisherigen Ordensbrüder in Wittenberg verließen das Kloſter, und wurden theils Landpfarrer, theils Schulmeiſter; das Kloſter aber ſelbſt übergab Luther feierlich dem Landesherrn, mit der Bitte, es zu einem andern gottesdienſtlichen Zwecke zu verwenden. Das geſchah denn auch mit den übrigen Mönchs- und Nonnenklöſtern, aus welchen die meiſten Mitglieder freiwillig noch vor Aufhebung derſelben in's bürgerliche Leben zurücktraten. Die Aebtiſſin des Kloſters Nimptſch weigerte ſich aber, ihr Kloſter zu öffnen und die Nonnen zu entlaſſen, und weil weder Luther noch der Kurfürſt irgend einen Zwang anlaſſen wollten, mußten die Nonnen, welche größtentheils ſchon entſchloſſen waren, auszutreten, ſich ſchriftlich an ihre Verwandten wenden, um befreit zu werden. Ein junger Bürger aus Torgau, deſſen Schweſter darunter war, kam verabredeter Weiſe in finſterer Nacht mit einem Wagen zur Hinterpforte des Kloſters, und empfing neun Nonnen, welche auf ein gegebenes Zeichen herauskamen, und packte ſie, da er durch die Länder des Herzogs Georg von Sachſen mußte, in Tonnen. Mit dieſer Ladung kam er denn gerade nach Wittenberg, und übergab dort die Nonnen dem Doctor Luther, weil er hoffen konnte, daß dieſer ſie in Schutz nehmen werde. Luther vertheilte die Fräulein in die Häuſer ſeiner Freunde, des Bürgermeiſters Lucas Cranach und anderer, und verheirathete dieſelben alle bis auf Katharina von Bora, welche jeden Antrag von ſich wies. Als ihr hierüber Lucas Cranach Vorwürfe machte und hinzuſetzte, daß ſelbſt Luther ſie deßhalb ein ſtolzes Weibsbild genannt habe, war ſie ſo erſchüttert, daß ſie ausrief: „Kann ich doch nicht meinem Herzen gebieten, und würde ein Mann wie Doctor Luther meine Hand begehren, ſo wollte ich mich nimmer weigern." Das hinterbrachte Cranach ſeinem Freunde, der ihn aber anfangs wild anfuhr und meinte, daß dieß Teufelsblendwerk ſei, ihn den vierzigjährigen, hinfälligen Mann zu verſuchen. Des andern Tags aber begab er ſich ſelbſt zu Cranach, und ging mit ihm zu Katharina von Bora, ihr ſeine Hand anzutragen. Die Vermählung wurde darauf auf's fröhlichſte vollzogen, und Luther, der ſchon früher ſeinen Auguſtiner Brüdern die Ehe angerathen hatte, hob alſo das Cölibat, als nicht in der Bibel begründet, völlig auf. Wie er über Mönchthum und Eheloſigkeit dachte, iſt zu leſen in einem ſeiner Briefe, wie folgt:

„Ich habe geſehen mit dieſen Augen, da ich bei meinem vierzehnten Jahre zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürſten von Anhalt, nämlich des Dompropſts und hernach Biſchof Adolfs zu Merſeburg Bruder, der ging in den Barfüßerkappen in der breiten Stra-

ſen um nach Brot und trug den Sack, wie ein Eſel, daß er ſich zur Erde krümmen mußt; aber ſein Geſell Bruder ging neben ihm ledig, auf daß der fromme Fürſt ja allein das höchſte Exempel der grauen beſchornen Heiligkeit der Welt einbildete. Sie hatten ihn auch ſo übertäubet, daß er alle anderen Werke im Kloſter gleichwie ein anderer Bruder thät, und hatte ſich alſo zerfaſtet, zerwacht, zerkaſteiet, daß er ausſah, wie ein Todtenbild, eitel Bein und Haut, ſtarb auch bald, denn er mochte ſolch ſtrenges Leben nicht ertragen. Summa, wer ihn anſahe, der ſchmatzte vor Andacht, und mußte ſich ſeines weltlichen Standes ſchämen, und ich halte, daß noch viel Leute zu Magdeburg leben, die es geſehen haben. Wenn nun Jemand wäre da geweſen, der den frommen Fürſten hätte von Chriſto und ſeiner Taufe recht geſagt, und ihn unterrichtet, wie er wohl hätte können in ſeines Vaters Hauſe ſelig werden, und, hätte er ja nicht wollen ehelich werden, dennoch einen ſeligen Stand mögen führen, mithelfen Land und Leute regieren und eines frommen weltlichen Fürſten Amt treulich ausrichten, und darin Gott einen rechten Dienſt thun und beſſern Orden führen, denn der Barfüßer iſt, darinnen man anderer Leute Brot und Gut frißt, mit eigenen Werken Chriſtum verläugnet und die Welt durch verkaufte und närriſche, unerlaubte, ſündliche und falſche gute Werke zur Hölle führet; meineſt du nicht, wo er ſolche Wahrheiten hätte erkannt, er würde die Kappen mit Füßen getreten und angeſpeiet haben, darinnen er ſich zu Tode hat müſſen martern."

Durch ſeine Verehelichung gab er alſo das Beiſpiel eines wahrhaft chriſtlichen und zugleich wahrhaft deutſchen (nicht römiſchen) Prieſterſtandes, der, durch fromme Häuslichkeit geweiht, bis auf unſere Zeit durch lebendiges Beiſpiel chriſtlicher Tugend ſegensreich in der evangeliſchen Kirche wirkt und waltet. Luthers Wirkſamkeit hemmte dieſer Schritt keineswegs, vielmehr arbeitete er nun noch eifriger an ſeinem Werke. Es wurden nun die Glaubenslehren von der Brotverwandlung, von der Anbetung der Heiligen, von den Kloſtergelübden, vom Fegfeuer und dergleichen mehr aufgehoben, die Meſſe abgeſchafft und dafür das Abendmahl, wie es Jeſus angeordnet, unter beiderlei Geſtalt ausgetheilt, die Faſttage vermindert, der Gottesdienſt vereinfacht und in der Mutterſprache eingeführt, beſtehend wie in den Zeiten der Apoſtel aus Predigt und Geſang. Dabei gab er ſich viel Mühe, gute Schulen einzurichten, „denn, ſprach er, ſoll man der Chriſtenheit wieder helfen, ſo muß man fürwahr an den Kindern anheben." Nun fuhr er auf Befehl des Kurfürſten durch das ganze Land, um die Kirchen und Schulen zu beſuchen. Dieſes Werk dauerte einige Jahre, und ſein Freund Melanchthon begleitete ihn.

Dabei hatte Luther die Freude, daß auch aus fremden Ländern, aus Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn und Böhmen nicht nur Jünglinge, die in Wittenberg ſtudieren wollten, ſondern auch Geſandte großer Herren und Landesfürſten kamen, um ſich mit ihm über die Einführung der Reformation in ihrem Vaterlande zu beſprechen. Der merkwürdigſte fürſtliche Anhänger Luthers war zu dieſer Zeit Markgraf Albrecht von Brandenburg, ſeit 1511 deutſcher Ordensmeiſter in

Preußen. Dieser Mann wünschte seinen Orden der polnischen Oberhoheit, in welche er gerathen war, zu entziehen, darum kam er nach Brandenburg und auch nach Sachsen, und bat die Fürsten, ihm beizustehen. Allein er fand wenig Gehör, dafür aber lernte er zu Wittenberg die Lehre Luthers kennen, welche er begierig annahm und bei seiner Rückkehr in ganz Preußen verbreitete. Er wandte sich hier auch an den König von Polen, und schloß mit demselben zu Krakau einen Vertrag, kraft welchem er das Land Preußen als erbliches Eigenthum seines Hauses unter polnischer Oberhoheit besitzen sollte. So verlor das deutsche Reich ein Land, weil es den Ordensbrüdern nicht beistand, ihre Selbständigkeit zu erkämpfen, und der deutsche Orden ward aufgelöst, indem sowohl Albrecht, als die meisten übrigen Ritter das Gelübde des Cölibats aufhoben und sich verheiratheten. Vergeblich waren Kaiser Karls Versuche, den Markgrafen Albrecht aus seinem neuen Besitzthume zu verdrängen; er mußte sich begnügen, die wenigen Ritter, welche katholisch geblieben, im deutschen Reiche zu entschädigen; Preußen wurde aber später mit Brandenburg vereinigt, und ist also dieser Schritt die Grundlage gewesen zu dem heutigen Königreich Preußen.

§ 9. Der Bauernkrieg und die Wiedertäufer.

Ein furchtbares Ereigniß, der Bauernaufstand, erweckte den Reformatoren abermals viele Feinde, weil die Katholiken ihn als eine Folge der neuen Lehre betrachteten und diese Meinung auch überall verbreiteten. Allein wir haben schon gesehen, wie noch im Mittelalter in Frankreich und zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Ungarn der gedrückte Bauernstand sich gegen seine Herren empörte, ohne daß Glaubensmeinungen die Veranlassung gaben. Dasselbe war auch in Schwaben der Fall, wo in den Jahren 1502 und 1514 blutige Bauernkriege sich erhoben. War es auch Wunder, daß solches geschah, wenn wir in einer alten Chronik folgende Schilderung von dem Zustande des Landvolks im deutschen Reich lesen:

„Der dritt standt ist der Menschen auf dem Feld, sizen in den Dörffern, Höfen, vnd wylern vnd werden genent Bauwren, darumb daz sie das Feld bauwen, vnd das zu der frucht bereiten. Die füren gar ein schlecht vnd niedertrechtig leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschnitten, vnd lebt für sich selb mit seinem Gesind und vieh. Ire heuser seind schlechte Heuser von kot vnd Holz gemacht, auf das erdtreich gesezt, vnd mit stroh gedeckt. Ire speiß ist schwarz rockenbrodt, haberbrey, oder gekocht erbsen mit linsen; Wasser vnd molken ist fast jr trank. Ein zwilch gippen, zwen bundschuh vnd ein filzhut ist jr kleidung. Diese leut haben nimmer Ruh. Früh vnd spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nechsten stett zu verkaufen, was sie nutzung überkommen auf dem Feld vnd von dem vieh, vnd kaufen ein dagegen, was sie bedürfen. Dann sie haben keine, oder gar wenig Handwerksleit bei jnen sitzen. Iren Herren müssen so oft durch das jar dinen, das feld bauwen, säen, die frucht abschneiden, vnd in die scheuwer führen, holtz

hauwen vnd graben machen. Do iſt nichts, daz das arm Velk nit thun muß, vnd an verluſt nit auffchieben darf."

Zufällig waren die meiſten Aufrührer der neuen Lehre zugethan, obwohl es ſcheint, der allgemeine Aufruf zur Glaubensfreiheit ſei von dem Landvolke auch zugleich für einen Aufruf zur Befreiung von Leibeigenſchaft gehalten worden, ganz ſo wie ſich früher der deutſche Adel das Evangelium ausgelegt hatte. Zuerſt waren es die Bauern des Abtes von Kempten und des Biſchofs von Augsburg, denen ſich ſodann immer größere Rotten zugeſellten. Den erſten Aufſtand unterdrückte noch glücklich Georg Truchſes von Waldburg, Anführer des ſchwäbiſchen Bundes, welcher einen förmlichen Vergleich mit den Bauern ſchloß, über den ſogar Luther um Rath gefragt wurde. Da ließ er ſich alſo vernehmen: „Niemand auf Erden möge man ſolchen Aufruhr danken, denn euch Fürſten und Herren, ſonderlich euch blinden Biſchöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutigen Tags verſtockt nicht aufhört zu toben und zu wüthen wider das heil. Evangelium. Dazu im weltlichen Regiment nichts thut, denn daß ihr ſchindet und ſchatzt, eure Pracht und Hochmuth zu führen, bis es der arme gemeine Mann nicht kann, noch länger mag ertragen. Solche Sicherheit und ſtolze Vermeſſenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr ſehen. Ihr müßt anders werden und Gotteswort weichen. Einem trunkenen Mann ſoll ein Fuder Heu weichen, wie viel mehr ſollt ihr das Toben und ſtörrige Tyrannei laſſen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an Trunkenen oder Irrigen. Sie haben 12 Artikel aufgeſtellt, unter welchen etliche ſo billig und recht ſind, daß ſie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen und Pſalter 107, 40 wahr machen."

Zu den Bauern aber ſprach er ſo: „Wer das Schwert nimmt, der ſoll durch das Schwert umkommen. Wenn die Obrigkeit böſe und unleidlich iſt, dürft ihr nicht Rotterei und Aufruhr ſtiften; ihr ſeid noch viel ärgere Räuber als die böſe Obrigkeit. Und wenn ihr ſprecht, wir wollen ihnen Leib und Gut laſſen, das glaube, wer da wolle, ich nicht. Denn wer ſo viel Unrecht wagt, daß er der Obrigkeit die Gewalt nimmt, die ihr von Gott gegeben, der wird ihr auch das Andere, ſo dran hangt, nehmen."

Allein dieſe Ermahnungen halfen weder auf der einen, noch der andern Seite, und die Empörung verbreitete ſich bald nach Franken, an den Rhein, nach Heſſen und Thüringen, ja nach Salzburg, Tyrol und Steiermark. Weit und breit wurden Burgen, Klöſter und Abteien geplündert und in Brand geſteckt, viele Ritter, Frauen und Kinder ermordet. Der Aufruhr griff immer weiter, ja die Empörer zwangen ſogar manchen Rittersmann, unter andern den tapfern Götz von Berlichingen*), der als ein Verfechter deutſcher Freiheit bekannt war, mit

*) Götz von Berlichingen war um's J. 1480 auf dem Schloſſe Jarthauſen aus einem alten würtembergiſchen Geſchlechte geboren. Sein ganzes Leben weihte er den Waffen, und wo ein gerechter Streit war, da geſellte er ſich bei. So half er dem Herzoge von Baiern und verlor in dieſem Kriege ſeine rechte Hand, an deren Statt ihm ein Künſtler eine eiſerne verfertigte. Bald war der Ruhm ſeiner Tapferkeit in ganz Deutſchland verbreitet und ſein Schwert

ihnen zu ziehen. Allein ihre Rohheit und Unmenschlichkeit wandte bald alle Gemüther und Arme gegen sie, und selbst Luther schrieb ein Buch gegen sie, in welchem er sagt: „Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist.“ So vereinigten sich die Fürsten und Ritter und erschlugen die Rotten zu Tausenden, und war das Loos des Landvolks nach der Zeit weit schlimmer als zuvor. Zu gleicher Zeit gab sich Thomas Münzer, ein fanatischer Prediger in der Reichsstadt Mühlhausen, für einen Auserwählten Gottes aus, der da gesandt sei, das weltliche Regiment umzustürzen und Reiche und Arme gleich zu machen, und weil er unter andern die Lehre Luthers als unzulänglich schmähte und außer der Kindertaufe noch eine zweite Taufe der Erwachsenen einführte, wird seine Secte die der Wiedertäufer genannt. Auch er wurde mit seinem blutdürstigen Haufen in einer offenen Feldschlacht geschlagen, und, nachdem er in die Hände der Sieger gerieth, gefoltert und enthauptet. Nach fünf Jahren erhoben sich aber die Wiedertäufer wieder zu Münster und wurden erst nach sechsjährigem Wüthen gänzlich unterdrückt; nur einzelne entkamen in fremde Länder, nach den Niederlanden, nach Polen und Ungarn, wo sie mit gemäßigten Grundsätzen eine stille Gemeinde ohne Geistlichkeit bildeten, sich aber durch Arbeitsamkeit und Redlichkeit so sehr empfahlen, daß sie geduldet wurden und zum Theil noch bestehen. Zur Verbesserung dieser Secte trug das Meiste der Priester Menno Simons um's Jahr 1540 bei, woher sie denn auch den Namen Mennoniten erhalten haben.

---

gefürchtet, aber auch zugleich seine Redlichkeit und Treue werthgehalten von allen Gerechten. Mit dem schwäbischen Bunde, der wohl Ordnung und Ruhe im Lande stiftete, aber auch manches alte Recht verletzte, war er meist in Fehde, und als Dienstmann des Herzogs Ulrich von Würtemberg gerieth er in Gefangenschaft, aus welcher er nur durch Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg befreit werden konnte. Als der Bauernkrieg begann, wollte er auch nicht ruhen, wartete aber auf ein Schreiben des Kurfürsten von der Pfalz, weil er hörte, daß dieser menschenfreundliche Herr sich der Bauern annehmen wolle. Das Schreiben kam wirklich, worin Götz aufgefordert wurde, zum Kurfürsten zu kommen, der mit seinen Leuten nach allen vergeblichen Abmahnungen sich gerüstet hätte, die Bauern mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Allein dieses Schreiben zeigten ihm seine Gattin und Schwiegermutter nicht, weil sie nicht haben wollten, daß er wieder in's Feld ziehe. Dagegen gerieth er, als er einst ausgeritten war, unter die aufrührerischen Bauern, welche ihn zwangen, ihr Hauptmann zu werden. Doch hätte er selbst bei der drohenden Lebensgefahr nicht eingewilligt, wenn er gewußt hätte, wie die Sachen stehen, und wie der Kurfürst gesinnt sei. Sobald er aber konnte, verließ er die Aufrührer, deren unritterliche Grausamkeit seinem edlen Gemüthe zuwider war. Nichts desto weniger verurtheilte ihn der schwäbische Bund, auf dem einsamen Schlosse zu Hornberg verbannt zu leben, ohne je die Marken desselben zu verlassen. Sechzehn Jahre lebte er hier mit seiner Gattin Elisabeth, bis er vom Kaiser Karl V. befreit wurde und noch im hohen Alter demselben auf dem Feldzuge gegen Frankreich folgte. Er überlebte seinen Kaiser und schrieb nun seine Abenteuer, so, daß ein Buch daraus wurde, schlicht und kurzweilig geschrieben und ganz in der Sprache damaliger Zeit. Aus diesem Buche, das noch vorhanden ist, hat Göthe das treffliche Gemälde eines deutschen Ritters, wir meinen das Schauspiel: Götz von Berlichingen, geschöpft, welches ein wahres Volksbuch für die Deutschen geworden ist. Götz von Berlichingen starb im 80. Jahre seines Lebens, 1562.

§ 10. Die Augsburger Confession.

Das waren die Ereigniſſe vom Wormſer Reichstage her bis zum J. 1529, in welchem die Abweſenheit Karls V., der franzöſiſche Krieg und beſonders der Türken ſiegreicher Sultan Soliman alle Anſchläge gegen die Reformation vereitelte. Im J. 1529 war letzterer bis Wien vorgedrungen, und nur durch die Tapferkeit des Pfalzgrafen Philipp vom Rhein wurde die Hauptſtadt Oeſtreichs gerettet. Dagegen eroberte Soliman das Jahr darauf die Inſel Rhodus, ſo herzhaft auch die Johanniter-Ritter ſich daſelbſt vertheidigten. Kaiſer Karl V. räumte dieſem Orden hierauf die zu Sicilien gehörige Inſel Malta ein, und ſo führten ſeitdem die Johanniter den Namen der Malteſer-Ritter. Sobald ſich aber die Angelegenheiten Kaiſer Karls V. beſſer geſtalteten, und er ſich zu Bologna mit dem Papſte verſöhnt hatte, ließ er deutlich merken, daß er nun im Sinne führe, ſeinen Willen auch in Deutſchland durchzuſetzen, und ſowohl Reformation, als Freiheit der Reichsfürſten gewaltſam zu unterdrücken. Die Biſchöfe und ſelbſt einige weltliche Fürſten, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachſen und Herzog Heinrich von Braunſchweig vereinigten ſich unter Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oeſtreich, zu demſelben Zwecke. Als dieß die Fürſten, die Luthers Lehre angenommen und in ihren Ländern verbreitet hatten, Kurfürſt Johann der Standhafte von Sachſen (Friedrich des Weiſen, der im J. 1525 geſtorben war, Bruder), Landgraf Philipp von Heſſen, vier Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürſt Wolfgang zu Anhalt, zwei Grafen von Mannsfeld, wahrnahmen, verbanden ſie ſich auch zu Torgau, ſo ſehr auch Luther und Melanchthon jede gewaltſame Maßregel widerriethen.

Vielfach aufgefordert, ließ Karl V. 1529 einen Reichstag nach Speier berufen, wo, weil er ſelbſt abweſend war, ſein Bruder Ferdinand den Vorſitz hatte. Hier kam es nun zum völligen Riſſe zwiſchen den Katholiken und Luthers Anhängern, der dadurch nur noch größer wurde, weil letztere einen Namen bekamen. Es brachten nämlich die katholiſchen Fürſten den Beſchluß zu Stande: es ſolle bei dem Wormſer Edicte verbleiben, die Meſſe beibehalten werden und die, welche die neue Lehre angenommen hätten, ſollten ſich aller Neuerungen enthalten. Mit dieſem Schluſſe waren nun die Lutheriſchgeſinnten nicht zufrieden, und legten dagegen eine Proteſtation oder Verwahrung ein, wovon ſie den Namen Proteſtanten erhalten haben. Es waren dieß aber die ſchon erwähnten Torgauer Verbündeten nebſt dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und außer Magdeburg noch vierzehn andere Reichsſtädte.

Darauf kamen harte Schreiben vom Kaiſer Karl V. an den Kurfürſten Johann den Standhaften. Dieſer berief nun Luther, Melanchthon und noch zwei andere Gottesgelehrte aus Wittenberg

nach Torgau und legte ihnen die zwei Fragen vor: „Worin beſteht unſer Glaube?“ und dann: „Wenn der Kaiſer uns mit Gewalt den Glauben will nehmen, darf der Reichsunterthan ſich der Gewalt durch Gewalt erwehren?“ Im Pfarrhauſe rathſchlagten die eben ſo gottesfürchtigen als klugen Männer lange, und der Gedanke, daß durch ihre Lehre Blut vergoſſen werden ſollte, erfüllte ſie mit Angſt und Schrecken. Da ging Melanchthon hinaus in's Freie und erblickt an der Thür des Pfarrers Frau mit einem Säuglinge an der Bruſt und einem andern Kinde zu ihren Füßen, ein Loblied ſingend. Entzückt und heiter kehrt er zu ſeinen Freunden zurück, und laut und freudig ruft er ihnen entgegen: „Muth gefaßt, Brüder, ich habe nun die geſehen, welche für uns ſtreiten werden, und die wird keine Macht beſiegen.“ Als nun Luther verwundert fragte: „Wer ſind dieſe?“ antwortete er: „Die frommen Mütter und die unſchuldigen Kinder ſind es, die für uns beten.“ Das ermuthigt Alle und ſie nehmen ſolches Ereigniß für eine günſtige Vorbedeutung, faſſen nun mit raſcher Entſchloſſenheit die Hauptlehren zuſammen, woraus dann Melanchthon bündig und klar geſchrieben ein Glaubensbekenntniß entwirft. Die zweite Frage beantworteten ſie aber auf folgende Weiſe: „Die Fürſten ſollen die Schwerter von dieſer heiligen Sache laſſen, Gott werde ſie ſchützen; dränge aber der Kaiſer fortan, ſo wollten ſie allein vor ihm erſcheinen.“ Das antworteten ſie dem Kurfürſten; der aber ſprach: „Nicht Ihr allein, auch ich will vor dem Kaiſer erſcheinen und meinen Herrn bekennen.“ Deßhalb hat man dieſem edlen Fürſten den Namen „des Standhaften“ gegeben.

Im J. 1530 wurde nun der Reichstag in Augsburg gehalten. Kaiſer Karl V. ſelbſt war anweſend und nächſt ihm faſt alle deutſche Reichsfürſten und Biſchöfe, unzählige vom Ritterſtande und Abgeordnete der freien Reichsſtädte. Luther, da die Reichsacht noch nicht aufgehoben war, konnte nicht erſcheinen. Er war in Koburg zurückgeblieben, und wie die Lage der proteſtantiſchen Kirche damals ſehr bedenklich war, dichtete er, um ſein gepreßtes Herz zu erleichtern, nach dem 46. Pſalter den erhabenen Hymnus:

Ein feſte burg iſt unſer Gott,
Ein gute wehr und waffen.
Er hilfft uns frey aus aller not,
Die uns itzt hat betroffen.
Der alt böſe feind
Mit ernſt er's itzt meint,
Groß macht und viel liſt,
Sein grauſam rüſtung iſt,
Auf erd iſt nicht ſeins gleichen.

Mit unſer macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren.
Es ſtreit für uns der rechte man,
Den Gott hat ſelbſt erkoren.

Fragstu, wer der ist?
Er heißt Jhesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott,
Das felt muß er behalten.

Und wenn die welt voll teufel wer,
Und wollt uns gar verschlingen:
So fürchten wir uns nicht so seer,
Es sol uns doch gelingen.
Der fürst dieser welt,
Wie sawr er sich stellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er ist gericht,
Ein wörtlein kann ihn fellen.

Das wort sie sollen lassen stan,
Und kein danck dazu haben.
Er ist bei uns wol auff den plan,
Mit seinem geist und gaben;
Nemen sie den leib,
Gut, ehr, kind und weib,
Las faren dahin,
Sie haben's kein gewin,
Das reich mus uns doch bleiben.

An Luthers Stelle war Philipp Melanchthon zugegen, und es ist merkwürdig, wie dieser sanfte und geistreiche Mann, der tief zu blicken, aber auch Alles von der edelsten Seite zu betrachten gewohnt war, in einem vertrauten Briefe über Kaiser Karl V. schreibt:

„Das Merkwürdigste auf dieser Versammlung ist unstreitig der Kaiser selbst. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in Euern Gegenden Bewunderung erregt haben; weit bewunderungswürdiger aber ist es, daß er bei so großen Erfolgen, da ihm Alles nach Wunsch gelingt, eine so große Mäßigung bewahrt, so daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine solche That an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiser wirst Du mir aus der Geschichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei diesem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm ist keine Spur einer Leidenschaft, eines Hochmuthes, einer Grausamkeit. Denn, um von dem übrigen zu schweigen, obgleich unsere Gegner bisher alle Künste angewendet, um ihn in dieser Religionssache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unsrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die sonst bei den deutschen Fürsten sehr streng war, wird nun bloß in des Kaisers Hause angetroffen. Kein Lasterhafter kann sich in seinen Umgang einschleichen,

und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er ſich ganz nach ihren Tugenden auswählt. — Mich dünkt, ſo oft ich ihn geſehen, daß ich einen von den berühmten Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menſchen ſollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen ſollte wohl die Uebereinſtimmung der ſchönſten Tugenden, beſonders bei einem ſo großen Fürſten, nicht erfreuen?"

Als nun die Reichstagsſitzungen begannen und die Religionsſache zur Sprache kam, baten die proteſtantiſchen Fürſten um Erlaubniß, ihr Glaubensbekenntniß vorlegen zu dürfen, welches denn auch in deutſcher und lateiniſcher Sprache am 25. Juni vorgeleſen wurde. Der Kaiſer ſchien nicht unzufrieden damit und äußerte: „daß er ganz anders berichtet worden ſei." Als aber über dieſes Bekenntniß, welches man die Augsburgiſche Confeſſion nennt, verhandelt wurde, zeigte ſich die Uneinigkeit beider Parteien nur noch auffallender, und man kam nach langem Streite zu keinem Ende, bis der Kaiſer den Proteſtanten erklären ließ: „Er wolle die Sache einem allgemeinen Concilium, welches binnen Jahr und Tag gehalten werden ſollte, zur Verhandlung überantworten; bis dahin aber möchten ſie ſich friedlich halten, auch in ihren Ländern nichts Neues drucken laſſen und Niemand weiter zu ihrer Secte ziehen." Die Proteſtanten erwiderten hierauf: „Daß ihre Lehre noch nicht aus der heil. Schrift widerlegt ſei, und ihnen alſo ihr Gewiſſen verbiete, der weitern Ausbreitung ihres Glaubens zu entſagen." Mit dieſer Erklärung verließen ſie Augsburg, und die zurückbleibenden Katholiken erklärten in dem Reichstagsabſchiede die lutheriſche Lehre für gottloſe und verwerfliche Ketzerei. Darum ſich noch in demſelben Jahre die proteſtantiſchen Fürſten zu Schmalkalden verſammelten und den Torgauer Bund erneuerten. Viele derſelben riethen, zu den Waffen zu greifen; allein die beſonnenſten, worunter der Kurfürſt von Sachſen war, befolgten den Rath Luthers und Melanchthons, die Sache Gottes nicht mit Blut zu beflecken, und es ſiegte wieder die alte Treue der Deutſchen gegen die heilige Perſon des Kaiſers, wie es in den Beſchlüſſen wörtlich heißt, und man begnügte ſich, bloß auf jede Gefahr gerüſtet zu ſein und der guten Sache zu vertrauen. Kaiſer Karl V. berief im folgenden Jahre noch die Kurfürſten nach Cöln, wo er ihnen den Vorſchlag that, ſeinen Bruder Ferdinand zum römiſchen König zu erwählen, damit er bei des Kaiſers häufiger Abweſenheit die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Kurfürſten, Sachſen ausgenommen, willigten ein, und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt. Dem neuen Könige war nun ſehr daran gelegen, den Frieden in Deutſchland zu erhalten, und gegen die Türken, die ſein neuerworbenes Königreich Ungarn hart bedrängten, deutſche Hilfsvölker zu erlangen, und ſo kam der Religionsfriede zu Nürnberg im J. 1532 zu Stande, nachdem Luther ſelbſt die proteſtantiſchen Fürſten ernſtlich ermahnte, denſelben anzunehmen.

§ 11. Ulrich Zwingli und Johann Calvin.

So wurde denn die Reformation in Deutschland, ja in ganz Europa verbreitet; denn nicht nur von Sachsen aus ging das neue Licht auf zu allen Völkern Europas, auch von einer andern Seite her kam es fast zu gleicher Zeit, nämlich aus der Schweiz. Ulrich Zwingli, Canonikus und Prediger in Zürich, war ebenfalls durch den ärgerlichen Ablaßhandel veranlaßt, gegen die Mißbräuche der Kirche zu predigen und zu schreiben und die Glaubenslehre nach den Aussprüchen der heil. Schrift ganz in der Art, wie Luther, wieder zur alten evangelischen Reinheit zurückzuführen. So wurde denn zuerst in Zürich und dann auch in einigen benachbarten Cantonen die Messe, Verehrung der Heiligen, der Ablaß, das Cölibat und alle Mißbräuche und päpstliche Lehren abgeschafft. Sehr bald näherten sich auch die Wittenberger und Schweizer Reformatoren einander durch Briefe, und es war anfangs gar keine störende Abweichung in ihren beiderseitigen Glaubenslehren, bis auf die Lehre vom Abendmahl. Um auch in dieser gänzliche Uebereinstimmung zu bewirken, veranstaltete Landgraf Philipp von Hessen im J. 1529 zu Marburg eine Zusammenkunft Luthers und Zwingli's, welche jedoch zu keinem gewünschten Ergebniß führte, weil beide Reformatoren hartnäckig auf ihrer Meinung beharrten. Doch wurde beschlossen, daß über die streitigen Punkte nicht weiter gepredigt oder geschrieben werden sollte.

Indeß trübte sich aber der Friedenshimmel zuerst in der Schweiz, wo die fünf Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern gegen die Reformirten feindlich auftraten. Vergebens suchten Zwingli und viele edle Schweizer den Frieden zu erhalten; die fünf katholischen Orte ließen im J. 1531 1000 Mann in das Gebiet von Zürich einrücken. Die Züricher waren nicht vorbereitet auf diesen Angriff, und stellten dem Feinde nur eine geringe, in Eile zusammengeraffte Mannschaft entgegen, welche auch Zwingli, um sie durch seine Gegenwart und durch seinen Zuspruch zu ermuntern, begleitete. Am 11. October kam es bei Kappel unfern Zürich zum Gefechte, welches so tumultuarisch und ohne Ordnung geführt wurde, daß auch Zwingli in's Treffen gerieth und von einem Unterwaldner Hauptmann am Halse verwundet wurde; der Mann erkannte ihn und wollte ihn nöthigen, die heilige Jungfrau anzurufen, und gab ihm, da er sich weigerte, den Todesstoß. Die Züricher aber mußten das Feld räumen und konnten es nicht einmal wehren, wie die Feinde ihres verehrten Lehrers Leichnam grausam mißhandelten. Bald darnach aber rächten die übrigen reformirten Cantone, besonders Basel, Bern und Schafffhausen, diese Niederlage, und zwangen die Katholiken zu einem Frieden, in welchem die Verbreitung der Reformation freigegeben wurde.

Diese wurde auch bald von Genf aus durch Johann Chauvin oder Calvin aufs Neue angeregt, welcher, aus Frankreich vertrieben, in die Schweiz gekommen war. Es hatte sich nämlich die Reformation auch in dieses Land Eingang verschafft. War ja doch die Stimme der

Wahrheit schon im 13. Jahrhundert hier erschollen, und die Waldenser waren noch nicht alle ausgestorben. Das kühne, freisinnige Volk der Franzosen griff die neue Lehre begierig auf, und hätte König Franz I. den Geist der Zeit wahrgenommen und sich an die Spitze der Reformation gestellt, so wäre damals Frankreich das erste Land Europas geworden. Allein er war zu leichtsinnig, nachzudenken und wahrzunehmen, und ließ sich von Priestern verleiten, die Protestanten als Ketzer mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Damals lehrte der eben genannte Johann Calvin, ein gelehrter und tiefsinniger Forscher, ein leidenschaftlicher und unduldsamer Gegner eines jeden Irrthums, in Paris, mußte aber das Land verlassen und kam nach Straßburg und von hier nach Genf. Diese Stadt war eben damals allmählig von dem Herzoge von Savoyen und ihrem Bischofe um ihre Freiheit gebracht worden. Als nun zugleich durch den Prior Bonnivard daselbst die Lehre Luthers verbreitet wurde, welche der Bischof unterdrücken wollte, erhoben sich die Bürger, und im Bunde mit den Bernern und Freiburgern ertrotzten sie mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit, und der Bischof mußte die Stadt verlassen *). Das geschah im J. 1530. Sechs Jahre später beriefen die Genfer Johann Calvin zum Lehrer der Hochschule und Prediger. Dieser lehrte im Geiste Zwingli's, doch nicht so milde und duldsam gegen Schwache und Andersdenkende. Er hatte den sittlichen Ernst eines altrömischen Censors, und trug dadurch, daß er mit hierarchischer Strenge von Obrigkeit und Bürgerschaft Sittenreinheit und Entsagung heischte, viel zur Erhaltung der errungenen Freiheit bei; denn ein Volk, das frei sein will, darf nicht den Lastern fröhnen. Nach dem freien Genf flüchtete sich auch der spanische Arzt Michael Serveto, der die Dreieinigkeit leugnete und deßhalb in den Kerker geworfen wurde. Calvin gab sich viel Mühe, den Mann zum Widerruf zu bereden; als es ihm aber nicht gelang, willigte er — in die Hinrichtung desselben. Michael Serveto wurde in dieser freien, protestantischen Stadt lebendig verbrannt; dahin führt Religionseifer und auch Wahrheitsliebe, wenn nicht Liebe sie begleiten.

Serveto's Anhänger Lälius und Faustus aus dem edlen Geschlechte der Sozzini aus Siena in Italien verbreiteten seine Lehre, mußten aber flüchten, und erst in Polen fanden ihre Glaubensfreunde einen Zufluchtsort und stifteten unter dem Namen der Sozinianer oder Unitarier eine Gemeinde, die, nachdem sie auch aus Polen vertrieben ward, nach Siebenbürgen floh, wo sie bis auf heutigen Tag gesetzliche Religionsfreiheit genießt.

---

*) Damals kam der Name der Hugenotten auf, mit welchem man später in Frankreich die Reformirten bezeichnete; es ist dieß Wort aus der französischen Aussprache des Wortes Eidgenossen entstanden.

§ 12. Kaiser Karl V. und das deutsche Reich bis zum Jahre 1546.

So friedlich indessen auch Luther in Wittenberg daran arbeitete, durch eine vernünftige und wohlgeleitete Volksaufklärung den verbesserten Glauben recht segensreich zu machen, wollte doch derselbe Friede nicht auch bei den Reichsfürsten einkehren, weil sie nicht nur die kirchliche, sondern auch die allgemeine deutsche Freiheit und die Erhaltung ihrer Macht und Selbständigkeit im Auge hatten. Dazu kam noch die Spannung zwischen Katholiken und Protestanten, die durch den Nürnberger Religionsfrieden nicht aufgehoben wurde. Eine neue Veranlassung zu noch größerer Erbitterung gaben die Wiedereinsetzung Herzog Ulrichs in Würtemberg und die Vertreibung Herzog Heinrichs von Braunschweig. Es ist nämlich schon früher erzählt worden, wie Herzog Ulrich durch seinen Schwager Wilhelm von Baiern und den schwäbischen Bund vertrieben wurde. Mit dem Herzogthume Würtemberg wurde im J. 1530 Erzherzog Ferdinand feierlich belehnt. Allein die Reichsfürsten sahen die Vergrößerung des Hauses Oestreich ungern, und das Land selbst, größtentheils der verbesserten Lehre zugethan, fühlte sich unter dem neuen katholischen Landesherrn nicht glücklich. Herzog Ulrich irrte indeß in und außer Landes umher; das Unglück milderte seinen allzuraschen Sinn; Luthers Lehre, die auch er annahm, läuterte sein Gemüth, und als er sah, wie sein Volk sich nach ihm sehnte, machte er ein Bündniß mit König Franz I., und warb mit seinem Gelde Truppen, mit welchen er in Würtemberg einfiel, den östreichischen Statthalter in offener Schlacht besiegte und alsobald im J. 1534 von seinem Erblande wieder Besitz nahm. König Ferdinand in so verworrener Zeit wollte nicht die protestantischen Fürsten, die Ulrichs Sache zur ihrigen machen konnten, reizen, und schloß noch in demselben Jahre den Vertrag zu Cadan in Böhmen, kraft welchem Herzog Ulrich sein Würtemberg, jedoch als Afterlehn Oestreichs (so daß er unmittelbar von Oestreich abhinge) haben sollte. Ulrich regierte von nun an weise und gerecht, und führte die Reformation in Würtemberg ein *).

Eben so eigenmächtig war die Vertreibung Herzog Heinrichs von Braunschweig im J. 1542. Es war dieser Fürst ein höchst leidenschaftlicher Herr, der mit namenloser Erbitterung das Lutherthum verfolgte, und in seinem Lebenswandel aller Welt großes Aergerniß gab. Es kam zuerst zwischen ihm und dem Kurfürsten Johann Friedrich (der seinem Vater Johann dem Beständigen im J. 1535 nachgefolgt war) zu einem öffentlichen Schriftwechsel, in welchem sich beide die größten Schmähungen anthaten. Als er unter andern an den Kurfürsten schrieb: „Luther gebrauche ihn nur zum Hanswurst," ergriff auch Luther die Feder und schrieb das bekannte Buch: „Wider Hans Worst," welches eben so unfläthig wie des Gegners Schriften ist und nur durch

*) Lesenswerth ist Lichtenstein Romantische Sage aus der Würtembergischen Geschichte, von Hauff. Stuttgart 1826. 3 Bde.

Preußen. Dieser Mann wünschte seinen Orden der polnischen Oberhoheit, in welche er gerathen war, zu entziehen, darum kam er nach Brandenburg und auch nach Sachsen, und bat die Fürsten, ihm beizustehen. Allein er fand wenig Gehör, dafür aber lernte er zu Wittenberg die Lehre Luthers kennen, welche er begierig annahm und bei seiner Rückkehr in ganz Preußen verbreitete. Er wandte sich hier auch an den König von Polen, und schloß mit demselben zu Krakau einen Vertrag, kraft welchem er das Land Preußen als erbliches Eigenthum seines Hauses unter polnischer Oberhoheit besitzen sollte. So verlor das deutsche Reich ein Land, weil es den Ordensbrüdern nicht beistand, ihre Selbständigkeit zu erkämpfen, und der deutsche Orden ward aufgelöst, indem sowohl Albrecht, als die meisten übrigen Ritter das Gelübde des Cölibats aufhoben und sich verheiratheten. Vergeblich waren Kaiser Karls Versuche, den Markgrafen Albrecht aus seinem neuen Besitzthume zu verdrängen; er mußte sich begnügen, die wenigen Ritter, welche katholisch geblieben, im deutschen Reiche zu entschädigen; Preußen wurde aber später mit Brandenburg vereinigt, und ist also dieser Schritt die Grundlage gewesen zu dem heutigen Königreich Preußen.

§ 9. Der Bauernkrieg und die Wiedertäufer.

Ein furchtbares Ereigniß, der Bauernaufstand, erweckte den Reformatoren abermals viele Feinde, weil die Katholiken ihn als eine Folge der neuen Lehre betrachteten und diese Meinung auch überall verbreiteten. Allein wir haben schon gesehen, wie noch im Mittelalter in Frankreich und zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Ungarn der gedrückte Bauernstand sich gegen seine Herren empörte, ohne daß Glaubensmeinungen die Veranlassung gaben. Dasselbe war auch in Schwaben der Fall, wo in den Jahren 1502 und 1514 blutige Bauernkriege sich erhoben. War es auch Wunder, daß solches geschah, wenn wir in einer alten Chronik folgende Schilderung von dem Zustande des Landvolks im deutschen Reich lesen:

„Der dritt standt ist der Menschen auf dem Feld, sizen in den Dörffern, Höfen, vnd wylern vnd werden genent Bauwren, darumb daz sie das Feld bauwen, vnd das zu der frucht bereiten. Die füren gar ein schlecht vnd niedertrechtig leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschnitten, vnd lebt für sich selb mit seinem Gesind und vieh. Jre heuser seind schlechte Heuser von kot vnd Holz gemacht, auf das erdtreich gesezt, vnd mit stroh gedeckt. Jre speiß ist schwarz rockenbrodt, haberbrey, oder gekocht erbsen mit linsen; Wasser vnd molken ist fast jr trank. Ein zwilch gippen, zwen bundschuh vnd ein filzhut ist jr kleidung. Diese leut haben nimmer Ruh. Früh vnd spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nechsten stett zu verkaufen, was sie nutzung überkommen auf dem Feld vnd von dem vieh, vnd kaufen ein dagegen, was sie bedürfen. Dann sie haben keine, oder gar wenig Handwerksleit bei jnen sitzen. Jren Herren müssen so oft durch das jar dinen, das feld bauwen, säen, die frucht abschneiden, vnd in die scheuwer führen, holtz

hauwen vnd graben machen. Do iſt nichts, daz das arm Volk nit thun muß, vnd an verluſt nit auffſchieben darf."

Zufällig waren die meiſten Aufrührer der neuen Lehre zugethan, obwohl es ſcheint, der allgemeine Aufruf zur Glaubensfreiheit ſei von dem Landvolke auch zugleich für einen Aufruf zur Befreiung von Leibeigenſchaft gehalten worden, ganz ſo wie ſich früher der deutſche Adel das Evangelium ausgelegt hatte. Zuerſt waren es die Bauern des Abtes von Kempten und des Biſchofs von Augsburg, denen ſich ſodann immer größere Rotten zugeſellten. Den erſten Aufſtand unterdrückte noch glücklich Georg Truchſes von Waldburg, Anführer des ſchwäbiſchen Bundes, welcher einen förmlichen Vergleich mit den Bauern ſchloß, über den ſogar Luther um Rath gefragt wurde. Da ließ er ſich alſo vernehmen: „Niemand auf Erden möge man ſolchen Aufruhr danken, denn euch Fürſten und Herren, ſonderlich euch blinden Biſchöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, die ihr noch heutigen Tags verſtockt nicht aufhört zu toben und zu wüthen wider das heil. Evangelium. Dazu im weltlichen Regiment nichts thut, denn daß ihr ſchindet und ſchatzt, eure Pracht und Hochmuth zu führen, bis es der arme gemeine Mann nicht kann, noch länger mag ertragen. Solche Sicherheit und ſtolze Vermeſſenheit wird euch den Hals brechen, das werdet ihr ſehen. Ihr müßt anders werden und Gotteswort weichen. Einem trunkenen Mann ſoll ein Fuder Heu weichen, wie viel mehr ſollt ihr das Toben und ſtörrige Tyrannei laſſen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an Trunkenen oder Irrigen. Sie haben 12 Artikel aufgeſtellt, unter welchen etliche ſo billig und recht ſind, daß ſie euch vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen und Pſalter 107, 40 wahr machen."

Zu den Bauern aber ſprach er ſo: „Wer das Schwert nimmt, der ſoll durch das Schwert umkommen. Wenn die Obrigkeit böſe und unleidlich iſt, dürft ihr nicht Rotterei und Aufruhr ſtiften; ihr ſeid noch viel ärgere Räuber als die böſe Obrigkeit. Und wenn ihr ſprecht, wir wollen ihnen Leib und Gut laſſen, das glaube, wer da wolle, ich nicht. Denn wer ſo viel Unrecht wagt, daß er der Obrigkeit die Gewalt nimmt, die ihr von Gott gegeben, der wird ihr auch das Andere, ſo dran hangt, nehmen."

Allein dieſe Ermahnungen halfen weder auf der einen, noch der andern Seite, und die Empörung verbreitete ſich bald nach Franken, an den Rhein, nach Heſſen und Thüringen, ja nach Salzburg, Tyrol und Steiermark. Weit und breit wurden Burgen, Klöſter und Abteien geplündert und in Brand geſteckt, viele Ritter, Frauen und Kinder ermordet. Der Aufruhr griff immer weiter, ja die Empörer zwangen ſogar manchen Rittersmann, unter andern den tapfern Götz von Berlichingen*), der als ein Verfechter deutſcher Freiheit bekannt war, mit

*) Götz von Berlichingen war um's J. 1480 auf dem Schloſſe Jarthauſen aus einem alten würtembergiſchen Geſchlechte geboren. Sein ganzes Leben weihte er den Waffen, und wo ein gerechter Streit war, da geſellte er ſich bei. So half er dem Herzoge von Baiern und verlor in dieſem Kriege ſeine rechte Hand, an deren Statt ihm ein Künſtler eine eiſerne verfertigte. Bald war der Ruhm ſeiner Tapferkeit in ganz Deutſchland verbreitet und ſein Schwert

ihnen zu ziehen. Allein ihre Rohheit und Unmenschlichkeit wandte bald alle Gemüther und Arme gegen sie, und selbst Luther schrieb ein Buch gegen sie, in welchem er sagt: „Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist.“ So vereinigten sich die Fürsten und Ritter und erschlugen die Rotten zu Tausenden, und war das Loos des Landvolks nach der Zeit weit schlimmer als zuvor. Zu gleicher Zeit gab sich Thomas Münzer, ein fanatischer Prediger in der Reichsstadt Mühlhausen, für einen Auserwählten Gottes aus, der da gesandt sei, das weltliche Regiment umzustürzen und Reiche und Arme gleich zu machen, und weil er unter andern die Lehre Luthers als unzulänglich schmähte und außer der Kindertaufe noch eine zweite Taufe der Erwachsenen einführte, wird seine Secte die der Wiedertäufer genannt. Auch er wurde mit seinem blutdürstigen Haufen in einer offenen Feldschlacht geschlagen, und, nachdem er in die Hände der Sieger gerieth, gefoltert und enthauptet. Nach fünf Jahren erhoben sich aber die Wiedertäufer wieder zu Münster und wurden erst nach sechsjährigem Wüthen gänzlich unterdrückt; nur einzelne entkamen in fremde Länder, nach den Niederlanden, nach Polen und Ungarn, wo sie mit gemäßigten Grundsätzen eine stille Gemeinde ohne Geistlichkeit bildeten, sich aber durch Arbeitsamkeit und Redlichkeit so sehr empfahlen, daß sie geduldet wurden und zum Theil noch bestehen. Zur Verbesserung dieser Secte trug das Meiste der Priester Menno Simons um's Jahr 1540 bei, woher sie denn auch den Namen Mennoniten erhalten haben.

---

gefürchtet, aber auch zugleich seine Redlichkeit und Treue werthgehalten von allen Gerechten. Mit dem schwäbischen Bunde, der wohl Ordnung und Ruhe im Lande stiftete, aber auch manches alte Recht verletzte, war er meist in Fehde, und als Dienstmann des Herzogs Ulrich von Würtemberg gerieth er in Gefangenschaft, aus welcher er nur durch Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg befreit werden konnte. Als der Bauernkrieg begann, wollte er auch nicht ruhen, wartete aber auf ein Schreiben des Kurfürsten von der Pfalz, weil er hörte, daß dieser menschenfreundliche Herr sich der Bauern annehmen wolle. Das Schreiben kam wirklich, worin Götz aufgefordert wurde, zum Kurfürsten zu kommen, der mit seinen Leuten nach allen vergeblichen Abmahnungen sich gerüstet hätte, die Bauern mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Allein dieses Schreiben zeigten ihm seine Gattin und Schwiegermutter nicht, weil sie nicht haben wollten, daß er wieder in's Feld ziehe. Dagegen gerieth er, als er einst ausgeritten war, unter die aufrührerischen Bauern, welche ihn zwangen, ihr Hauptmann zu werden. Doch hätte er selbst bei der drohenden Lebensgefahr nicht eingewilligt, wenn er gewußt hätte, wie die Sachen stehen, und wie der Kurfürst gesinnt sei. Sobald er aber konnte, verließ er die Aufrührer, deren unritterliche Grausamkeit seinem edlen Gemüthe zuwider war. Nichts desto weniger verurtheilte ihn der schwäbische Bund, auf dem einsamen Schlosse zu Hornberg verbannt zu leben, ohne je die Marken desselben zu verlassen. Sechzehn Jahre lebte er hier mit seiner Gattin Elisabeth, bis er vom Kaiser Karl V. befreit wurde und noch im hohen Alter demselben auf dem Feldzuge gegen Frankreich folgte. Er überlebte seinen Kaiser und schrieb nun seine Abenteuer, so, daß ein Buch daraus wurde, schlicht und kurzweilig geschrieben und ganz in der Sprache damaliger Zeit. Aus diesem Buche, das noch vorhanden ist, hat Göthe das treffliche Gemälde eines deutschen Ritters, wir meinen das Schauspiel: Götz von Berlichingen, geschöpft, welches ein wahres Volksbuch für die Deutschen geworden ist. Götz von Berlichingen starb im 80. Jahre seines Lebens, 1562.

§ 10. Die Augsburger Confession.

Das waren die Ereigniſſe vom Wormſer Reichstage her bis zum J. 1529, in welchem die Abweſenheit Karls V., der franzöſiſche Krieg und beſonders der Türken ſiegreicher Sultan Soliman alle Anſchläge gegen die Reformation vereitelte. Im J. 1529 war letzterer bis Wien vorgedrungen, und nur durch die Tapferkeit des Pfalzgrafen Philipp vom Rhein wurde die Hauptſtadt Oeſtreichs gerettet. Dagegen eroberte Soliman das Jahr darauf die Inſel Rhodus, ſo herzhaft auch die Johanniter-Ritter ſich daſelbſt vertheidigten. Kaiſer Karl V. räumte dieſem Orden hierauf die zu Sicilien gehörige Inſel Malta ein, und ſo führten ſeitdem die Johanniter den Namen der Malteſer-Ritter. Sobald ſich aber die Angelegenheiten Kaiſer Karls V. beſſer geſtalteten, und er ſich zu Bologna mit dem Papſte verſöhnt hatte, ließ er deutlich merken, daß er nun im Sinne führe, ſeinen Willen auch in Deutſchland durchzuſetzen, und ſowohl Reformation, als Freiheit der Reichsfürſten gewaltſam zu unterdrücken. Die Biſchöfe und ſelbſt einige weltliche Fürſten, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachſen und Herzog Heinrich von Braunſchweig vereinigten ſich unter Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oeſtreich, zu demſelben Zwecke. Als dieß die Fürſten, die Luthers Lehre angenommen und in ihren Ländern verbreitet hatten, Kurfürſt Johann der Standhafte von Sachſen (Friedrich des Weiſen, der im J. 1525 geſtorben war, Bruder), Landgraf Philipp von Heſſen, vier Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürſt Wolfgang zu Anhalt, zwei Grafen von Mannsfeld, wahrnahmen, verbanden ſie ſich auch zu Torgau, ſo ſehr auch Luther und Melanchthon jede gewaltſame Maßregel widerriethen.

Vielfach aufgefordert, ließ Karl V. 1529 einen Reichstag nach Speier berufen, wo, weil er ſelbſt abweſend war, ſein Bruder Ferdinand den Vorſitz hatte. Hier kam es nun zum völligen Riſſe zwiſchen den Katholiken und Luthers Anhängern, der dadurch nur noch größer wurde, weil letztere einen Namen bekamen. Es brachten nämlich die katholiſchen Fürſten den Beſchluß zu Stande: es ſolle bei dem Wormſer Edicte verbleiben, die Meſſe beibehalten werden und die, welche die neue Lehre angenommen hätten, ſollten ſich aller Neuerungen enthalten. Mit dieſem Schluſſe waren nun die Lutheriſchgeſinnten nicht zufrieden, und legten dagegen eine Proteſtation oder Verwahrung ein, wovon ſie den Namen Proteſtanten erhalten haben. Es waren dieß aber die ſchon erwähnten Torgauer Verbündeten nebſt dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und außer Magdeburg noch vierzehn andere Reichsſtädte.

Darauf kamen harte Schreiben vom Kaiſer Karl V. an den Kurfürſten Johann den Standhaften. Dieſer berief nun Luther, Melanchthon und noch zwei andere Gottesgelehrte aus Wittenberg

nach Torgau und legte ihnen die zwei Fragen vor: „Worin beſteht unſer Glaube?“ und dann: „Wenn der Kaiſer uns mit Gewalt den Glauben will nehmen, darf der Reichsunterthan ſich der Gewalt durch Gewalt erwehren?“ Im Pfarrhauſe rathſchlagten die eben ſo gottesfürchtigen als klugen Männer lange, und der Gedanke, daß durch ihre Lehre Blut vergoſſen werden ſollte, erfüllte ſie mit Angſt und Schrecken. Da ging Melanchthon hinaus in's Freie und erblickt an der Thür des Pfarrers Frau mit einem Säuglinge an der Bruſt und einem andern Kinde zu ihren Füßen, ein Loblied ſingend. Entzückt und heiter kehrt er zu ſeinen Freunden zurück, und laut und freudig ruft er ihnen entgegen: „Muth gefaßt, Brüder, ich habe nun die geſehen, welche für uns ſtreiten werden, und die wird keine Macht beſiegen.“ Als nun Luther verwundert fragte: „Wer ſind dieſe?“ antwortete er: „Die frommen Mütter und die unſchuldigen Kinder ſind es, die für uns beten.“ Das ermuthigt Alle und ſie nehmen ſolches Ereigniß für eine günſtige Vorbedeutung, faſſen nun mit raſcher Entſchloſſenheit die Hauptlehren zuſammen, woraus dann Melanchthon bündig und klar geſchrieben ein Glaubensbekenntniß entwirft. Die zweite Frage beantworteten ſie aber auf folgende Weiſe: „Die Fürſten ſollen die Schwerter von dieſer heiligen Sache laſſen, Gott werde ſie ſchützen; dränge aber der Kaiſer fortan, ſo wollten ſie allein vor ihm erſcheinen.“ Das antworteten ſie dem Kurfürſten; der aber ſprach: „Nicht Ihr allein, auch ich will vor dem Kaiſer erſcheinen und meinen Herrn bekennen.“ Deßhalb hat man dieſem edlen Fürſten den Namen „des Standhaften“ gegeben.

Im J. 1530 wurde nun der Reichstag in Augsburg gehalten. Kaiſer Karl V. ſelbſt war anweſend und nächſt ihm faſt alle deutſche Reichsfürſten und Biſchöfe, unzählige vom Ritterſtande und Abgeordnete der freien Reichsſtädte. Luther, da die Reichsacht noch nicht aufgehoben war, konnte nicht erſcheinen. Er war in Koburg zurückgeblieben, und wie die Lage der proteſtantiſchen Kirche damals ſehr bedenklich war, dichtete er, um ſein gepreßtes Herz zu erleichtern, nach dem 46. Pſalter den erhabenen Hymnus:

Ein feſte burg iſt unſer Gott,
Ein gute wehr und waffen.
Er hilfft uns frey aus aller not,
Die uns itzt hat betroffen.
Der alt böſe feind
Mit ernſt er's itzt meint,
Groß macht und viel liſt,
Sein grauſam rüſtung iſt,
Auf erd iſt nicht ſeins gleichen.

Mit unſer macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren.
Es ſtreit für uns der rechte man,
Den Gott hat ſelbſt erkoren.

Fragstu, wer der ist?
Er heißt Jhesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott,
Das felt muß er behalten.

Und wenn die welt voll teufel wer,
Und wollt uns gar verschlingen:
So fürchten wir uns nicht so seer,
Es sol uns doch gelingen.
Der fürst dieser welt,
Wie sawr er sich stellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er ist gericht,
Ein wörtlein kann ihn fellen.

Das wort sie sollen lassen stan,
Und kein danck dazu haben.
Er ist bei uns wol auff den plan,
Mit seinem geist und gaben;
Nemen sie den leib,
Gut, ehr, kind und weib,
Las faren dahin,
Sie haben's kein gewin,
Das reich mus uns doch bleiben.

An Luthers Stelle war Philipp Melanchthon zugegen, und es ist merkwürdig, wie dieser sanfte und geistreiche Mann, der tief zu blicken, aber auch Alles von der edelsten Seite zu betrachten gewohnt war, in einem vertrauten Briefe über Kaiser Karl V. schreibt:

„Das Merkwürdigste auf dieser Versammlung ist unstreitig der Kaiser selbst. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in Euern Gegenden Bewunderung erregt haben; weit bewunderungswürdiger aber ist es, daß er bei so großen Erfolgen, da ihm Alles nach Wunsch gelingt, eine so große Mäßigung bewahrt, so daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine solche That an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiser wirst Du mir aus der Geschichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei diesem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm ist keine Spur einer Leidenschaft, eines Hochmuthes, einer Grausamkeit. Denn, um von dem übrigen zu schweigen, obgleich unsere Gegner bisher alle Künste angewendet, um ihn in dieser Religionssache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unsrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die sonst bei den deutschen Fürsten sehr streng war, wird nun bloß in des Kaisers Hause angetroffen. Kein Lasterhafter kann sich in seinen Umgang einschleichen,

und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er sich ganz nach ihren Tugenden auswählt. — Mich dünkt, so oft ich ihn gesehen, daß ich einen von den berühmten Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menschen sollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen sollte wohl die Uebereinstimmung der schönsten Tugenden, besonders bei einem so großen Fürsten, nicht erfreuen?"

Als nun die Reichstagssitzungen begannen und die Religionssache zur Sprache kam, baten die protestantischen Fürsten um Erlaubniß, ihr Glaubensbekenntniß vorlegen zu dürfen, welches denn auch in deutscher und lateinischer Sprache am 25. Juni vorgelesen wurde. Der Kaiser schien nicht unzufrieden damit und äußerte: „daß er ganz anders berichtet worden sei." Als aber über dieses Bekenntniß, welches man die Augsburgische Confession nennt, verhandelt wurde, zeigte sich die Uneinigkeit beider Parteien nur noch auffallender, und man kam nach langem Streite zu keinem Ende, bis der Kaiser den Protestanten erklären ließ: „Er wolle die Sache einem allgemeinen Concilium, welches binnen Jahr und Tag gehalten werden sollte, zur Verhandlung überantworten; bis dahin aber möchten sie sich friedlich halten, auch in ihren Ländern nichts Neues drucken lassen und Niemand weiter zu ihrer Secte ziehen." Die Protestanten erwiderten hierauf: „Daß ihre Lehre noch nicht aus der heil. Schrift widerlegt sei, und ihnen also ihr Gewissen verbiete, der weitern Ausbreitung ihres Glaubens zu entsagen." Mit dieser Erklärung verließen sie Augsburg, und die zurückbleibenden Katholiken erklärten in dem Reichstagsabschiede die lutherische Lehre für gottlose und verwerfliche Ketzerei. Darum sich noch in demselben Jahre die protestantischen Fürsten zu Schmalkalden versammelten und den Torgauer Bund erneuerten. Viele derselben riethen, zu den Waffen zu greifen; allein die besonnensten, worunter der Kurfürst von Sachsen war, befolgten den Rath Luthers und Melanchthons, die Sache Gottes nicht mit Blut zu beflecken, und es siegte wieder die alte Treue der Deutschen gegen die heilige Person des Kaisers, wie es in den Beschlüssen wörtlich heißt, und man begnügte sich, bloß auf jede Gefahr gerüstet zu sein und der guten Sache zu vertrauen. Kaiser Karl V. berief im folgenden Jahre noch die Kurfürsten nach Cöln, wo er ihnen den Vorschlag that, seinen Bruder Ferdinand zum römischen König zu erwählen, damit er bei des Kaisers häufiger Abwesenheit die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Kurfürsten, Sachsen ausgenommen, willigten ein, und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt. Dem neuen Könige war nun sehr daran gelegen, den Frieden in Deutschland zu erhalten, und gegen die Türken, die sein neuerworbenes Königreich Ungarn hart bedrängten, deutsche Hilfsvölker zu erlangen, und so kam der Religionsfriede zu Nürnberg im J. 1532 zu Stande, nachdem Luther selbst die protestantischen Fürsten ernstlich ermahnte, denselben anzunehmen.

§ 11. Ulrich Zwingli und Johann Calvin.

So wurde denn die Reformation in Deutschland, ja in ganz Europa verbreitet; denn nicht nur von Sachsen aus ging das neue Licht auf zu allen Völkern Europas, auch von einer andern Seite her kam es fast zu gleicher Zeit, nämlich aus der Schweiz. Ulrich Zwingli, Canonikus und Prediger in Zürich, war ebenfalls durch den ärgerlichen Ablaßhandel veranlaßt, gegen die Mißbräuche der Kirche zu predigen und zu schreiben und die Glaubenslehre nach den Aussprüchen der heil. Schrift ganz in der Art, wie Luther, wieder zur alten evangelischen Reinheit zurückzuführen. So wurde denn zuerst in Zürich und dann auch in einigen benachbarten Cantonen die Messe, Verehrung der Heiligen, der Ablaß, das Cölibat und alle Mißbräuche und päpstliche Lehren abgeschafft. Sehr bald näherten sich auch die Wittenberger und Schweizer Reformatoren einander durch Briefe, und es war anfangs gar keine störende Abweichung in ihren beiderseitigen Glaubenslehren, bis auf die Lehre vom Abendmahl. Um auch in dieser gänzliche Uebereinstimmung zu bewirken, veranstaltete Landgraf Philipp von Hessen im J. 1529 zu Marburg eine Zusammenkunft Luthers und Zwingli's, welche jedoch zu keinem gewünschten Ergebniß führte, weil beide Reformatoren hartnäckig auf ihrer Meinung beharrten. Doch wurde beschlossen, daß über die streitigen Punkte nicht weiter gepredigt oder geschrieben werden sollte.

Indeß trübte sich aber der Friedenshimmel zuerst in der Schweiz, wo die fünf Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern gegen die Reformirten feindlich auftraten. Vergebens suchten Zwingli und viele edle Schweizer den Frieden zu erhalten; die fünf katholischen Orte ließen im J. 1531 1000 Mann in das Gebiet von Zürich einrücken. Die Züricher waren nicht vorbereitet auf diesen Angriff, und stellten dem Feinde nur eine geringe, in Eile zusammengeraffte Mannschaft entgegen, welche auch Zwingli, um sie durch seine Gegenwart und durch seinen Zuspruch zu ermuntern, begleitete. Am 11. October kam es bei Kappel unfern Zürich zum Gefechte, welches so tumultuarisch und ohne Ordnung geführt wurde, daß auch Zwingli in's Treffen gerieth und von einem Unterwaldner Hauptmann am Halse verwundet wurde; der Mann erkannte ihn und wollte ihn nöthigen, die heilige Jungfrau anzurufen, und gab ihm, da er sich weigerte, den Todesstoß. Die Züricher aber mußten das Feld räumen und konnten es nicht einmal wehren, wie die Feinde ihres verehrten Lehrers Leichnam grausam mißhandelten. Bald darnach aber rächten die übrigen reformirten Cantone, besonders Basel, Bern und Schaffhausen, diese Niederlage, und zwangen die Katholiken zu einem Frieden, in welchem die Verbreitung der Reformation freigegeben wurde.

Diese wurde auch bald von Genf aus durch Johann Chauvin oder Calvin aufs Neue angeregt, welcher, aus Frankreich vertrieben, in die Schweiz gekommen war. Es hatte sich nämlich die Reformation auch in dieses Land Eingang verschafft. War ja doch die Stimme der

Wahrheit schon im 13. Jahrhundert hier erschollen, und die Waldenser waren noch nicht alle ausgestorben. Das kühne, freisinnige Volk der Franzosen griff die neue Lehre begierig auf, und hätte König Franz I. den Geist der Zeit wahrgenommen und sich an die Spitze der Reformation gestellt, so wäre damals Frankreich das erste Land Europas geworden. Allein er war zu leichtsinnig, nachzudenken und wahrzunehmen, und ließ sich von Priestern verleiten, die Protestanten als Ketzer mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Damals lehrte der eben genannte Johann Calvin, ein gelehrter und tiefsinniger Forscher, ein leidenschaftlicher und unduldsamer Gegner eines jeden Irrthums, in Paris, mußte aber das Land verlassen und kam nach Straßburg und von hier nach Genf. Diese Stadt war eben damals allmählig von dem Herzoge von Savoyen und ihrem Bischofe um ihre Freiheit gebracht worden. Als nun zugleich durch den Prior Bonnivard daselbst die Lehre Luthers verbreitet wurde, welche der Bischof unterdrücken wollte, erhoben sich die Bürger, und im Bunde mit den Bernern und Freiburgern ertrotzten sie mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit, und der Bischof mußte die Stadt verlassen *). Das geschah im J. 1530. Sechs Jahre später beriefen die Genfer Johann Calvin zum Lehrer der Hochschule und Prediger. Dieser lehrte im Geiste Zwingli's, doch nicht so milde und duldsam gegen Schwache und Andersdenkende. Er hatte den sittlichen Ernst eines altrömischen Censors, und trug dadurch, daß er mit hierarchischer Strenge von Obrigkeit und Bürgerschaft Sittenreinheit und Entsagung heischte, viel zur Erhaltung der errungenen Freiheit bei; denn ein Volk, das frei sein will, darf nicht den Lastern fröhnen. Nach dem freien Genf flüchtete sich auch der spanische Arzt Michael Servetо, der die Dreieinigkeit leugnete und deßhalb in den Kerker geworfen wurde. Calvin gab sich viel Mühe, den Mann zum Widerruf zu bereden; als es ihm aber nicht gelang, willigte er — in die Hinrichtung desselben. Michael Servetо wurde in dieser freien, protestantischen Stadt lebendig verbrannt; dahin führt Religionseifer und auch Wahrheitsliebe, wenn nicht Liebe sie begleiten.

Servetо's Anhänger Lälius und Faustus aus dem edlen Geschlechte der Sozzini aus Siena in Italien verbreiteten seine Lehre, mußten aber flüchten, und erst in Polen fanden ihre Glaubensfreunde einen Zufluchtsort und stifteten unter dem Namen der Sozinianer oder Unitarier eine Gemeinde, die, nachdem sie auch aus Polen vertrieben ward, nach Siebenbürgen floh, wo sie bis auf heutigen Tag gesetzliche Religionsfreiheit genießt.

---

*) Damals kam der Name der Hugenotten auf, mit welchem man später in Frankreich die Reformirten bezeichnete; es ist dieß Wort aus der französischen Aussprache des Wortes Eidgenossen entstanden.

§ 12. Kaiser Karl V. und das deutsche Reich bis zum Jahre 1546.

So friedlich indessen auch Luther in Wittenberg daran arbeitete, durch eine vernünftige und wohlgeleitete Volksaufklärung den verbesserten Glauben recht segensreich zu machen, wollte doch derselbe Friede nicht auch bei den Reichsfürsten einkehren, weil sie nicht nur die kirchliche, sondern auch die allgemeine deutsche Freiheit und die Erhaltung ihrer Macht und Selbständigkeit im Auge hatten. Dazu kam noch die Spannung zwischen Katholiken und Protestanten, die durch den Nürnberger Religionsfrieden nicht aufgehoben wurde. Eine neue Veranlassung zu noch größerer Erbitterung gaben die Wiedereinsetzung Herzog Ulrichs in Würtemberg und die Vertreibung Herzog Heinrichs von Braunschweig. Es ist nämlich schon früher erzählt worden, wie Herzog Ulrich durch seinen Schwager Wilhelm von Baiern und den schwäbischen Bund vertrieben wurde. Mit dem Herzogthume Würtemberg wurde im J. 1530 Erzherzog Ferdinand feierlich belehnt. Allein die Reichsfürsten sahen die Vergrößerung des Hauses Oestreich ungern, und das Land selbst, größtentheils der verbesserten Lehre zugethan, fühlte sich unter dem neuen katholischen Landesherrn nicht glücklich. Herzog Ulrich irrte indeß in und außer Landes umher; das Unglück milderte seinen allzuraschen Sinn; Luthers Lehre, die auch er annahm, läuterte sein Gemüth, und als er sah, wie sein Volk sich nach ihm sehnte, machte er ein Bündniß mit König Franz I., und warb mit seinem Gelde Truppen, mit welchen er in Würtemberg einfiel, den östreichischen Statthalter in offener Schlacht besiegte und alsobald im J. 1534 von seinem Erblande wieder Besitz nahm. König Ferdinand in so verworrener Zeit wollte nicht die protestantischen Fürsten, die Ulrichs Sache zur ihrigen machen konnten, reizen, und schloß noch in demselben Jahre den Vertrag zu Cadan in Böhmen, kraft welchem Herzog Ulrich sein Würtemberg, jedoch als Afterlehn Oestreichs (so daß er unmittelbar von Oestreich abhinge) haben sollte. Ulrich regierte von nun an weise und gerecht, und führte die Reformation in Würtemberg ein *).

Eben so eigenmächtig war die Vertreibung Herzog Heinrichs von Braunschweig im J. 1542. Es war dieser Fürst ein höchst leidenschaftlicher Herr, der mit namenloser Erbitterung das Lutherthum verfolgte, und in seinem Lebenswandel aller Welt großes Aergerniß gab. Es kam zuerst zwischen ihm und dem Kurfürsten Johann Friedrich (der seinem Vater Johann dem Beständigen im J. 1535 nachgefolgt war) zu einem öffentlichen Schriftwechsel, in welchem sich beide die größten Schmähungen anthaten. Als er unter andern an den Kurfürsten schrieb: „Luther gebrauche ihn nur zum Hanswurst," ergriff auch Luther die Feder und schrieb das bekannte Buch: „Wider Hans Worst," welches eben so unfläthig wie des Gegners Schriften ist und nur durch

*) Lesenswerth ist Lichtenstein Romantische Sage aus der Würtembergischen Geschichte, von Hauff. Stuttgart 1826. 3 Bde.

die Zeit entschuldigt werden kann, in der es geschrieben worden. Weil nun Herzog Heinrich die freien Reichsstädte Goslar und Braunschweig dafür, daß sie dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten waren, hart bedrängte, und weder auf die Abmahnungen des Kammergerichts, noch auf König Ferdinand hörte, fiel der Schmalkaldische Bund im J. 1542 mit 19,000 Mann in die Braunschweigischen Lande ein, jagte den Herzog in die Flucht und behielt sein Land trotz aller Abmahnung des Kammergerichts in Besitz. Herzog Heinrich eroberte sich zwar drei Jahre darauf mit Soldaten, die er für König Franz I. geworben hatte, sein Land wieder, wurde aber von dem Landgrafen Philipp und Kurfürsten von Sachsen bei Nordheim umzingelt, und mußte sich, da er kein Treffen wagen wollte, gefangen geben; worauf ihn der Landgraf auf die Festung Ziegenhein unter strengen Gewahrsam setzte. Kaiser Karl V. ließ Alles dieses geschehen, und verlangte bloß, daß dem Herzog ritterliche Haft gegeben werde.

Es scheint, als ob Karl V., zu sehr damit beschäftigt, ein großes Weltreich über alle Meere und Länder hin zu errichten, die deutschen Angelegenheiten geringer, als klug war, angesehen habe, und darum gegen die Eingriffe in seine kaiserlichen Rechte so nachgiebig gewesen sei. Wahrhaft groß erscheint er uns in seinen Feldzügen, die er im J. 1535 gegen Tunis und dann sechs Jahre später gegen Algier unternahm. Es hatten nämlich diese Staaten von Nordafrika schon lange die Seeräuberei im mittelländischen Meere mit solcher Kühnheit und solchem Glücke getrieben, daß kein Schiff mehr, ja nicht einmal die Küsten der Insel vor den Plünderungen und Verwüstungen der Corsaren sicher waren. Noch verderblicher wurden die Unternehmungen derselben, als Schereddin Barbarossa, ein Grieche aus Lesbos, der zum Islam übergegangen war, den rechtmäßigen König von Tunis verdrängte, sich des Thrones bemächtigte und zugleich dem Sultan Soliman unterwarf, um unter türkischem Schutze allen europäischen Seemächten zu trotzen. Der Zug nach Tunis, an welchen sich Portugal, Genua und der Johanniter-Orden anschloß, lief sehr glücklich ab. Karl eroberte Tunis und verjagte den Usurpator Barbarossa, und hatte die Freude, gegen 20,000 Christensclaven in Freiheit zu setzen. Nicht so glücklich war er gegen Algier, wo ein gewaltiger Sturm sein ganzes Heer, nachdem es, schon gelandet, auf die Stadt loszog, überfiel, so daß es in der allgemeinen Verwirrung von der türkischen Reiterei angegriffen, in der Flucht sein Heil suchen mußte. Derselbe Sturm zerschmetterte und zerstreuete auch die Flotte, so daß es schwer hielt, so viele Schiffe noch zu retten, als zur Einschiffung der Truppen nöthig waren. Der Kaiser zeigte bei diesem Unfall, welch ein Held und Mensch er sei; unerschrocken und muthig theilte er alle Beschwerden, zeigte sich überall, wo Gefahr drohte, sorgte für Kranke und Verwundete, und war bei der Einschiffung einer der Letzten, obschon sich in der Nähe maurische Reiter zeigten.

Eben so unglücklich war sein Bruder Ferdinand und das deutsche Reichsheer unter dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg in Ungarn gegen die Türken, so daß der Frieden mit einem jährlichen Tribut an die Pforte erkauft werden mußte.

Während nun Kaiser Karl seine großen Pläne so scheitern sah, drängte ihn der Papst, die deutschen Bischöfe und katholischen Reichsfürsten, der umsichgreifenden Reformation ein Ziel zu setzen. Schon hatte im J. 1542 Papst Paul III. das lange besprochene Concil zu Trient in Tyrol eröffnet; allein die Reformatoren und protestantischen Fürsten weigerten sich, dahin zu kommen, weil die Stadt zu nahe an Italien läge und der Einfluß der Römlinge zu mächtig wäre; sie verlangten ein National-Concil, d. h. eine Kirchenversammlung von lauter Deutschen. Wirklich schien sich dieser Vaterlandssinn auch schon einiger Prälaten zu bemächtigen; ja der Erzbischof Hermann von Cöln sagte sich öffentlich vom Papste los und führte die Reformation in seinem Lande ein. Allein die Universität zu Cöln, von jeher der Sitz der Finsterlinge, und viele Domherren erhoben sich dagegen, und die übrigen deutschen Bischöfe und katholischen Fürsten ruhten nicht, bis Kaiser Karl ihn, da er vorgeladen nicht erscheinen wollte, seines Bisthums entsetzte. Auf dem Reichstage zu Worms 1545, wohin der Kaiser selbst kam, um die Religionsstreitigkeiten endlich beizulegen, erschien auch kein einziger protestantischer Fürst, obwohl sie ganz besonders geladen waren. Da veranstaltete der Kaiser, der noch immer die Sache nicht so wichtig nahm, ein Religionsgespräch zwischen katholischen und protestantischen Gottesgelehrten, wobei auch Melanchthon sich befand. Allein letztere merkten bald, daß man nicht redlich umgehe, und man that den Vorschlag, Luthern selbst zur endlichen Ausgleichung kommen zu lassen. Der Kaiser, welcher es ehrlich meinte, willigte gerne ein, und es ging wirklich, mit dem Fürsten Johann von Anhalt an der Spitze, eine Gesandtschaft nach Wittenberg, um Doctor Luther nach Regensburg einzuladen. Luther, der damals schon von Alter und Krankheit sehr geschwächt war, konnte diesem ehrenvollen Rufe nicht mehr folgen, und er antwortete bloß schriftlich, um alle Absichten der Römlinge zu vereiteln: „Die Protestanten wollten so lange bei der Augsburgischen Confession bleiben, bis diese eines Irrthums überwiesen wäre.“ Es kam nun in Regensburg selbst zu keinem Vergleiche, sondern Alles wurde auf das Concilium verwiesen. Protestanten aber sowohl, als Katholiken rüsteten sich zum Kriege, und der Kaiser selbst sah auf einmal, wie gewaltig die Sache der Reformation geworden sei. Doch die göttliche Vorsehung wollte Luthern nicht den Jammer eines Bürgerkrieges erleben lassen, und er sollte die Augen schließen, ehe das Schwert aus der Scheide fuhr.

§ 13. Luthers Tod.

So neigte sich mit dem J. 1546 das Leben Luthers seinem Ende zu. Nicht älter als 63 Jahre wurde er, auch wünschte er sich keine längere Frist, denn er war müde im Leben zu sein. So wie er seine Jugend in Noth und Mangel verlebte, waren auch seine übrigen Jahre nur Arbeit und Mühe, und bei allen Gefahren, Kämpfen und Verfolgungen, auch noch Nahrungssorgen und häuslicher Kummer. Unerklär-

ihnen zu ziehen. Allein ihre Rohheit und Unmenschlichkeit wandte bald alle Gemüther und Arme gegen sie, und selbst Luther schrieb ein Buch gegen sie, in welchem er sagt: „Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Zornes Diener ist, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist.“ So vereinigten sich die Fürsten und Ritter und erschlugen die Rotten zu Tausenden, und war das Loos des Landvolks nach der Zeit weit schlimmer als zuvor. Zu gleicher Zeit gab sich Thomas Münzer, ein fanatischer Prediger in der Reichsstadt Mühlhausen, für einen Auserwählten Gottes aus, der da gesandt sei, das weltliche Regiment umzustürzen und Reiche und Arme gleich zu machen, und weil er unter andern die Lehre Luthers als unzulänglich schmähte und außer der Kindertaufe noch eine zweite Taufe der Erwachsenen einführte, wird seine Secte die der Wiedertäufer genannt. Auch er wurde mit seinem blutdürstigen Haufen in einer offenen Feldschlacht geschlagen, und, nachdem er in die Hände der Sieger gerieth, gefoltert und enthauptet. Nach fünf Jahren erhoben sich aber die Wiedertäufer wieder zu Münster und wurden erst nach sechsjährigem Wüthen gänzlich unterdrückt; nur einzelne entkamen in fremde Länder, nach den Niederlanden, nach Polen und Ungarn, wo sie mit gemäßigten Grundsätzen eine stille Gemeinde ohne Geistlichkeit bildeten, sich aber durch Arbeitsamkeit und Redlichkeit so sehr empfahlen, daß sie geduldet wurden und zum Theil noch bestehen. Zur Verbesserung dieser Secte trug das Meiste der Priester Menno Simons um's Jahr 1540 bei, woher sie denn auch den Namen Mennoniten erhalten haben.

---

gefürchtet, aber auch zugleich seine Redlichkeit und Treue werthgehalten von allen Gerechten. Mit dem schwäbischen Bunde, der wohl Ordnung und Ruhe im Lande stiftete, aber auch manches alte Recht verletzte, war er meist in Fehde, und als Dienstmann des Herzogs Ulrich von Würtemberg gerieth er in Gefangenschaft, aus welcher er nur durch Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg befreit werden konnte. Als der Bauernkrieg begann, wollte er auch nicht ruhen, wartete aber auf ein Schreiben des Kurfürsten von der Pfalz, weil er hörte, daß dieser menschenfreundliche Herr sich der Bauern annehmen wolle. Das Schreiben kam wirklich, worin Götz aufgefordert wurde, zum Kurfürsten zu kommen, der mit seinen Leuten nach allen vergeblichen Abmahnungen sich gerüstet hätte, die Bauern mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Allein dieses Schreiben zeigten ihm seine Gattin und Schwiegermutter nicht, weil sie nicht haben wollten, daß er wieder in's Feld ziehe. Dagegen gerieth er, als er einst ausgeritten war, unter die aufrührerischen Bauern, welche ihn zwangen, ihr Hauptmann zu werden. Doch hätte er selbst bei der drohenden Lebensgefahr nicht eingewilligt, wenn er gewußt hätte, wie die Sachen stehen, und wie der Kurfürst gesinnt sei. Sobald er aber konnte, verließ er die Aufrührer, deren unritterliche Grausamkeit seinem edlen Gemüthe zuwider war. Nichts desto weniger verurtheilte ihn der schwäbische Bund, auf dem einsamen Schlosse zu Hornberg verbannt zu leben, ohne je die Marken desselben zu verlassen. Sechzehn Jahre lebte er hier mit seiner Gattin Elisabeth, bis er vom Kaiser Karl V. befreit wurde und noch im hohen Alter demselben auf dem Feldzuge gegen Frankreich folgte. Er überlebte seinen Kaiser und schrieb nun seine Abenteuer, so, daß ein Buch daraus wurde, schlicht und kurzweilig geschrieben und ganz in der Sprache damaliger Zeit. Aus diesem Buche, das noch vorhanden ist, hat Göthe das treffliche Gemälde eines deutschen Ritters, wir meinen das Schauspiel: Götz von Berlichingen, geschöpft, welches ein wahres Volksbuch für die Deutschen geworden ist. Götz von Berlichingen starb im 80. Jahre seines Lebens, 1562.

§ 10. Die Augsburger Confession.

Das waren die Ereigniſſe vom Wormſer Reichstage her bis zum J. 1529, in welchem die Abweſenheit Karls V., der franzöſiſche Krieg und beſonders der Türken ſiegreicher Sultan Soliman alle Anſchläge gegen die Reformation vereitelte. Im J. 1529 war letzterer bis Wien vorgedrungen, und nur durch die Tapferkeit des Pfalzgrafen Philipp vom Rhein wurde die Hauptſtadt Oeſtreichs gerettet. Dagegen eroberte Soliman das Jahr darauf die Inſel Rhodus, ſo herzhaft auch die Johanniter-Ritter ſich daſelbſt vertheidigten. Kaiſer Karl V. räumte dieſem Orden hierauf die zu Sicilien gehörige Inſel Malta ein, und ſo führten ſeitdem die Johanniter den Namen der Malteſer-Ritter. Sobald ſich aber die Angelegenheiten Kaiſer Karls V. beſſer geſtalteten, und er ſich zu Bologna mit dem Papſte verſöhnt hatte, ließ er deutlich merken, daß er nun im Sinne führe, ſeinen Willen auch in Deutſchland durchzuſetzen, und ſowohl Reformation, als Freiheit der Reichsfürſten gewaltſam zu unterdrücken. Die Biſchöfe und ſelbſt einige weltliche Fürſten, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachſen und Herzog Heinrich von Braunſchweig vereinigten ſich unter Ferdinand, König von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oeſtreich, zu demſelben Zwecke. Als dieß die Fürſten, die Luthers Lehre angenommen und in ihren Ländern verbreitet hatten, Kurfürſt Johann der Standhafte von Sachſen (Friedrich des Weiſen, der im J. 1525 geſtorben war, Bruder), Landgraf Philipp von Heſſen, vier Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürſt Wolfgang zu Anhalt, zwei Grafen von Mannsfeld, wahrnahmen, verbanden ſie ſich auch zu Torgau, ſo ſehr auch Luther und Melanchthon jede gewaltſame Maßregel widerriethen.

Vielfach aufgefordert, ließ Karl V. 1529 einen Reichstag nach Speier berufen, wo, weil er ſelbſt abweſend war, ſein Bruder Ferdinand den Vorſitz hatte. Hier kam es nun zum völligen Riſſe zwiſchen den Katholiken und Luthers Anhängern, der dadurch nur noch größer wurde, weil letztere einen Namen bekamen. Es brachten nämlich die katholiſchen Fürſten den Beſchluß zu Stande: es ſolle bei dem Wormſer Edicte verbleiben, die Meſſe beibehalten werden und die, welche die neue Lehre angenommen hätten, ſollten ſich aller Neuerungen enthalten. Mit dieſem Schluſſe waren nun die Lutheriſchgeſinnten nicht zufrieden, und legten dagegen eine Proteſtation oder Verwahrung ein, wovon ſie den Namen Proteſtanten erhalten haben. Es waren dieß aber die ſchon erwähnten Torgauer Verbündeten nebſt dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und außer Magdeburg noch vierzehn andere Reichsſtädte.

Darauf kamen harte Schreiben vom Kaiſer Karl V. an den Kurfürſten Johann den Standhaften. Dieſer berief nun Luther, Melanchthon und noch zwei andere Gottesgelehrte aus Wittenberg

nach Torgau und legte ihnen die zwei Fragen vor: „Worin beſteht unſer Glaube?“ und dann: „Wenn der Kaiſer uns mit Gewalt den Glauben will nehmen, darf der Reichsunterthan ſich der Gewalt durch Gewalt erwehren?“ Im Pfarrhauſe rathſchlagten die eben ſo gottesfürchtigen als klugen Männer lange, und der Gedanke, daß durch ihre Lehre Blut vergoſſen werden ſollte, erfüllte ſie mit Angſt und Schrecken. Da ging Melanchthon hinaus in's Freie und erblickt an der Thür des Pfarrers Frau mit einem Säuglinge an der Bruſt und einem andern Kinde zu ihren Füßen, ein Loblied ſingend. Entzückt und heiter kehrt er zu ſeinen Freunden zurück, und laut und freudig ruft er ihnen entgegen: „Muth gefaßt, Brüder, ich habe nun die geſehen, welche für uns ſtreiten werden, und die wird keine Macht beſiegen.“ Als nun Luther verwundert fragte: „Wer ſind dieſe?“ antwortete er: „Die frommen Mütter und die unſchuldigen Kinder ſind es, die für uns beten.“ Das ermuthigt Alle und ſie nehmen ſolches Ereigniß für eine günſtige Vorbedeutung, faſſen nun mit raſcher Entſchloſſenheit die Hauptlehren zuſammen, woraus dann Melanchthon bündig und klar geſchrieben ein Glaubensbekenntniß entwirft. Die zweite Frage beantworteten ſie aber auf folgende Weiſe: „Die Fürſten ſollen die Schwerter von dieſer heiligen Sache laſſen, Gott werde ſie ſchützen; dränge aber der Kaiſer fortan, ſo wollten ſie allein vor ihm erſcheinen.“ Das antworteten ſie dem Kurfürſten; der aber ſprach: „Nicht Ihr allein, auch ich will vor dem Kaiſer erſcheinen und meinen Herrn bekennen.“ Deßhalb hat man dieſem edlen Fürſten den Namen „des Standhaften“ gegeben.

Im J. **1530** wurde nun der Reichstag in Augsburg gehalten. Kaiſer Karl V. ſelbſt war anweſend und nächſt ihm faſt alle deutſche Reichsfürſten und Biſchöfe, unzählige vom Ritterſtande und Abgeordnete der freien Reichsſtädte. Luther, da die Reichsacht noch nicht aufgehoben war, konnte nicht erſcheinen. Er war in Koburg zurückgeblieben, und wie die Lage der proteſtantiſchen Kirche damals ſehr bedenklich war, dichtete er, um ſein gepreßtes Herz zu erleichtern, nach dem 46. Pſalter den erhabenen Hymnus:

Ein feſte burg iſt unſer Gott,
Ein gute wehr und waffen.
Er hilfft uns frey aus aller not,
Die uns itzt hat betroffen.
Der alt böſe feind
Mit ernſt er's itzt meint,
Groß macht und viel liſt,
Sein grauſam rüſtung iſt,
Auf erd iſt nicht ſeins gleichen.

Mit unſer macht iſt nichts gethan,
Wir ſind gar bald verloren.
Es ſtreit für uns der rechte man,
Den Gott hat ſelbſt erkoren.

Fragſtu, wer der iſt?
Er heißt Jheſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein ander Gott,
Das felt muß er behalten.

Und wenn die welt voll teufel wer,
Und wollt uns gar verſchlingen:
So fürchten wir uns nicht ſo ſeer,
Es ſol uns doch gelingen.
Der fürſt dieſer welt,
Wie ſawr er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er iſt gericht,
Ein wörtlein kann ihn fellen.

Das wort ſie ſollen laſſen ſtan,
Und kein danck dazu haben.
Er iſt bei uns wol auff den plan,
Mit ſeinem geiſt und gaben;
Nemen ſie den leib,
Gut, ehr, kind und weib,
Las faren dahin,
Sie haben's kein gewin,
Das reich mus uns doch bleiben.

An Luthers Stelle war Philipp Melanchthon zugegen, und es iſt merkwürdig, wie dieſer ſanfte und geiſtreiche Mann, der tief zu blicken, aber auch Alles von der edelſten Seite zu betrachten gewohnt war, in einem vertrauten Briefe über Kaiſer Karl V. ſchreibt:

„Das Merkwürdigſte auf dieſer Verſammlung iſt unſtreitig der Kaiſer ſelbſt. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in Euern Gegenden Bewunderung erregt haben; weit bewunderungswürdiger aber iſt es, daß er bei ſo großen Erfolgen, da ihm Alles nach Wunſch gelingt, eine ſo große Mäßigung bewahrt, ſo daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine ſolche That an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiſer wirſt Du mir aus der Geſchichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei dieſem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm iſt keine Spur einer Leidenſchaft, eines Hochmuthes, einer Grauſamkeit. Denn, um von dem übrigen zu ſchweigen, obgleich unſere Gegner bisher alle Künſte angewendet, um ihn in dieſer Religionsſache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unſrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben iſt voll der herrlichſten Beiſpiele von Enthaltſamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die ſonſt bei den deutſchen Fürſten ſehr ſtreng war, wird nun bloß in des Kaiſers Hauſe angetroffen. Kein Laſterhafter kann ſich in ſeinen Umgang einſchleichen,

und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er sich ganz nach ihren Tugenden auswählt. — Mich dünkt, so oft ich ihn gesehen, daß ich einen von den berühmten Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menschen sollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen sollte wohl die Uebereinstimmung der schönsten Tugenden, besonders bei einem so großen Fürsten, nicht erfreuen?"

Als nun die Reichstagssitzungen begannen und die Religionssache zur Sprache kam, baten die protestantischen Fürsten um Erlaubniß, ihr Glaubensbekenntniß vorlegen zu dürfen, welches denn auch in deutscher und lateinischer Sprache am 25. Juni vorgelesen wurde. Der Kaiser schien nicht unzufrieden damit und äußerte: „daß er ganz anders berichtet worden sei." Als aber über dieses Bekenntniß, welches man die Augsburgische Confession nennt, verhandelt wurde, zeigte sich die Uneinigkeit beider Parteien nur noch auffallender, und man kam nach langem Streite zu keinem Ende, bis der Kaiser den Protestanten erklären ließ: „Er wolle die Sache einem allgemeinen Concilium, welches binnen Jahr und Tag gehalten werden sollte, zur Verhandlung überantworten; bis dahin aber möchten sie sich friedlich halten, auch in ihren Ländern nichts Neues drucken lassen und Niemand weiter zu ihrer Secte ziehen." Die Protestanten erwiderten hierauf: „Daß ihre Lehre noch nicht aus der heil. Schrift widerlegt sei, und ihnen also ihr Gewissen verbiete, der weitern Ausbreitung ihres Glaubens zu entsagen." Mit dieser Erklärung verließen sie Augsburg, und die zurückbleibenden Katholiken erklärten in dem Reichstagsabschiede die lutherische Lehre für gottlose und verwerfliche Ketzerei. Darum sich noch in demselben Jahre die protestantischen Fürsten zu Schmalkalden versammelten und den Torgauer Bund erneuerten. Viele derselben riethen, zu den Waffen zu greifen; allein die besonnensten, worunter der Kurfürst von Sachsen war, befolgten den Rath Luthers und Melanchthons, die Sache Gottes nicht mit Blut zu beflecken, und es siegte wieder die alte Treue der Deutschen gegen die heilige Person des Kaisers, wie es in den Beschlüssen wörtlich heißt, und man begnügte sich, bloß auf jede Gefahr gerüstet zu sein und der guten Sache zu vertrauen. Kaiser Karl V. berief im folgenden Jahre noch die Kurfürsten nach Cöln, wo er ihnen den Vorschlag that, seinen Bruder Ferdinand zum römischen König zu erwählen, damit er bei des Kaisers häufiger Abwesenheit die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Kurfürsten, Sachsen ausgenommen, willigten ein, und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt. Dem neuen Könige war nun sehr daran gelegen, den Frieden in Deutschland zu erhalten, und gegen die Türken, die sein neuerworbenes Königreich Ungarn hart bedrängten, deutsche Hilfsvölker zu erlangen, und so kam der Religionsfriede zu Nürnberg im J. 1532 zu Stande, nachdem Luther selbst die protestantischen Fürsten ernstlich ermahnte, denselben anzunehmen.

§ 11. Ulrich Zwingli und Johann Calvin.

So wurde denn die Reformation in Deutſchland, ja in ganz Europa verbreitet; denn nicht nur von Sachſen aus ging das neue Licht auf zu allen Völkern Europas, auch von einer andern Seite her kam es faſt zu gleicher Zeit, nämlich aus der Schweiz. Ulrich Zwingli, Canonikus und Prediger in Zürich, war ebenfalls durch den ärgerlichen Ablaßhandel veranlaßt, gegen die Mißbräuche der Kirche zu predigen und zu ſchreiben und die Glaubenslehre nach den Ausſprüchen der heil. Schrift ganz in der Art, wie Luther, wieder zur alten evangeliſchen Reinheit zurückzuführen. So wurde denn zuerſt in Zürich und dann auch in einigen benachbarten Cantonen die Meſſe, Verehrung der Heiligen, der Ablaß, das Cölibat und alle Mißbräuche und päpſtliche Lehren abgeſchafft. Sehr bald näherten ſich auch die Wittenberger und Schweizer Reformatoren einander durch Briefe, und es war anfangs gar keine ſtörende Abweichung in ihren beiderſeitigen Glaubenslehren, bis auf die Lehre vom Abendmahl. Um auch in dieſer gänzliche Uebereinſtimmung zu bewirken, veranſtaltete Landgraf Philipp von Heſſen im J. 1529 zu Marburg eine Zuſammenkunft Luthers und Zwingli's, welche jedoch zu keinem gewünſchten Ergebniß führte, weil beide Reformatoren hartnäckig auf ihrer Meinung beharrten. Doch wurde beſchloſſen, daß über die ſtreitigen Punkte nicht weiter gepredigt oder geſchrieben werden ſollte.

Indeß trübte ſich aber der Friedenshimmel zuerſt in der Schweiz, wo die fünf Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern gegen die Reformirten feindlich auftraten. Vergebens ſuchten Zwingli und viele edle Schweizer den Frieden zu erhalten; die fünf katholiſchen Orte ließen im J. 1531 1000 Mann in das Gebiet von Zürich einrücken. Die Züricher waren nicht vorbereitet auf dieſen Angriff, und ſtellten dem Feinde nur eine geringe, in Eile zuſammengeraffte Mannſchaft entgegen, welche auch Zwingli, um ſie durch ſeine Gegenwart und durch ſeinen Zuſpruch zu ermuntern, begleitete. Am 11. October kam es bei Kappel unfern Zürich zum Gefechte, welches ſo tumultuariſch und ohne Ordnung geführt wurde, daß auch Zwingli in's Treffen gerieth und von einem Unterwaldner Hauptmann am Halſe verwundet wurde; der Mann erkannte ihn und wollte ihn nöthigen, die heilige Jungfrau anzurufen, und gab ihm, da er ſich weigerte, den Todesſtoß. Die Züricher aber mußten das Feld räumen und konnten es nicht einmal wehren, wie die Feinde ihres verehrten Lehrers Leichnam grauſam mißhandelten. Bald darnach aber rächten die übrigen reformirten Cantone, beſonders Baſel, Bern und Schaffhauſen, dieſe Niederlage, und zwangen die Katholiken zu einem Frieden, in welchem die Verbreitung der Reformation freigegeben wurde.

Dieſe wurde auch bald von Genf aus durch Johann Chauvin oder Calvin aufs Neue angeregt, welcher, aus Frankreich vertrieben, in die Schweiz gekommen war. Es hatte ſich nämlich die Reformation auch in dieſes Land Eingang verſchafft. War ja doch die Stimme der

Wahrheit schon im 13. Jahrhundert hier erschollen, und die Waldenser waren noch nicht alle ausgestorben. Das kühne, freisinnige Volk der Franzosen griff die neue Lehre begierig auf, und hätte König Franz I. den Geist der Zeit wahrgenommen und sich an die Spitze der Reformation gestellt, so wäre damals Frankreich das erste Land Europas geworden. Allein er war zu leichtsinnig, nachzudenken und wahrzunehmen, und ließ sich von Priestern verleiten, die Protestanten als Ketzer mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Damals lehrte der eben genannte Johann Calvin, ein gelehrter und tiefsinniger Forscher, ein leidenschaftlicher und unduldsamer Gegner eines jeden Irrthums, in Paris, mußte aber das Land verlassen und kam nach Straßburg und von hier nach Genf. Diese Stadt war eben damals allmählig von dem Herzoge von Savoyen und ihrem Bischofe um ihre Freiheit gebracht worden. Als nun zugleich durch den Prior Bonnivard daselbst die Lehre Luthers verbreitet wurde, welche der Bischof unterdrücken wollte, erhoben sich die Bürger, und im Bunde mit den Bernern und Freiburgern ertrotzten sie mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit, und der Bischof mußte die Stadt verlassen *). Das geschah im J. 1530. Sechs Jahre später beriefen die Genfer Johann Calvin zum Lehrer der Hochschule und Prediger. Dieser lehrte im Geiste Zwingli's, doch nicht so milde und duldsam gegen Schwache und Andersdenkende. Er hatte den sittlichen Ernst eines altrömischen Censors, und trug dadurch, daß er mit hierarchischer Strenge von Obrigkeit und Bürgerschaft Sittenreinheit und Entsagung heischte, viel zur Erhaltung der errungenen Freiheit bei; denn ein Volk, das frei sein will, darf nicht den Lastern fröhnen. Nach dem freien Genf flüchtete sich auch der spanische Arzt Michael Serveto, der die Dreieinigkeit leugnete und deßhalb in den Kerker geworfen wurde. Calvin gab sich viel Mühe, den Mann zum Widerruf zu bereden; als es ihm aber nicht gelang, willigte er — in die Hinrichtung desselben. Michael Serveto wurde in dieser freien, protestantischen Stadt lebendig verbrannt; dahin führt Religionseifer und auch Wahrheitsliebe, wenn nicht Liebe sie begleiten.

Serveto's Anhänger Lälius und Faustus aus dem edlen Geschlechte der Sozzini aus Siena in Italien verbreiteten seine Lehre, mußten aber flüchten, und erst in Polen fanden ihre Glaubensfreunde einen Zufluchtsort und stifteten unter dem Namen der Sozinianer oder Unitarier eine Gemeinde, die, nachdem sie auch aus Polen vertrieben ward, nach Siebenbürgen floh, wo sie bis auf heutigen Tag gesetzliche Religionsfreiheit genießt.

---

*) Damals kam der Name der Hugenotten auf, mit welchem man später in Frankreich die Reformirten bezeichnete; es ist dieß Wort aus der französischen Aussprache des Wortes Eidgenossen entstanden.

§ 12. Kaiser Karl V. und das deutsche Reich bis zum Jahre 1546.

So friedlich indessen auch Luther in Wittenberg daran arbeitete, durch eine vernünftige und wohlgeleitete Volksaufklärung den verbesserten Glauben recht segensreich zu machen, wollte doch derselbe Friede nicht auch bei den Reichsfürsten einkehren, weil sie nicht nur die kirchliche, sondern auch die allgemeine deutsche Freiheit und die Erhaltung ihrer Macht und Selbständigkeit im Auge hatten. Dazu kam noch die Spannung zwischen Katholiken und Protestanten, die durch den Nürnberger Religionsfrieden nicht aufgehoben wurde. Eine neue Veranlassung zu noch größerer Erbitterung gaben die Wiedereinsetzung Herzog Ulrichs in Würtemberg und die Vertreibung Herzog Heinrichs von Braunschweig. Es ist nämlich schon früher erzählt worden, wie Herzog Ulrich durch seinen Schwager Wilhelm von Baiern und den schwäbischen Bund vertrieben wurde. Mit dem Herzogthume Würtemberg wurde im J. 1530 Erzherzog Ferdinand feierlich belehnt. Allein die Reichsfürsten sahen die Vergrößerung des Hauses Oestreich ungern, und das Land selbst, größtentheils der verbesserten Lehre zugethan, fühlte sich unter dem neuen katholischen Landesherrn nicht glücklich. Herzog Ulrich irrte indeß in und außer Landes umher; das Unglück milderte seinen allzuraschen Sinn; Luthers Lehre, die auch er annahm, läuterte sein Gemüth, und als er sah, wie sein Volk sich nach ihm sehnte, machte er ein Bündniß mit König Franz I., und warb mit seinem Gelde Truppen, mit welchen er in Würtemberg einfiel, den östreichischen Statthalter in offener Schlacht besiegte und alsobald im J. 1534 von seinem Erblande wieder Besitz nahm. König Ferdinand in so verworrener Zeit wollte nicht die protestantischen Fürsten, die Ulrichs Sache zur ihrigen machen konnten, reizen, und schloß noch in demselben Jahre den Vertrag zu Cadan in Böhmen, kraft welchem Herzog Ulrich sein Würtemberg, jedoch als Afterlehn Oestreichs (so daß er unmittelbar von Oestreich abhinge) haben sollte. Ulrich regierte von nun an weise und gerecht, und führte die Reformation in Würtemberg ein *).

Eben so eigenmächtig war die Vertreibung Herzog Heinrichs von Braunschweig im J. 1542. Es war dieser Fürst ein höchst leidenschaftlicher Herr, der mit namenloser Erbitterung das Lutherthum verfolgte, und in seinem Lebenswandel aller Welt großes Aergerniß gab. Es kam zuerst zwischen ihm und dem Kurfürsten Johann Friedrich (der seinem Vater Johann dem Beständigen im J. 1535 nachgefolgt war) zu einem öffentlichen Schriftwechsel, in welchem sich beide die größten Schmähungen anthaten. Als er unter andern an den Kurfürsten schrieb: „Luther gebrauche ihn nur zum Hanswurst," ergriff auch Luther die Feder und schrieb das bekannte Buch: „Wider Hans Worst," welches eben so unfläthig wie des Gegners Schriften ist und nur durch

*) Lesenswerth ist Lichtenstein Romantische Sage aus der Würtembergischen Geschichte, von Hauff. Stuttgart 1826. 3 Bde.

die Zeit entſchuldigt werden kann, in der es geſchrieben worden. Weil nun Herzog Heinrich die freien Reichsſtädte Goslar und Braunſchweig dann, daß ſie dem Schmalkaldiſchen Bunde beigetreten waren, hart bedrängte, und weder auf die Abmahnungen des Kammergerichts, noch auf König Ferdinand hörte, fiel der Schmalkaldiſche Bund im J. 1542 mit 19,000 Mann in die Braunſchweigiſchen Lande ein, jagte den Herzog in die Flucht und behielt ſein Land trotz aller Abmahnung des Kammergerichts in Beſitz. Herzog Heinrich eroberte ſich zwar drei Jahre darauf mit Soldaten, die er für König Franz I. geworben hatte, ſein Land wieder, wurde aber von dem Landgrafen Philipp und Kurfürſten von Sachſen bei Nordheim umzingelt, und mußte ſich, da er kein Treffen wagen wollte, gefangen geben; worauf ihn der Landgraf auf die Feſtung Ziegenhein unter ſtrengen Gewahrſam ſetzte. Kaiſer Karl V. ließ Alles dieſes geſchehen, und verlangte blos, daß dem Herzog ritterliche Haft gegeben werde.

Es ſcheint, als ob Karl V., zu ſehr damit beſchäftigt, ein großes Weltreich über alle Meere und Länder hin zu errichten, die deutſchen Angelegenheiten geringer, als klug war, angeſehen habe, und darum gegen die Eingriffe in ſeine kaiſerlichen Rechte ſo nachgiebig geweſen ſei. Wahrhaft groß erſcheint er uns in ſeinen Feldzügen, die er im J. 1535 gegen Tunis und dann ſechs Jahre ſpäter gegen Algier unternahm. Es hatten nämlich dieſe Staaten von Nordafrika ſchon lange die Seeräuberei im mittelländiſchen Meere mit ſolcher Kühnheit und ſolchem Glücke getrieben, daß kein Schiff mehr, ja nicht einmal die Küſten der Inſel vor den Plünderungen und Verwüſtungen der Corſaren ſicher waren. Noch verderblicher wurden die Unternehmungen derſelben, als Scheredin Barbaroſſa, ein Grieche aus Lesbos, der zum Islam übergegangen war, den rechtmäßigen König von Tunis verdrängte, ſich des Thrones bemächtigte und zugleich dem Sultan Soliman unterwarf, um unter türkiſchem Schutze allen europäiſchen Seemächten zu trotzen. Der Zug nach Tunis, an welchen ſich Portugal, Genua und der Johanniter-Orden anſchloß, lief ſehr glücklich ab. Karl eroberte Tunis und verjagte den Uſurpator Barbaroſſa, und hatte die Freude, gegen 20,000 Chriſtenſclaven in Freiheit zu ſetzen. Nicht ſo glücklich war er gegen Algier, wo ein gewaltiger Sturm ſein ganzes Heer, nachdem es, ſchon gelandet, auf die Stadt loszog, überfiel, ſo daß es in der allgemeinen Verwirrung von der türkiſchen Reiterei angegriffen, in der Flucht ſein Heil ſuchen mußte. Derſelbe Sturm zerſchmetterte und zerſtreuete auch die Flotte, ſo daß es ſchwer hielt, ſo viele Schiffe noch zu retten, als zur Einſchiffung der Truppen nöthig waren. Der Kaiſer zeigte bei dieſem Unfall, welch ein Held und Menſch er ſei; unerſchrocken und muthig theilte er alle Beſchwerden, zeigte ſich überall, wo Gefahr drohte, ſorgte für Kranke und Verwundete, und war bei der Einſchiffung einer der Letzten, obſchon ſich in der Nähe mauriſche Reiter zeigten.

Eben ſo unglücklich war ſein Bruder Ferdinand und das deutſche Reichsheer unter dem Kurfürſten Joachim von Brandenburg in Ungarn gegen die Türken, ſo daß der Frieden mit einem jährlichen Tribut an die Pforte erkauft werden mußte.

Während nun Kaiser Karl seine großen Pläne so scheitern sah, drängte ihn der Papst, die deutschen Bischöfe und katholischen Reichsfürsten, der umsichgreifenden Reformation ein Ziel zu setzen. Schon hatte im J. 1542 Papst Paul III. das lange besprochene Concil zu Trient in Tyrol eröffnet; allein die Reformatoren und protestantischen Fürsten weigerten sich, dahin zu kommen, weil die Stadt zu nahe an Italien läge und der Einfluß der Römlinge zu mächtig wäre; sie verlangten ein National-Concil, d. h. eine Kirchenversammlung von lauter Deutschen. Wirklich schien sich dieser Vaterlandssinn auch schon einiger Prälaten zu bemächtigen; ja der Erzbischof Hermann von Cöln sagte sich öffentlich vom Papste los und führte die Reformation in seinem Lande ein. Allein die Universität zu Cöln, von jeher der Sitz der Finsterlinge, und viele Domherren erhoben sich dagegen, und die übrigen deutschen Bischöfe und katholischen Fürsten ruhten nicht, bis Kaiser Karl ihn, da er vorgeladen nicht erscheinen wollte, seines Bisthums entsetzte. Auf dem Reichstage zu Worms 1545, wohin der Kaiser selbst kam, um die Religionsstreitigkeiten endlich beizulegen, erschien auch kein einziger protestantischer Fürst, obwohl sie ganz besonders geladen waren. Da veranstaltete der Kaiser, der noch immer die Sache nicht so wichtig nahm, ein Religionsgespräch zwischen katholischen und protestantischen Gottesgelehrten, wobei auch Melanchthon sich befand. Allein letztere merkten bald, daß man nicht redlich umgehe, und man that den Vorschlag, Luthern selbst zur endlichen Ausgleichung kommen zu lassen. Der Kaiser, welcher es ehrlich meinte, willigte gerne ein, und es ging wirklich, mit dem Fürsten Johann von Anhalt an der Spitze, eine Gesandtschaft nach Wittenberg, um Doctor Luther nach Regensburg einzuladen. Luther, der damals schon von Alter und Krankheit sehr geschwächt war, konnte diesem ehrenvollen Rufe nicht mehr folgen, und er antwortete bloß schriftlich, um alle Absichten der Römlinge zu vereiteln: „Die Protestanten wollten so lange bei der Augsburgischen Confession bleiben, bis diese eines Irrthums überwiesen wäre.“ Es kam nun in Regensburg selbst zu keinem Vergleiche, sondern Alles wurde auf das Concilium verwiesen. Protestanten aber sowohl, als Katholiken rüsteten sich zum Kriege, und der Kaiser selbst sah auf einmal, wie gewaltig die Sache der Reformation geworden sei. Doch die göttliche Vorsehung wollte Luthern nicht den Jammer eines Bürgerkrieges erleben lassen, und er sollte die Augen schließen, ehe das Schwert aus der Scheide fuhr.

§ 13. Luthers Tod.

So neigte sich mit dem J. 1546 das Leben Luthers seinem Ende zu. Nicht älter als 63 Jahre wurde er, auch wünschte er sich keine längere Frist, denn er war müde im Leben zu sein. So wie er seine Jugend in Noth und Mangel verlebte, waren auch seine übrigen Jahre nur Arbeit und Mühe, und bei allen Gefahren, Kämpfen und Verfolgungen, auch noch Nahrungssorgen und häuslicher Kummer. Unerklär-

lich ist es, wie die protestantischen Fürsten, die edlen Kurfürsten von Sachsen, so wenig darauf dachten, den Mann, der ihnen durch die Einziehung geistlicher Güter Millionen erwarb, anständig zu versorgen. Freilich klagte er nicht und seine Seele war zu groß, um Raum zu geben irdischer Sorge. Unter seinen Freunden, und in der Mitte seiner Kinder und an der Seite der treuen Gattin war er meist fröhlich und guter Dinge, und Musik und Gesang war in seinem Hause eben so an der Tagesordnung, als Gebet und Frömmigkeit.

Eben so wenig konnte ihn Krankheit, die mit den Jahren bei ihm zunahm und ihm fast keinen Tag schmerzlos hingehen ließ, beugen. Zu Anfange des Jahres **1546** fuhr er mitten im Winter, obwohl sehr leidend, nach Eisleben, wohin ihn die Grafen Mansfeld, seine ehemaligen Landesherren, zu kommen baten, um einen Familienzwist zu schlichten. Da hatte nun Frau Katharina großen Kummer, und rührend ist es, den trefflichen Mann zu hören, wie er durch Scherze und Heiterkeit sie aufzurichten bemüht war. In einem Briefe an sie nennt er sie eine Selbstmartyrin (d. h. Selbstquälerin) wie folgt:

„Meiner lieben Hausfrauen Katherin, Lutherin, Doctorin, Selbsmartyrin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frauen zu Handen und Füßen. Gnad und Fried im Herrn. Liese, du liebe Käthe, den Johannem und den kleinen Catechismum, davon du einmal sagtest: es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt. Denn du willst sorgen für deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saal oder im Ofenloch oder auf Wolfes*) Vogelheerd. Laß mich in Frieden mit deiner

*) Wolf Sieberger war Luthers Diener, der einst sich einen Vogelheerd einrichtete, wogegen Luther eine launige Klagschrift der Vögel aufsetzte, die wir hier einschalten wollen, weil es gar zu merkwürdig ist, wie solch ein Mann mit solch hohen und gefährlichen Dingen beschäftigt, nicht selten geängstigt und bedroht, Zeit und Lust haben konnte zu solchen Scherzen!

Klagschrift der Vögel

an Lutherum über seinen Diener Wolfgang Sieberger.

„Unserm günstigen Herrn, Doctori Martino Luthern, Prediger zu Wittenberg. Wir Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitzen sammt andern frommen, ehrbaren Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen, fügen Euer Liebe zu wissen, wie wir glaublich berichtet werden, daß Einer, genannt Wolfgang Sieberger, euer Diener, sich unterstanden habe, einen großen freventlichen Durst und etliche alte verdorbene Netze aus grossem Zorn und Haß über uns theuer gekauft, damit einen Finkenheerd anzurichten, und nicht allein unsern lieben Freunden und Finken, sondern auch uns allen die Freiheit, zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu lesen, von Gott uns gegeben, zu wehren vornimmt; dazu uns nach unserm Leib und Leben stellet, so wir doch gegen ihn gar nichts verschuldet, noch solche ernstliche und geschwinde Durst um ihn verdient. Weil denn das Alles, wie ihr selbst könnet bedenken, uns armen freien Vögeln (so zuvor weder Scheune noch Häuser, noch sonst etwas darin haben) eine gefährliche und grosse Beschwerung, ist an euch unsere demüthige und freundliche Bitte, ihr wollet euern Diener von solcher Durst weisen, oder, wo das nicht sein kann, doch ihn dahin halten, daß er uns Abends zuvor streue Körner auf den Heerd, und Morgend vor acht Uhr nicht aufstehn und auf den Heerd gehn, so wollen wir denn unsern Zug über Wittenberg hinnehmen. Wird er das nicht thun, sondern uns also freventlich nach unserm Leben stehen, so

Sorge, ich hab einen beſſern Sorger, denn du und alle Engel ſind. Der liegt in der Krippen zu Bethlehem; aber ſitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vater. Darum ſei in Frieden. Amen.

In einem andern Briefe ſchreibt er beinahe unwillig über ihren Kleinmuth:

„Ich ſorge," ſchreibt er, „wo du nicht aufhöreſt zu ſorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verſchlingen und alle Elemente verfolgen. Lehreſt du alſo den Catechismum und den Glauben? Bete du und laß Gott ſorgen, es heißt: wirf dein Anliegen auf den Herrn, der ſorget für dich, Pſ. 55. und viel mehr Orten."

Katharina Bora hatte aber nicht umſonſt geſorgt; was ſie befürchtete, traf ein. Schon unterwegs ſetzten ihm Beklemmungen und Ohnmachten heftig zu, und in Eisleben nahm das Uebel mit jedem Tage überhand, bis ihn endlich heftige Bruſtſchmerzen auf's Lager warfen. Am 18. Febr. gegen Abend ſprach er zu D. Jonas, der mit ihm gekommen war: „es wäre doch ſonderbar, wenn ich hier in Eisleben, wo ich getauft wurde, auch ſterben ſollte; doch wie Gott will." Er legte ſich dann zur Ruhe, wachte aber wieder gegen 1 Uhr auf, und klagte über zunehmende Beklemmung. Alſobald kamen D. Jonas und ſeine drei Söhne, mehrere Freunde, auch der Graf Albrecht von Mannsfeld mit ſeiner Gemahlin und die beiden Aerzte der Stadt. Nachdem man ihm die Bruſt mit Tüchern wärmte, äußerte er, „die Bruſt ſei hart bedrängt, aber das Herz ſei noch immer ſtark." Sodann erklärte er ſelbſt, wie er wohl fühle, daß er ſterben werde, und auf Lateiniſch wiederholte er eilig dreimal den Spruch: „Vater in deine Hände empfehle ich meinen Geiſt, du haſt mich erlöſet, Herr, du treuer Gott!" und wurde auf einmal ſtille. Mit allerlei ſtärkenden Geiſtern brachte man ihn wieder zu ſich, und D. Jonas fragte ihn nochmal, „Ehrwürdiger Vater! wollet ihr auf Chriſtum und die Lehre, wie ihr ſie gepredigt, beſtändig ſterben?" Hierauf ſprach Luther noch mit deutlicher Stimme, „ja" und wandte ſich auf die Seite und fing an zu ſchlafen, doch in dieſem Schlafe verſchied er; denn bald wurden die Seufzer und das Athemholen nicht mehr gehört, und als man ihm unter das Angeſicht leuchtete, ſah man, daß er todt war.

Die anweſenden Freunde verſuchten noch bis gegen Morgen, ihn wieder in's Leben zurückzurufen; da aber Alles vergebens war, brachen

---

wollen wir Gott bitten, daß er ihm ſteure und er des Tags auf dem Heerde Fröſche, Heuſchrecken und Schnecken an unſerer Statt ſahe und zu Nacht von Mäuſen, Flöhen, Wanzen überzogen werde, damit er unſer vergeſſe, und den freien Flug uns nicht wehre. Warum gebraucht er ſolchen Zorn und Ernſt nicht wider Sperlinge, Schwalben, Elſtern, Dohlen, Raben, Mäuſe und Ratten, welche euch doch viel Leids thun, ſtehlen und rauben, und auch aus den Häuſern, Korn, Hafer, Malz, Gerſten u. a. enttragen; welches wir nicht thun, ſondern allein das kleine Bröcklein und einzelne verfallene Körnlein ſuchen. Wir ſtellen ſolch unſere Sache auf rechtmäßige Vernunft, ob uns von ihm nicht mit Unrecht ſo hart wird nachgeſtellt; wir hoffen aber zu Gott, weil unſere Brüder und Freunde ſo viel in dieſem Herbſte vor ihm blieben und entflohen ſind, wir wollten auch ſeinen loſen, faulen Netzen, ſo wir geſtern geſehen, entfliehen. Gegeben in unſerm himmliſchen Sitz unter den Bäumen, unter unſerm gewöhnlichen Siegel und Federn."

ſie in laute Klagen aus. Die Nachricht verbreitete ſich bald in dem ganzen Städtchen und alles Volk kam herbei, ihn noch einmal zu ſehen. Lauter aber noch und heftiger war die Wehklage in Wittenberg, wo die troſtloſe Gattin mit ihren Kindern, des Verblichenen innigſter Freund Melanchthon, alle, alle ſeine Freunde, der Kurfürſt, die ſtudierende Jugend und die Bürgerſchaft anfangs bis in's Innerſte erſchüttert waren, ſodann aber in Thränen ihren Schmerz kund gaben, ſo daß die ganze Stadt mehrere Tage von Jammer und Trübſal erfüllt war. Der Kurfürſt begehrte, daß die Leiche des theuren Mannes nach Wittenberg gebracht werde, und ſo geſchah es auch. Von Grafen, Rittern, Bürgern und Bauern aller Orte, wo die Leiche durchgeführt wurde, begleitet, kam der Zug nach Wittenberg, wo ſie in der Schloßkirche beigeſetzt wurde.

So ſchenkte ihm Gott ein wohlbeſtelltes Ende;
Im Frieden ſollt' er ein zum Frieden gehn;
Des Krieges Noth, der Zwietracht tolle Brände,
Die ſeine Aſch' umloderten, nicht ſehn.
Sein Ende war die rechte Sonnenwende,
Wo ſich in Glut ſein Wort jetzt ſollt' erhöhn.
Am Tag Concordia ward er begraben,
Wo ſie verſenkt mit ihm die Eintracht haben.

Und als er ward zu Grabe nun getragen,
Aus tauſend Herzen feiert' ihn Ein Schmerz;
Und nah und fern ertönten fromme Klagen;
Verloren hatt' ihn aller fühlend Herz.
Wo ſolche Mahl', auch ungeſehen, ragen,
Gleicht ihnen wohl ein Monument von Erz?
O ſolch ein Mahl, wie Luther ſich errungen,
O ſolch ein Werk, wem iſts ſo raſch gelungen?

Conz.

Was er als Lehrer der Deutſchen und Wiederherſteller des reinen Evangeliums geweſen, iſt längſt ſchon von aller Welt, nicht nur von Proteſtanten, auch von allen aufgeklärten und billigen Katholiken anerkannt worden. Er führte an die Stelle des unverſtändlichen Schulgeſchwätzes, wie Raumer richtig bemerkt, eine höhere Beredtſamkeit und durch ihn lernte Deutſchland wieder reden, das deutſche Volk wieder hören. Denn er war durchaus im Geiſt und Gemüthe deutſch und darum eben wirkte er ſo mächtig nicht nur auf das deutſche Volk, ſondern auf alle romaniſche Nationen, weil bei dieſen, als Sproſſen des großen germaniſchen Völkerſtammes, die Keime einer wahrhaft chriſtlichen Bildung mit der veränderten Sprache noch nicht völlig untergegangen waren. Ja ſelbſt auf die nicht germaniſchen Völker, auf Slaven, Ungarn und Finnen, wirkte ſein Geiſt, denn es war ein ächt chriſtlicher, d. i. ein Geiſt der Humanität, dem ganzen Menſchengeſchlechte verwandt. Auch in ſeinen Sitten und ſeinem häuslichen Leben war Luther deutſch, einfach, ſchlicht und bieder, obgleich auch derb und ohne den Schliff ſpaniſcher oder welſcher Hofſitte, die damals

auch in unſerm Vaterlande hochgehalten wurde. Die Fürſten haben ihm ſolche Derbheit nachgeſehen, weil ſie wohl ſahen, wie ſein Wort und ſeine Lehre die alte Treue gegen väterliche Fürſten beim Volke zu bewahren ſuchte. Liebenswürdig erſcheint er uns aber in ſeinem häuslichen Leben, ein heiterer und fröhlicher Tiſchgenoſſe unter gleichgeſinnten Freunden, ein zärtlicher Gatte und vor allen ein Vater, den kein Schickſal, keine Gefahr und Trübſal hindern konnten, mit ſeinen Kindern zu ſcherzen und zu ſpielen, als ob er, ſelbſt ein Kind, ein Leben voll Spiel und Freuden lebte. Unter ſeinen Schriften iſt ein Briefchen, das er an ſeinen kleinen Sohn ſchrieb, ſo bezeichnend für den kindlichen Vaterſinn des großen Mannes, daß es wohl verdient, auch in einer Weltgeſchichte zu ſtehen. Hier folgt es:

Doctor Martin Luther an ſein liebes Söhnlein, Hänſichen Luther.

Gnade und Friede in Chriſto, mein herzliebes Söhnichen. Ich ſehe gerne, daß du wohl lerneſt und fleißig beteſt. Thue alſo, mein Söhnichen, und fahre fort: wenn ich heim komme, ſo will ich dir einen ſchönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübſchen luſtigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und leſen ſchöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirſchen, Spilling und Pflaumen, ſingen, ſpringen und ſind frölich; haben auch ſchöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und ſilbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deſſen der Garten iſt: weß die Kinder wären? Da ſprach er: es ſind die Kinder, die gerne beten, lernen, und fromm ſind.

Da ſprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänſichen Luther, möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch ſolche ſchöne Aepfel und Birnen eſſen möchte, und ſolche feine Pferdlein reiten, und mit dieſen Kindern ſpielen? Da ſprach der Mann: wenn er gerne betet, lernet, und fromm iſt, ſo ſoll er auch in den Garten kommen. Lippus und Joſt auch, und wenn ſie alle zuſammen kommen, ſo werden ſie auch Pfeifen, Pauken, Lauten, und allerlei Saitenſpiel haben, auch tanzen, und mit kleinen Armbrüſten ſchießen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wieſe im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken, und feine ſilberne Armbrüſte. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht geſſen hatten, darum konnte ich des Tanzes nicht erharren, und ſprach zu dem Manne: ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlein Hänſichen ſchreiben, daß er ja fleißig bete, und wohl lerne, und fromm ſei, auf daß er auch in dieſen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da ſprach der Mann: es ſoll ja ſeyn, gehe hin, und ſchreibe ihm alſo.

Darum liebes Söhnlein Hänſichen, lerne und bete ja getroſt, und ſage es Lippus und Joſten auch, daß ſie auch lernen und beten, ſo werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiemit bis dem all-

mächtigen Gott befehlen, und grüße Muhmen Lehnen, und gieb ihr einen Buß von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater,
Martinus Luther.

So beschließen wir das Gemälde dieses Mannes mit einigen Strophen aus den Worten der Weihe, welche der würdige Conz am dritten Jubelfeste der Reformation gedichtet hat:

Wie Morgensonne über Thalesgründen
Still tauchet aus der Berge Grau herauf;
Erst einzle Strahlen, ihre Boten, künden
Die herrliche, sie geht und wächst im Lauf;
Was neblicht ist, was ungewiß, muß schwinden;
Mit Eins tritt sie in vollem Glanzlicht auf;
So schritt sein Geist von Klarheit jetzt zu Klarheit,
Und heller wuchs in ihm das Licht der Wahrheit.

Das Volk, gegängelt lang in dumpfem Wahn,
Hier vor dem Throne, dort vor dem Altare,
Ruft er zur Geistesfreiheit jetzt heran,
Und wo die Krone jetzt, dann die Tiare
Verfälscht und sich verclavend unterthan
Sein altes Recht, das uranfänglich wahre,
Wollt' er's zur Menschenwürd' und edlerm Leben
Voll Vaterland und Gottes kräftig heben.

Doch mehr auf Freiheit und auf Heil der Seelen
Und auf den sichern Frieden stets bedacht,
Heißt er es nie Gesetz und Recht sich wählen
Nach eigner Kur und frevelwill'ger Macht;
Und hieß es alles Andre Gott befehlen,
Der ob dem Geist der Ordnung schirmend wacht.
Wie zürnt' er nicht entrüstet jenen Rotten,
Die sich erhuben, alles Recht zu spotten!

Das Buch, das die Weissagung und Geschichte
Den Geist ergreift mit göttlicher Gewalt,
Die Regel stellt, wornach der Mensch sich richte,
Und uns enthüllt des Herzens Urgestalt;
Das Buch, das uns die eigene Geschichte
Des Lebens schön in fremder widerstralt,
Und lehrt den Weg deß, den kein Aug gesehen,
Und unsern Fall, und unser Auferstehen;

Dies Kleinod, das so lange vorenthalten
Dem Volke ward, zog er vom Staub hervor,

Und aller Welt, den Jungen wie den Alten,
Legt' er es als Gemeingut wieder vor,
Und strafte so der frechen Willkür Schalten,
Auf's neu der Wahrheit öffnend Thür und Thor.
Sein Leben hat er an das Buch verwendet,
Sein Leben an den Himmelsbrief verpfändet.

In deutscher Sprache, kräftig, rein, gedrungen,
Führt' er die Bibel in die Häuser ein.
Wer hat, wie er, dem Geist sich nachgeschwungen,
Der sie durchweht, wer ihren Sinn so rein,
So menschlich wahr, zu deuten — wer? gerungen,
Hinstellend in lebend'gem Widerschein?
Wer unsre Sprach' an ihrer Eichenquelle
So rein geschöpft in urkrystallner Helle?

Tief hat er in der Menschheit Brust gegriffen,
In's faltenreiche Leben tief geblickt,
Und was er da mit klarem Sinn ergriffen,
An's Leben wieder kräftig vorgerückt;
Sein scharfer Geist hat ihm das Wort geschliffen,
Und Halbheit ihn und Tünche nie berückt.
Vollkräftig war's, vom Schein fern abgewendet,
Gediegen, deutsch, rund in sich selbst vollendet.

Die Harfe, die Isai's Sohn geschlagen,
Die Sionsharf', von Gottes Hauch erfüllt —
Den kühnen Griff in sie, wie ihm, zu wagen
Wem noch gelang's? — Der vollen Seele Bild
Und Muth und Kraft, und was in bangen Tagen
Mit Trost ihn oft sein brennend Herz gestillt,
Vertraut' er ihr in mächtigen Gefühlen,
In goldnen Flammen, die gen Himmel spielen.

Zeugt es, der grauen Wartburg grüne Höhen,
Von Liedern deutscher Sänger früh umkränzt,
Oft wenn des Mondes Scheib' im Abendwehen
Durchs Düster seiner Scheiben ihm geglänzt,
Was konnt ihm mehr den kranken Muth erhöhen,
Was war's, das seine Seele frisch ergänzt? —
Der Liedergeist, und seiner Schwermuth traute
Begleiterin — die tönesüße Laute!

Und deutsch auch sollten jetzt die Hymnen schallen,
Vom Munde christlicher vereinter Schaar,
Wo durch der Tempel hochgewölbte Hallen
Sonst fremder Sang erscholl am Festaltar;

Daß froh noch jetzt empor die Herzen wallen,
Wenn Luthers Lied emporbraust wie ein Aar,
Und auf des mächtigen Gesanges Schwingen
„Ein' feste Burg" zu Gott sich ringen.

---

§ 14. Schmalkaldischer Krieg.

Kurz vor seinem Tode, an seinem letzten Geburtstage, lud Doctor Luther seine vertrautern Freunde zu Gaste, und als das Mahl zu Ende war, bat er sie, im Vorgefühle der großen Gefahr, welche der Sache des Evangeliums drohte: „ja standhaft zu beharren!" und setzte hinzu: „so lang ich lebe, wird's, ob Gott will, keine Gefahr haben, und guter Friede in Deutschland bleiben; wenn ich aber sterbe, so betet! es wird wahrlich Betens brauchen, und unsere Kinder werden müssen nach den Spießen greifen und wird in Deutschland übel stehen. Das Concilium zu Trient ist uns sehr gram und will uns überaus übel, darum sage ich, betet fleißig nach meinem Tode!"

Was der Mann Gottes ahnete, ging auch wirklich in Erfüllung. Kaiser Karl, der immer mehr einsah, daß die Sache der Reformation viel wichtiger sei, als er sich dieselbe anfangs vorgestellt hatte, kam im J. 1546 wieder nach Deutschland, um daselbst zu Regensburg einen Reichstag zu halten. Es erschien aber keiner der Schmalkaldischen Bundesfürsten, weil sie schon gehört hatten, daß der Kaiser mit dem Papste Paul III. ein heimliches Bündniß geschlossen, die Protestanten in Deutschland zu unterdrücken; ja sie ließen durch einen Gesandten fragen, „was die Rüstungen des Kaisers zu bedeuten hätten." Karl V. antwortete kurz: „Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden, wie bisher, einen gnädigen, väterlichen und guten Willen an ihm befinden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er sich gegen sie nach gebührendem Ernste bezeigen werde." Es blieb nun den Fürsten nichts übrig, als sich gleichfalls zu rüsten. Allein dem Bunde fehlte ein Mann, der ihn mit berechneter Klugheit angeführt und alle Mitglieder zu vereinigen gewußt hätte. Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, war ein tapferer, ja ritterlich gesinnter und frommer Mann, der Alles für seinen Glauben zu wagen bereit war, allein bei einer schweren Körpermasse war auch sein Geist äußerst schwerfällig, und er liebte immer zu zaudern, weil er den Gedanken nicht fassen konnte, gegen seinen Kaiser das Schwert zu ziehen. Rascher und kühner war der Landgraf Philipp von Hessen und darum auch immer im Streite mit dem Kurfürsten, nichts destoweniger aber hinderte auch er den guten Fortgang durch seinen Ehrgeiz, da er überall an der Spitze sein wollte. Da war nun der junge Herzog Moritz von Sachsen, der von der Albertinischen Linie den kleineren westlichen Theil Sachsens als Herzogthum besaß, ebenfalls dem lutherischen Glauben mit ganzer Seele zugethan, des Landgrafen Philipp Schwiegersohn und des Kurfürsten von Sachsen Vetter, der sehr frühzeitig einsah, daß der Schmalkaldische Bund,

bei der Unklugheit seiner Fürsten, sich nicht werde behaupten können, ja daß besonders durch des Kurfürsten Beschränktheit nicht nur die evangelische Sache, sondern auch die Freiheit Deutschlands verloren gehen müsse. Darum weigerte er sich, dem Bündnisse beizutreten, und Kaiser Karl, der das wußte und den Jüngling seiner Tapferkeit und Klugheit wegen, die er im Feldzuge gegen die Türken und gegen Frankreich bewiesen hatte, liebte, suchte ihn für sich zu gewinnen. Moritz erklärte zwar, daß er die Sache des Evangeliums nie verlassen werde, versprach aber zugleich, dem Kaiser gehorsam zu bleiben.

So standen die Sachen im Juli 1546, und die Schmalkaldischen Fürsten rückten wirklich von allen Seiten gegen Tyrol vor, wo Karl V. kaum 8000 Spanier bei sich hatte, weil die päpstlichen Hilfstruppen noch nicht angekommen waren. Die Schwäbischen und Rheinischen waren unter der Anführung des kühnen Ritters Sebastian Schärtlin von Burtenbach die Ersten auf dem Platze, und es wäre leicht gewesen, den Kaiser aufzureiben, wenn die Bundesfürsten nicht selbst den tapfern Schärtlin beständig abgehalten hätten, vorzurücken. So ging der Winter nutzlos vorüber, und der Kaiser hatte indeß aus Italien und den Niederlanden Hilfsvölker an sich gezogen, und zog rasch gegen die schwäbischen und pfälzischen Reichsstädte, die sich im ersten Schrecken sammt dem Herzoge Ulrich von Würtemberg und dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz ergaben und schwere Strafgelder zahlten, während die Kriegshaufen König Ferdinands das Kurfürstenthum Sachsen verwüsteten. Johann Friedrich, der sich schon gegen Baiern in Bewegung gesetzt hatte, eilte nun im Frühjahr 1547 auf diese Nachricht in sein Land zurück, wurde aber bei Mühlberg an der Elbe von den Kaiserlichen ereilt. Kaiser Karl V. führte selbst sein Heer, ihm zur Seite waren sein Bruder Ferdinand, Herzog Moritz und Herzog Alba. Auf der Lochauer Heide kam es zur Schlacht, und so tapfer sich auch die Sachsen schlugen, wurden sie doch binnen einiger Stunden geworfen; ein großer Theil derselben kam in Gefangenschaft, nur wenige entkamen durch die Flucht. Unter den Gefangenen war auch der Kurfürst selbst nebst dem Herzog Ernst von Braunschweig Lüneburg. Der Kaiser empfing sie unfreundlich und ließ sie in Gewahrsam nehmen; darauf zog er gegen Wittenberg, welches die großherzige Kurfürstin Sibylla muthig vertheidigte. Der Kaiser verlangte von dem Kurfürsten, daß er ihr befehle, die Stadt zu übergeben; allein Johann Friedrich weigerte sich und alsobald ließ Karl über ihn ein Kriegsrecht halten und ihn als einen Rebellen zum Tode verurtheilen. Größer im Unglücke als im Glücke, hörte der Kurfürst das Todesurtheil, als er eben mit dem Herzoge Ernst am Schachbrett saß, ruhig und gelassen an. „Ich kann nicht glauben," sagte er dann, „daß der Kaiser also mit mir handeln werde; ist es aber nicht anders, so möge man mir es fest zu wissen thun, damit ich meinen letzten Willen ordne," und spielte sodann ruhig weiter. Der Herzog Moritz und der Kurfürst Joachim von Brandenburg baten dann für den unglücklichen Fürsten, und vermittelten zwischen ihm und dem Kaiser einen Frieden unter folgenden Bedingungen: die Kurwürde und sein bisheriges Land

sollte Johann Friedrich an Herzog Moritz abtreten, und er selbst des Kaisers Gefangener bleiben, solang es diesem so gefallen würde; den nöthigen Unterhalt für ihn und sein Haus sollte Moritz darreichen. Alles dieses ging der Kurfürst willig ein, nur dazu ließ er sich nicht bewegen, anzunehmen, was künftig das Concilium zu Trient oder der Kaiser in der Religion anordnen möchte.

Nun zog Karl V. in Wittenberg ein, empfing die Kurfürstin selbst sehr freundlich und behandelte die Bürger mit großer Milde. Auch ließ er den Lutherischen Gottesdienst fortbestehen, und als er in der Schloßkirche Luthers Grab besuchte, tadelte er den Herzog Alba, der ihm rieth, den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen. „Laßt ihn ruhen," sprach er, „er hat nun seinen Richter schon; ich führe Krieg mit den Lebenden, und nicht mit den Todten." Ueberhaupt gefiel es ihm in Sachsen, und er äußerte in diesen Tagen: „Es ist doch Alles ganz anders im evangelischen Lande und unter evangelischen Leuten, als ich mir gedacht habe." Der neue Kurfürst Moritz, gegen den die Gemüther des Volks als einen Verräther des Evangeliums übel gesinnt waren, sprach zu den Wittenbergern: „Ihr seid eurem Fürsten, meinem Vetter, so treu gewesen; das will ich euch im Guten gedenken ewiglich."

Kaiser Karl V. war nun mit einem Male beinahe unumschränkter Herr in Deutschland, und auch im Auslande wollte ihm das Glück wohl, denn an demselben Tage, als er in Wittenberg als Sieger einritt, wurde sein alter Nebenbuhler, König Franz I. von Frankreich, in die Gruft getragen. Der Landgraf Philipp von Hessen sah sich nun verlassen von allen Seiten, und auf das Zureden des Herzogs Moritz seines Schwiegersohnes und des Kurfürsten von Brandenburg, die eine Versicherung der kaiserlichen Gnade für ihn erhalten hatten, ergab er sich zu Halle. Der Kaiser verzieh ihm, behielt ihn aber in Gewahrsam, das Land Hessen jedoch überließ er seinem Sohne. Vergebens berief sich Herzog Moritz auf das kaiserliche Versprechen; dießmal war er unerbittlich. Das Jahr darauf wurde auf Befehl des Kaisers durch katholische und protestantische Theologen das sogenannte Interim, d. h. wie er es bis zur endlichen Entscheidung des Conciliums mit der Religion wollte gehalten wissen, verfaßt und überall als kaiserliche Anordnung bekannt gemacht. Dieses Interim erregte große Bewegungen in ganz Deutschland, sogar der neue Kurfürst Moritz verwarf es; besonders heftig erklärten sich mehrere Reichsstädte dagegen, weßhalb endlich gegen sie die Reichsacht ausgesprochen wurde. Indessen schonte man noch immer den Kurfürsten Moritz und ließ ihm seinen Widerspruch hingehen, ja er bekam sogar den Auftrag, die widerspenstige Stadt Magdeburg zu belagern. Moritz zog diese Unternehmung absichtlich in die Länge, denn in seiner Seele war jetzt der große Plan reif geworden, sich vor der Welt seiner zweideutigen Handlungsweise wegen zu reinigen und die kirchliche und politische Freiheit Deutschlands zu retten. Deßhalb sandte er seinen Jugendfreund, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg Kulmbach heimlich an den König Heinrich II. von Frankreich, Franzens Sohn, um sich mit ihm gegen den Kaiser zu verbinden. Man warnte diesen, doch nichts konnte ihm Argwohn gegen seinen Liebling

einflößen, und sein Minister Granvella meinte: „Es sei unmöglich, daß ein plumper Deutscher einen Plan entwerfen und geheim halten könne, den er nicht auf der Stelle entdecken sollte.“ Allein plötzlich fielen im J. 1552 Moritz und Albrecht in Franken ein, und erließen eine öffentliche Kriegserklärung gegen den Kaiser, worin sie sich über die fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen, über die spanischen Truppen, die der Kaiser gegen sein gegebenes Wort im Reiche halte, und über die Eingriffe in die Freiheit Deutschlands beschwerten. Der Kaiser war in der größten Verlegenheit, und sein Bruder Ferdinand mußte Unterhandlungen mit Moritz anfangen. Als aber Letzterer merkte, daß man nur Zeit gewinnen wolle, brach er die Verhandlungen ab, rückte in Schwaben ein, kam durch die Ehrenberger Klause schnell nach Tyrol, wo sich eben der Kaiser aufhielt und kaum soviel Zeit übrig hatte, in einer Sänfte, weil er eben gichtkrank nicht reiten konnte, mit wenigem Gefolge nach Villach in Kärnthen zu entweichen. Das kaiserliche Heer ward zerstreut, und Ferdinand wußte keinen andern Rath, als die deutschen Fürsten nach Passau zu berufen, wo vorläufige Friedensunterhandlungen gepflogen wurden. Nach diesen sollten die beiden gefangenen Fürsten freigelassen werden. Johann Friedrich erhielt zur Entschädigung die Aemter Altenburg, Weimar und Jena mit dem Herzogstitel; und die Religionsbeschwerden sollten auf einem Reichstage gehoben werden. Schmerzlich fühlte Kaiser Karl, da ihm in diesem Kriege kein deutscher Fürst, auch kein katholischer zu Hilfe gekommen war, daß ihn die Deutschen nicht liebten, und er wollte seinen alten Ruhm im Kriege gegen Frankreich wiederherstellen, und zog mit einem großen Heere gegen Heinrich II., der ihm während der Zeit die Städte Metz, Toul und Verdün weggenommen hatte. In Deutschland aber zog Markgraf Albrecht von Brandenburg, der mit dem Friedensvertrage von Passau nicht zufrieden war, im Reiche herum und verwüstete die katholischen Länder, trotz aller Abmahnungen der Freunde und Glaubensgenossen. Endlich ward über ihn, als einen Friedensstörer, die Acht erklärt, und Kurfürst Moritz beauftragt, sie an ihm zu vollziehen. So lagen nun die ehemaligen Freunde gegen einander zu Felde, bei Sievershausen auf der Lüneburger Heide verlor Albrecht die Schlacht, und mußte nach Frankreich flüchten; doch war der Sieg theuer erkauft, Moritz ward tödtlich verwundet und starb zwei Tage darauf, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre. Er war gewiß einer der größten Männer seiner Zeit, der Retter evangelischer und politischer Freiheit der Deutschen. Als Staatsmann ist er schwer zu beurtheilen, doch war seine Seele rein von niedriger Selbstsucht und sein Gemüth nicht minder deutsch und redlich. Mit schlichten Sitten wußte er liebenswürdige Gefälligkeit zu verbinden, was ihm mancher allzu derbe Deutsche für ausländische Gleißnerei auslegte. Sein Aeußeres verrieth den Adel seines Innern, im Blick, Gang und Gebärde erkannte man den Helden, sein schöner und edler Gliederbau war fürstlich und sein Ganzes würdevoll und freundlich. Als der Kaiser, der ihm noch immer geneigt war, von seinem Tode hörte, rief er aus: "O Absalon! mein Sohn! Absalon!"

Im J. 1555 kam unter dem Vorsitze König Ferdinands der Re-

ligionsfriede zu Stande, und nach langen Streiten und Vereinigungsversuchen beschloß man endlich: Frieden zu halten, wenn auch in Glaubenssachen keine Einigkeit zu Stande käme. Dieß war nun der Anfang zur gegenseitigen Duldung, die freilich erstlich nur als zweckmäßig angenommen und lange immer noch nicht in Ausübung gebracht wurde. Der Keim zur Unduldsamkeit lag schon darin, daß man nur den Protestanten des Augsburger Bekenntnisses kirchliche Freiheit bewilligte, und also diejenigen ausschloß, welche den Schweizer Reformatoren anhingen. Unchristlich war es auch, daß sich die katholischen Landesherren nicht wollten bewegen lassen, diese Glaubensfreiheit auch ihren protestantischen Unterthanen zu bewilligen, es sollte diesen bloß freistehen — mit Hab und Gut auszuwandern! Eine Quelle namenloser Trüb- und Drangsale war das für Tausende von Unterthanen in Baiern, Oestreich, Böhmen und in den bischöflichen Ländern. Eben so hartnäckig waren die katholischen Fürsten auch darin, daß sie den Bischöfen nicht zulassen wollten, zur evangelischen Kirche überzutreten und ihre Bisthümer beizubehalten. Die Sache blieb unentschieden, und evangelische Bischöfe verloren, gleichwie der Erzbischof Hermann von Cöln, ihre Länder; einige Bisthümer aber, welche in den Gebieten protestantischer Fürsten lagen, wurden mit der Zeit säcularisirt, d. h. weltlichen und aber evangelischen Herren gegeben.

So war das Werk der Reformation in Deutschland vollendet, und aus dem Religionsfrieden ersieht man, daß nur der Einfluß der Römlinge auf die katholischen Fürsten es hinderte, daß nicht ganz Deutschland das Evangelium angenommen hatte. Selbst Ferdinand schien geneigt, die Sache der Reformation zu fördern, seine Gesandten am Trienter Concilium verlangten auf seinen Befehl die Priesterehe, den Kelch im Abendmahl, Nachlaß der Fasten, deutsche Kirchengesänge, Reform der Klöster; allein der päpstliche Legat wußte ihn von diesen Forderungen abzubringen, und als sein Sohn, der Erzherzog Maximilian, einen protestantischen Prediger zu sich nahm und in seinem Hause evangelischen Gottesdienst hielt, erschienen Drohungsbriefe von Rom, und Kaiser Ferdinand mußte ihn nach Spanien senden, damit er dort unter den Augen der Inquisition, am Hofe des bigotten Philipp II., die Ketzereien verlerne.

§ 15. Gustav Wasa, König von Schweden.

Obgleich die Reformation beinahe von allen Völkern Europas mit unbeschreiblichem Eifer ergriffen und angenommen wurde, konnte sie doch in keinem Lande festen Fuß fassen, weil außer Deutschland kein Landesfürst geneigt war, sie auch selbst anzunehmen. Nur in Schweden, diesem nordischen Reiche, das noch immer die alte gothische Sprache und alte deutsche Sitte bewahrte, geschah dieß zuerst. Dieses Reich war seit den Zeiten der berühmten Margaretha mit Dänemark und Norwegen unter einem Könige vereinigt. Allein die freiheitsliebenden Schweden waren häufig mit den ausländischen Königen, die als geborne Dänen

gewöhnlich in Dänemark residirten, unzufrieden, und wählten sich aus ihrer Mitte Reichsverweser. Dieß geschah auch im J. 1501 unter König Johanns von Dänemark Regierung, wo der staatskluge Sten Sture, aus altem königlichem Geschlechte, das Land weise und gerecht verwaltete. Allein Johanns Sohn, Christian II., kam im J. 1519 mit einer Flotte vor Stockholm, und da er mit Gewalt nichts ausrichten konnte, versuchte er Unterhandlungen, während welcher er sich listiger Weise sechs edler Schweden bemächtigte, mit denen er als Gefangenen nach Dänemark zurückkehrte. Einer darunter war Gustav, der Sohn des Reichsraths Erich Wasa, der aber aus seiner Haft entwich und in der Kleidung eines Ochsentreibers nach Lübeck gelangte. Als er hier vergebens den Rath zur Unterstützung der Schweden aufforderte, fuhr er wieder zurück nach Schweden, irrte verfolgt von dänischen Soldaten im Lande umher, bis er in den Bergen der Dalekarben eine Zuflucht fand. Im J. 1520 erwirkte Christian II. vom Papst Leo X. eine Bannbulle über das Reich Schweden, und aufgemuntert von dem Erzbischofe Gustav Trolle, der Sture's persönlicher Feind war, kam er noch einmal mit einem großen Heere in das Land, schlug die Schweden bei Bogesund, wo der Reichsverweser Sten Sture tödtlich verwundet wurde. Nach dem Tode dieses trefflichen Mannes überredete Trolle den durch die Niederlage erschreckten Reichsrath, Christian zu huldigen. Dieser kam nach Stockholm und versprach vor der Krönung, gütig und väterlich zu regieren und keine Rache zu nehmen an denen, die gegen dänische Herrschaft waren. Doch wenige Tage nach der Krönung ließ er auf Gustav Trolle's Anklage die edelsten Männer verhaften und öffentlich zu Stockholm hinrichten. Das war das Stockholmer Blutbad, wie es die Schweden heißen, in welchem außer zwei Bischöfen, dem edlen Erich Wasa, des flüchtigen Gustavs Vater, den Bürgermeistern und Rathsherrn der Stadt Stockholm, noch an die achtzig Männer unter dem Henkerbeil fielen. Empörende Grausamkeiten wurden darauf im ganzen Lande an Edlen, Bürgern und Bauern begangen; Christian kehrte darauf zurück nach Dänemark, aber seine Beamten, meist Dänen oder dänisch Gesinnte, hausten in Schweden wild und unmenschlich. Als Gustav Wasa, der indeß in den Kupferbergwerken um Brot arbeitete, von dem Blutbade und der Hinrichtung seines Vaters hörte, gab er sich den Dalekarlen zu erkennen und entflammte diese rauhen Gebirgsleute durch seine gewaltige Rede zur Rache gegen Christian. Mit 400 Bauern zog er aus und eroberte, was im Wege lag, und alles Landvolk zog mit ihm, bis er ein Heer von 20,000 wohlbewaffneten Männern hatte, mit welchem er den Erzbischof Trolle, der ihm mit einem Dänenheer entgegen kam, aus dem Felde schlug und vor Stockholm lagerte. In dieser Verwirrung versammelte sich der Landadel zu Wadstena, und übertrug die Verwaltung des Reichs dem Helden Gustav Wasa. Als Christian von diesen Dingen hörte, gerieth er in den heftigsten Zorn, und sandte eine Flotte nach Stockholm; allein auch die Lübecker hatten sich indeß anders besonnen, und ihre Schiffe erschienen in dem bothnischen Meerbusen und machten den Dänen zu schaffen; Gustav aber trieb mit seinem Heere, das nun auch durch den

Adel und viele tapfere Ritter verstärkt war, alle Dänen aus den festen Plätzen, und im J. 1523 versammelte sich wieder ein Reichstag zu Strengnäs, worauf der neugewählte Erzbischof Knud den Vorschlag that, Gustav Wasa zum König auszurufen, indem auch in Dänemark ein Aufstand ausgebrochen war und Christian II. flüchtig nach Holland entweichen mußte. Noch zu Strengnäs empfing Gustav Wasa den Huldigungseid aller Stände und eilte dann in's Lager vor Stockholm, das alsobald dem neuen Könige die Thore öffnete. Die erste Sorge Gustavs war nun, seinem Reiche Festigkeit zu geben, und da er den Schatz leer fand und Vieles an die Lübecker zu zahlen hatte, verlangte er von den Bischöfen alles entbehrliche Silbergeräthe als Darlehen. Diese aber weigerten sich, und einige nannten den König laut und öffentlich einen Kirchenräuber. Als aber Gustav Wasa sah, wie vieles Volk in Schweden zur Lehre Luthers sich bekannte und deßhalb von der Geistlichkeit Verfolgung litt, nahm er diese Lehre selbst in Schutz und machte bekannt, daß er das Land von der Last müßiger Mönche befreien wolle, um ihre Güter zum Wohle des Staats zu verwenden, und auf dem Reichstage zu Westeräs bekannte er sich öffentlich für die verfolgte Lehre und forderte die Bischöfe auf, die widerrechtlich besessenen Krongüter zurück zu geben, damit dem Volke die schweren Abgaben erleichtert würden. Als nun die Stände voller Bestürzung schwiegen, erklärte er, er werde die Krone niederlegen, weil er nicht über Menschen herrschen wolle, die lieber in Sclavenketten als in Freiheit lebten. Da faßte der Reichstag den Beschluß, daß die bischöfliche Gewalt aufgehoben und das Wort Gottes in der Muttersprache gepredigt werde. Die Bischöfe widerstanden nicht lange. „Wir sind zufrieden," schrieben sie, „wie reich oder arm uns Seine Gnaden der König haben will." Indeß stifteten doch einige übelgesinnte Geistliche Aufruhr unter den Dalekarlen, der aber mit Strenge der Waffen gedämpft wurde. So regierte Gustav Wasa 40 Jahre lang, obgleich häufig im Krieg mit Dänemark und Rußland verwickelt, glücklich und höchst wohlthätig für Schweden, das sich durch ihn, den ersten König, der die Reformation nicht scheute, sondern mit voller Seele erfaßte, zuerst aus der bisherigen Unbedeutendheit zu einer beträchtlichen Land- und Seemacht erhob, die bald zur Erhaltung europäischer Freiheit mit Oestreich auf den Kampfplatz zu treten wagte. Er starb im J. 1560 und hinterließ 4 Söhne: Erich, Johann, Magnus und Karl. Die Geschichten der Schweden rühmen, daß er eben so liebenswürdig als Mensch, wie als Landesfürst, ein Freund der Musik und anständiger Geselligkeit gewesen sei; mit Luther und Melanchthon wechselte er Briefe, und Petri, Luthers Schüler, wurde von ihm zum Erzbischof von Upsala erhoben. — Zu gleicher Zeit erhob sich auch Dänemark, welches den Verlust von Schweden durch die wohlthätigen Folgen der Reformation, die auch hier von dem Könige angenommen ward, entschädigte. Es hatte nämlich Christian II. durch seine schlechte Regierung auch Dänemark und Norwegen verloren, die beide dem Bruder seines Vaters, dem Herzog Friedrich von Schleßwig-Holstein, anheimfielen, und konnte sie auch, obwohl sein Schwager Kaiser Karl V. Hilfsvölker sandte, nicht wieder erobern. Er gerieth endlich in die Ge-

fangenschaft seines Oheims und büßte das Stockholmer Blutbad in einem zweijährigen Gefängniß, verachtet und verlassen von aller Welt. Der neue König Friedrich aber bekannte sich dann öffentlich zur Lehre Luthers, und weil er derselben im J. 1527 auf dem Reichstage zu Odensee völlige Freiheit verstattete, breitete sie sich allmählig in beiden Reichen aus, so daß sein Sohn und Nachfolger, Christian III., sie allgemein, ohne jedoch die katholische Kirche zu kränken, im Lande einführen konnte. In beiden Reichen, in Schweden und Dänemark, behielt man die Bischöfe bei, doch war ihr Einfluß, ganz den evangelischen Grundsätzen gemäß, nur auf das Innere der Kirche beschränkt.

§ 16. Die Reformation in England.

Mit mehr Widerstand hatte die Reformation in Großbritannien zu kämpfen; hier regierte vom J. 1510 Heinrichs VII. Sohn, Heinrich VIII., ein gelehrter und tapferer, aber auch herrschsüchtiger und dem sinnlichen Vergnügen, ja allen Leidenschaften ergebener Fürst, der die englische Freiheit seiner Willkür zu unterwerfen strebte und sich durch seine Grausamkeit, mit welcher er jeden Widerspruch zu verfolgen pflegte, furchtbar machte. In den Kriegen, die Karl V. und Franz I. mit einander führten, hielt er es bald mit dem einen, bald wieder mit dem andern, und erhob Britannien dadurch zuerst zu einer bedeutenden Macht, indem er das Gleichgewicht der europäischen Staaten glücklich zu erhalten wußte. Die Gelegenheit, welche ihm durch die Reformation geboten wurde, sich über Karl und Franz zu erheben, versäumte er; seine scholastische Gelehrsamkeit, mit welcher er sich mehr, als einem Könige gut ist, beschäftigte, verhinderte ihn, das Wesen der Reformation klar zu sehen; ja er schrieb sogar ein heftiges Buch gegen Luther, worin er die sieben Sacramente vertheidigte, und erhielt dafür vom Papste den Titel eines Beschützers des Glaubens. Allein die Wuth seiner Leidenschaft (denn so nur muß man sie nennen, wenn man das Ereigniß nach allen seinen Umständen kennt) machte ihn bald zum heftigsten Gegner des Papstes. Er wollte sich nämlich von seiner frommen Gemahlin Katharina, Karls V. Tochter, trennen, und weil dieß der Papst nicht zugeben wollte, so trat er von der römisch-katholischen Kirche aus und zwang seine Bischöfe, die Ehescheidung zu vollziehen und ihn mit dem schönen Hoffräulein Anna Boleyn zu verbinden. Zugleich erklärte er sich zum sichtbaren Haupt seiner Kirche; sein Lehrer, der Bischof Johann Fischer, und der edle Kanzler Thomas More, weil sie sich weigerten, ihn dafür anzuerkennen, mußten auf dem Schaffote sterben. Obwohl er nun mit dem Papste gebrochen hatte, blieb er doch seinen alten katholischen Grundsätzen getreu, und es wurden eben sowohl die Anhänger Luthers, als die des Papstes mit Feuer und Schwert verfolgt. Nicht so beständig war er in seinen sinnlichen Neigungen; kaum hatte die heitere Anna Boleyn vier Jahre an seiner Seite als Königin gelebt und ihm eine Tochter, Elisabeth, gegeben, als er ihrer überdrüßig wurde, weil ihm nun die reizende Johanna Sey-

mour wünſchenswerther ſchien. Er ſuchte Urſache, ſich von ihr zu trennen, ja ſie zu tödten, weil er in ſeinem ſtarren Aberglauben einen Mord für weniger ſündhaft hielt, als eine Vermählung ohne geſetzmäßige Eheſcheidung von der noch lebenden Verſtoßenen. Leider fanden ſich ſo ſchlechte Menſchen, welche aus leichtfertigen Schritten der unerfahrnen Königin Verbrechen machten, die des Todes ſchuldig ſein konnten. Der Wütherich ließ die Unglückliche durch das Parlament verurtheilen und öffentlich enthaupten; die Tochter aber, welche er nicht für die ſeinige erkennen wollte, verſtieß er, und ſie wurde von mitleidigen Anverwandten fern vom Hofe erzogen*). Johanna Seymour gebar dem Könige einen Sohn, Eduard, und ſtarb im Wochenbette. Nun ließ ſich Heinrich die Prinzeſſin Anna von Cleve aus Deutſchland holen, weil ihm ihr Bild gefiel; als er ſie aber bei der Ankunft nicht ſo ſchön fand, ſandte er ſie auf die beleidigendſte Weiſe wieder heim. Darauf wagte es Katharina Howard, ſeine Hand anzunehmen, wurde aber ſchon im erſten Jahre ihrer Vermählung durch, ob gerechte oder ungerechte Beſchuldigungen, iſt noch ungewiß, angeklagt und gleichfalls verurtheilt und enthauptet. Nun heirathete er zum ſechſtenmal, und zwar Katharina Parr, die Wittwe eines engliſchen Barons, die ihn durch ihre Gelehrſamkeit feſſelte und durch kluges Benehmen zu lenken wußte. Frühzeitig alternd, ſtarb Heinrich VIII. im J. 1547, dem Todesjahre Königs Franz I. Ihm folgte ſein neunjähriger Sohn, Eduard VII., unter deſſen kurzer, nur ſechsjähriger Regierung die Reformation auf des Erzbiſchofs Cranmers Rath im ganzen Reiche eingeführt wurde. Es war dieß ein Leichtes, da ohnedieß der größte Theil des britiſchen Volkes dem Evangelium insgeheim ergeben war, und nur durch die Grauſamkeit Heinrichs VIII. zurückgeſchreckt ſich enthielt, es auch laut zu bekennen. Weil den Biſchöfen alle Güter und Rechte verblieben, willigten ſie auch ein, und ſo hatte die Kirchenverbeſſerung den erwünſchten Fortgang, ohne daß irgend ein Katholik ſeines Glaubens wegen etwas zu dulden hatte. Nun wollten die Räthe den König mit der Königin Maria von Schottland, aus dem Hauſe Stuart, welche ihrem Vater, Jacob V., als Kind von acht Tagen auf dem Throne folgte, vermählen, um ſo das benachbarte Königreich mit England zu verbinden; allein König Heinrich II. von Frankreich gewinnt ſie mit Hilfe der katholiſchen Partei in Schottland für ſeinen Sohn und Thronerben Franz II. Schon im J. 1553 ſtarb der junge König Eduard, welcher die ſchönſten Hoffnungen erregte; man hatte den Herzog von Northumberland in Verdacht, ihn vergiftet zu haben, weil er ſeinen Sohn Gilford Dudley, der mit Johanna Gray, einer Enkelin Mariens, der Schweſter Heinrichs VIII., vermählt war, auf den Thron erheben wollte. Er hatte dazu nicht ganz ungegründete Urſache, da Maria, die Tochter Katharinens, der erſten Gemahlin Heinrichs VIII., durch Parlamentsſchluß ſchon einmal von der Thronfolge ausgeſchloſſen war, und auch, da ſie der katholiſchen Kirche

*) Beſonders nahm ſich der Geiſtliche Parker, ein heimlicher Proteſtant, dem Anna Boleyn ihre Tochter empfohlen hatte, der Prinzeſſin an.

angehörte, weniger beliebt schien, als die protestantische Johanna Gray, welche außerdem durch ihre Schönheit und Sanftmuth sowohl, als durch ihre hohe Bildung der Liebling des Volks war. Wirklich wurde Johanna Gray sogleich nach ihres Vetters Tode in London zur Königin ausgerufen; allein sie weigerte sich, indem sie sprach: „Wie ist es möglich? sind nicht des Königs Schwestern Maria und Elisabeth nach den Gesetzen des Reiches*) und dem Rechte der Natur Erbinnen der Krone? und welche Krone bietet man mir an? eine Krone, welche zwei Königinnen mit dem Henkerstode vertauschen mußten. Warum soll auch mein Blut neben dem Blute dieser unglücklichen Schlachtopfer fließen?“ Mit Thränen und gefaltenen Händen bat sie ihren ehrgeizigen Schwiegervater und die mit ihm kamen, sie als Königin zu begrüßen: „Wenn Ihr mich liebt, so laßt mich, wo ich bin, und zieht mich nicht zu einer Höhe, die mir Schwindel macht!“ Allein Northumberland und ihr eigener Vater ließen nicht ab mit Bitten und Betheuerungen, und so ließ sie sich endlich bereden, die Krone anzunehmen, und wurde wirklich in der Stadt unter dem lauten Zuruf des Volkes als Königin ausgerufen, und übernahm auch sogleich königliche Gewalt und Rechte. Allein ihr Königthum währte kaum neun Tage, denn die katholische Partei war noch am Hofe mächtig genug, selbst die Volksstimmung umzuwandeln, besonders da die Armee sich für Heinrichs VIII. Tochter, Maria, erklärte, und der unerträgliche Stolz des Herzogs von Northumberland die geheimen Räthe, den Magistrat von London und die ersten Reichsbeamten beleidigte. Die Prinzessin Maria kam dann nach London, trat mit vieler Kühnheit auf und ließ sich öffentlich zur Königin ausrufen. Als Abgeordnete zur Königin Johanna kamen und ihr ankündigten, daß sie die Krone niederlegen müsse, antwortete sie ohne Bestürzung: „Ich habe die Krone nie gesucht und lege sie viel lieber und leichter nieder, als ich sie, genöthigt durch die Bitten meiner Freunde, angenommen habe.“ Nun glaubte sie wieder in ihre stille Einsamkeit, glücklich mit ihrem Gemahl und ihren Büchern, zurückzukehren; allein sie wurde bald darauf mit ihrem Gemahle gefangen in den Tower gebracht und Beide als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Indessen zauderte die Königin Maria, das Urtheil zu bestätigen, und man hatte Hoffnung, daß sie es nie thun würde, als der Herzog von Northumberland, der London verlassen hatte, die Waffen ergriff und das Land in Aufstand bringen wollte. Dieß erbitterte die Königin und das Urtheil sollte vollzogen werden.

Als man Johanna den Tod ankündigte, sprach sie: „Ich habe das Leben so kennen gelernt, daß ich den Tod zu einem vertrauten Freunde gemacht.“ Darauf sandte ihr die Königin einen katholischen Beichtvater, der sich viel Mühe gab, sie zu seiner Kirche zurückzuführen. Allein sie blieb ihrem Glauben treu und verwirrte den Priester mit ihren gelehrten Einwendungen so sehr, daß er mit Rührung von ihr

*) Die Parlamentsakte wegen Ausschließung der beiden Prinzessinnen ist nämlich durch das Testament Heinrichs VIII. aufgehoben worden.

schied. Von ihrem Gemahle wollte sie nicht Abschied nehmen, und ließ ihm sagen: „er solle Muth und Standhaftigkeit aus seiner Vernunft und seinem Herzen schöpfen; in jener Welt hoffe sie ihn wieder zu sehen; dort sei unzertrennlich, was je vereinigt gewesen, und Liebe und Freundschaft ewig rein und wahr.“ Vom Fenster, wo er vorübergeführt wurde, nahm sie Abschied von ihm; als sie aber, zum Blutgerüst abgeführt, seinem entseelten Leichnam begegnete, erschrack sie heftig und weinte bitterlich. Auf dem Schaffote angelangt, grüßte sie alle Umstehenden, die sie kannte, und hielt eine kurze Rede an das Volk, in welcher sie sagte: „sie werde vom Gesetz gerichtet, nicht weil sie die Majestät der Königin beleidigt habe, sondern daß sie in eine Sache gewilligt, die nicht gesetzlich war.“ Dann empfahl sie Gott ihre Seele und bat die Zuschauer, für sie zu beten, sie selbst betete den 51. Psalm:

„Gott sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit. An dir allein hab' ich gesündiget, und übel vor dir gethan: auf daß du Recht behaltest in deinen Worten! Siehe, du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt: du lässest mich wissen die heimliche Weisheit. Entsündige mich mit Ysopen, daß ich rein werde: wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Laß mich hören Freude und Wonne: daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast. Verbirge dein Antlitz von meinen Sünden, und tilge alle meine Missethat. Schaffe in mir, Gott, ein rein Herz: und gib mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!“

Darauf ließ sie sich von ihren Kammerfrauen entkleiden und die Augen verbinden, und sagte dem Scharfrichter, der sie knieend um Vergebung bat, einige freundliche Worte, und fügte, indem sie sich niederkniete, hinzu: „Seid so gut und fertigt mich bald ab!“ Dann griff sie um sich, nach dem Blocke fragend: „Wo ist er? wo ist er?“ Einer der Umstehenden leitete sie zu demselben; sie legte ihren Kopf darauf und rief: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ und empfing den Todesstreich.

Ein englischer Gelehrter sagt von ihr: „Sie besaß die Unschuld der Kindheit, die Schönheit der Jugend, die Gründlichkeit mittler Jahre, den Ernst des hohen Alters, und Alles das im achtzehnten Jahre! Die Geburt einer Prinzessin, die Wissenschaft eines Gelehrten, das Leben einer Heiligen, und starb den Tod der Missethäter wegen des Ehrgeizes und Vergehungen ihrer Blutsfreunde*).“

Nun begann die Schreckensregierung der Königin Maria, welche die Reformation und mit ihr wieder alles Gute erstickte, das während Eduards milder Regierung emporkeimte. Sie vermählte sich mit Philipp, dem Infanten von Spanien, dem sein Vater einstweilen das Königreich beider Sicilien abgetreten hatte, und es schien, als ob England mit Spanien verbunden werden sollte. Allein dieser Plan, welcher der letzte war, den Karl V. noch zur Vergrößerung seiner Monarchie

*) Siehe: Wielands Trauerspiel: Lady Johanna Gray, und auch der Amalia Berg Trauerspiel: Johanna Gray. Berlin, Frölich 1806.

entwarf, ſcheiterte an dem Widerwillen, den die brittiſche Nation gegen den Infanten faßte. Philipp blieb von der Verwaltung des Reichs ausgeſchloſſen und wurde nicht einmal, ſo oft es auch Maria begehrte, als Gemahl der Königin gekrönt. Dennoch war ſein Einfluß auf die Königin ſelbſt ſehr groß; denn als er über ſeine Stellung Unzufriedenheit merken ließ und auch deßhalb ihr nicht zu liebreich begegnete, ſuchte ſie Alles durchzuſetzen, was er wünſchte, und ließ beſonders der Unterdrückung des Proteſtantismus, dem ſie auch überdieß von jeher abhold war, vollen Lauf. Als ihr die Prinzeſſin Eliſabeth, der unglücklichen Anna Boleyn Tochter, ſogleich nach ihrer Ankunft in London entgegenkam, ſie als Königin zu begrüßen, und ſie bat, ihr ihren Willen zu eröffnen, antwortete ſie: „Mein Wille iſt, meine liebe Schweſter, daß Ihr eine gute Katholikin ſein ſollt!“ Worauf Eliſabeth erwiderte: „Das Gewiſſen ausgenommen, bin ich Ew. Majeſtät völlig ergeben.“ Dieſe Antwort gefiel der Königin nicht; ſie erwirkte beim Parlamente, daß Eliſabeth wieder aller Rechte und Einkünfte, die ihr König Eduard, der ſie ſehr liebte, eingeräumt hatte, beraubt wurde.

Eliſabeth lebte nun von Unterſtützungen proteſtantiſcher Freunde, meiſt unter dem Schutze des edlen Parker, wurde aber ihres Geiſtes und ihrer Liebenswürdigkeit wegen von den angeſehenſten Männern beſucht, unter welchen ihr vorzüglich der Graf von Devonſhire mit aller Auszeichnung begegnete. Unglücklicherweiſe war eben dieſer Graf ein Liebling der Königin, und ſie ſah es ungern, daß er nun ſeltner am Hofe erſchien, und Eliſabeth bekam den Befehl, London zu verlaſſen und ein entferntes Schloß zu beziehen. Bald darauf erklärte Maria ſich öffentlich für die katholiſche Kirche, und vom Papſte Paul III. war ein Legat erſchienen, um England wieder dem päpſtlichen Stuhle zu unterwerfen. Einige Biſchöfe, die den Erzbiſchof Cranmer und die übrigen proteſtantiſchen Prälaten ihrer Bevorzugung wegen beneideten, halfen nun eifrig, die Aufhebung der anglikaniſchen Kirche und die Wiedereinführung der katholiſchen im Parlamente durchzuſetzen. Dieß geſchah nun mit empörender Grauſamkeit: der Erzbiſchof Cranmer und mehrere hohe Geiſtliche, im Ganzen gegen 270 Proteſtanten aus allen Ständen, wurden auf Scheiterhaufen und an dem Galgen hingerichtet. Als darauf eine Verſchwörung gegen das Leben der Königin ausbrach, wollte man auch den Grafen Devonſhire und die Prinzeſſin Eliſabeth des Hochverraths beſchuldigen. Erſterer rettete ſich durch die Flucht nach den Niederlanden, nachdem er ſeiner und der Prinzeſſin Unſchuld auf das glaubwürdigſte erwieſen hatte; letztere wurde aber demohngeachtet in den Tower gefangen geſetzt, wo ſie von dem Ritter Benfield ſehr hart behandelt wurde. Ja die Bosheit heimlicher Feinde ging ſo weit, daß ſogar drei Meuchelmörder abgeſchickt wurden, ſie zu tödten; dieſe aber, als ſie in's Zimmer zu ihr traten, ließen die Dolche fallen und erklärten, „ohne ſchriftlichen Befehl der Königin würden ſie nimmermehr ein ſo liebenswürdiges Geſchöpf umbringen.“ Eliſabeth ſchrieb darauf einen beweglichen Brief an die Königin, welcher Philipp II. dergeſtalt rührte, daß er ihre Loslaſſung bewerkſtelligte. Die Freude des Volkes darüber war ungemein, und

Maria war nun wohl genöthigt, da ſie ſah, wie auch der ganze Hof und das Parlament der Eliſabeth geneigt waren, ſie als königliche Schweſter zu behandeln. Sie erhielt demnach das Schloß Herfield mit einem anſtändigen Hofſtaate und wurde ſpäter, da Maria's Ehe kinderlos war, ſogar zur Prinzeſſin von Wallis (oder Thronfolgerin) ernannt. Mitten unter dieſen günſtigen Ereigniſſen traf ſie aber die Nachricht, daß Graf Devonſhire plötzlich (man glaubt, am Gifte) zu Gent geſtorben ſei. Er hatte kurz noch vor ſeinem Tode der Prinzeſſin in einem zärtlichen Briefe ſein letztes Lebewohl geſagt, und Eliſabeth beklagte ihn, ohne ihre edle Neigung zu verhehlen; ja ſie ſchlug den Antrag zweier Prinzen, die kurz darauf um ihre Hand baten, mit der Aeußerung aus: „nie ſei ein Mann es ſo werth geweſen, von einer Prinzeſſin geliebt zu werden, als Devonſhire.“

Weit unglücklicher als ſie war aber die Königin Maria, welche wegen der unerhörten Grauſamkeiten, die meiſt ohne ihr Wiſſen geſchahen, den Haß der ganzen Nation auf ſich lud und die Zeichen deſſelben bei jeder Gelegenheit wahrnehmen mußte, und obendrein von ihrem Gemahle, den ſie auf's zärtlichſte liebte, erſt vernachläſſigt und endlich gar verlaſſen wurde. Er war es müde, nur als Gemahl einer Königin in England zu leben, und begab ſich nach den Niederlanden, wo er bis an den Tod ſeiner Gemahlin, der ſchon im J. 1558 nach langen Leiden des Körpers und der Seele erfolgte, blieb.

Nun wurde ſogleich Eliſabeth im Triumphe nach London geführt und vom Parlamente ſowohl als vom ganzen Volke zur Königin ausgerufen. Sobald ſie den Thron beſtiegen, machte ſie ſogleich allen Höfen ihren Regierungsantritt bekannt, und wurde auch von allen mit Glückwunſchſchreiben als Königin von England begrüßt. Sogar König Philipp, der ſich nach dem Tode ſeiner Gemahlin in ſein Erbkönigreich Spanien begeben hatte, ließ ſie durch ſeine Geſandten bewillkommen und ihr zugleich ſeine Hand anbieten. Auf dieſen Antrag erwiederte Eliſabeth: „Ich bin dem König von Spanien ſo große Verbindlichkeiten ſchuldig, daß ich unmöglich glauben kann, dieſelben durch dieſe kleine Hand zu vergüten.“ Und dieß war die einzige Antwort, die ſie dem Geſandten, der eine beſtimmte Erklärung wünſchte, gab, woraus denn nicht das beſte Vernehmen zwiſchen ihr und Philipp erfolgen konnte. Allein ihr richtiger Blick in die Angelegenheiten Europas und Englands überzeugte ſie, daß ein Bündniß mit Spanien für letzteres nicht vortheilhaft ſein könne. Papſt Paul IV. war der Einzige, der ſie nicht als Königin anerkennen wollte, und verlangte, es dem apoſtoliſchen Stuhle zu überlaſſen, über ihre Rechte und Anſprüche zu entſcheiden. „So will denn,“ ſprach ſie, „der römiſche Hof Alles verlieren, damit ich Alles gewinne?“ und wirklich iſt durch dieſen Ungeſtüm des Papſtes England auf immer für Rom verloren gegangen.

Darauf geſchah die Krönung und zwar durch einen katholiſchen Biſchof, worauf ſie allen Gefangenen die Freiheit gab. Der Ritter Bacon fragte, „ob ſie dieſe Wohlthat allen Gefangenen erweiſen wolle?“ „allen“ erwiederte ſie, „ohne Unterſchied.“

„Ich kenne vier Personen," nahm der Ritter nun wieder das Wort, „die seit der Königin Maria Regierung in harter Gefangenschaft schmachten."

„Wer sind diese?" frug Elisabeth.

„Sie heißen," fuhr Bacon fort, „Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, und Euer Majestät Unterthanen warten mit Ungeduld auf ihre Befreiung."

„Ei freilich!" — lächelte die Königin, — „ich habe schon daran gedacht, will mich aber erst mit ihnen unterhalten und hören, was ich thun kann."

Darauf eröffnete sie das Parlament in großer Pracht, angethan mit Scepter und Krone. Das Erste, was sie nun vortrug, war die Einführung des englischen Gottesdienstes, wie er von Cranmer und Eduard war angeordnet worden, und zugleich bekannte sie sich vor allen Bischöfen zur evangelischen Kirche, wollte aber, daß sowohl die Bischöfe als auch die Ceremonien sollten beibehalten werden. Ihren bewährten Freund und Erzieher, den edlen Matthäus Parker, ernannte sie zum Erzbischof von Canterbury, und somit wurde die Kirchenreformation nach und nach, jedoch ohne Blutvergießen, in England wieder erneuert und das Parlament ward eben so geschwind wieder protestantisch, als es unter Maria katholisch geworden. So ist im J. 1558 mit Karl V. die Sonne Spaniens, des mächtigsten Reiches zu Anfang des 16. Jahrh., untergegangen, um nicht wieder mit gleicher Pracht und Herrlichkeit das schöne Land zu beleuchten, und zu gleicher Zeit mit Elisabeths Thronbesteigung ein strahlender Tag über England aufgegangen, der diesem Reiche bald die Macht und Größe Spaniens und ihre Herrschaft der Meere verkünden sollte. Was Karl V. von sich wies, die Stimme der Völker, die alle laut die Reformation begehrten, hat diese weise Jungfrau erhört, und ist also sammt ihrem Reiche groß und mächtig geworden.

§ 17. Polen und Rußland.

Das Königreich Polen war indeß unter den tapfern Jagellonen unter allen slavischen Reichen das mächtigste geworden; denn Lithauen bis Smolensk hin ward mit demselben verbunden, die Moldau und Walachei ihm zinspflichtig, Liefland und Curland unterthan, und der neue Herzog von Preußen sein Vasall. Alle Nachbarn fürchteten das Schwert dieses kriegerischen Volkes, welches vom schwarzen Meere bis zur Ostsee siegreiche Feldzüge unternahm, und meist, wenn mit ihm das unermeßliche Rußland auf den Kampfplatz trat, mußte es seiner ungestümen Tapferkeit weichen.

Es hatte sich aber bei den Polen eine Verfassung gestaltet, die den Grund zu ihrem Verderben legte. Es machte nämlich der Adel, der freilich zahlreich und im alleinigen Besitze der liegenden Gründe war, die Nation aus, deren Unterthanen, als Leibeigene, weder auf Leben noch auf Hab und Gut ein Recht hatten. Einen hohen und niedern

Adel gab es nicht, nur die Bischöfe und Kronwürdenträger: die Wojwoden, Castellanen, der Marschall und andere Hofbeamten hatten ein besonderes Ansehen und bildeten den Senat. Doch galt die Stimme eines jeden einzelnen Adeligen, ob er als Landbote einer ganzen Landschaft, oder für seine eigene Person da war, auf dem Reichstage eben so viel, als die des Senators. Da nun der Mitsprechenden und Mitstimmenden eine so große Anzahl und die Einsicht derselben so gering, die Gesinnung aber meist ganz selbstsüchtig war, mußten die Reichstage sehr laut, ja oft stürmisch werden. König Siegmund I., welcher v. J. 1506 bis 1548 glorreich regierte, hatte sich endlich soviel Ansehen verschafft, daß seine weisen Anordnungen meistens trotz allen Widerstandes angenommen wurden und so treffliche Früchte trugen, daß während seiner Regierung zuerst die Städte in Aufnahme und zu einigem Wohlstand gelangten, und ebenso Ackerbau, Handel und Gewerbe im ganzen Lande aufblühten. Allein seine zweite Gemahlin, Bona, Prinzessin von Mailand, welche er nach dem Tode der Barbara Zapolska heirathete, verdarb Vieles, was er Gutes und Rühmliches im Reiche gestiftet. Ueber alle Vorstellung habsüchtig, war sie erfinderisch, Mittel zu ersinnen, um ihren Privatschatz zu vermehren. Sie verkaufte Bisthümer und Kronwürden den Meistbietenden, und mancher mächtige Starost ging vergiftet aus der Welt und seine Güter fielen der Krone zu. Alles dieses betrieb sie aber so geheim, daß lange Zeit kein Verdacht auf sie fallen konnte, am wenigsten merkte es der redliche König selbst. Die größte Schuld aber trägt die Königin, daß sie ihren Sohn Siegmund August, der schon im zehnten Jahre zum Großfürsten von Lithauen und zum König von Polen und Nachfolger gewählt wurde, geflissentlich unter Weibern in den Hofgemächern aufwachsen und verzärteln ließ, damit er dereinst, zu schwach, selbst zu regieren, seiner Mutter alle Gewalt überlassen möchte. Er bekam die schöne und geistreiche Tochter Ferdinands von Oestreich, Elisabeth, zur Gemahlin, zeigte aber schon in dieser Ehe so viel Wankelmuth, daß die arme Elisabeth, die noch obendrein von der Schwiegermutter unaufhörlich gequält und gekränkt wurde, ein höchst trauriges Leben in Krakau lebte, und man es auch wohl innerem Grame zuschreiben könnte, daß sie schon im zweiten Jahre ihrer Vermählung starb, wenn nicht die meisten Zeitgenossen die entsetzliche Königin Bona als Giftmischerin nennen würden. Drei Jahre darauf starb auch König Siegmund im 83. Jahre seines Lebens. Er war ein kräftiger und wohlgebildeter Mann und von solcher Leibesstärke, daß er ohne Mühe Hufeisen zerbrechen konnte. Die Polen liebten ihn sehr, und nach seinem Tode war die Trauer so allgemein, daß ein ganzes Jahr weder Musik noch Gastmähler stattfanden, und die Jungfrauen ihr Haar nicht bekränzten. An der Reformation, die während seiner Regierung angefangen und sich auch schon nach Polen verbreitet hatte, nahm er selbst keinen thätigen Antheil, war aber gegen alle Neuerungen duldsam, und als ihn Dr. Eck aufforderte, gewaltsame Maßregeln gegen die Protestanten in Polen zu ergreifen, wollte er Nichts davon hören und sagte: „Mag Heinrich VIII. von England die Feder gegen Luther führen, wir überlassen Solches Euch und den

Bischöfen und wünschen, daß Ihr es würdig und kräftig ausführen möget. Uns aber lasset König sein über Schafe und Böcke." Auch die Griechisch-katholischen, deren es besonders in Lithauen sehr viele gab, duldete er, und ließ sie in Aemtern und Würden gleich den Römisch-katholischen. Nicht so rühmlich regierte sein Sohn Siegmund August v. J. 1548 bis 1572. Schon die wunderliche Erziehung desselben konnte einer kriegerischen Nation, wie die polnische war, kein Vertrauen einflößen; obwohl er bei seinem Regierungsantritt sogleich zeigte, daß nicht alle Männlichkeit in ihm erstickt war. Er hatte sich nach Elisabeths Tode mit der Fürstin Barbara Radziwil vermählt, und als der Reichstag, auf Anstiften der Königin Mutter, verlangte, er solle sich, weil er ohne Zustimmung der Stände eine zweite Ehe geschlossen hatte, von seiner Gemahlin scheiden, weigerte er sich standhaft und entschieden, und als ihm sogar der Primas zumuthete, den Eid zu brechen, sprach er: „Euch würde es mehr geziemen, uns zu bitten, daß wir Jedermann Treue bewahrten. Wir haben unserer Gemahlin dieselbe geschworen und werden sie nicht verlassen, so lange uns Gott leben läßt; denn höher achten wir unser gegebenes Wort, als alle Königreiche der Erde." Der Krongroßfeldherr Tarnowsky, einer der größten Helden Polens, und der Bischof von Krakau unterstützten des Königs Willen, und waren überhaupt jeder Zeit bemüht, sein Ansehen zum Wohl des Vaterlandes aufrecht zu erhalten. Als darauf die Tataren die Grenzen beunruhigten, verweigerten die Adeligen, sich zum Aufgebot zu stellen, ja sie wollten den König absetzen und den Krongroßfeldherrn Tarnowsky an seine Stelle wählen. Allein dieser redliche Mann blieb dem Könige getreu und hinterbrachte ihm alle Umtriebe, die zum Theil durch die Königin Bona angeregt waren, weil sie es ihrem Sohne nicht verzeihen konnte, daß er sie ganz von der Regierung ausschloß, und nicht ihrem, sondern seinem Willen folgte. Des Königs Festigkeit brachte es endlich dahin, daß seine Gemahlin Barbara Radziwil gekrönt wurde, allein sie trug die Krone nur ein Jahr lang, und aus einem Briefe Siegmund Augusts an seinen Schwager Nikolaus Radziwil ist deutlich zu ersehen, daß sie von der Königin Mutter geopfert worden. *) Bald darnach verließ Bona, dieses weibliche Ungeheuer, reich mit Schätzen beladen, das Land und begab sich nach Bari im Königreich Neapel, wo sie ihr schändliches Leben fortführte, aber schon nach zwei Jahren, durch einen ihrer Lieblinge, der sie zu beerben hoffte, vergiftet, starb. Ihre Schätze, über 300,000 Dukaten, die sie dem König Philipp II. von Spanien geliehen hatte, waren für ihre Familie verloren, denn sie wurden nie erstattet.

Indessen hatte die Reformation in Polen so überhand genommen, daß die Hälfte der Senatoren, mehr als die Hälfte des gesammten Adels sich theils zu Luthers, theils zu Calvins Lehre bekannten; ja sogar die nirgends geduldeten Socinianer fanden hier ihre Zuflucht und zahlreiche Anhänger unter den Einheimischen. Hätte nun in Polen ein

*) Leider kann man sagen, daß auch mehrere polnische Damen das Ihrige beigetragen, die edle Königin, die sie beneideten, zu verdrängen.

König, wie Guſtav Waſa oder Eliſabeth, dieſe Neigung der Nation zur Glaubensbefreiung benutzt, ſo konnte dieſes Reich von der Bildung und Betriebſamkeit, die überall der Reformation auf dem Fuße folgte, gehoben, jetzt eine Macht in Oſten Europas begründen, dergleichen England in Weſten zu ſchaffen begann. Allein bei Siegmund Auguſt zeigten ſich nach dem Tode ſeiner geliebten Barbara erſt alle die Folgen ſeiner ſchlechten Erziehung. Er hatte ſich zwar mit der Erzherzogin Katharina von Oeſtreich vermählt; da dieſe aber kränklich und bis zum Unerträglichen launiſch ihm ſein Haus verleidete, ſuchte er außer Hauſe alle Arten von Zerſtreuungen, wodurch ſein Gemüth nur immer mehr verwilderte. Die Erzherzogin Katharina verließ endlich Polen, und Siegmund gefiel ſich nun wieder, wie in ſeinen Jugendjahren, in den Gemächern der Frauen, und leider wählte er nicht immer die beſten zu ſeinem Umgange. War jedoch der Ton in dieſen Geſellſchaften leichtfertig und nicht immer eines Königs würdig, ſo kann es zur Ehre der polniſchen Damen gerühmt werden, daß ſie, bei freiern Sitten und heiterm Spiele des Lebens, weder Herrſchſucht, noch Habſucht unter ſich aufkommen ließen, und mit dem Ernſte der Politik auch Unduldſamkeit und Bigotterie verbannten. Unter allen hatte Barbara Gizanka, ein proteſtantiſches Fräulein, den meiſten Einfluß auf den König, ſo daß er im J. 1563 das Edikt der allgemeinen Glaubensfreiheit herausgab; ja es bedurfte nur etwas mehr Ernſt und Entſchloſſenheit in ſeinem Charakter, ſo wäre er wirklich öffentlich zur evangeliſchen Kirche übergetreten. So ſtanden die Sachen in Polen, als er im J. 1572 mit Tode abging, der letzte Jagellone, ohne Erben, außer 5 Schweſtern, der Hedwig, Kurfürſtin von Brandenburg, Iſabelle, Zápolſky's von Ungarn Wittwe, Sophia, Herzogin von Braunſchweig, Katharina, Gemahlin König Johanns III. von Schweden, und Anna, noch unvermählt und bei dem Tode ihres Bruders 48 Jahre alt.

Hinter allen europäiſchen Völkern war im Mittelalter das ruſſiſche an Bildung weit zurückgeblieben. Die Tataren und Mongolen, welche im 13. Jahrhundert Ungarn, Polen und Schleſien verwüſteten, blieben in Rußland, welches in mehrere Fürſtenthümer getheilt war, am längſten ſitzen, und hielten die Ruſſen auch nach ihrem Rückzuge nach Aſien über zweihundert Jahre in Zinspflicht. Erſt Iwan I. Waſiliewitſch, Großfürſten von Moskau, gelingt es, das Reich von der Tatarenherrſchaft zu befreien. Dieſer tapfere Fürſt war es, der durch die Eroberung von Nowgorod, Pleskow und Sewerien ſein Großfürſtenthum anſehnlich vermehrte, und darum auch der Stifter der ruſſiſchen Monarchie genannt zu werden verdient. Mit ſeiner Gemahlin, der Prinzeſſin Sophia, einer Nichte Conſtantins, des letzten byzantiniſchen Kaiſers, glaubte er Anſprüche auf Conſtantinopel und das ganze griechiſche Reich geerbt zu haben, woher auch das ruſſiſche Wappen von nun an einen zweiköpfigen Adler führt. Sophie veranlaßte auch, daß Iwan die Waffen gegen die Tataren erhob, indem ſie wiederholt zu ihm ſprach: „Soll ich noch lange die Sklavin der Tataren ſein?“ worauf er die alten Feinde Rußlands bis nach Kaſan zu-

rückdrängte. Er starb im J. 1502, und sein Sohn Wasilei Iwanowitsch bestieg den Thron von Moskau, hatte aber weniger Glück gegen die Tataren, welche immer wieder in's Land einfielen und Alles verheerten und verwüsteten. Ihm folgte Iwan IV., ein Knabe von 4 Jahren, welcher unter der Regentschaft seiner Mutter und ihrer Rathgeber zu einem Wüthrich erzogen wurde. Sobald dieser Fürst 14 Jahre alt war, fühlte er sich kräftig genug, selbst zu regieren. Junge zügellose Leute gesellten sich zu ihm, und es erging ein schreckliches Gericht über die bisherigen Regenten. Allein diese Wüstlinge beschränkten sich nicht, die lästige Regentschaft durch Schwert und Henkerbeil weggeschafft zu haben, sie wütheten nun gegen alle Bewohner Moskau's ohne Unterschied des Standes und Geschlechts mit beispielloser Wildheit, durchritten die Straßen, beschimpften, neckten und tödteten nach Willkür, wen immer sie zum Opfer ihrer Wuth ausersehen hatten. Im 16. Jahre vermählte sich Iwan mit Anastasia, Tochter des Fürsten Romanow, welche durch Sanftmuth, Liebenswürdigkeit und Klugheit seine wilde Gemüthsart mäßigte und seine rohe Kraft auf kriegerische Unternehmungen gegen auswärtige Feinde hinlenkte.*) Durch ihren Einfluß wurden seine bisherigen Gesellschafter allmählig entfernt, und weise Männer, tapfere Krieger umgaben ihn. Sein guter, natürlicher Verstand brachte ihn bald auf den besten Weg, ein tüchtiger Herrscher zu werden. Er war es, der zuerst das Feuergewehr in Rußland einführte und eine stehende Leibwache damit bewaffnete, die den Namen Strelitzen, d. i. Schützen, bekam, und, mit großen Vorrechten ausgestattet, sich bald über alle Bojaren des Reichs erhob. Mit diesem Corps, an welches sich das Aufgebot des Adels anschloß, zog er nun gegen Kasan, den Sitz des Tataren-Chans, um dem Reiche desselben und den verwüstenden Einfällen endlich ein Ende zu machen. Im J. 1552 eroberte er mittelst Pulverminen die Stadt, und führte den Chan gefangen nach Moskau. Von nun an drangen die Russen immer weiter nach Asien vor, und noch unter der Regierung Iwans, der sich zuerst den Titel Czar, d. i. König, beilegte, eroberte ein kühner Kosakenhetman einen Theil von Sibirien.

Der sittliche Zustand des russischen Volkes war aber noch auf sehr niederer Stufe; roh und unwissend waren die Vornehmen, und die Unterthanen den Wilden gleich, knechtisch gesinnt und bewußtlos ein elendes Leben unter den Peitschenhieben ihrer Gebieter und dem Ungemache eines rauhen Klimas hinschleppend. Freier jedoch und glücklicher lebten die Kosaken am Dneper und Don, die sich durch Muth und Tapferkeit sowohl dem Joche der Tataren, als auch der unmittelbaren Herrschaft der Czaren zu entziehen wußten, letzterem aber als freiwillige Krieger dienten. Den Adel und die Tüchtigkeit dieses Volkes beurkunden die Lieder, die bis auf heutigen Tag unter ihnen leben und ein treuer Abdruck tiefsinniger Gemüthlichkeit sind.

*) Siehe das kleine Schauspiel: der Bär, im Jahrbuche deutsch. Bühnenspiele, herausgegeben v. C. v. Holtei. Neunter Jahrgang, für 1830. Berlin, Vereinsbuchhandlung.

Die verlor'ne Schweſter.

Hatt' der Jüngling einen grünen Garten
Sä'te Blümlein aus der wackre Jüngling,
Sä'te Blümlein aus und weinte ſelbſt:
Ach, mein Licht, ihr himmelsblauen Blumen!
Wer wird nun euch Blümlein doch begießen,
Vor dem Froſt, dem grimmigen, euch hüten?
Alt ſchon ſind des Jünglings Vater, Mutter.

Ach, einſt hatt' ich eine Herzensſchweſter
Und die ging zum Donauſtrom nach Waſſer.
Iſt im Donauſtrome ſie ertrunken?
Hat ſie ſich im finſtern Wald verirrt?
Haben graue Wölfe ſie zerriſſen
Oder die Tataren ſie gefangen?

Wär im Donauſtrome ſie ertrunken,
Hätte ſich mit Sand getrübt die Donau;
Wär von grauen Wölfen ſie zerriſſen,
Lägen Knöchlein auf dem Blachgefilde;
Wäre von Tataren ſie gefangen,
Hätt's der wackre Jüngling ſchon erkundet.

§ 18. Spanien.

Das ſchönſte Land Europa's war wohl in dieſer Zeit **Spanien**, wo alle Fülle und Anmuth der Natur, mit Kunſt und Fleiß gepaart, allenthalben Leben und frohen Genuß darbot. So reich und lieblich das Land war, ſo mächtig war ſein Volk zu Anfang des 16. Jahrh., und man konnte mit Recht ſagen, wie zu Römerzeiten: „es iſt eine ſtolze Nation, die von Spanien; wenn ſie auftritt, ſo zittert das Meer und der Tod entflieht." Die ſpaniſche Tapferkeit war berühmt und gefürchtet, und ſpaniſche Herrſchaft waltete auf allen Meeren. Darum galten auch Sprache, Sitten und Künſte der Spanier überall für vornehm und nachahmungswürdig. Vorzüglich war es die ſchöne **ſpaniſche Tracht** (die Männer mit Halskragen und geſchmackvoll ausgeſtattetem Wamſe, kurzem Mantel, die Haare in langen Locken herabfallend, mit dem Federhute auf dem Haupte, und auch die Frauen mit den knappanliegenden Leibchen und der ſpitzenreichen Mantilla), — wie man ſie in den Gemälden aus jener Zeit ſehen kann, welche bald an allen Höfen und bei dem ſämmtlichen Adel eingeführt wurde, und die deutſchen Wämſer und ledernen Koller verdrängte. Es war mit einem Worte orientaliſche Ueppigkeit mit germaniſcher Männlichkeit das Gepräge der Spanier, wodurch ſie würdig waren, ein ſo herrliches Land zu bewohnen. So übernahm es **Karl V.**, und ſo wäre es geblieben, wenn er nicht zum Unſtern des Landes zugleich als römiſcher Kaiſer mit den die

ganze Welt umfassenden Plänen beschäftigt, sein väterliches Erbe verwahrlost hätte. Zu seinen Kriegen hatte er nie Geld genug, die Cortes und die Städte konnten und wollten nicht so viel geben, als er verlangte; darum mußte er ihnen die Freiheit nehmen, mitzusprechen und mitzurathen über des Reiches Wohlfahrt, darum die aufrührischen Städte verwüsten, den spanischen Stolz, den Wecker großer Thaten, durch Despotie ersticken. Was noch beitrug, Spaniens Blüthe zu vernichten, war die Entdeckung Amerika's. Tausend und tausend Hände wurden durch die Seefahrten dahin dem Ackerbau und dem Gewerbfleiß des Landes entzogen, Hang zu Krieg und Seeabenteuern verwilderte die Gemüther und erzeugte Arbeitsscheu und unordentliches Wesen aller Art. So viel Gold und Silber sandte Amerika nicht, um all das müßige Volk zu kleiden und zu nähren. Die Klöster nahmen auch überhand und größer als irgendwo war die Anzahl der Mönche. Wenn diese Alles thaten zur Verdummung des Volkes, gewöhnten auf einer andern Seite die Stiergefechte die erschlaffte Menge ans Unmenschliche und Gräßliche. Es waren dieß wieder die alten Thierhetzen, welche wir bei den Heiden verdammen.

Karl V., nachdem er sowohl in Deutschland als in Frankreich gegen Heinrich II. seinen alten Ruhm einbüßte, wurde des Lebens müde, und zu Brüssel übergab er seinem Sohne, Philipp II., sowohl die Krone Spaniens, als auch die Niederlande, Neapel mit den übrigen Besitzungen in Italien und alle Colonien jenseits des Oceans. Darauf begab er sich mit seinen beiden Schwestern, der Königin Maria von Ungarn und Eleonora von Frankreich*) nach Spanien, wo er in einer schönen Gegend unweit dem Kloster St. Just ein kleines Haus bauen ließ und daselbst noch zwei Jahre lang lebte. Er pflanzte da in seinem Garten, beschäftigte sich mit mechanischen Arbeiten und las in den Werken der Kirchenväter Augustin und Bernhard. Da ihm die Gicht immer stärker zusetzte, wurde auch sein Geist zerrüttet, und er meinte seine Mutter Johanna die Wahnsinnige, welche endlich im J. 1550 gestorben war, zu hören, wie sie ihn liebend riefe, ihr ins Grab nachzufolgen. Da hatte er den sonderbaren Einfall, sein eigenes Leichenbegängniß zu feiern. Dieses Ceremoniell griff aber seine Nerven so sehr an, daß er wenige Tage darauf wirklich starb. (21. Sept. 1558.)

Dieser Fürst, der den Titel Majestät einführte, war einfach in seiner Lebensweise, lebte wie ein Edelmann, im Felde wie ein gemeiner Soldat, und doch wollte ihm Niemand trauen; von ganzem Herzen liebte ihn nur seine Schwester, die edle Maria, Königin von Ungarn, die allein ihn ganz kannte. Seinem Geiste macht es Ehre, daß selbst Philipp II. dem Gerüchte glaubte, er sei protestantisch gestorben.

---

*) Eleonora war die zweite Gemahlin Königs Franz I. von Frankreich damals, 1556, Wittwe.

§ 19. Entdeckungen, Handel, Erfindungen und Gewerbe.

Inzwiſchen ſetzten die Portugieſen und Spanier ihre Entdeckungen im Weſten unabläſſig fort. Der Wetteifer beider Nationen war die Urſache, daß ſich zwiſchen beiden Feindſeligkeiten erhoben. Am wenigſten gönnte Spanien den Portugieſen die Entdeckungen in Oſtindien, welche ſchon zu Anfang des 16. Jahrh. die Eroberung von Ceylon, Goa, Malacca und der Molukken zur Folge hatten, wie auch Niederlaſſungen auf Sumatra, Java, Celebes und Borneo. Dadurch wurden nämlich die Portugieſen Meiſter des oſtindiſchen Handels, welches ja der Zweck aller Entdeckungsreiſen war. Die unermeßlichen Eroberungen in Amerika, welche gleich anfangs wenig Vortheil brachten, waren lange nicht ſo werthvoll. Darum trachtete ſchon Ferdinand den Seeweg nach Oſtindien über Amerika, welchen Columbus beabſichtigt hatte, aufzufinden und ſandte im J. 1515 den Juan Diaz de Solis mit zwei Schiffen die Durchfahrt nach dem indiſchen Ocean zu ſuchen. Als dieſer zu dem Strome La Plata kam, der ſich 65 Seemeilen breit in das atlantiſche Meer ergießt, meinte er die Straße gefunden zu haben; als er aber an den Ufern deſſelben landen wollte, wurde er von den Wilden erſchlagen, worauf ſeine Begleiter entmuthigt wieder nach Spanien zurückkehrten. Im Jahre 1519 erbot ſich ein Portugieſe, Ferdinand Magelhan, dem König Karl, abermals dieſe Durchfahrt zu verſuchen, und erhielt eine Flotte von fünf Schiffen, mit welchen er am 10. Aug. deſſelben Jahres nach Amerika fuhr und längs der Küſte nach Süden hinſegelte. Die Reiſe war ſehr beſchwerlich; rauhe Witterung, gefährliche Klippen, Unzufriedenheit und Meuterei ſeiner Leute bekämpfte er mit kühner Entſchloſſenheit, und kam endlich zu Anfang Novembers 1520 bis zur äußerſten Südſpitze Amerika's. Zwanzig Tage lang ſegelte er unter vielen Gefahren durch die Straße, die noch jetzt ſeinen Namen führt, und erblickte endlich am 27. Novbr. die unermeßliche Südſee. Mit drei Schiffen, denn zwei hatte er ſchon auf der bisherigen Reiſe verloren, fuhr er nun in dieſen weiten Ocean, welchen er, weil immerwährend günſtiger Wind, heiterer Himmel und ruhige See war, das ſtille Meer nannte. Drei Monate und 20 Tage fuhr nun die kleine Flotte auf dem vielleicht noch nie befahrnen Weltmeere, hatte aber ſehr bald, da man die Entfernung von Aſien nicht ſo groß gedacht hatte, Mangel an allen Lebensmitteln und an friſchem Waſſer zu leiden. Man ſuchte alles Eßbare auf den Schiffen zuſammen, verzehrte Mäuſe, kauete an geſottenem Leder u. dgl. und die ganze Mannſchaft, die während der entſetzlichen Hungersnoth bis auf einige 20 Mann zuſammengeſchmolzen war, ſiechte krank und elend, als man endlich am 6. März 1521 eine kleine Inſelgruppe erreichte. Magelhan nannte ſie die Diebsinſeln (Ladrones), weil die Eingebornen ſich äußerſt diebiſch zeigten. Nachdem ſich nun die Mannſchaft hier an klarem Trinkwaſſer und Baumfrüchten erquickt und wieder hergeſtellt hatte, ſegelte man weiter und kam zu den Inſeln, welche ſpäter Philippinen genannt wurden. Auch hier fanden die

Spanier feindselige Eingeborne, und Magelhan verlor in einem Gefechte mit denselben sein Leben. Seine Gefährten setzten nun mit zwei Schiffen (das dritte war unbrauchbar geworden) die Reise fort, und kamen endlich zu den Molukken, wo sie bereits Portugiesen fanden. Diese erstaunten, wie die Spanier von Osten daher gekommen seien, zwangen jedoch das eine Schiff, sich zu ergeben, das andere entwich glücklich und kam um die Südspitze Afrika's segelnd am 7. Sept. 1522 in den Hafen von St. Lucar, von welchem es vor drei Jahren ausgelaufen war, an. Dieß war also das erste Mal, daß die Erde umsegelt worden, wodurch die Behauptung alter und neuer Naturforscher auf's kräftigste bestätigt wurde, daß die Erde rund sei.

In Amerika selbst wurden die Entdeckungen und Eroberungen von den Spaniern äußerst lebhaft fortgesetzt. Ferdinand Cortez segelte von der Insel Cuba aus und entdeckte das feste Land Mexiko, welches er in den Jahren 1519—1521 mit 600 Mann und 10 Kanonen eroberte. Auch er erfuhr gleich Columbus die Undankbarkeit seines Herrn; von Neidern und Nebenbuhlern verläumdet, übertrug man die Statthalterschaft über dieses große Land, welches die Spanier, da es an Fruchtbarkeit und malerischer Schönheit an ihr Vaterland erinnerte, Neu-Spanien nannten, einem Andern, und er starb wenig beachtet und in ärmlichen Umständen. Im J. 1524 eroberte Franz Pizarro das goldreiche Peru, wo man wie in Mexiko schön gebaute Städte, allerlei Gewerbe, Priesterschaft, und mehr Bildung als bei den übrigen Wilden antraf. Ja die Peruaner waren von der sanftesten Gemüthsart, und doch konnte Pizarro mit wahrer Henkergrausamkeit bei ihrer Unterwerfung verfahren. Der wildherzige und rohe Mann starb unter den Schwertern seiner Gefährten, über welche er mit willkürlicher Gewalt zu herrschen begann.

Traurig, ja entsetzlich war das Loos der Eingebornen, welche die Eroberer mit unmenschlicher Grausamkeit behandelten und zu Arbeiten zwangen, die ihr schwacher Körperbau nicht ertragen konnte; denn die Mexikaner sowohl als Peruaner waren eben auf der Stufe der Cultur, wo meist die Völker, wenn sie nicht zugleich kriegerische Tapferkeit fortüben, verweichlichen. Vergebens predigten die Dominikaner, welche als Bekehrer dieser Wilden mitgekommen waren, daß auch sie Geschöpfe Gottes und Menschen wären, vergebens gab selbst der menschenfreundliche Kaiser Karl V. Befehle und Gesetze, kraft welcher die Indianer frei sein sollten; die entmenschten Eroberer machten alle zu ihren Leibeigenen, und der größte Theil derselben fand den Untergang, die Muthigsten aber flüchteten in die Wälder. Da machte der edle Dominikaner Bartholomäus de las Casas, damit die unglücklichen Amerikaner geschont würden, den Vorschlag, man möchte sich zur Ausrodung der Wälder, zur Urbarmachung des Landes und dem Bau der Niederlassungen Neger aus Afrika verschaffen, weil er auf einer Reise dahin bemerkt hatte, daß diese kräftiger an Körper und zu harter Arbeit tüchtiger wären. Das war die traurige Veranlassung zu dem entehrenden Sklavenhandel. Da nämlich die Neger nicht freiwillig sich wegführen ließen, benützte man die Uneinigkeit der Neger-

ſtaaten und bot denſelben allerlei europäiſche Waaren und Spielzeug, nach welchem dieſe Wilden eben ſo begierig, wie die Europäer nach Gold verlangten, für Neger an. Dieſe führten nun noch eifrigere Kriege, um Gefangene zu machen, welche dann als Sklaven an die Spanier verkauft wurden.

Der Handel bekam nun allerdings eine ganz andere Geſtalt. Die oſtindiſchen Waaren wurden von den Portugieſen nun viel wohlfeiler zur See auf den Markt von Europa gebracht, als ſie die Venetianer und Genueſer, welche ſie über Aegypten erhielten, liefern konnten. Auch waren die oſtindiſchen Waaren nicht mehr die einzigen, die in Europa geſucht wurden, auch Cacao, Tabak, Indigo und andere amerikaniſche Naturerzeugniſſe wurden geſucht; ja ſelbſt die oſtindiſchen Gewürze durch Vanille und jamaikaniſchen Pfeffer erſetzt, ſo daß nun auch die Spanier, in deren Beſitz der größte Theil der amerikaniſchen Entdeckungen war, an dem großen Welthandel Antheil hatten.

Der Handel erweckte nun aber auch den Gewerbfleiß der Europäer; denn die Begierde nach all' den fremden Genüſſen ſtachelte die Thätigkeit und weckte den Erfindungsgeiſt. Unzählige Werkzeuge, allerlei Holz-, Metall- und andere Waaren, Tuch und Leinwand, Kleider u. dgl. ſchneller und beſſer zu verfertigen, wurden erfunden.

Am betriebſamſten zeigte ſich in dieſer Art die kaiſerliche freie Reichsſtadt Nürnberg. Hier verfertigte Peter Hele die erſten Taſchenuhren, beiläufig um's J. 1540; ſie waren aber länglich und hießen deßwegen anfangs Nürnberger Eier. Aehnliche Kunſtwerke waren wohl auch von andern unbekannten Künſtlern ſchon bereitet, gleich wie z. B. Karl V. in ſeinem Fingerringe eine Uhr mit Zeiger und Glocke hatte. Im J. 1517 wurde eben daſelbſt das Feuerſchloß an Schießgewehren erfunden; bis dahin bediente man ſich zum Abfeuern brennender Lunten oder auch eines Rades, wie das an den alten Feuergewehren in Zeughäuſern zu ſehen iſt. Auch hölzerne Blaſebälge wurden zuerſt in Nürnberg verfertigt. Eine der nützlichſten Erfindungen dieſes Zeitalters war wohl des Stricken, deſſen Urheber unbekannt iſt; merkwürdig iſt, daß ſich anfangs nur Männer damit beſchäftigten. Der Steinmetz Jürgens in Wattewüttel bei Braunſchweig erfand das Spinnrad, welches nun die Stelle des bisherigen Spinnrockens vertrat. Um's J. 1550 wurde in England der Strumpfwirkerſtuhl und zu gleicher Zeit beinahe eben daſelbſt die Stecknadeln erfunden, ſtatt welcher man ſich bis dahin hölzerner Stiftchen bediente.

Schon aus dieſen Erfindungen kann man ſchließen, wie Vieles, was jetzt ganz unentbehrlich iſt, in damaliger Zeit fehlte. England, das nördliche Deutſchland, Dänemark und Schweden waren in dieſer Hinſicht am wenigſten mit dergleichen Dingen verſehen. Am ärmlichſten ſah es mit der Küche aus. Noch zu Anfang der Regierung Heinrichs VIII. wuchs in England weder Kraut, noch Möhren, Rüben und andere eßbare Wurzeln, und die Königin Katharina, welche in ihrem Vaterlande an dergleichen Pflanzenſpeiſen gewöhnt war, mußte ſich ihren Salat aus den Niederlanden kommen laſſen, wo die betriebſamen Bewohner ſchon um dieſe Zeit allerlei Gemüſe, Obſtarten und Blumen

zogen. Nun kamen auch zum ersten Mal Artischocken, Johannisbeeren, Kirschbäume, Aprikosen, Tulpen und Rosen nach England; auch Truthühner, Karpfen und der Hopfen wurden daselbst erst im J. 1524 bekannt. Die Kutschen sollen im 14. Jahrhundert zuerst in Ungarn gebraucht worden sein, und von hier kamen sie erst zu Ende des 16. Jahrhunderts nach England. Wenn daher die Königin Elisabeth reiste, oder bei öffentlichen Gelegenheiten sich dem Volke zeigte, so ritt sie auf einem Pferde und mit ihr alle Herren und Damen vom Hofe. Auch die seidenen Strümpfe kamen jetzt erst auf, die ersten trug König Heinrich II. von Frankreich. Viele neue Genüsse lieferte Amerika, z. B. Chocolade, die, in Spanien verfertigt, bald in alle europäische Länder, freilich um hohe Preise, verkauft wurde. Den Tabak brachte der französische Arzt Nicot, und das Rauchen wurde bald allgemein, denn der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen beklagte sich schon in seiner Gefangenschaft über den Tabaksqualm, den die spanischen Soldaten, die in seinem Vorzimmer Wache hielten, erregten. Wohlthätiger war das Geschenk der Kartoffel, das die Europäer dem neuen Welttheile verdanken; der englische Seefahrer Franz Drake brachte sie um's J. 1586 nach England. In diese Zeit fällt auch die Erfindung des Branntweins, welcher anfangs nur als Arznei diente, erst später zum Verderben ganzer Völker, insbesondere der arbeitenden Classen, tägliches Getränke, gleich Bier und Wein, gebraucht wurde. Der Branntwein war ein Erzeugniß der Chemie, welche damals mit vielem Eifer betrieben wurde. Freilich war der Zweck derselben nur die sogenannte Alchimie, d. i. die Kunst, den Stein der Weisen zu finden, mittelst welchem man auf das Geheimniß zu kommen hoffte, aus allerlei natürlichen Stoffen Gold zu machen. Berühmt war als Chemiker Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, der bei all seinem geheimnißvollen Aberwitz, womit er sich selbst ebenso als die Welt täuschte, doch auch große Verdienste um die Naturkunde und Arzneimittellehre hat. Er reiste als praktischer Arzt in Deutschland herum und starb 1541 zu Salzburg. Auch der berüchtigte Dr. Faust trieb damals in Deutschland sein Wesen, und ist nicht mit dem Miterfinder der Buchdruckerkunst zu verwechseln, der beinahe 100 Jahre früher lebte. Er war ein Abenteurer, der durch Quacksalberei und dergleichen Künste in dem Rufe eines Zauberers beim Volke stand, und den Stoff zu der berühmten Volkssage hergab.

§ 20. Kunst und Wissenschaft.

Während sich in Europa die Menschheit allmählig aus der Barbarei des Mittelalters emporarbeitete, aber noch immer nur mehr Aufklärung, als harmonische Bildung hervorbrachte, feierte Italien zum zweitenmale sein goldenes Zeitalter in Kunst und Wissenschaft. Schon in der Geschichte des Mittelalters ist erzählt worden, wie in diesem Lande durch mehrere Päpste und durch die übrigen Fürsten, besonders aber durch die Mediceer in Florenz, Malerei, Bildhauerei,

Baukunst, wie auch Poesie und Beredtsamkeit nebst Kenntniß der Griechen und der Römer in Aufnahme gebracht wurden. Dieses aufgeregte Leben in Kunst und Wissenschaft hörte im 16. Jahrhundert nicht auf, sondern blühte anmuthig und üppig auch während der blutigen Kriege, die Karl V. und Franz I. daselbst führten, fort, so daß in dieser Zeit der Sinn für Schönheit, Anstand, Pracht und freundliche Gestaltung des Lebens bei dem italienischen Volke allgemein wurde.

Zuerst erhob sich die Malerei, und zwar in Florenz, und man kann sagen, daß diese Kunst weder zur Zeit der Griechen, noch in neuerer Zeit solche Meister gehabt habe, als damals nach einander und zugleich in Florenz, Rom, Mailand, Venedig und andern Orten aufstanden. Vom J. 1452 bis 1519 lebte Leonardo da Vinci, ein Florentiner, der zugleich Maler, Bildhauer und Baumeister war, trefflich die Violine spielte, zierliche und gefühlvolle Verse schrieb, in der Mathematik und andern gelehrten Wissenschaften gute Kenntnisse hatte und dabei mit einem kraftvollen Körper die wildesten Pferde tummelte und in allen ritterlichen Waffenübungen ausgezeichnet, im Umgang geistreich und anmuthig, durch edle Gesichtszüge und feine Sitten Alles bezauberte. Am ausgezeichnetsten war er jedoch als Maler; in Florenz, in Mailand, wo er größtentheils lebte, sind die meisten seiner Gemälde, unter andern im Repertorium des Dominikanerklosters in Mailand das berühmte Wandgemälde, welches das Abendmahl vorstellt. Goethe hat es im 32. Bande seiner Werke trefflich beschrieben. Aus Eifersucht und Neid über Michael Angelo's Begünstigung verließ er sein Vaterland und begab sich nach Paris, wohin ihn Franz I. schon längst eingeladen hatte; daher auch Paris und besonders das Schloß Fontainebleau, wo er lebte, viele Meisterstücke von ihm bewahrt. Er starb daselbst in den Armen Franz's I., der ihn außerordentlich liebte.

Der nächste Maler nach ihm war Michael Angelo Buonarotti, aus dem gräflichen Hause Canossa, auch im Florentinischen geboren. Er lebte vom J. 1474—1564, und war gleichfalls zugleich Maler, Bildhauer, Baumeister, Tonkünstler und Dichter. In allen seinen Werken herrscht das Erhabene und Colossale, z. B. in der Statue des Moses und in dem Wandgemälde: das jüngste Gericht, (beide zu Rom), wie auch in der Kuppel der Peterskirche, die er gebaut. Er hielt sich meist entweder zu Florenz oder zu Rom auf, und starb in letzterer Stadt 90 Jahre alt, und wurde vom Papst Pius IV. mit großem Pompe begraben; der Herzog Cosmus von Medicis aber ließ die Leiche heimlich rauben und nach Florenz bringen, wo sie in der heiligen Kreuzkirche beigesetzt wurde.

Der dritte und zugleich der größte Maler aller Zeiten war Rafael Sanzio, von Urbino im römischen Gebiete gebürtig; ein außerordentlicher Geist mit einer liebevollen Seele, die Alles in verklärtem Lichte sah, und eben so verklärt, geist- und liebevoll darstellte. Er lebte nur 37 Jahre lang, v. J. 1483 (dem Geburtsjahre Luthers) bis 1520, meist zu Rom, geliebt und hochgeachtet von den Päpsten Julius II. und Leo X., verehrt von allem Volke. Wenn man eine Reihe von Zimmern und Gallerien im Vatican zu Rom durchwandert, wo überall

Wandgemälde von ihm zu ſehen ſind, und dann in Kirchen und Kapellen Frescobilder, Madonnen und Heiligen ohne Zahl, und die noch vorhandenen Cartons ſeiner Handzeichnungen betrachtet, ſo erſtaunt man über ſeine Thätigkeit. Dabei war er ſo beſcheiden, als kein Künſtler je geweſen, wie aus einem Briefe auch erhellt, den wir hier beifügen, weil er in die Seele dieſes liebenswürdigen Menſchen blicken läßt:

Ein Brief Rafaels an den Grafen Balthaſar Caſtiglione.

Herr Graf! Ich habe über die Aufgaben Ew. Herrlichkeit Zeichnungen auf verſchiedene Weiſe entworfen, und ich thue Allen genug, wenn nicht Alle Schmeichler ſind. Aber dem eignen Urtheil genüge ich nicht, weil ich fürchte, dem Ihrigen eben ſo wenig zu genügen. Ich überſende ſie mit der Bitte, eine davon auszuwählen, wenn Sie eine Ihrer würdig erachten. Unſer Herr, indem er mich ehrt, hat mir eine große Laſt auf die Schultern gelegt, die Sorge für den Bau von St. Peter. Ich hoffe mich nicht darunter zu begraben, zumal das Modell, das ich davon machte, Sr. Herrlichkeit gefällt und von vielen ſchönen Geiſtern gelobt wird; aber mit noch höheren Gedanken gehe ich um. Könnte ich die ſchönen Formen der antiken Gebäude wieder finden! ich weiß nicht, ob es der Flug des Icarus ſein wird. Großes Licht giebt mir Vitruv, doch nicht ſoviel, als nöthig.

In Bezug auf die Galathea würde ich mich für einen großen Meiſter halten, wenn nur die Hälfte des Schönen darin wäre, was Ew. Herrlichkeit mir ſchreibt, aber in Ihren Worten erkenne ich die Liebe, die Sie zu mir tragen, und ich ſage es mit dem Wunſche, daß Ew. Herrlichkeit ſich ſelbſt hier befänden, um mit mir das Beſſere auszuwählen. Bei dieſer Noth an guten Richtern und ſchönen Frauen, helfe ich mir mit einer gewiſſen Idee, wie ſie mir in den Sinn kommt. Ob dieſe das Rechte in der Kunſt trifft, weiß ich nicht, aber ich ſpare keine Mühe, dahin zu gelangen.

Ew. Herrlichkeit ꝛc. ꝛc. —

Das weibliche Geſchlecht und ſchöne Kinder liebte er ſehr; eine reizende Bäckerin, (Fornarina) die er öfter malte, war ſeine Freundin; Papſt Leo X. wollte ihn aber mit ſeiner Nichte, einem holden weiblichen Weſen, vermählen; allein er ſtarb, während er die Verklärung Chriſti, eines ſeiner ſchönſten Bilder, malte. In der Kirche Maria della Rotonda ruht er, der Cardinal Bembo ſetzte ihm in lateiniſcher Sprache folgende Grabſchrift:

„Hier liegt der Rafael, von dem, als er lebte, die Natur übertroffen zu werden, und als er geſtorben war, mit ſterben zu müſſen fürchtete.“

Noch iſt aus dieſer Zeit Titiano Vecellio als Meiſter in der Farbengebung zu nennen. Er wurde 1477 zu Cadore im Friauliſchen geboren, und lebte in jugendlicher Friſche beinahe ein ganzes Jahrhundert, denn er ſtarb 99 Jahr alt im Jahr 1576 an der Peſt. Er war

ein Freund des berühmten Dichters Arioſto. Kaiſer Karl V., König Heinrich II. von Frankreich und der Papſt Paul III. beſtrebten ſich vergebens, ihn von Venedig, das er als ſeine zweite Vaterſtadt liebte, wegzulocken.

Alle dieſe Maler ſtanden in hohen Ehren und wurden königlich belohnt. Da iſt aber noch ein Meiſter, Antonio Allegri, von ſeinem Geburtsorte Correggio genannt, der lange Zeit ganz unbekannt blieb, und deſſen Meiſterwerke erſt nach ſeinem Tode gebührende Würdigung von der Mit- und Nachwelt erlangt haben. Und doch war er Meiſter im Angenehmen und Gefälligen, und was er malte, iſt ſo zart und lieblich der Natur abgelauſcht, daß er den berühmteſten Malern darin gleichkommt. Eins ſeiner beſten Gemälde, die Nacht, eigentlich die Geburt des Heilandes in der Hürde von Bethlehem, befindet ſich in der königl. Bildergallerie zu Dresden. Er lebte eben ſo arm und kärglich als unberühmt, meiſt in Correggio, ſpäter auch in Parma, v. J. 1494 bis 1534. Angeerbte Kränklichkeit führte frühzeitig ſeinen Tod herbei.

Durch dieſe großen Meiſter wurden auch treffliche Schüler gebildet, ſo daß dieſe Kunſt im 16. Jahrhundert den höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichte. Auch in Deutſchland waren ſchon zur Zeit der Reformation drei große Maler: Albrecht Dürer, Hans Holbein und Lucas Cranach. Albrecht Dürer aus Nürnberg, geb. 1471, geſt. 1528, iſt der Gründer der deutſchen Malerſchule, außer der Malerei auch noch Meiſter in Kupfer- und Stahlſtich, Holzſchnitt und Schnitzwerk, Erfinder der Aezkunſt und gelehrter Mathematiker. Kaiſer Maximilian I. ſchätzte ihn ungemein und gab ihm einen Jahrgehalt, die edelſten und gelehrteſten Deutſchen, Pirkheimer, Celtes, Hutten, waren ſeine Freunde, und ſein Ruhm reichte bis Italien. Er lebte in Nürnberg, machte aber auch zwei Reiſen, eine nach Venedig und Bologna, wohin ihn die Sehnſucht trieb, die herrlichen Bilder Rafaels, Michael Angelos und Titianos zu ſehen, und eine nach den Niederlanden, wo er den großen Maler Lucas von Leiden beſuchte. Der Sache des Evangeliums war er von ganzem Herzen ergeben, und machte in ſatyriſchen Holzſchnitten Päpſte, Biſchöfe und Mönche lächerlich. Ein zänkiſches Weib verbitterte ihm ſeine Tage, er ſtarb ſchon im 57. Jahre

Hans Holbein, wahrſcheinlich in Augsburg geboren lebte, v. J. 1498—1554. Er begleitete ſeinen Vater, der auch ein Maler war, nach Baſel, wo er heirathete; wie man ſagt, um ſeiner böſen Frau loszuwerden, reiſte er ſpäterhin nach London, wo ihn der König Heinrich VIII. auf's günſtigſte aufnahm. Seine Holzſchnitte ſind noch heute unübertroffen. Ein Meiſterſtück in Erfindung und Ausführung iſt der berühmte Todtentanz.

Lucas Cranach, von ſeinem Geburtsorte gleichen Namens im Hochſtifte Bamberg alſo genannt, lebte in Wittenberg, wo er ſeines biedern Charakters und ſeiner Klugheit wegen zum Bürgermeiſter gewählt wurde. Iſt auch ſeine Zeichnung hin und wieder ſteif und hart, und erſtrebt er auch nicht das Reich der Ideale, ſo haben ſeine Gemälde und Holzſchnitte doch das Gepräge der Wahrheit, und ſeine holden Frauen

wußte er voll Unſchuld, ſtiller Innigkeit und himmliſcher Anmuth zu malen. Er war Luthers innigſter Freund und eifriger noch als Albrecht Dürer, die Römlinge mit ſatyriſchen Zeichnungen zu verſpotten. Die Kurfürſten von Sachſen liebten ihn ſehr, und auch er hing wieder mit beiſpielloſer Treue an ihnen. Als Johann Friedrich nach der Schlacht bei Mühlberg gefangen wurde, ließ Kaiſer Karl V. auch ihn vor ſich kommen, erinnerte ſich, daß er ihn dereinſt zu Brüſſel, als er noch Knabe war, gemalt habe, und hieß ihn, ſich eine Gnade auszubitten. Da fiel der alte Mann auf ſeine Kniee, und bat mit weinenden Augen um Nichts als — die Freilaſſung ſeines gefangenen Herrn. Der Kaiſer war gerührt und ſprach: „Du wirſt hören, daß ich deinem Herrn werde Gnade widerfahren laſſen.“ Jetzt aber lud er ihn ein, künftig an ſeinem Hofe zu leben. Dagegen wendete Lucas ein: „Wie könnte ich von dem geliebten Fürſtenhauſe, wo ich 54 Jahre in frohen Zeiten gelebt, jetzt in den Tagen der Trübſal weichen?“ Vielmehr erbat er ſich die Erlaubniß, ſeinem gefangenen Herrn folgen zu dürfen. Karl bewilligte es, und ſandte ihm eine ſilberne Schale voll Dukaten. Lucas nahm nicht mehr davon, als er mit zweien Fingern faſſen konnte, und ließ dem Kaiſer höflich danken. So blieb er nun bei dem Kurfürſten Johann Friedrich, und erlebte den Tag ſeiner Befreiung, worauf er mit ihm nach Jena zog und bald darauf, 81 Jahre alt, ſanft und ſelig verſchied.

Nächſt der Malerei war es beſonders die Baukunſt, in welcher um dieſe Zeit die Italiener große Vollkommenheit erreichten. Bramante, Michael Angelo und Andreas Palladio entfernten ſich nämlich durch das Studium der Alten immer mehr vom gothiſchen Geſchmack und die Peterskirche zu Rom war das erſte große Werk in dieſem Style. In der Bildhauerei ſind wohl außer Michael Angelo noch viele große Meiſter aufgeſtanden, doch hat man in dieſer Kunſt die Griechen nicht erreicht. Bewunderungswürdige Vollendung zeigte ſich in den geſchnittenen Steinen dieſer Zeit, ſo wie in Holzſchnitten und Kupferſtichen. Die Muſik war ſeit den Zeiten der Provençalen in Italien, Südfrankreich, Spanien, ja ſelbſt in Deutſchland unter den Meiſterſängern allgemein, ſo daß Laute, Theorbe, Cither und Harfe nicht nur von eigentlichen Künſtlern, ſondern auch von andern Leuten, ja ſogar unter dem Landvolke zu Tanz und anderer Beluſtigung, geſpielt wurden. Der römiſch-katholiſche Gottesdienſt forderte noch immer die Kirchenmuſik, und da Luther ſelbſt Componiſt und Meiſter auf der Flöte war, hat ſich dieſelbe durch ſeine Bemühung auch in der evangeliſchen Gemeinde erhalten. Die weltliche Muſik, mit der erſt die Blüthe dieſer Kunſt auch im Kirchenſtyle begann, nahm durch den Niederländer Rolandus Laſſus (die Italiener nannten ihn Orlando di Lasso) und mit dem Venetianer Zarlino ihren Anfang; denn dieſe Kunſt erſcheint gewöhnlich in ihrer Vollendung gleichſam als Grabgeſang, der auf den Verfall aller Kunſt und Wiſſenſchaft und den Untergang bürgerlicher Freiheit folgt. In der Poeſie herrſchte noch immer die Leidenſchaft, ſich in lateiniſchen Verſen zu verſuchen; eine Ausnahme machte Ludovico Arioſto, der v. J. 1474—1533 lebte und deſſen Epos:

der rasende Roland, begierig von dem Volke aufgegriffen und bald von Hoch und Nieder gesungen wurde.

In Deutschland übten noch immer die Meistersänger ihre fröhliche Kunst. Der fruchtbarste und geistreichste unter ihnen war Hans Sachs, zu Nürnberg 1494 geboren. Bis in sein fünfzehntes Jahr besuchte er die lateinische Schule und zeigte schon damals gute Anlagen, lernte aber das Schusterhandwerk, weil überhaupt in jener Zeit die Handwerke mehr als je in Ehren standen. Er ging sodann auf die Wanderschaft und in Insbruck wurde er Waidmann bei dem Kaiser Maximilian I., kehrte aber dann in seine Vaterstadt zurück, wurde Meister daselbst und heirathete. Hier ließ er nun viele seiner Gedichte, Fastnachtspiele und Schwänke im Druck ausgehen, und bald in ganz Deutschland bekannt wurde der

Hans Sachs Schuh=
Macher und Poet dazu, —

wie er gewöhnlich seine Gedichte zu enden pflegte. Auch er war Luthern und der Reformation von ganzem Herzen ergeben, und schrieb ihr zu Ehren ein Lobgedicht auf die Herstellung der Religion, unter der Aufschrift:

Die Wittenbergisch Nachtigall
Die man jetzt höret überall.

Ist auch in seinen Gedichten, die Wieland treffend mit groben Holzschnitten vergleicht, manches Derbe, so hat er doch nie der Sittenlosigkeit das Wort geredet, sondern Allem, was er schrieb, sieht man es an, wie Ernst es ihm gewesen sei mit Frömmigkeit und Tugend. Auch für die Frauen hat er manche anziehende Dichtung, z. B.: der Frauen Lob eines Biederweibs, die geschwätzige Rockenstuben, Gespräch der Mutter mit ihrer Tochter von ihrem Eidam. Auch geistliche Lieder hat er geschrieben, unter andern das dialogische: „O Gott Vater du hast Gewalt" u. s. w., welches selbst Luther ein aus der maßen feines christliches und künstliches Lied nannte und in eine Liedersammlung aufnahm.

Hans Sachs starb im J. 1576, im 82. Jahre seines Alters.

Im 16. Jahrhunderte (ungewiß wo) lebte auch Hans Fischart, der witzigste aller deutschen Schriftsteller, auch eine Geisel der Römlinge; er ahmte in seinem Pantagruel dem gleichzeitigen Franz Rabelais in Frankreich nach; in seinem Bienenkorb jedoch und andern Schriften ist er ganz originell.

Außer diesen Beiden verdienen noch erwähnt zu werden: Burkard Waldis und Georg Rollenhagen. Waldis lebte als Hofkaplan der Landgräfin Margarethe von Hessen, und schrieb Aesopische Fabeln, die er auch mit vielen neuen vermehrte. Georg Rollenhagen aus Brandenburg war Rector zu Magdeburg und schrieb das komisch=epische Gedicht: Der Froschmäuseler.

Indeß bleibt das genialste Werk dieser Zeit das weltbekannte Volksepos: Reineke der Fuchs, von welchem aber noch nicht ausgemittelt ist, ob es französischen, holländischen oder niedersächsischen Ursprungs sei.

Die besten Lyriker lebten wohl in dieser Zeit in Spanien, in diesem damals so schönen und glücklichen Lande, welches, wie schon gesagt, an Bildung, Feinheit der Sitten, Kriegsruhm und Gelehrsamkeit alle europäischen Völker übertraf. Merkwürdig ist, daß die meisten Künstler, Dichter und Gelehrte dieser Zeit nicht nur in einer Kunst oder einem Fache, auch nicht nur als solche, sondern als Weltleute in allen ritterlichen Uebungen, ja selbst in bürgerlichen Handthierungen ausgezeichnet waren, was ganz vorzüglich in der Lebensgeschichte Benevenuto Cellini's, eines italienischen Goldschmiedes und Bildhauers, in der Bearbeitung von Goethe trefflich dargestellt ist.

In den Wissenschaften war es besonders das Studium der Griechen und Römer, Mathematik, Mechanik, Geschichtsforschung und Rechtsgelehrsamkeit, was die Gelehrten beschäftigte; den ersten Preis aber verdient unter allen Gelehrten der große Nicolaus Kopernik aus Thorn in Preußen (v. J. 1473—1543), der in Rom studierte und schon in Italien seine großen astronomischen Entdeckungen machte, die er aber erst kurz vor seinem Tode in Königsberg, wohin er zurückgekehrt war und als Canonicus lebte, aller Welt mittheilte. Er lehrte zuerst, und bewies, was er lehrte, mit sichern Gründen: daß nicht, wie bisher geglaubt, die Erde im Mittelpunkte unsers Planetensystems stehe, sondern die Sonne, als ein Fixstern, um welche sich unsere Erde mit den übrigen Planeten in abgemessenen Entfernungen regelmäßig drehe.

So sollte denn im sechszehnten Jahrhundert zu allen großen Erfindungen und Entdeckungen im Gebiete der Kunst und Natur, im Wissen und Glauben, ja im gesammten menschlichen Leben die Bahn geöffnet werden, so daß zu gleicher Zeit ein Luther lehrte, ein Rafael malte, ein Magelhan die Erde umsegelte und Kopernik Stand und Bewegung des Sonnensystems erklärte. Spanien aber sowohl als Italien haben, jenes durch seine Länderentdeckungen, dieses durch seine Kunst die Menschheit dafür entschädigt, daß sie in der Sache der Reformation hinter den übrigen Völkern zurückgeblieben sind; denn durch ihre Leistungen ist erst die allgemeine Bildung in allen Theilen vollendet worden. Und wahr ist, was Schiller in seinem Gedichte: An die Künstler, singt:

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.
Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhob'nen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wissens Schranken gehen auf,
Der Geist, in euren leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All' von Reizen zu durcheilen,

Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet ſie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wägt er ſie mit menſchlichen Gewichten,
Mißt ſie mit Maßen, die ſie ihm geliehn;
Verſtändlicher in ſeiner Schönheit Pflichten
Muß ſie an ſeinem Aug' vorüberziehn,
In ſelbſtgefäll'ger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären ſeine Harmonie,
Und preiſet er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In Allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in ſeine Lebensbahn;
Die ſelige Vollendung ſchwebet
In euren Werken ſiegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der ſtille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen ſieht,
Wo tauſend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonieenbach,
Sieht er die Huldgöttinnen ſpielen
Und ringt in ſtill verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien ſich winden,
Wie die Erſcheinungen um ihn
In weichem Umriß in einander ſchwinden,
Flieht ſeines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geiſt zerrinnt im Harmonieenmeere
Das ſeine Sinne wolluſtreich umfließt,
Und der hinſchmelzende Gedanke ſchließt
Sich ſtill an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geſchick in hoher Einigkeit,
Gelaſſen hingeſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Buſen,
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der ſel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das Edelſte, das Theuerſte, was ſie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daß der entjochte Menſch jetzt ſeine Pflichten denkt,
Die Feſſel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit eh'rnem Scepter ihm gebeut,
Dieß dankt euch — eure Ewigkeit,

Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter luſtig ſcherzen,
Der holde Traum ſich lieblich ſpinnt,
Dafür ſeid liebevoll umfangen!

---

§ 21. Die Frauen.

In einem Zeitalter, wo Kunſt und Wiſſenſchaft neuerwacht zum Leben bei den meiſten Völkern die Sitten milderten, mußte ſich auch das Loos des weiblichen Geſchlechts freundlicher geſtalten, wenn auch der Geiſt der chriſtlichen Liebe, durch die Reformatoren in ſeinem ganzen Weſen wieder neu erweckt, noch nicht überall die orientaliſche Unterordnung der Frauen aufgehoben hat. Was nicht geläuterte Religionsbegriffe thaten, erzweckten doch wenigſtens bei den höhern Ständen feinere Sitte und gelehrte Bildung. Das war zuvörderſt in Italien der Fall, wo vornehme Damen faſt ohne Ausnahme mit aller Anmuth des Umgangs auch gelehrte Kenntniſſe vereinigten, und eben ſo ſchöne lateiniſche und griechiſche Verſe ſchrieben, als italieniſche, die Laute ſpielten und ſangen, ja ſogar feierliche Reden und gelehrte Disputationen hielten. Daher denn auch die Verehrung der Frauen in dieſem Lande bis zur Vergötterung ſtieg. So wurden Giovanna von Arragonien, aus dem Geblüte der Königin von Neapel und Arragonien, die Gemahlin Aſkans de Colonna, Fürſten von Tagliacozzi, und ihre Schweſter, die Marcheſe Vaſto, wegen ihres Muthes, ihrer Klugheit und Gewandtheit in allen Geſchäften eben ſowohl, als ihrer Schönheit, die bis in das höchſte Alter ſich erhielt, und ihrer anmuthigen Sitten geradezu vergöttert, indem ihnen die Academie de' Dubbiosi in Venedig im J. 1551 Tempel zu errichten beſchloß, und alle Lobgedichte und andere ihnen gewidmete Schriften mit dem Beinamen der Göttinnen zugeſandt wurden. Die förmliche Anbetung entſchuldigten die Gelehrten und Dichter dadurch, daß ſich dieſelbe auf das höchſte Weſen beziehe, welches den vergötterten Frauen ſo hohe Vollkommenheiten mitgetheilt habe. Wohl konnten ſolche Ideale, wenn ſie auch jederzeit Tugend bewahrten und Sittſamkeit, wahre Wunder thun und viel zur Veredlung der Menſchen beitragen, und ſolche Frauen ſind, was Prieſterinnen bei den Alten waren: „denn die Schönheit war immer der Gott der Welt.“

Unter den Höfen der italieniſchen Fürſten zeichnete ſich, durch den lieblichſten Kranz trefflicher Frauen verſchönert, Mailand, Florenz, Mantua und Ferrara aus. In Ferrara glänzte die edle Herzogin Renata, Tochter König Ludwigs XII. von Frankreich, welche ſich öffentlich für die reformirte Lehre erklärte. Unter ihren Hofdamen befand ſich auch die berühmte Olympia Morata, deren Schriften bis heute hoch geachtet werden. Sie verließ den glänzenden Hof, um ihren kranken Vater zu pflegen, und ging dann mit einem deutſchen Arzte, Andreas Gründler, der in Ferrara ſtudiert hatte, als deſſen

Gattin nach Deutschland. Auch sie war gleich ihrer Beschützerin und ihrem Manne Protestantin, hatte aber in Deutschland, wo eben Albrecht, Markgraf von Brandenburg, das Land verwüstete, und die Bischöfe und andere Katholiken an wehrlosen Protestanten häufig vergeltende Rache nahmen, unsäglichen Jammer, Hunger, Frost, Gefängniß und Ketten zu dulden. Da zeigte sich's recht, wie sich ein hochgebildeter Geist auch in die ärmlichste Lage zu schicken verstehe, wenn die allverehrte Olympia, die zarte Hofdame von Ferrara, barfuß, schlecht bekleidet, in schlechtem Wetter mit ihrem geliebten Gatten auf der Straße nach Hammelburg wandert und nicht verzagt, sondern ausharrt, bis sie nach Heidelberg gelangen, wo sie, vom Pfalzgrafen endlich gastlich aufgenommen, das Ende ihrer Leiden erreichen.

Auch in Spanien und Frankreich gab es gelehrte und feingebildete Damen; wir nennen nur eine, König Franz's I. geistreiche Schwester, Margarethe, Königin von Navarra (die Großmutter des größten Königs der Franzosen, Heinrichs IV.). Alle Schriftsteller damaliger Zeit sind voll vom Lobe dieser Prinzessin, die bald die Reize ihrer Gestalt, bald die Anmuth ihrer Sitten, bald ihre Gelehrsamkeit, ihr poetisches Talent und endlich ihre Staatsklugheit zu rühmen nicht ermüden. Als ihr Bruder in Madrid gefangen saß und anfangs von Kaiser Karl V. höchst unwürdig behandelt wurde, so daß der ehrgeizige Fürst darüber in eine Todeskrankheit verfiel, da eilte sie nach Spanien, beredete den Kaiser, ihren gebeugten Bruder zu besuchen und freundlicher zu halten, blieb bei ihm, heiterte ihn auf und brachte ihn wieder auf den Weg der Genesung. Immer ist sie, wenn ihre zwar kluge, jedoch selbstsüchtige Mutter Louise oft zu seinem Unheil räth, der leitende Engel seiner Entschließungen und die harmlose Freudeweckerin seines Hofes. Denn unendlich froh und heiter war sie, und die Worte gestalteten sich in ihrem Munde zu witzigen Versen, und ihre Schäferspiele, die sie durch die Hofleute aufführen ließ, und die Novellen, die sie mit unbeschreiblicher Anmuth erzählte, waren losen, ungebundenen Muthwillens voll. Doch irrte Jeder, der dieß leicht hinflatternde Geschöpf für leichtfertig und für eben so locker und unsittlich halten wollte, wie die Gestalten waren, die sie in ihren Dichtungen zum Besten gab. Es waren dieß nur unwillkürliche Opfer, die sie dem Geschmacke ihrer Zeit brachte, während ihr Herz rein und strenge an Zucht und Ehrbarkeit hing, denn ihr Sinnbild war eine Sonnenblume mit der Aufschrift: „Nie zum Niedrigen geneigt!“ und auch nicht der boshafteste Schriftsteller konnte nur einen Flecken in ihrem Leben auffinden, sie zu schmähen. Dabei war sie fromm, aber nicht im Hofglauben ihres Bruders befangen; sie erkannte frühzeitig die Wahrheit des Evangeliums und schrieb auch ein gelehrtes Werk unter dem Titel: Spiegel der sündigen Seele (le miroir de l'ame pecheresse) ganz im Geiste der reformirten Lehre. In diesen Grundsätzen erzog sie auch ihre Tochter, die edle Johanna d'Albert, und beschützte, gleich der Herzogin Renata von Ferrara, die nach ihres Gatten Hercules II. Tode nach Frankreich zurückgekehrt war, die vom König verfolgten Protestanten.

Freilich waren nicht alle französische Hofdamen von dieser Art; König Franz I., der es gerne sah, wenn recht viele Frauen und Fräulein an seinen Hoffesten Theil nahmen, veranlaßte auch zuerst, daß sich das schöne Geschlecht in Frankreich mehr einer eiteln Gefallsucht, überladenem Putze und allen Tändeleien jener kindischen Geschöpfe hingab, die nur Spiel und Tanz für ihre Bestimmung halten, und über die Bälle und Bankete am Hofe ihre häuslichen Pflichten vergessen. Das war noch mehr der Fall unter König Heinrich's II. Regierung, dessen Gemahlin, Katharina von Medicis, und ihre Söhne, Franz I., Karl IX. und Heinrich III., machten den Hof zu einem Tummelplatze sardanapalischer Verschwendung, sittenloser Ausschweifungen und bacchantischer Lustbarkeiten. An diesem Hofe lernte die liebenswürdige Maria Stuart die leichtfertigen Sitten und den Hang zu Vergnügungen, der, als sie nach ihres Gemahls, König Franzens II., Tode nach Schottland zurückkehrte, ihrem ernsten Volke so anstößig war. Denn strenger waren und blieben die Sitten in diesem Lande eben so, als in England, wo die Königinnen Maria, Johanna Gray, Elisabeth und die meisten Hofdamen, ja auch viele Frauen aus dem Mittelstande, mit gelehrter Bildung Sinn für Häuslichkeit und strenge Sittsamkeit vereinten. Dieses war noch mehr der Fall in Deutschland, wo das weibliche Geschlecht, wie schon oben erwähnt, durch Arbeitsamkeit und strenge Sittsamkeit in allen Ständen, vorzüglich in dem herrlich aufblühenden Bürgerthum, ganz wieder in die Rechte und Pflichten der altgermanischen Hausfrauen eintrat. Das waren denn die deutschen Frauen des 16. Jahrh., wie wir sie gemalt schauen in Albrecht Dürers und Holbeins Bildern, oder wie Göthe sie schildert:

„Da tritt herein ein junges Weib
Mit voller Brust und rundem Leib,
Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel, vor sich hin sie geht."

Nichts destoweniger gab es auch in Deutschland gelehrte Frauen, wie z. B. die würdige Hausfrau des gelehrten Conrad Peutinger, kaiserlichen Raths und Stadtschreibers von Augsburg, Margaretha Welserin, von der noch ein lateinischer Brief vorhanden ist, in welchem sie einen gewissen Georg Emser widerlegt, der da in einer deutschen Schrift behaupten wollte, daß die Gattinnen gelehrter Männer unglücklich seien. Ihre Tochter Constanze begrüßte den Kaiser Maximilian I., da er einst nach Augsburg kam, in einem Alter von 4 Jahren mit einer lateinischen Rede, und als blühende Jungfrau flocht sie den Lorbeerkranz, womit derselbe Kaiser den Dichter und Ritter Ulrich von Hutten krönte. Doch war es nicht Kunst und Wissenschaft, die unsern Frauen Werth und Würde verleihen sollten; die Krone der stillen Häuslichkeit war's, nach welcher sie strebten, mit einem Gott ergebenen Herzen, nur für den Gatten und die Kinder lebend. Durch die Aufhebung des Cölibats, wo so viele gelehrte und gebildete Geistlichen in den Ehestand traten, entstanden häusliche Kreise, die, fern von allen gröbern und lärmenden Gewerben, einer freiern Thätigkeit und stillen edleren Ge-

nüſſen ſich hingeben durften. Sonſt ward dieß Glück nur den höhern und höchſten Standesperſonen zu Theil, wo aber nicht ſelten Ueberfluß und Reichthum das reine Stillleben trübte und alle Eitelkeiten, Pracht und Ueppigkeit der großen Welt der Tugend eben ſo gefährlich wurden, als dem Streben nach allem Wahren und Schönen. Dieſer Gefahr iſt bei dem zugemeſſenen Theil zeitlicher Güter eine Predigerfamilie nicht ausgeſetzt; es iſt wieder die Armuth der Mönchszelle mit dem kleinen Kloſtergarten da, nur durch die fröhliche Kinderſtube und das reinliche Arbeitszimmer der Hausfrau erheitert und verſchönert. Solchen Frauen zum Muſter ſtrahlen denn Anna Reinhart und Katharina Bora, die edeln Gattinnen Zwinglis und Luthers. Anna Reinhart war Wittwe, als ſie Zwingli heirathete; ihr trefflicher Sohn erſter Ehe, der einer der Erſten der Reformatien zufiel, war die Veranlaſſung, daß er mit ihr näher bekannt wurde und ſie endlich zu ſeiner Lebensgefährtin wählte. Von ihr rühmt ſelbſt Zwingli: „daß ſie zwar aus ihrer erſten Ehe und noch von ihren Eltern her, die wohlbegütert waren, prächtige Kleider, Ringe und andere Koſtbarkeiten beſitze; allein von dem Tage an, wo ſie ihm angetraut worden, achte ſie derſelben ſo wenig, daß ſie dieſelben nicht ein einziges Mal getragen habe.“ Aus allen Berichten erhellet, daß Zwingli an ihrer Seite ſehr glücklich geweſen und ihre Ehe ein Bund der Gottſeligkeit und Ehrbarkeit geweſen ſei. Leider dauerte dieß Glück nicht lange; in der unglücklichen Schlacht bei Cappel (wie ſchon erzählt worden) verlor Zwingli ſein Leben, und mit ihm fielen auch an dem Tage ihr Sohn, ihr Tochtermann, ihr Schwager und ihr Bruder, — lauter anſehnliche und biedere Männer. Solche Schläge des Schickſals trug ſie mit frommer Gott ergebener Seele, und hatte dafür die Achtung und Liebe der Mitwelt und die Bewunderung der ſpätern Enkel.

Katharina Bora war eine von den Frauen mit einem Ausdrucke in ihren Geſichtszügen, der wie Stolz ausſah, weil er alles Gemeine und Niedrige von ſich zu weiſen ſchien. Wirklich ſagt ein Zeitgenoſſe von ihr: „ſie war hochtragenden Geiſtes, eigenſinnig und ſtolz, alſo daß ſie mit andern Weibern nicht viel Freundſchaft gemacht, weilen ſie ſich um des Ruhmes ihres Mannes wegen höher geachtet, denn jene.“ Nun kann man aber mit Gewißheit annehmen, daß Luthers Gemahlin an Geiſtesbildung und Seelenadel den meiſten Frauen ihrer nächſten Umgebung (ſie lebte in einer kleinen Stadt) überlegen war; daß ſie alſo lieber im Kreiſe ihrer Kinder oder in Geſellſchaft ihres Mannes, der allerdings ihr Stolz ſein konnte, und ſeiner hochſinnigen Freunde verweilte, als in leeren Geſprächen mit Nachbarinnen die Zeit zu verlieren. Und ſind das die beſten Hausfrauen, die, aller Welt Freundinnen, ganze Tage dieſen Freundinnen aufopfern? und darf man das Stolz, tadelswerthen Stolz nennen, wenn man ſich zurückzieht in ſein Haus? Daß Luther an ihrer Seite glücklich war, ſagt er ſelbſt in ſeinen Tiſchreden: „Es iſt mir mit meiner Käthe Gottlob wohlgerathen; denn ich habe ein fromm, getreu Weib, auf welches ſich des Mannes Herz verlaſſen darf, wie Salomo ſagt, Sprichwörter 31, 11. ſie verderbt mir's nicht.“ Wie ſie ihn zärtlich geliebt habe, bezeigt die ängſtliche Sorge, die ſie um ihn

hatte, wenn er wegreiſte, wie ſie da klagte, und Luther Mühe hatte, ſie in ſeinen Briefen zu tröſten.

Kann man von der Gattin des großen Reformators mehr fordern, als, daß ſie ſein treues Weib war, ihre Kinder fromm und liebreich pflegte und erzog, emſig und ſorglich haushielt und — ſtolz war auf ihren Mann?

Nach Luthers Tode blieb Bora mit fünf Kindern in den dürftigſten Umſtänden zurück, denn wie ſchon geſagt worden, kümmerte ſich der große Reformator wenig um das Irdiſche. Der Kurfürſt von Sachſen, die Grafen von Mansfeld, und Chriſtian III. von Dänemark trugen aber ſogleich Sorge, ihr den ſchweren Wittwenſtand durch milde Geſchenke zu erleichtern. Doch als bald darauf der Krieg ausbrach und die Herren ſelbſt in Noth geriethen, blieb auch ſie verlaſſen und ohne Unterſtützung. Nach der Einnahme Wittenbergs floh ſie mit ihren Kindern nach Leipzig, wo ſie durch Koſtgänger, wie ehemals in Wittenberg, ſich durchzuhelfen ſuchte. Als es wieder einigermaßen ruhig ward, kehrte ſie nach Wittenberg zurück, und lebte daſelbſt kümmerlich und eingezogen, bis 1552 die Peſt daſelbſt ausbrach, ſo daß auch die Univerſität nach Torgau verlegt wurde. Auch ſie folgte dahin mit drei Kindern; die älteſten zwei Söhne hatten ſich ſchon Aemter verſchafft, und die Tochter war an einen ſächſiſchen Edelmann verheirathet. Auf der Reiſe nach Torgau wurden die Pferde ſcheu, und ſie ſprang, um ſich und ihre Kinder zu retten, aus dem Wagen, wobei ſie in eine Pfütze fiel. Verkältung davon war die Urſache ihres Todes, der noch in demſelben Jahre erfolgte. Sie wurde in der Torgauer Pfarrkirche begraben, wo noch jetzt ihr Leichenſtein zu finden iſt. Sie iſt darauf in Lebensgröße eingehauen, in den Händen ein aufgeſchlagenes Buch haltend; oben am Haupte zur Rechten iſt Luthers, und zur Linken ihr adeliges Wappen — ein aufgerichteter Löwe, mit erhabener rechter Branke im goldenen Felde, und auf dem Helme ein Pfauenſchweif. Längs dem Rande ſind die Worte eingehauen:

„Anno 1552 den 20 Decbr. iſt in Gott ſelig entſchlafen, allhier in Torgau, Herrn Doctor Martin Luthers ſelige Wittwe Katharina von Bora.“

Noch müſſen wir von dem Heldenſinn einer deutſchen Dame ſagen, die den Spanier Alba Mannszucht halten lehrte. Schiller hat ihr Andenken in ſeinen kleinen hiſtoriſchen Aufſätzen erneuert, wir laſſen ihn ſelbſt erzählen.

„Als Kaiſer Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf ſeinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürſtin von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden ſpaniſchen Armee nichts zu leiden haben ſollten. Dagegen verband ſie ſich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolſtadt an die Saalbrücke ſchaffen zu laſſen, um die ſpaniſchen Truppen, die dort überſetzen würden, zu verſorgen. Doch gebrauchte ſie dabei die Vorſicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der

Geſchwindigkeit abbrechen und in einer gröſsern Entfernung über das Waſſer ſchlagen zu laſſen, damit die allzugroſse Nähe der Stadt ihre raubluſtigen Gäſte nicht in Verſuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortſchaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre beſten Habſeligkeiten auf das Rudelſtädter Schloſs zu flüchten.

Mittlerweile näherte ſich der ſpaniſche General, vom Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat ſich durch einen Boten, den er veranſchickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Mergenbrot zu Gaſte. Eine ſo beſcheidene Bitte an der Spitze eines Kriegsheeres konnte wohl nicht abgeſchlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; Seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterlieſs man nicht, der Sauve-Garde noch ein Mal zu gedenken und dem ſpaniſchen General die gewiſſenhafte Beobachtung derſelben an's Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut beſetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schloſſe. Er muſs geſtehen, daſs die thüringiſchen Damen eine ſehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gaſtrechts halten. Noch hat man ſich kaum niedergeſetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es wird ihr gemeldet, daſs in einigen Dörfern unterwegs die ſpaniſchen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem Aermſten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr ſelbſt zugeſtoſsen. Auf's äuſserſte über dieſe Wortbrüchigkeit entrüſtet, doch von ihrer Geiſtesgegenwart nicht verlaſſen, befiehlt ſie ihrer ganzen Dienerſchaft, ſich in aller Geſchwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloſspforten wohl zu verriegeln; ſie ſelbſt begibt ſich wieder nach dem Saale, wo die Fürſten noch bei Tiſche ſitzen. Hier klagt ſie ihnen in den beweglichſten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie ſchlecht man das gegebene Kaiſerwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daſs dieſs nun einmal Kriegsgebrauch ſei, und daſs bei einem Durchmarſch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ſtänden. „Das wollen wir doch ſehen," antwortete ſie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muſs das Ihrige wieder werden, oder bei Gott!" — indem ſie drohend ihre Stimme anſtrengte, „Fürſtenblut für Ochſenblut!" Mit dieſer bündigen Erklärung verlieſs ſie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die ſich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit hinter die Stühle der Fürſten pflanzten und das Frühſtück bedienten. Beim Eintritt dieſer kampfluſtigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; ſtumm und betreten ſah man einander an. Abgeſchnitten von der Armee, von einer überlegenen handfeſten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als ſich in Geduld zu faſſen und, auf welche Bedingung es auch ſei, die beleidigte Dame zu verſöhnen. Heinrich von Braunſchweig faſste ſich zuerſt und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vergang in's Luſtige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entſchloſſenen Muth, den ſie bewieſen. Er bat ſie,

sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin zu Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich auf's schönste bei ihren Gästen, die sehr heftig von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl Heinrich XXXVII. darin eingeführt worden, das Mönchswesen abzuschaffen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser Caspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war, und, weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und betrauert im 58. Jahre ihres Lebens und im 29. ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolstadt bewahrt ihre Gebeine.

Schlußwort.

Im Ganzen hat in diesem Zeitraume das deutsche Volk die Hauptrolle gespielt, und seit der Zeit der Hohenstaufen ist Deutschland nicht so groß gewesen an Thatkraft, und man konnte wieder sagen, wie die alten Friesen es zur Zeit des Kaisers Nero sagten: „Ueber die Deutschen ist kein Volk weder in Waffenthat, noch in Treue.“ Jetzt ist aber auch noch der Ruhm der Geistesbildung hinzugekommen, und bald sahen Welsche und Spanier, die bis dahin den Deutschen weder Gelehrsamkeit, noch Staatsklugheit zutrauten, nicht mehr mit Geringschätzung auf sie herab, denn die wiedererwachte Wissenschaft hat in Deutschland das meiste Gold zu Tage gefördert, und der Kurfürst Moritz von Sachsen hat die alte Staatskunst der Spanier übermeistert!

---

2. Periode.

Von der Königin Eliſabeth bis zum weſtphäliſchen Frieden. — Zeitalter der Religionskriege.

Vom J. 1558 bis 1648.

§ 1. Eingang.

Der Sieg der Wahrheit, durch den Religionsfrieden von Augsburg, durch die Einführung der Reformation in England und durch die öffentliche Meinung, die nun zum erſten Mal ſich bildete, bei den meiſten Völkern, auch wo das Evangelium nicht geduldet wurde, konnte nicht lange genug für das Wohl der Menſchheit ohne Blutvergießen und allgemeine Zwietracht behauptet werden. Die Hierarchie, ſo gewaltſam erſchüttert und ihrem Untergange nahe gebracht, erhob ſich noch ein Mal, und erregte alle Leidenſchaften, um ihre Gegner in ihren Beſtrebungen zu hemmen, ja das ganze Werk der Reformation wieder zu zerſtören, und die verlornen Schafe in ihre Hürde zurückzuführen. Die meiſten Landesfürſten vereinigten ſich mit den Päpſten, dieſen Anſchlag auszuführen, weil ſie meinten, durch Einheit des Glaubens und Unterdrückung der Gewiſſensfreiheit auch unbedingten Gehorſam ihrer Völker zu erzwecken. Daher folgt ein ganzes Jahrhundert hindurch in allen Ländern Europas, von den Pyrenäen an bis zu den Karpathen, ein Religionskrieg um den andern. Und dieſe Kriege, in denen nicht um Heerd und Vaterland, ſondern um Ideen theils vernünftiger, theils fanatiſcher Art, geſtritten wurde, waren blutiger, grauſamer, als je die Geſchichte aufzuweiſen hat. Konnte auch das Reich der Finſterniß nicht Oberhand gewinnen, ſo iſt es ihm doch gelungen, ein ganzes Jahrhundert lang Kunſt und Wiſſenſchaft zu verſcheuchen, die Blüthe ganzer Nationen zu vernichten und Verwilderung der Geſinnungen und Sitten an der Stelle chriſtlicher Liebe und Frömmigkeit zu verbreiten.

§ 2. Die Jeſuiten.

Unſtreitig hatte es den Reformatoren ihren Sieg erleichtert, daß bei ihrem Beginnen eben zwei Päpſte aus dem Hauſe Mediéis, Leo X.

und Clemens VII., gelehrte und hochgebildete Männer, von edlen Sitten und wohlwollenden Neigungen, auf dem Stuhle zu Rom saßen. Haben sie auch Alles gethan, was ihnen Herrscherklugheit eingab, so war doch in ihren Vorkehrungen so viel Mäßigung, daß sie mehr der Uebelthaten ihrer unmittelbaren Vorgänger Julius und Alexanders, als ihrer eigenen wegen von der öffentlichen Meinung verdammt wurden. Allein jetzt trat ein Mann in Rom auf, mit einer Hildebrands-Seele, der Cardinal Caraffa, ein Mann, dessen Grundsatz es war, jede Schonung der Ketzerei als Herabwürdigung des päpstlichen Stuhls und der Kirche zu verwerfen. Nun war fürderhin an keine Duldung, an keine brüderliche Uebereinkunft, an keinen Religionsfrieden zu denken; wer nicht glauben wollte, was das Concilium zu Trient aussprach, sollte durch Feuer und Schwert umkommen. Dieser Mann leitete die Schritte Pauls III., eines gebornen Fürsten von Farnese, der vielleicht ohne diesen Rathgeber und Dränger zufrieden gewesen wäre, für seine Nepoten (Anverwandte) zu sorgen, daß sie während seiner Regierung reich an Land und Schätzen würden. Nun aber richtete er sein Auge auf die Glaubenserneuerung, welche selbst in Italien allmählig überhand nahm. Willkommen war ihm daher ein spanischer Schwärmer, Ignatius Loyola, der um die Erlaubniß bat, einen Orden errichten zu dürfen, welcher sich's zur Pflicht machen sollte, auf Befehl des Papstes, Ketzer und Heiden in aller Welt zu bekehren. Dieser Mann war 1491 in Spanien von adeligen Eltern geboren, und kämpfte tapfer in der Belagerung von Pampelona gegen die Franzosen, schwer verwundet mußte er lange Zeit auf einem einsamen Schlosse weilen, wo er die Legenden der Heiligen las, und Phantasie und Gefühl so sehr erhitzte, daß er plötzlich sein Leben zu ändern und ein Ritter der himmlischen Jungfrau zu werden beschloß. Er legte sich nun ungeheure Qualen auf, geißelte sich bis zur Erschöpfung, und in Bettlerlumpen gehüllt, sah er bald mehr einem Thiere in der Wüste als einem Menschen ähnlich. Mit unsäglichen Beschwerden und Gefahren kämpfend fuhr er nach Italien und schiffte sich hier nach Palästina ein, dort in Jerusalem eröffnete er dem Franziskaner Provincial, er wolle unter den Türken die christliche Religion verbreiten. Allein dieser wies ihn als einen thörichten und unwissenden Menschen zurück. Loyola kam nun wieder nach Spanien und ging in seinem 33. Jahre zwei Jahre lang in die Kinderschule zu Barcelona, um die nöthigen Kenntnisse zu einem Heidenbekehrer zu erwerben. Sodann rückte er von Schule zu Schule hinauf, bis er die Universität besuchen konnte. Weil er aber zu gleicher Zeit Proselyten (Anhänger) seiner fanatischen Denkweise machte, wurde er von der Inquisition verfolgt und reiste nach Paris. Hier studierte er fünf Jahre lang, und trat mit sechs jungen Männern im J. 1534 zusammen, und beschloß, mit ihnen einen Orden zu stiften, der sich der Bekehrung der Ungläubigen widmen sollte. Ihr Plan war, wieder nach Palästina zu reisen, und unter dem Namen der Gesellschaft Jesu daselbst ihre Bekehrungen zu beginnen. Sie zogen nach Italien, und in Rom baten sie den Papst Paul III. um die Bestätigung ihres Ordens. Loyola wurde nun zum General des neuen Ordens, der im J. 1541 schon 60 Mitglieder

zählte, aber von Jahr zu Jahr zunahm und bei Loyola's Tode 1556 schon über 1000, im J. 1608 10,000 Mitglieder zählte. Nun wurde die Reise nach Palästina nicht vorgenommen, nur einzelne Schwärmer, wie z. B. der wahrhaft fromme Franz Xaver, der nach Indien und Japan zog, wurden zu den Heiden gesandt, die nächste Bestimmung war Bekehrung und Ausrottung der Ketzer. Die Jesuiten sollten hierin der Inquisition, welche durch Paul III. in Rom errichtet wurde, an die Hand gehen. Nun wurden alle Protestanten in Italien aufgesucht, verfolgt, eingekerkert, hingerichtet, und mit unmenschlicher Grausamkeit wurde der Protestantismus auf der ganzen Halbinsel mit der Wurzel ausgerottet. Pauls III. Nachfolger, Julius III. und Marcellus II. regierten nur sehr kurz, und es folgte darauf der 79jährige Caraffa unter dem Namen Paul IV., der nun die Verfolgungen nur noch zorniger betrieb, aber auch bei dem katholischen Clerus, die Beschuldigungen der Protestanten zu entkräften, mehr Zucht und Ordnung einführte. Nun erhielt auch der Jesuitenorden vollends seine Bestimmung, Loyola's Nachfolger als General, Jakob Lainez, ein äußerst scharfsichtiger und weltkluger Mann, machte aus dem Orden, woran Loyola gewiß nicht dachte, eine Gesellschaft, welche durch Gelehrsamkeit, feine und gefällige Sitten und eindringliche Beredtsamkeit sich die Herrschaft über die gesammte Christenheit verschaffen sollte. Namentlich war es der Volksunterricht, dessen sie sich überall bemächtigten, um so die jungen Gemüther mit scheuer Verehrung vor ihrem Orden zu erfüllen. Das Volk aber führte die Kinder um so lieber in die Jesuitenschule, da die frommen Väter mit gänzlicher Uneigennützigkeit unentgeltlich Unterricht ertheilten, und eine ganz andere Moral ankündigten, als die bisherige strenge der finstern Klosterzucht, indem sie sogar durch gefälligen Weltton der Sinnlichkeit Vorschub leisteten und sogenannte Schooßsünden entschuldigten. Selbst protestantische Kinder wurden durch Geschenke und Liebkosungen von ihren Eltern und Lehrern, die nach den Grundsätzen des Evangeliums strenge Zucht hielten, weggelockt. Unter den gebildeten Ständen erfuhren die Jesuiten dagegen entschiedenen Widerspruch, wenn sie sich mit beispielloser Dreistigkeit auf die Lehrstühle der Universitäten drängten. Bald aber gelang es diesem Orden und den nächst folgenden Päpsten Pius V. und Gregor XIII., den Religionshaß durch Prinzenerziehung und als Beichtväter der Könige und Königinnen zur vorzüglichen Staatsangelegenheit zu machen, und es erfolgten die blutigen Kriege, welche ein Jahrhundert lang Europa zerfleischten, und während welcher die römischen Päpste durch die Jesuiten wieder den größten Theil ihrer, durch die Reformation entrissenen, Gewalt erlangten.

§ 3. Uneinigkeit der Protestanten, Lutheraner und Calviner.

Leider waren die protestantischen Kirchenlehrer selbst daran Schuld, daß ihre Macht, durch Uneinigkeit gebrochen, den Angriffen der Jesuiten nicht hinlänglichen Widerstand leisten konnte. Es neigten sich nämlich

viele evangelisch-lutherische Lehrer in Sachsen und Brandenburg zu der Lehre Zwingli's und Calvins, und so entstanden noch zu Melanchthons Zeiten ärgerliche Disputationen, die bald selbst durch unbesonnene Predigten dem Volke mitgetheilt wurden, so daß der gemeine Mann nicht recht wußte, was er glauben sollte. Der wesentliche Unterschied der beiden Lehren deutscher und schweizerischer Reformatoren läßt sich aber füglich in folgende Sätze zusamenfassen:

Die Erstern (Luther und Melanchthon) erklärten die heil. Schrift, besonders die Lehre vom heil. Abendmahle mehr buchstäblich, die Letztern (Calvin und Zwingli) mehr dem Sinne nach. Die Erstern behielten Kirchenmusik, Altäre und andere Gebräuche, die Letztern verwarfen Alles, was an katholischen Gottesdienst erinnerte. Die Erstern ordneten unter den Geistlichen Vorgesetzte, in einigen Ländern sogar Bischöfe an, die Letztern machten alle Prediger gleich. Der Obrigkeit räumten Beide in äußern Kirchenangelegenheiten, nicht aber in Glaubenssachen Gewalt ein; im Ganzen aber hat die weltliche Regierung bei den Schweizerisch-Reformirten größern Einfluß auf die Gemeinde. Erstere nannten sich mit der Zeit Evangelische, oder Augsburgische Glaubensverwandte, Letztere Reformirte oder Helvetische Glaubensverwandte; bei den Katholiken hießen jene Lutheraner, diese Calviner.

Außerdem bildeten sich allmählig in beiden Gemeinden, außer den schon erwähnten Widertäufern, noch allerlei Secten, besonders die sogenannten Puritaner in Schottland und England, die nebst der Calvinischen Glaubenslehre auch die strenge Sittenlehre Calvins beibehielten, und sogar solche Vergnügungen, welche die Sittlichkeit nicht verletzen, als Musik, Tanz, Theater und dgl. m. für unchristlich hielten.

Da war denn des Zankens unter den Gottesgelehrten kein Ende, und Kaiser Ferdinands Sohn und Nachfolger Maximilian II. wurde durch diese Religionszwiste so sehr in seinem Gewissen wirr gemacht, daß er an den Kurfürsten von Sachsen schrieb: „Bruder, ich bin deiner Religion, aber zeige mir einen Weg, aus den Labyrinthen zu kommen, in die ich verwickelt bin.“ Auch in Oestreich hatte nämlich die Reformation so um sich gegriffen, daß die meisten Landstände, viele Bürger und Einwohner Wiens und unzähliges Volk in den übrigen Landstädten und auf dem Lande evangelisch war. Allein Maximilians Gemahlin Maria, eine Tochter Philipps II., und der Jesuite Christoph Roderich bestürmten ihn unaufhörlich, die katholische Kirche als römischer Kaiser zu beschützen und nicht zu dulden, daß in den östreichischen Landen die Ketzerei so allgemein werde. Maximilian, der durch in Spanien erhaltenes Gift in seinem tiefsten Lebenskeime zerrüttet war und außerdem durch die Religionszwiste der Protestanten beunruhigt wurde, enthielt sich zwar, sobald er den Kaiserthron bestiegen, öffentlich an dem protestantischen Gottesdienst Antheil zu nehmen, ließ es aber dennoch nicht zu, daß man seine Glaubensgenossen bedrängte oder verfolgte. Darum gab er den Landständen von Oestreich völlige Glaubensfreiheit und die Erlaubniß, den evangelischen Gottesdienst in ihren Häusern und auf ihren Gütern ungehindert auszuüben, nur wurde diese Freiheit nicht auf den Bürger- und Bauernstand aus-

gelehnt. Der gute Kaiſer lebte noch immer der Hoffnung, es werde ſich die durch die Reformation getrennte katholiſche Kirche wieder vereinigen, und es ſcheint ihm der Gedanke, den ſchon früher deutſche Prälaten und Fürſten hegten, vorgeſchwebt zu ſeyn: eine katholiſche Kirche in Deutſchland zu errichten, die unabhängig wäre vom Papſte, und wo unbeſchadet einiger Glaubensverſchiedenheit, wenn auch nicht römiſch-katholiſche, doch katholiſche Einheit im ganzen deutſchen Reiche wieder hergeſtellt würde. Darum erlaubte er auch den proteſtantiſchen Profeſſoren an der Wiener Univerſität das bloße Bekenntniß, daß ſie katholiſch wären, während die wirklichen Katholiken und jeder römiſch Geſinnte römiſch-katholiſches Glaubensbekenntniß forderten. Als Vorbereitung zu dieſer Einigung hatten die Oeſtreicher ſchon ſeit 1565 vom Papſt Pius IV. den freien Gebrauch des Kelches im Abendmahl. Dieſelbe und alle übrigen Begünſtigungen genoſſen auch die Steiermärker und Kärntner, deren Land um dieſe Zeit von Oeſtreich getrennt war, denn Kaiſer Ferdinand hatte es ſeinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Karl erblich hinterlaſſen. Allein nicht ſo gut geſinnt für die Proteſtanten war Maximilians älteſter Sohn Rudolf, der, in Spanien erzogen, den finſterſten Religionshaß in ſeinem Herzen nährte, und in Geſellſchaft mit mehreren Spaniern die gottesdienſtlichen Verſammlungen des öſtreichiſchen Adels auf muthwillige Weiſe ſtörte, was auch der Kaiſer ſtrenge ahndete. Als aber Rudolf im J. 1576 zur Regierung kam, ließ er der Glaubensverfolgung vollen Lauf, und es wurde ſogar dem öſtreichiſchen Adel der freie Gottesdienſt verboten, Bürger und Bauern mit Gefängniß, Leibesſtrafe und Landesverweiſung geſtraft. Wir werden in der Folge darauf zurückkommen, wie dieſe Bedrückungen Bauernaufruhr und allgemeine Unzufriedenheit aller proteſtantiſchen Stände erregte. Inzwiſchen ſtritten ſich die proteſtantiſchen Theologen in Deutſchland auf's unchriſtlichſte, und führten am Ende völlige Trennung der reformirten Kirche herbei. Es kamen nämlich im J. 1577 in dem Kloſter Bergen bei Magdeburg ſechs Gottesgelehrte zuſammen, um endlich die ſtreitigen Punkte beizulegen und in den evangeliſchen Glaubensbegriff Einheit zu bringen. Sie verfaßten in beſter Meinung die ſogenannte Eintrachtsformel, (formula concordiae) welche auch wirklich im J. 1580 als bindende Glaubensformel auf dem Landtage zu Torgau bekannt gemacht wurde. Da aber in dieſer Schrift Zwingli's und Calvins Glaubenslehren in den leidenſchaftlichſten Ausdrücken verdammt und verketzert wurden, erfolgte allmählig die völlige und öffentliche Trennung der Evangeliſchen von den Reformirten, in Sachſen aber, wo dieß nicht geſchehen durfte, dauerte der Zwiſt der ſogenannten heimlichen Calviner und Lutheraner noch lange fort, bis demſelben durch die Hinrichtung des Kanzlers Krell 1601 ein Ende gemacht wurde. Dieſer Mann war nämlich von dem Kurfürſten Chriſtian I. ſeiner groſſen Fähigkeiten wegen zu der höchſten Würde im Lande erhoben, erweckte aber, ſo trefflich er auch ſeinem Herrn diente, theils dadurch, daß er ein Bürgerlicher war, theils ſeiner heimlichen Neigung zum Calvinismus wegen den allgemeinen Haß der Ritterſchaft und des Volkes. Nach Chriſtians Tode war ſein Sohn Chriſtian II. noch unmündig und

der Herzog von Weimar Friedrich Wilhelm zum Vormund bestellt. Dieser Herr war ein bis zum Fanatismus eifriger Gegner aller Calvinner, und ließ den Kanzler Krell wegen treuloser Verwaltung, die jedoch nicht erwiesen werden konnte, gefänglich einziehen, und endlich öffentlich zu Dresden hinrichten. Zur Ehre der Ritterschaft, welche zufrieden war, den Mann gedemüthigt zu sehen, muß erwähnt werden, daß sie der Aufforderung des Herzogs von Weimar, für die Hinrichtung zu stimmen, keine Folge leistete. Auf diese Weise wüthete die evangelische Kirche in ihren eigenen Eingeweiden und aus dem lebensheiteren und klaren Evangelium, das Luther der Welt wiedergegeben, wurde ein düsteres und verworrenes Glaubensgebäude, in welchem die christliche Liebe eben so wenig gedeihen wollte, als in den Domen der katholischen Kirche. Sobald aber der Protestantismus in dieser abschreckenden Gestalt erschien, ging ihm auch seine gewaltige Kraft auf die Katholiken verloren, und diese gaben um so williger dem von Jesuiten gepredigten Hasse gegen eine Kirche Raum, die eben so unduldsam und todter Buchstab zu werden anfing, wie ihr eigener Glaube es war.

Recht beschämend für die protestantischen Kirchenlehrer ist es, daß um diese Zeit ein Schuhmacher, Jakob Böhme aus Görlitz, selbst mit einem Herzen voll Liebe, christliche Liebe empfahl, und mit dem gesunden Blicke seines Geistes Licht und Wahrheit in die finstere Glaubenswissenschaft bringen wollte. Schade, daß er über die geheimnißvollen Schriften des Theophrastus gekommen, die er nicht verstand, daß er seine verworrenen Gedanken über Gott und seinen Sohn und Seele und Verderbniß der Menschen und dgl. in einer Sprache darstellen wollte, der er nicht mächtig war, und also manchen Schwärmer irre leitete. Allein er war ein edler, liebreicher Mensch, ein treuer und guter Bürger, und in allen ein lebendiges Muster christlicher Tugend und Frömmigkeit. Die Schriftgelehrten verfolgten ihn als einen schädlichen Ketzer, und als er starb, wollten sie ihn nicht begraben, bis der Stadtrath von Görlitz es ausdrücklich anbefahl. Böhme hatte sich zum Leichentext Joh. Offenbar. 3, 5, gewählt, wo es heißt: „Wer überwindet, der soll in weißen Kleidern angethan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.“

Allein der Prediger nahm einen andern Text, Hebr. 9, 27. „Und wie dem Menschen ist gesetzt einmal zu sterben, darnach aber das Gericht.“ Neuere Schriftsteller erweisen Böhme zu viel Ehre, wenn sie ihn den deutschen Philosophen nennen und aller Welt seine Bücher von der Aurora (Morgenröthe), vom Baume des Glaubens, vom übersinnlichen Leben u. a. m. empfehlen; er hat viel Wunderliches über die Jungfrau Sophia (Weisheit), über die Grimmigkeit der Welt und die liebliche Qualität der Seele und dgl. m. geschrieben, und wir wollen unsern Leserinnen diese Lectüre nicht zumuthen. Allein seine Erscheinung muß und wird in allen Zeiten Erstaunen und Bewunderung erregen, und man möchte ihm an seinem Grabe nachrufen: „Wie ist doch in deine stille Seele dieses gewaltige Ringen nach Licht gekommen, in einer Zeit, wo die Lehrer des deutschen Volkes im todten Buchstaben erstarrt

[illegible] Cabbala, [illegible] Doch [illegible] allen dem Wust [illegible] Verkehrtheit hast du doch immer einen klaren Himmel in deiner Brust bewahrt, bist stets gewesen und bleibst, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein rechtschaffener Bürger. Die Ketzermacher aber, die unduldsamen, werden durch die liebliche Sanftmuth deiner Seele beschämt, denn sie waren von der Grimmigkeit, und ihr Wüthen konnte dich nicht verdunkeln vor Gott, denn du hast überwunden und dein Name ist nicht vertilgt worden aus dem Buche des Lebens."

§ 4. Die Ungarn.

Unter namenlosen Drangsalen, der Mord- und Raublust der Türken großen Theils hingegeben, im Innern zerrüttet durch Factionen und in einem Zustande trostloser Barbarei, haben die Landessassen des Königreichs Ungarn: die Magyaren, Slaven, Kroaten und zahlreiche deutsche Ansiedler mit allem Eifer die Reformation ergriffen, so daß schon zu den Zeiten König Ferdinands I. die meisten Magnaten, zahlreicher Adel, Bürger und Bauern der evangelischen Lehre zugethan waren. Wißbegierige Jünglinge zogen häufig nach Wittenberg, Magnatensöhne darunter, die nicht selten mit einem völligen Hofstaat daselbst erschienen, und der Briefwechsel der ungarischen Gelehrten mit Luther und Melanchthon war so lebhaft, daß man jetzt noch in Ungarn und Siebenbürgen viele Briefe derselben findet. Durch die Reformation kam diese Nation erst zum Bewußtsein ihrer Volksthümlichkeit, denn was frühere Könige für Wissenschaft und Bildung gethan, war ausländischer Art, und konnte daher nicht in's Volk übergehen. Jetzt las man auch hier die Bibel in den Muttersprachen, sang beim Gottesdienste fromme Lieder, und hörte Predigten in der Muttersprache. Das Gefühl der Volksthümlichkeit erweckte auch die alte Tapferkeit, und wäre dieser aufkeimende Geist recht geleitet worden, so würde der Türke nicht anderthalb hundert Jahre im Lande geblieben sein. Allein wie der verworrene Zustand war und blieb, sind es nur einzelne Heldenthaten, welche die Geschichte Ungarns in dieser Zeit auszeichnen. König Maximilian zeigte guten Willen, die Türken endlich zu vertreiben, und große Heere von Böhmen, Oestreichern und Steiermärkern zogen hinab, als der alte Sultan Soliman, der noch lebte, wieder mit einem großen Heere über die Donau kam, und sich vor das feste Schloß Sigeth lagerte, dessen Erbherr, der edle Graf Niclas Zrini Ban von Kroatien, seinen Zorn gereizt hatte. Die Nachrichten aus dieser Zeit sind nicht befriedigend, und man kann sich's nicht erklären, warum die schlagfertigen Heere bei Raab und an der Theiß dem Zrini nicht zu Hilfe kamen. Er konnte beiläufig

1500 Mann gegen ein Heer von 200,000 Mann nicht länger als 4 Wochen vertheidigen, und nachdem er zwanzig Stürme zurückgeschlagen und das Schloß mit allen Vorräthen in Flammen aufging, machte er, — es war am 7. Sept. 1566 — den Säbel in der Faust und an der Spitze der Wenigen, die noch lebten, einen Ausfall, und blieb mit Allen auf dem Platze*). Soliman hatte diesen Tag nicht erlebt, er war schon einige Tage früher im Lager gestorben, allein der Vezier, um das Kriegsvolk nicht zu entmuthigen, verheimlichte den Hintritt seines großen Kaisers. Denn groß war Soliman, und unter allen türkischen Sultanen der größte. Nicht allein hat er durch kriegerische Tapferkeit Ungarn überwältigt und Wien zittern gemacht, in Europa und Asien sein Reich vermehrt, er war auch Gesetzgeber und Freund der Wissenschaften und Künste. Die Dichtkunst liebte er so sehr, daß er immer um sich, selbst im Feldlager, an die 70 Dichter hatte, die alle seine hochbegünstigten Lieblinge waren. Mit seinem Tode fing aber allmählig die Macht der ottomanischen Pforte, dieses durch's Schwert gegründeten Reichs, zu sinken an, denn die Sultane lebten meist dem Vergnügen, und überließen Krieg und Regierung den Großvezieren. Mit Ungarn schlossen sie von Zeit zu Zeit Frieden, der aber des erblichen Hasses wegen zwischen Christen und Türken selten treu und gewissenhaft gehalten wurde.

So standen die Sachen in Ungarn, als Kaiser Rudolf seinem Vater Maximilian auch in diesem Lande nachfolgte. Dieser Herr wohnte meist in Prag, mit der Sternkunde (eigentlich mehr Sterndeuterei) und andern Dingen beschäftigt, und kam nie in's Land. Desto mehr Spielraum hatten die Väter der Gesellschaft Jesu, die auch hier zu Besitzthum und Ansehen gekommen waren, den Protestantismus und mit ihm die freie Entwickelung des Volksthums zu ersticken. Dazu kam noch ein Krieg mit Siebenbürgen, der bald den furchtbarsten Aufruhr nach sich zog. Nachdem in diesem Lande der weise Fürst Stephan Báthory den polnischen Thron bestiegen hatte, folgte daselbst seines Bruders Sohn Siegmund. Dieser junge Fürst konnte aber sein Ansehen gegen die siebenbürgischen Vasallen nicht behaupten, und dieß war die Ursache, daß er mit dem Kaiser sich verband, um gemeinschaftlich mit ihm auf die Türken, welche noch immer Lehnsherrlichkeit über Siebenbürgen behaupteten, loszuschlagen und zugleich ein Uebergewicht gegen die Empörer zu erhalten. Der tapfere Stephan Botschkai war ihm hierin behilflich und Alles hatte den besten Fortgang, bis Siegmund, wankelmüthig, wie er war, der Regierung überdrüßig wurde und dieselbe seinem Oheim, dem Cardinal Andreas Báthory, übergab. Nach dessen Tode übernahm er zwar wieder die Regierung, trat aber endlich das Fürstenthum ganz dem Kaiser Rudolf ab, der es sogleich durch den General Basta erobern ließ. Die Grausamkeit, mit welcher dieser in Siebenbürgen hauste, empörte das ganze Land, und die Stände riefen den tapfern Stephan Botschkai zum Fürsten aus, damit er das Land rette aus dieser Noth. Botschkai schlug die Kaiserlichen

*) Körners Trauerspiel: Nicolas Zrini.

aus dem Lande und machte ein Bündniß mit den Türken, um ſich den neuerworbenen Thron zu verſichern.

Recht zu deſſen Vortheil brachte darauf Kaiſer Rudolf auch die Ungarn wider ſich auf, denn er ließ im J. 1603, als die Stände auf dem Reichstage laute Beſchwerden über die Verletzung ihrer Verfaſſung und Bedrückung der Proteſtanten erhoben, von Prag aus in Geſtalt eines förmlichen Landgeſetzes (Artikel) den Befehl ergehen: „nie wieder irgend eine Religionsbeſchwerde hören zu laſſen.“ Die Stände gingen mit erbitterten Gemüthern nach Hauſe und berathſchlagten in den einzelnen Geſpannſchaften (Grafſchaften), was in dieſer Noth, da der König jede Abhilfe verweigere, zu thun ſei, und bald wurde die Mehrzahl, ſowohl Proteſtanten als Katholiken, die Geiſtlichkeit ausgenommen, darüber einig, daß man ſich mit der Gewalt der Waffen Recht verſchaffen müſſe. Sogleich wurde mit dem Fürſten Stephan Botſchkai Uebereinkunft getroffen, und dieſer kam mit einem Heere nach Ungarn und vereinigte ſich mit dem Aufgebot der Mißvergnügten. Die Kaiſerlichen wurden auf allen Punkten, von einer Seite die durch Rebellen, von der andern durch die Türken, aus dem Felde geſchlagen. In Peſt erhielt Stephan Botſchkai von dem Großvezier die feierliche Belehnung mit dem ganzen Königreiche Ungarn, nebſt einer goldenen Krone. Botſchkai nahm die Krone zwar an, nicht aber den Königstitel, ſo ſehr ihm auch die Seinigen dieſe Würde aufdringen wollten. Indeß wurde der Krieg mit barbariſcher Grauſamkeit geführt und die Bedrückungen der Proteſtanten beſonders ſchwer an den Jeſuiten gerächt. Bis Preßburg kam Botſchkai, und hatte bereits mit den böhmiſchen und mähriſchen Proteſtanten, die auch der Verfolgung wegen aufgeſtanden waren, Verträge geſchloſſen, als durch Vermittelung des Erzherzogs Mathias und des Grafen Stephan Illeſchhazy im J. 1606 der berühmte Wiener Friede geſchloſſen wurde, kraft welchem Stephan Botſchkai das Fürſtenthum Siebenbürgen nebſt einigen Geſpannſchaften an der Theiß erblich behalten, die Eroberungen in Ungarn aber herausgeben, die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt und den Proteſtanten völlige Religionsfreiheit, doch ohne Nachtheil der Katholiken*), geſtattet werden ſollte. Gegen dieſen Frieden proteſtirte die katholiſche Geiſtlichkeit, doch wurde ihre Proteſtation nicht geachtet. Da aber die Unzufriedenheit mit König Rudolf zu groß war, beſchloß die erzherzogliche Familie, die ungariſche Krone dem Erzherzoge Mathias zu übertragen, welches auch ſpäter mit den übrigen Erblanden geſchah. Rudolf ſtarb aber im J. 1608, und ihm folgte dann auch als deutſcher Kaiſer Mathias, in Deutſchland ſeines Namens I., in Ungarn II.

Mit Mathias II. erhob ſich der Proteſtantismus in Ungarn wieder; da dieſer König den Proteſtanten vorzüglich die Krone verdankte, räumte er ihnen auch völlige Glaubensfreiheit ein. Das Palatinat, die höchſte Würde nach dem König, erhielten nach einander zwei Prote-

*) Das war die Clauſel, welche die Jeſuiten anzubringen und in der Folge zu ihrem Vortheile auszulegen wußten.

ſtanten, Stephan Illeſchhazy und Georg Thurzo, was weder vor, noch nachher wieder geſchah; auch bewilligte er das Geſetz, daß die Jeſuiten in Ungarn keine unbeweglichen Güter haben ſollten. Nichts deſtoweniger wußten ſich dieſe Väter einzuſchleichen und durch allerlei Mittel wieder viele Magnaten zur katholiſchen Kirche zurückzuführen. Als aber Mathias II. im J. 1618 ohne Erben mit Tode abging, und nun durch frühere Uebereinkunft mit den Ständen der Erzherzog Ferdinand von Steiermark, ein Sohn des Erzherzogs Karl*), den ungariſchen Thron beſtieg (ſo wie ihn auch die deutſchen Fürſten zum Kaiſer wählten), zogen die Jeſuiten, deren Zögling dieſer Fürſt war, wieder im Triumphe in Ungarn ein, und es erfolgte eine traurige Zeit für die Proteſtanten, denen allmählig mit Liſt und Gewalt viele Kirchen und Schulen und die meiſten gewonnenen Rechte genommen wurden. Da wankte denn auch die Treue der Ungarn, und ſie warfen ſich in die Arme des Siebenbürgerfürſten Gabriel Bethlen und der Türken, um Schutz zu finden gegen ſolch gewaltſame Verfolgung.

§ 5. Königin Eliſabeth von England.

Kräftiger blühte Britannien unter der Regierung der weiſen Königin Eliſabeth, welche ihr Auge ſogleich auf Alles richtete, was zu ihres Volkes Heil und Wohlfahrt dienen konnte, ſo daß Handel und Gewerbe, Ackerbau und Seefahrt, Künſte und Wiſſenſchaften ſich mit erſtaunlicher Schnelligkeit erhoben. Allein das Streben der edlen Königin, auch die Reformation in ihrem Lande einzuführen, erregte ihr vielen Widerſtand; zuerſt waren die Puritaner oder Presbyterianer höchſt unzufrieden mit der Reformation, da ſie keine biſchöfliche Gewalt und keinerlei Ceremonien haben wollten. Heftiger noch widerſtrebten ihr die alten Feinde des Lichtes und der Wahrheit, die Römlinge und der König Philipp II. von Spanien, der in ihrem Dienſte ſtand, und ſie ſchwebte, ſo lange ſie regierte, in beſtändiger Gefahr, Krone und Leben zu verlieren. Zuerſt überredet man die Königin Maria von Schottland nebſt ihrem Gemahl Franz II. von Frankreich, den Titel eines Königs von England anzunehmen. Eliſabeth aber verbindet ſich mit den Schotten, die längſt ſchon über die abweſende Königin, als eine Katholikin, mißvergnügt waren, und nöthigt Marien, nach Abſterben ihres Gemahles im J. 1560 dieſen Titel abzulegen. Maria Stuart kam nun ſelbſt nach Schottland, wo ſie bald ihre Hand dem Heinrich Darnley aus dem königlichen Hauſe Stuart ihre Hand gab. Indeß vermehrt ihre Anweſenheit im Reiche die Unzufriedenheit der puritaniſchen Schotten, welchen Maria's leichtfertige franzöſiſche Sitten äußerſt anſtößig waren. Was Maria Stuart in Frankreich gewohnt war, Tanz, Muſik, Spiel und glänzende Feſte, trieb ſie auch in Schottland, und ihr Hof war ein Sammelplatz junger Leute, die ſolche Vergnügungen liebten. Darunter

*) Erzherzog Karl war ein Sohn Ferdinands I., der nach ſeines Vaters Tode Steiermark erhielt.

2. Periode.

Von der Königin Eliſabeth bis zum weſtphäliſchen Frieden. — Zeitalter der Religionskriege.

Vom J. 1558 bis 1648.

§ 1. Eingang.

Der Sieg der Wahrheit, durch den Religionsfrieden von Augsburg, durch die Einführung der Reformation in England und durch die öffentliche Meinung, die nun zum erſten Mal ſich bildete, bei den meiſten Völkern, auch wo das Evangelium nicht geduldet wurde, konnte nicht lange genug für das Wohl der Menſchheit ohne Blutvergießen und allgemeine Zwietracht behauptet werden. Die Hierarchie, ſo gewaltſam erſchüttert und ihrem Untergange nahe gebracht, erhob ſich noch ein Mal, und erregte alle Leidenſchaften, um ihre Gegner in ihren Beſtrebungen zu hemmen, ja das ganze Werk der Reformation wieder zu zerſtören, und die verlornen Schafe in ihre Hürde zurückzuführen. Die meiſten Landesfürſten vereinigten ſich mit den Päpſten, dieſen Anſchlag auszuführen, weil ſie meinten, durch Einheit des Glaubens und Unterdrückung der Gewiſſensfreiheit auch unbedingten Gehorſam ihrer Völker zu erzwecken. Daher folgt ein ganzes Jahrhundert hindurch in allen Ländern Europas, von den Pyrenäen an bis zu den Karpathen, ein Religionskrieg um den andern. Und dieſe Kriege, in denen nicht um Heerd und Vaterland, ſondern um Ideen theils vernünftiger, theils fanatiſcher Art, geſtritten wurde, waren blutiger, grauſamer, als je die Geſchichte aufzuweiſen hat. Konnte auch das Reich der Finſterniß nicht Oberhand gewinnen, ſo iſt es ihm doch gelungen, ein ganzes Jahrhundert lang Kunſt und Wiſſenſchaft zu verſcheuchen, die Blüthe ganzer Nationen zu vernichten und Verwilderung der Geſinnungen und Sitten an der Stelle chriſtlicher Liebe und Frömmigkeit zu verbreiten.

§ 2. Die Jeſuiten.

Unſtreitig hatte es den Reformatoren ihren Sieg erleichtert, daß bei ihrem Beginnen eben zwei Päpſte aus dem Hauſe Medicis, Leo X.

und Clemens VII., gelehrte und hochgebildete Männer, von edlen Sitten und wohlwollenden Neigungen, auf dem Stuhle zu Rom saßen. Haben sie auch Alles gethan, was ihnen Herrscherklugheit eingab, so war doch in ihren Vorkehrungen so viel Mäßigung, daß sie mehr der Uebelthaten ihrer unmittelbaren Vorgänger Julius und Alexanders, als ihrer eigenen wegen von der öffentlichen Meinung verdammt wurden. Allein jetzt trat ein Mann in Rom auf, mit einer Hildebrands-Seele, der Cardinal Caraffa, ein Mann, dessen Grundsatz es war, jede Schonung der Ketzerei als Herabwürdigung des päpstlichen Stuhls und der Kirche zu verwerfen. Nun war fürderhin an keine Duldung, an keine brüderliche Uebereinkunft, an keinen Religionsfrieden zu denken; wer nicht glauben wollte, was das Concilium zu Trient aussprach, sollte durch Feuer und Schwert umkommen. Dieser Mann leitete die Schritte Pauls III., eines gebornen Fürsten von Farneſe, der vielleicht ohne diesen Rathgeber und Dränger zufrieden gewesen wäre, für seine Nepoten (Anverwandte) zu sorgen, daß sie während seiner Regierung reich an Land und Schätzen würden. Nun aber richtete er sein Auge auf die Glaubensneuerung, welche selbst in Italien allmählig überhand nahm. Willkommen war ihm daher ein spanischer Schwärmer, Ignatius Loyola, der um die Erlaubniß bat, einen Orden errichten zu dürfen, welcher sich's zur Pflicht machen sollte, auf Befehl des Papstes, Ketzer und Heiden in aller Welt zu bekehren. Dieser Mann war 1491 in Spanien von adeligen Eltern geboren, und kämpfte tapfer in der Belagerung von Pampelona gegen die Franzosen, schwer verwundet mußte er lange Zeit auf einem einsamen Schlosse weilen, wo er die Legenden der Heiligen las, und Phantasie und Gefühl so sehr erhitzte, daß er plötzlich sein Leben zu ändern und ein Ritter der himmlischen Jungfrau zu werden beschloß. Er legte sich nun ungeheure Qualen auf, geißelte sich bis zur Erschöpfung, und in Bettlerlumpen gehüllt, sah er bald mehr einem Thiere in der Wüste als einem Menschen ähnlich. Mit unsäglichen Beschwerden und Gefahren kämpfend fuhr er nach Italien und schiffte sich hier nach Palästina ein, dort in Jerusalem eröffnete er dem Franziskaner Provincial, er wolle unter den Türken die christliche Religion verbreiten. Allein dieser wies ihn als einen thörichten und unwissenden Menschen zurück. Loyola kam nun wieder nach Spanien und ging in seinem 33. Jahre zwei Jahre lang in die Kinderschule zu Barcelona, um die nöthigen Kenntnisse zu einem Heidenbekehrer zu erwerben. Sodann rückte er von Schule zu Schule hinauf, bis er die Universität besuchen konnte. Weil er aber zu gleicher Zeit Proselyten (Anhänger) seiner fanatischen Denkweise machte, wurde er von der Inquisition verfolgt und reiste nach Paris. Hier studierte er fünf Jahre lang, und trat mit sechs jungen Männern im J. 1534 zusammen, und beschloß, mit ihnen einen Orden zu stiften, der sich der Bekehrung der Ungläubigen widmen sollte. Ihr Plan war, wieder nach Palästina zu reisen, und unter dem Namen der Gesellschaft Jesu daselbst ihre Bekehrungen zu beginnen. Sie zogen nach Italien, und in Rom baten sie den Papst Paul III. um die Bestätigung ihres Ordens. Loyola wurde nun zum General des neuen Ordens, der im J. 1541 schon 60 Mitglieder

zählte, aber von Jahr zu Jahr zunahm und bei Loyola's Tode 1556 schon über 1000, im J. 1608 10,000 Mitglieder zählte. Nun wurde die Reise nach Palästina nicht vorgenommen, nur einzelne Schwärmer, wie z. B. der wahrhaft fromme Franz Xaver, der nach Indien und Japan zog, wurden zu den Heiden gesandt, die nächste Bestimmung war Bekehrung und Ausrottung der Ketzer. Die Jesuiten sollten hierin der Inquisition, welche durch Paul III. in Rom errichtet wurde, an die Hand gehen. Nun wurden alle Protestanten in Italien aufgesucht, verfolgt, eingekerkert, hingerichtet, und mit unmenschlicher Grausamkeit wurde der Protestantismus auf der ganzen Halbinsel mit der Wurzel ausgerottet. Pauls III. Nachfolger, Julius III. und Marcellus II. regierten nur sehr kurz, und es folgte darauf der 79jährige Caraffa unter dem Namen Paul IV., der nun die Verfolgungen nur noch zorniger betrieb, aber auch bei dem katholischen Clerus, die Beschuldigungen der Protestanten zu entkräften, mehr Zucht und Ordnung einführte. Nun erhielt auch der Jesuitenorden vollends seine Bestimmung, Loyola's Nachfolger als General, Jakob Lainez, ein äußerst scharfsichtiger und weltkluger Mann, machte aus dem Orden, woran Loyola gewiß nicht dachte, eine Gesellschaft, welche durch Gelehrsamkeit, feine und gefällige Sitten und eindringliche Beredtsamkeit sich die Herrschaft über die gesammte Christenheit verschaffen sollte. Namentlich war es der Volksunterricht, dessen sie sich überall bemächtigten, um so die jungen Gemüther mit scheuer Verehrung vor ihrem Orden zu erfüllen. Das Volk aber führte die Kinder um so lieber in die Jesuitenschule, da die frommen Väter mit gänzlicher Uneigennützigkeit unentgeltlich Unterricht ertheilten, und eine ganz andere Moral ankündigten, als die bisherige strenge der finstern Klosterzucht, indem sie sogar durch gefälligen Weltton der Sinnlichkeit Vorschub leisteten und sogenannte Schooßsünden entschuldigten. Selbst protestantische Kinder wurden durch Geschenke und Liebkosungen von ihren Eltern und Lehrern, die nach den Grundsätzen des Evangeliums strenge Zucht hielten, weggelockt. Unter den gebildeten Ständen erfuhren die Jesuiten dagegen entschiedenen Widerspruch, wenn sie sich mit beispielloser Dreistigkeit auf die Lehrstühle der Universitäten drängten. Bald aber gelang es diesem Orden und den nächst folgenden Päpsten Pius V. und Gregor XIII., den Religionshaß durch Prinzenerziehung und als Beichtväter der Könige und Königinnen zur vorzüglichen Staatsangelegenheit zu machen, und es erfolgten die blutigen Kriege, welche ein Jahrhundert lang Europa zerfleischten, und während welcher die römischen Päpste durch die Jesuiten wieder den größten Theil ihrer, durch die Reformation entrissenen, Gewalt erlangten.

§ 3. Uneinigkeit der Protestanten, Lutheraner und Calviner.

Leider waren die protestantischen Kirchenlehrer selbst daran Schuld, daß ihre Macht, durch Uneinigkeit gebrochen, den Angriffen der Jesuiten nicht hinlänglichen Widerstand leisten konnte. Es neigten sich nämlich

viele evangelisch-lutherische Lehrer in Sachsen und Brandenburg zu der Lehre Zwingli's und Calvins, und so entstanden noch zu Melanchthons Zeiten ärgerliche Disputationen, die bald selbst durch unbesonnene Predigten dem Volke mitgetheilt wurden, so daß der gemeine Mann nicht recht wußte, was er glauben sollte. Der wesentliche Unterschied der beiden Lehren deutscher und schweizerischer Reformatoren läßt sich aber füglich in folgende Sätze zusamenfassen:

Die Erstern (Luther und Melanchthon) erklärten die heil. Schrift, besonders die Lehre vom heil. Abendmahle mehr buchstäblich, die Letztern (Calvin und Zwingli) mehr dem Sinne nach. Die Erstern behielten Kirchenmusik, Altäre und andere Gebräuche, die Letztern verwarfen Alles, was an katholischen Gottesdienst erinnerte. Die Erstern ordneten unter den Geistlichen Vorgesetzte, in einigen Ländern sogar Bischöfe an, die Letztern machten alle Prediger gleich. Der Obrigkeit räumten Beide in äußern Kirchenangelegenheiten, nicht aber in Glaubenssachen Gewalt ein; im Ganzen aber hat die weltliche Regierung bei den Schweizerisch-Reformirten größern Einfluß auf die Gemeinde. Erstere nannten sich mit der Zeit Evangelische, oder Augsburgische Glaubensverwandte, Letztere Reformirte oder Helvetische Glaubensverwandte; bei den Katholiken hießen jene Lutheraner, diese Calviner.

Außerdem bildeten sich allmählig in beiden Gemeinden, außer den schon erwähnten Widertäufern, noch allerlei Secten, besonders die sogenannten Puritaner in Schottland und England, die nebst der Calvinischen Glaubenslehre auch die strenge Sittenlehre Calvins beibehielten, und sogar solche Vergnügungen, welche die Sittlichkeit nicht verletzen, als Musik, Tanz, Theater und dgl. m. für unchristlich hielten.

Da war denn des Zankens unter den Gottesgelehrten kein Ende, und Kaiser Ferdinands Sohn und Nachfolger Maximilian II. wurde durch diese Religionszwiste so sehr in seinem Gewissen wirr gemacht, daß er an den Kurfürsten von Sachsen schrieb: „Bruder, ich bin deiner Religion, aber zeige mir einen Weg, aus den Labyrinthen zu kommen, in die ich verwickelt bin.“ Auch in Oestreich hatte nämlich die Reformation so um sich gegriffen, daß die meisten Landstände, viele Bürger und Einwohner Wiens und unzähliges Volk in den übrigen Landstädten und auf dem Lande evangelisch war. Allein Maximilians Gemahlin Maria, eine Tochter Philipps II., und der Jesuite Christoph Roderich bestürmten ihn unaufhörlich, die katholische Kirche als römischer Kaiser zu beschützen und nicht zu dulden, daß in den östreichischen Landen die Ketzerei so allgemein werde. Maximilian, der durch in Spanien erhaltenes Gift in seinem tiefsten Lebenskeime zerrüttet war und außerdem durch die Religionszwiste der Protestanten beunruhigt wurde, enthielt sich zwar, sobald er den Kaiserthron bestiegen, öffentlich an dem protestantischen Gottesdienst Antheil zu nehmen, ließ es aber dennoch nicht zu, daß man seine Glaubensgenossen bedrängte oder verfolgte. Darum gab er den Landständen von Oestreich völlige Glaubensfreiheit und die Erlaubniß, den evangelischen Gottesdienst in ihren Häusern und auf ihren Gütern ungehindert auszuüben, nur wurde diese Freiheit nicht auf den Bürger- und Bauernstand aus-

gedehnt. Der gute Kaiser lebte noch immer der Hoffnung, es werde sich die durch die Reformation getrennte katholische Kirche wieder vereinigen, und es scheint ihm der Gedanke, den schon früher deutsche Prälaten und Fürsten hegten, vorgeschwebt zu sein: eine katholische Kirche in Deutschland zu errichten, die unabhängig wäre vom Papste, und wo unbeschadet einiger Glaubensverschiedenheit, wenn auch nicht römisch-katholische, doch katholische Einheit im ganzen deutschen Reiche wieder hergestellt würde. Darum erlaubte er auch den protestantischen Professoren an der Wiener Universität das bloße Bekenntniß, daß sie katholisch wären, während die wirklichen Katholiken und jesuitisch Gesinnten römisch-katholisches Glaubensbekenntniß forderten. Als Vorbereitung zu dieser Einigung hatten die Oestreicher schon seit 1565 vom Papst Pius IV. den freien Gebrauch des Kelches im Abendmahl. Dieselbe und alle übrigen Begünstigungen genossen auch die Steiermärker und Kärnthner, deren Land um diese Zeit von Oestreich getrennt war, denn Kaiser Ferdinand hatte es seinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Karl erblich hinterlassen. Allein nicht so gut gesinnt für die Protestanten war Maximilians ältester Sohn Rudolf, der, in Spanien erzogen, den finstersten Religionshaß in seinem Herzen nährte, und in Gesellschaft mit mehreren Spaniern die gottesdienstlichen Versammlungen des östreichischen Adels auf muthwillige Weise störte, was auch der Kaiser strenge ahndete. Als aber Rudolf im J. 1576 zur Regierung kam, ließ er der Glaubensverfolgung vollen Lauf, und es wurde sogar dem östreichischen Adel der freie Gottesdienst verboten, Bürger und Bauern mit Gefängniß, Leibesstrafe und Landesverweisung gestraft. Wir werden in der Folge darauf zurückkommen, wie diese Bedrückungen Bauernaufruhr und allgemeine Unzufriedenheit aller protestantischen Stände erregte. Inzwischen stritten sich die protestantischen Theologen in Deutschland auf's unchristlichste, und führten am Ende völlige Trennung der reformirten Kirche herbei. Es kamen nämlich im J. 1577 in dem Kloster Bergen bei Magdeburg sechs Gottesgelehrte zusammen, um endlich die streitigen Punkte beizulegen und in den evangelischen Glaubensbegriff Einheit zu bringen. Sie verfaßten in bester Meinung die sogenannte Einigkeitsformel, (formula concordiae) welche auch wirklich im J. 1580 als bindende Glaubensformel auf dem Landtage zu Torgau bekannt gemacht wurde. Da aber in dieser Schrift Zwingli's und Calvins Glaubenslehren in den leidenschaftlichsten Ausdrücken verdammt und verketzert wurden, erfolgte allmählig die völlige und öffentliche Trennung der Evangelischen von den Reformirten, in Sachsen aber, wo dieß nicht geschehen durfte, dauerte der Zwist der sogenannten heimlichen Calviner und Lutheraner noch lange fort, bis demselben durch die Hinrichtung des Kanzlers Krell 1601 ein Ende gemacht wurde. Dieser Mann war nämlich von dem Kurfürsten Christian I. seiner großen Fähigkeiten wegen zu der höchsten Würde im Lande erhoben, erweckte aber, so trefflich er auch seinem Herrn diente, theils dadurch, daß er ein Bürgerlicher war, theils seiner heimlichen Neigung zum Calvinismus wegen den allgemeinen Haß der Ritterschaft und des Volkes. Nach Christians Tode war sein Sohn Christian II. noch unmündig und

der Herzog von Weimar Friedrich Wilhelm zum Vormund bestellt. Dieser Herr war ein bis zum Fanatismus eifriger Gegner aller Calvinier, und ließ den Kanzler Krell wegen treuloser Verwaltung, die jedoch nicht erwiesen werden konnte, gefänglich einziehen, und endlich öffentlich zu Dresden hinrichten. Zur Ehre der Ritterschaft, welche zufrieden war, den Mann gedemüthigt zu sehen, muß erwähnt werden, daß sie der Aufforderung des Herzogs von Weimar, für die Hinrichtung zu stimmen, keine Folge leistete. Auf diese Weise wüthete die evangelische Kirche in ihren eigenen Eingeweiden und aus dem lebensheiteren und klaren Evangelium, das Luther der Welt wiedergegeben, wurde ein düsteres und verworrenes Glaubensgebäude, in welchem die christliche Liebe eben so wenig gedeihen wollte, als in den Domen der katholischen Kirche. Sobald aber der Protestantismus in dieser abschreckenden Gestalt erschien, ging ihm auch seine gewaltige Kraft auf die Katholiken verloren, und diese gaben um so williger dem von Jesuiten gepredigten Hasse gegen eine Kirche Raum, die eben so unduldsam und todter Buchstab zu werden anfing, wie ihr eigener Glaube es war.

Recht beschämend für die protestantischen Kirchenlehrer ist es, daß um diese Zeit ein Schuhmacher, Jakob Böhme aus Görlitz, selbst mit einem Herzen voll Liebe, christliche Liebe empfahl, und mit dem gesunden Blicke seines Geistes Licht und Wahrheit in die finstere Glaubenswissenschaft bringen wollte. Schade, daß er über die geheimnißvollen Schriften des Theophrastus gekommen, die er nicht verstand, daß er seine verworrenen Gedanken über Gott und seinen Sohn und Seele und Verderbniß der Menschen und dgl. in einer Sprache darstellen wollte, der er nicht mächtig war, und also manchen Schwärmer irre leitete. Allein er war ein edler, liebreicher Mensch, ein treuer und guter Bürger, und in allen ein lebendiges Muster christlicher Tugend und Frömmigkeit. Die Schriftgelehrten verfolgten ihn als einen schädlichen Ketzer, und als er starb, wollten sie ihn nicht begraben, bis der Stadtrath von Görlitz es ausdrücklich anbefahl. Böhme hatte sich zum Leichentext Joh. Offenbar. 3, 5, gewählt, wo es heißt: „Wer überwindet, der soll in weißen Kleidern angethan werden, und ich werde seinen Namen nicht austilgen aus dem Buche des Lebens und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.“

Allein der Prediger nahm einen andern Text, Hebr. 9, 27. „Und wie dem Menschen ist gesetzt einmal zu sterben, darnach aber das Gericht.“ Neuere Schriftsteller erweisen Böhme zu viel Ehre, wenn sie ihn den deutschen Philosophen nennen und aller Welt seine Bücher von der Aurora (Morgenröthe), vom Baume des Glaubens, vom übersinnlichen Leben u. a. m. empfehlen; er hat viel Wunderliches über die Jungfrau Sophia (Weisheit), über die Grimmigkeit der Welt und die liebliche Qualität der Seele und dgl. m. geschrieben, und wir wollen unsern Leserinnen diese Lectüre nicht zumuthen. Allein seine Erscheinung muß und wird in allen Zeiten Erstaunen und Bewunderung erregen, und man möchte ihm an seinem Grabe nachrufen: „Wie ist doch in deine stille Seele dieses gewaltige Ringen nach Licht gekommen, in einer Zeit, wo die Lehrer des deutschen Volkes im todten Buchstaben erstarrt

da ſtanden und das Volk ſich nicht zu finden wußte, ſeit die großen Führer ſie verlaſſen hatten? Ach wäre dein Blick nicht gerathen in das Gewirre der Unvernunft und hätteſt du nie geleſen in den Büchern der Cabbala, ſo würdeſt du deinen Jeſum, dieſen ſtarken Träger des göttlichen Lichts, wahrhaftiger geſchaut haben, und die heilige Muſika, die dir noch im Sterben flötete, hätte dir beſſer die Geheimniſſe gedeutet, die deine ermattete Seele ſo ängſtigend belagerten. Doch unter allen dem Wuſt myſtiſcher Verkehrtheit haſt du doch immer einen klaren Himmel in deiner Bruſt bewahrt, biſt edel geweſen und hilfreich, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein rechtſchaffener Bürger. Die Ketzerrichter aber, die unduldſamen, werden durch die liebliche Qualität deiner Seele beſchämt, denn ſie waren von der Grimmigkeit, und ihr Wüthen konnte dich nicht verdunkeln vor Gott, denn du haſt überwunden und dein Name iſt nicht vertilgt worden aus dem Buche des Lebens."

§ 4. Die Ungarn.

Unter namenloſen Drangſalen, der Mord- und Beuteluſt der Türken großen Theils hingegeben, im Innern zerrüttet durch Factionen und in einem Zuſtande troſtloſer Barbarei, haben die Landesſaſſen des Königreichs Ungarn: die Magyaren, Slaven, Kroaten und zahlreiche deutſche Anſiedler mit allem Eifer die Reformation ergriffen, ſo daß ſchon zu den Zeiten König Ferdinands I. die meiſten Magnaten, zahlreicher Adel, Bürger und Bauern der evangeliſchen Lehre zugethan waren. Wißbegierige Jünglinge zogen häufig nach Wittenberg, Magnatenſöhne darunter, die nicht ſelten mit einem völligen Hofſtaat daſelbſt erſchienen, und der Briefwechſel der ungariſchen Gelehrten mit Luther und Melanchthon war ſo lebhaft, daß man jetzt noch in Ungarn und Siebenbürgen viele Briefe derſelben findet. Durch die Reformation kam dieſe Nation erſt zum Bewußtſein ihrer Volksthümlichkeit, denn was frühere Könige für Wiſſenſchaft und Bildung gethan, war ausländiſcher Art, und konnte daher nicht in's Volk übergehen. Jetzt las man auch hier die Bibel in den Mutterſprachen, ſang beim Gottesdienſte fromme Lieder, und hörte Predigten in der Mutterſprache. Das Gefühl der Volksthümlichkeit erweckte auch die alte Tapferkeit, und wäre dieſer aufkeimende Geiſt recht geleitet worden, ſo würde der Türke nicht anderthalb hundert Jahre im Lande geblieben ſein. Allein wie der verworrene Zuſtand war und blieb, ſind es nur einzelne Heldenthaten, welche die Geſchichte Ungarns in dieſer Zeit auszeichnen. König Maximilian zeigte guten Willen, die Türken endlich zu vertreiben, und große Heere von Böhmen, Oeſtreichern und Steiermärkern zogen hinab, als der alte Sultan Soliman, der noch lebte, wieder mit einem großen Heere über die Donau kam, und ſich vor das feſte Schloß Sigeth lagerte, deſſen Erbherr, der edle Graf Nicolas Zrini Ban von Kroatien, ſeinen Zorn gereizt hatte. Die Nachrichten aus dieſer Zeit ſind nicht befriedigend, und man kann ſich's nicht erklären, warum die ſchlagfertigen Heere bei Raab und an der Theiß dem Zrini nicht zu Hilfe kamen. Er konnte beiläufig

1500 Mann gegen ein Heer von 200,000 Mann nicht länger als 4 Wochen vertheidigen, und nachdem er zwanzig Stürme zurückgeschlagen und das Schloß mit allen Vorräthen in Flammen aufging, machte er, — es war am 7. Sept. 1566 — den Säbel in der Faust und an der Spitze der Wenigen, die noch lebten, einen Ausfall, und blieb mit Allen auf dem Platze*). Soliman hatte diesen Tag nicht erlebt, er war schon einige Tage früher im Lager gestorben, allein der Vezier, um das Kriegsvolk nicht zu entmuthigen, verheimlichte den Hintritt seines großen Kaisers. Denn groß war Soliman, und unter allen türkischen Sultanen der größte. Nicht allein hat er durch kriegerische Tapferkeit Ungarn überwältigt und Wien zittern gemacht, in Europa und Asien sein Reich vermehrt, er war auch Gesetzgeber und Freund der Wissenschaften und Künste. Die Dichtkunst liebte er so sehr, daß er immer um sich, selbst im Feldlager, an die 70 Dichter hatte, die alle seine hochbegünstigten Lieblinge waren. Mit seinem Tode fing aber allmählig die Macht der ottomanischen Pforte, dieses durch's Schwert gegründeten Reichs, zu sinken an, denn die Sultane lebten meist dem Vergnügen, und überließen Krieg und Regierung den Großvezieren. Mit Ungarn schlossen sie von Zeit zu Zeit Frieden, der aber des erblichen Hasses wegen zwischen Christen und Türken selten treu und gewissenhaft gehalten wurde.

So standen die Sachen in Ungarn, als Kaiser Rudolf seinem Vater Maximilian auch in diesem Lande nachfolgte. Dieser Herr wohnte meist in Prag, mit der Sternkunde (eigentlich mehr Sterndeuterei) und andern Dingen beschäftigt, und kam nie in's Land. Desto mehr Spielraum hatten die Väter der Gesellschaft Jesu, die auch hier zu Besitzthum und Ansehen gekommen waren, den Protestantismus und mit ihm die freie Entwickelung des Volksthums zu ersticken. Dazu kam noch ein Krieg mit Siebenbürgen, der bald den furchtbarsten Aufruhr nach sich zog. Nachdem in diesem Lande der weise Fürst Stephan Báthory den polnischen Thron bestiegen hatte, folgte daselbst seines Bruders Sohn Siegmund. Dieser junge Fürst konnte aber sein Ansehen gegen die siebenbürgischen Vasallen nicht behaupten, und dieß war die Ursache, daß er mit dem Kaiser sich verband, um gemeinschaftlich mit ihm auf die Türken, welche noch immer Lehnsherrlichkeit über Siebenbürgen behaupteten, loszuschlagen und zugleich ein Uebergewicht gegen die Empörer zu erhalten. Der tapfere Stephan Botschkai war ihm hierin behilflich und Alles hatte den besten Fortgang, bis Siegmund, wankelmüthig, wie er war, der Regierung überdrüßig wurde und dieselbe seinem Oheim, dem Cardinal Andreas Báthory, übergab. Nach dessen Tode übernahm er zwar wieder die Regierung, trat aber endlich das Fürstenthum ganz dem Kaiser Rudolf ab, der es sogleich durch den General Basta erobern ließ. Die Grausamkeit, mit welcher dieser in Siebenbürgen hauste, empörte das ganze Land, und die Stände riefen den tapfern Stephan Botschkai zum Fürsten aus, damit er das Land rette aus dieser Noth. Botschkai schlug die Kaiserlichen

*) Körners Trauerspiel: Niclas Zrini.

aus dem Lande und machte ein Bündniß mit den Türken, um ſich den neuerworbenen Thron zu verſichern.

Recht zu deſſen Vortheil trachte darauf Kaiſer Rudolf auch die Ungarn wider ſich auf, denn er ließ im J. 1603, als die Stände auf dem Reichstage laute Beſchwerden über die Verletzung ihrer Verfaſſung und Bedrückung der Proteſtanten erheben, von Prag aus in Geſtalt eines förmlichen Landgeſetzes (Artikel) den Befehl ergehen: „nie wieder irgend eine Religionsbeſchwerde hören zu laſſen.“ Die Stände gingen mit erbitterten Gemüthern nach Hauſe und berathſchlagten in den einzelnen Geſpannſchaften (Grafſchaften), was in dieſer Noth, da der König jede Abhilfe verweigere, zu thun ſei, und bald wurde die Mehrzahl, ſowohl Proteſtanten als Katholiken, die Geiſtlichkeit ausgenommen, darüber einig, daß man ſich mit der Gewalt der Waffen Recht verſchaffen müſſe. Sogleich wurde mit dem Fürſten Stephan Botſchkai Uebereinkunft getroffen, und dieſer kam mit einem Heere nach Ungarn und vereinigte ſich mit dem Aufgebot der Mißvergnügten. Die Kaiſerlichen wurden auf allen Punkten, von einer Seite die durch Rebellen, von der andern durch die Türken, aus dem Felde geſchlagen. Zu Peſt erhielt Stephan Botſchkai von dem Großvezier die feierliche Belehnung mit dem ganzen Königreiche Ungarn, nebſt einer goldenen Krone. Botſchkai nahm die Krone zwar an, nicht aber den Königstitel, ſo ſehr ihm auch die Seinigen dieſe Würde aufdringen wollten. Indeß wurde der Krieg mit barbariſcher Grauſamkeit geführt und die Bedrückungen der Proteſtanten beſonders ſchwer an den Jeſuiten gerächt. Bis Preßburg kam Botſchkai, und hatte bereits mit den böhmiſchen und mähriſchen Proteſtanten, die auch der Verfolgung wegen aufgeſtanden waren, Verträge geſchloſſen, als durch Vermittelung des Erzherzogs Mathias und des Grafen Stephan Illeſchhazy im J. 1606 der berühmte Wiener Friede geſchloſſen wurde, kraft welchem Stephan Botſchkai das Fürſtenthum Siebenbürgen nebſt einigen Geſpannſchaften an der Theiß erblich behalten, die Eroberungen in Ungarn aber herausgeben, die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt und den Proteſtanten völlige Religionsfreiheit, doch ohne Nachtheil der Katholiken*), geſtattet werden ſollte. Gegen dieſen Frieden proteſtirte die katholiſche Geiſtlichkeit, doch wurde ihre Proteſtation nicht geachtet. Da aber die Unzufriedenheit mit König Rudolf zu groß war, beſchloß die erzherzogliche Familie, die ungariſche Krone dem Erzherzoge Mathias zu übertragen, welches auch ſpäter mit den übrigen Erblanden geſchah. Rudolf ſtarb aber im J. 1608, und ihm folgte dann auch als deutſcher Kaiſer Mathias, in Deutſchland ſeines Namens I., in Ungarn II.

Mit Mathias II. erhob ſich der Proteſtantismus in Ungarn wieder; da dieſer König den Proteſtanten vorzüglich die Krone verdankte, räumte er ihnen auch völlige Glaubensfreiheit ein. Das Palatinat, die höchſte Würde nach dem König, erhielten nach einander zwei Prote-

*) Das war die Clauſel, welche die Jeſuiten anzubringen und in der Folge zu ihrem Vortheile auszulegen wußten.

ſtanten, Stephan Illeſchhazy und Georg Thurzo, was weder vor, noch nachher wieder geſchah; auch bewilligte er das Geſetz, daß die Jeſuiten in Ungarn keine unbeweglichen Güter haben ſollten. Nichts deſtoweniger wußten ſich dieſe Väter einzuſchleichen und durch allerlei Mittel wieder viele Magnaten zur katholiſchen Kirche zurückzuführen. Als aber Mathias II. im J. 1618 ohne Erben mit Tode abging, und nun durch frühere Uebereinkunft mit den Ständen der Erzherzog Ferdinand von Steiermark, ein Sohn des Erzherzogs Karl*), den ungariſchen Thron beſtieg (ſo wie ihn auch die deutſchen Fürſten zum Kaiſer wählten), zogen die Jeſuiten, deren Zögling dieſer Fürſt war, wieder im Triumphe in Ungarn ein, und es erfolgte eine traurige Zeit für die Proteſtanten, denen allmählig mit Liſt und Gewalt viele Kirchen und Schulen und die meiſten gewonnenen Rechte genommen wurden. Da wankte denn auch die Treue der Ungarn, und ſie warfen ſich in die Arme des Siebenbürgerfürſten Gabriel Bethlen und der Türken, um Schutz zu finden gegen ſolch gewaltſame Verfolgung.

§ 5. Königin Eliſabeth von England.

Kräftiger blühte Britannien unter der Regierung der weiſen Königin Eliſabeth, welche ihr Auge ſogleich auf Alles richtete, was zu ihres Volkes Heil und Wohlfahrt dienen konnte, ſo daß Handel und Gewerbe, Ackerbau und Seefahrt, Künſte und Wiſſenſchaften ſich mit erſtaunlicher Schnelligkeit erhoben. Allein das Streben der edlen Königin, auch die Reformation in ihrem Lande einzuführen, erregte ihr vielen Widerſtand; zuerſt waren die Puritaner oder Presbyterianer höchſt unzufrieden mit der Reformation, da ſie keine biſchöfliche Gewalt und keinerlei Ceremonien haben wollten. Heftiger noch widerſtrebten ihr die alten Feinde des Lichtes und der Wahrheit, die Römlinge und der König Philipp II. von Spanien, der in ihrem Dienſte ſtand, und ſie ſchwebte, ſo lange ſie regierte, in beſtändiger Gefahr, Krone und Leben zu verlieren. Zuerſt überredet man die Königin Maria von Schottland nebſt ihrem Gemahl Franz II. von Frankreich, den Titel eines Königs von England anzunehmen. Eliſabeth aber verbindet ſich mit den Schotten, die längſt ſchon über die abweſende Königin, als eine Katholikin, mißvergnügt waren, und nöthigt Marien, nach Abſterben ihres Gemahles im J. 1560 dieſen Titel abzulegen. Maria Stuart kam nun ſelbſt nach Schottland, wo ſie bald ihre Hand dem Heinrich Darnley aus dem königlichen Hauſe Stuart ihre Hand gab. Indeß vermehrt ihre Anweſenheit im Reiche die Unzufriedenheit der puritaniſchen Schotten, welchen Maria's leichtfertige franzöſiſche Sitten äußerſt anſtößig waren. Was Maria Stuart in Frankreich gewohnt war, Tanz, Muſik, Spiel und glänzende Feſte, trieb ſie auch in Schottland, und ihr Hof war ein Sammelplatz junger Leute, die ſolche Vergnügungen liebten. Darunter

*) Erzherzog Karl war ein Sohn Ferdinands I., der nach ſeines Vaters Tode Steiermark erhielt.

waren zu noch größerem Aerger der Schotten viele Ausländer; der verhaßteste unter Allen war ein italienischer Sänger Rizio. Dieser Mensch hatte sich vom Kammersänger zum Geheimschreiber der Königin erhoben und war bald so vertraut mit ihr, daß er sich fast immer in ihrer Nähe befand und Niemand von ihr etwas erhalten konnte, bis er nicht ihn gewonnen hatte. Dazu kam, daß Maria ihres Gemahls, der freilich etwas rohe Sitten hatte, bald überdrüßig wurde, und denselben nur selten sah. Die schottischen Edlen drängten sich nun zu Heinrich Darnley, welcher, über das Betragen seiner Frau aufgebracht, seinen Tadel über sie laut werden ließ, und beredeten ihn, den verhaßten Italiener, von dem man wußte, daß er mit dem Papste im Briefwechsel stand, aus der Welt zu schaffen. Eines Abends, als die Königin mit einer Hofdame und dem Rizio beim Abendessen saß, stürzte Darnley mit mehreren Edelleuten in's Gemach und ließ den Sänger zu den Füßen der Königin, all ihrer Drohungen, Bitten und Thränen ungeachtet, ermorden. Diese That empörte Marien vollends gegen ihren Gemahl, und obwohl sie kurze Zeit darauf mit einem Sohne (der in der Folge unter dem Namen Jacob ihr Nachfolger ward) zur allgemeinen Freude des Hofes und des Landes entbunden wurde, blieb sie doch von ihrem Gemahle getrennt. Dieß benutzte der kühne schottische Graf von Bothwell, einer der mächtigsten Vasallen des Reichs, doch so lasterhaft und ausschweifend, daß es keiner Dame Ehre brachte, mit ihm umzugehen. Dieser bemühte sich nun um die Gunst der Königin, und begleitete sie, wie früher Rizio, auf allen ihren Schritten und Wegen. Da geschah es, daß Darnley plötzlich in Glasgow erkrankte. Maria reiste sogleich zu ihm und beredete ihn, nach Edinburg zu kommen, wo er ein kleines Landhaus unweit der Stadt bezog. Hier pflegte sie ihn acht Tage und Nächte hindurch mit aller Sorgfalt. Eines Tages kündigte sie ihm an, daß sie die folgende Nacht in Edinburg zuzubringen wünsche, um der Hochzeit eines ihrer Hoffräulein beizuwohnen. Doch in dieser Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt, und das Gekrache setzte bald die ganze Stadt in Bewegung, das Volk strömte hinaus, und als man den Leichnam Darnley's auf dem Felde fand, schrie Alles laut: diese schwarze That sei das Werk Bothwells und der Königin. Ersterer ist durch glaubwürdige Zeugnisse wirklich des Verbrechens überwiesen; doch auch Letzterer Unschuld darzuthun ist schwer, da alle Umstände wider sie zeugen. Noch mehr bestätigte sie die öffentliche Anschuldigung dadurch, daß sie drei Monate darnach, trotz aller Abmahnungen und Warnungen Elisabeths und des französischen Hofes, dem Grafen Bothwell ihre Hand gab. Nun brach die Empörung in Schottland völlig aus. Der Adel bewaffnete sich, die angesehensten Männer nannten laut Bothwell den Mörder Darnley's, und eine bewaffnete Schaar zog aus, ihn gefänglich einzuziehen. Maria entwich in dieser Noth und begab sich unter Betheuerungen ihrer Unschuld in den Schutz der verbündeten Gegner. Bothwell aber vertheidigte sich anfangs, aber verlassen von allen seinen Leuten floh er von Burg zu Burg und endlich über's Meer nach den Orkney's-Inseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberei trieb; doch auch hier verfolgt von den Schotten,

flüchtete er nach Dänemark, wurde daselbst erkannt, eingekerkert und starb nach zehnjährigem Elend im Wahnsinn.

Nicht glücklicher war Maria; sie wurde wie im Triumphe nach Edinburg geführt und dort von dem Pöbel verspottet und verhöhnt und endlich in das Schloß Lochlewin eingesperrt. Hier mußte sie zu Gunsten ihres Sohnes Jakob der Krone entsagen; ihr Stiefbruder, der Graf Murray, sollte bis zur Volljährigkeit des jungen Königs die Regentschaft führen. Noch einmal gelang es ihr aber, durch ihre Schönheit und Beredtsamkeit einige edle Schotten, die Murray's Feinde waren, zu gewinnen, welche sie in Freiheit setzten und ein ansehnliches Heer aufbrachten, ihr die Krone wieder zu verschaffen. Allein Murray kam ihnen mit seinen Truppen entgegen und schlug sie gänzlich auf das Haupt. Maria floh im J. 1568 nach England, und bat Elisabeth in einem rührenden Briefe, sie aufzunehmen. Sobald sie hier angekommen war, wurde sie auf Anrathen der englischen Großen auf das Schloß Bolton gebracht, und ihr angekündigt: Elisabeth wolle sie in ihr Reich wieder einsetzen, wenn sie sich würde von der Beschuldigung, an dem Morde ihres Gemahls Antheil gehabt zu haben, reinigen können. Maria erhielt nun die Erlaubniß, sich eigene Sachwalter zu erwählen; Murray kam in Person nach England, ihre Schuld zu beweisen. Allein die Sachwalter thaten nichts, ihre Königin vom Verdachte zu reinigen, sondern sprachen bloß von Unterhandlungen. Indessen lag es in der Politik Englands, die unglückliche Königin nicht frei zu lassen, da ihre Ansprüche auf den englischen Thron durch die Katholiken in und außer dem Lande leicht geltend gemacht werden konnten. Wirklich erregten diese nun Alles, die Königin Elisabeth zu stürzen. Papst Pius V. belegte sie mit dem Kirchenbanne und entband ihre Unterthanen vom Eide der Treue. Mehrere Mörder strebten Elisabeth nach dem Leben; häufige Verschwörungen englischer Katholiken störten die öffentliche Ruhe. Alle diese Ereignisse mußten den Haß der Königin und aller Protestanten in England gegen Marien vermehren, und man erklärte im Parlamente: daß zur Erhaltung des Protestantismus und zur Sicherheit Elisabeths der Tod der Königin, der Mörderin ihres Gemahls, nothwendig sei. Allein die Königin Elisabeth zögerte absichtlich, und so blieb Maria Stuart 19 Jahre lang gefangen auf verschiedenen Schlössern Englands. Als im J. 1572 die Bluthochzeit in Paris und vor und nach der Zeit in den Niederlanden Tausende von Protestanten hingerichtet wurden, war wieder das Geschrei des Volkes dringender, an der papistischen Königin Rache zu nehmen. Als im J. 1587 eine neue Verschwörung entdeckt wurde, und deren Theilnehmer bei dem Verhöre aussagten, daß sie in Verbindung mit Marien ständen, ließ Elisabeth, gedrängt von den Staatsräthen, endlich durch den Staatssecretär Davison das Todesurtheil aufsetzen, und gab es ihm, von ihr unterzeichnet, mit dem Befehle, es bei sich zu behalten, damit es bereit sei, wenn sich in dieser gefährlichen Zeit Gefahr zeige. Davison gab die Schrift den Grafen Shrewsbury und Kent, welche sich sogleich nach Fotheringhey, wo damals Maria Stuart lebte, begaben und der Unglücklichen das Todesurtheil ankündigten. Maria Stuart, die durch die neunzehnjährige Gefangen-

ſchaft alle ihre Vergehungen abgebüßt hatte, ernſt und ſtill geworden war in ihrem einſt ſo beweglichen Herzen, vernahm die Nachricht mit vieler Faſſung und ſtarb mit frommer Ergebung. Man war ſo grauſam, ihr einen katholiſchen Prieſter zu verweigern; den proteſtantiſchen Geiſtlichen, der ſie bekehren ſollte, wies ſie von ſich. An ihr ſieht man wieder, daß Leichtſinn meiſt furchtbar büßen müſſe, und wir beklagen um ſo mehr eine Fürſtin, die bei den liebenswürdigſten Eigenſchaften ein ſolches Schickſal erdulden mußte, weil ſie nicht ſelbſtändig genug war, ſich laſterhaften Menſchen zu entziehen. Doch wie ſchuldig ſie auch war, wirft ihre Hinrichtung einen Schatten auf Eliſabeth, daß ſie eine Königin, die nicht unter ihrem Richterſchwerte ſtand, dem Henker zu überantworten wagte, und die eigene Gefahr entſchuldigt nicht, auch nicht die Gefahr des ganzen Reiches wäſcht den Flecken rein vor dem Richterſtuhle der Menſchlichkeit*).

Als Eliſabeth die Nachricht von dem Tode Mariens erhielt, zeigte ſie große Beſtürzung, verwünſchte den Dienſteifer ihrer Räthe und beſtrafte den Daviſon mit einer ſchweren Geldbuße. Man ſah ſie oft gleich einer Bildſäule ſtarr vor ſich hinſehen, dann wieder Thränen vergießen und kraftlos niederſinken; die Einen nennen es Verſtellung, was die Andern ihrem empfindſamen Herzen zuſchreiben, und es bleibt noch immer ſchwer, ein Urtheil der Wahrheit gemäß darüber zu fällen. An den König Jakob von Schottland ſchrieb ſie ſelbſt, und als dieſer mit den Waffen in der Hand den Tod ſeiner Mutter rächen wollte, ſuchte ſie, allen ihr natürlichen Stolz beſeitigend, ihn mit den beredteſten Zuſchriften umzuſtimmen, daß er vergebe und vergeſſe, was geſchehen ſei. Dagegen ſetzte ſie es noch vor ihrem Tode im Parlamente durch, daß Jakob ihr Nachfolger werde, und vereinigte dadurch Schottland mit England auf ewige Zeiten.

Nun aber erhoben ſich alle Feinde Eliſabeths, den Tod der Königin Maria zu rächen. Nicht nur wurde der Bann des Papſtes verſchärft, König Philipp von Spanien ſollte England mit Gewalt der Waffen erobern und die verhaßte Ketzerei einmal vom Throne ſtoßen. Er rüſtete dazu im J. 1588 eine ungeheure Flotte, die ſogenannte Armada, die er ſelbſt die unüberwindliche nannte, und die aus hundert und dreißig Kriegsſchiffen beſtand, auf welchen zwanzigtauſend Mann befindlich waren. Zum Glück für England war ſchon damals die Seemacht daſelbſt auf eine beträchtliche Höhe gelangt. Eliſabeth hatte nämlich, wie in allen Beſtrebungen ihres Volkes, auch hier die Thatkraft zu wecken gewußt, und kühnen Seefahrern die Erlaubniß gegeben, auf eigene Koſten Schiffe auszurüſten, um auf allen Meeren die ſpaniſchen Kauffahrer zu verfolgen, zu berauben und auch in den fremden Erdtheilen des Handels und der Unterkunft wegen Colonien anzulegen. Drake, Raleigh und Cavendiſh waren unter allen Seehelden die berühmteſten, welche um dieſe Zeit die engliſche Flagge zum

*) Schillers Maria Stuart iſt jedoch zu ſehr idealiſirt und gibt kein getreues Bild von ihr; auch wird ſie zu Eliſabeths Nachtheil zu ſehr erhoben.

Schrecken und Nachtheil der Spanier in alle Meere verbreiteten. Franz Drake unter andern war es, der nach Magellan zuerst vom Jahr 1577—1580 die Erde umsegelte und auch glücklich, mit unermeßlicher Beute beladen, zurückkam. Walter Raleigh, ein kühner und tapferer Ritter von schöner Gestalt und liebenswürdigen Sitten, die Zierde des glänzenden Hofes und der Schrecken der Feinde; denn überall, wo Krieg war, in den Niederlanden und Frankreich, focht er für die unterdrückten Protestanten, und gewann dabei noch immer so viel Muße, daß er als Gelehrter und Dichter allgemein bewundert wurde. Der glänzendste Spielraum seines Geistes und Muthes aber war die See, wo er nebst andern Freibeutern mit seinen Schiffen kreuzte, und die erste englische Colonie in Nordamerika anlegte in der Provinz, die er seiner jungfräulichen Königin zu Ehren Virginien (das Jungferland) nannte. Einen andern Weg nahm Cavendish, der die spanischen Besitzungen an der afrikanischen Küste bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung hin heimsuchte. Als er zurückkam und mit seiner kleinen Flotte in die Themse einfuhr, waren seine Segel von Damast und alle Matrosen in Seide gekleidet.

Diese Seehelden nun empfingen die schwerfällige Armada mit ihren Schnellseglern und trugen in fünf Gefechten jedesmal den Sieg davon. Mit ihnen vereinigten sich die Niederländer, die sich auch schon im Seekriege versuchten, und in kurzer Zeit mußte die unüberwindliche Flotte ihren Rückzug antreten, auf welchem noch die meisten Schiffe durch furchtbare Stürme zertrümmert wurden, so daß nur ein kleiner Theil nach Spanien zurückkam. Das war der Wendepunkt der spanischen Seemacht, welche von nun an auf England und Holland überging.

Nun erst begann in England ein reges Leben, und was die Seehelden errungen hatten, die freie Seefahrt in allen Weltmeeren, nutzten erst die Handelsleute, welche nun nach Rußland, nach der Türkei und Ostindien segelten und allen Welthandel gemeinschaftlich mit den Holländern in die Nordsee zogen, während britische Kaper die spanischen Silberflotten aufbrachten.

Was der offenen Gewalt nicht gelang, sollte durch List und heimliche Anschläge auf das Leben der Königin durchgesetzt werden; allein die Vorsehung schützte sie auch da, und alle Verschwörungen wurden entdeckt, alle Angriffe vereitelt; schade, daß durch solche Umtriebe der Haß gegen die Katholiken bis zum blutdürstigen Grimme gesteigert wurde, und da es bei diesen von den Römlingen verführten Menschen laut ausgesprochener Grundsatz wurde: daß es verdienstlich sei, eine ketzerische Königin zu morden, erging auch ein furchtbares Strafgericht über sie, und an die zweihundert Katholiken, worunter viele Priester und Jesuiten, wurden hingerichtet.

Endlich wiegelten Spanier und Franzosen die Katholiken in Irland auf; doch auch diesen Aufstand unterdrückten die britischen Waffen. Merkwürdig ist auch die Empörung des Grafen Essex in London, der, durch die Gunst der Königin zu frechem Ungehorsam verleitet, von ihr strenge bestraft wurde, und sich deßhalb mit einer Anzahl unzufriedener Puritaner verschwor, die Königin auf ihrem Schlosse zu überfallen

und zur Beschränkung ihrer königlichen Macht zu nützen. Allein sein verderblicher Plan wurde entdeckt und Essex als Hochverräther hingerichtet. Die romantischen Neigungen der Königin zu dem Grafen Essex, nach welchen der Tod denselben ihren bald darauf folgenden Trübsinn selbst veranlaßt haben, sind grundlose Erdichtungen. Wahr ist es, daß Elisabeth in ihrem hohen Alter, dem 70. Lebensjahre, von den Beschwerden der Regierung ermüdet und in schwermüthiger Stimmung den Tod als einen willkommenen Erlöser herbeigewünscht habe, der sie auch wirklich im J. 1603 aus dem Leben rief.

Bei allen Schwächen und Fehlern dieser Königin bleibt ihr doch der Ruhm unbestritten, — daß sie den Grund zur nachmaligen Größe Englands gelegt habe. Kein britischer König hat vor ihr so viel Einfluß auf die Angelegenheiten des festen Landes ausgeübt, und sie war es, die durch die Bekämpfung Spaniens und durch die Unterstützung, welche sie den Niederländern sowohl, als den Hugenotten gewährte, das Gleichgewicht von Europa wieder herstellte und den Protestantismus rettete. Weil sie sparsam lebte und also des Parlaments zur Bewilligung ungewöhnlicher Steuern weniger bedurfte, konnte sie willkürlicher und eigenmächtiger regieren, als es bei der englischen Verfassung möglich scheint. Nichts destoweniger beförderte sie Kunst und Wissenschaft, die ihrem hochgebildeten Geiste Bedürfniß waren, und zum Aerger der finstern Puritaner erhob sich zu ihrer Zeit das Theater zu einem Aufschwung, den es kaum zu den Zeiten der Griechen hatte, und bereitete dadurch ihrem Volke ein edleres Vergnügen, als die Stiergefechte in Spanien und selbst die Turniere des Mittelalters waren. Der größte Dichter der neueren Zeit, William Shakespeare, lebte und schrieb damals seine unsterblichen Werke. Solche Dramen, wie seine historischen sind, — dem Nationalgeiste und heimischer Thätigkeit und Mannheit entsprossen, — hat kein Volk. Nächst ihm war Bacon von Verulam der größte Geist, der den menschlichen Geist aus dem Schlummer weckte, indem er ihn von unnützen Grübeleien auf die Natur hinleitete.

Und so erhob sich zu Ende des 16. Jahrhunderts ein goldenes Zeitalter in England, wie zu Anfange desselben in Deutschland und Italien, und das war der großen Königin Elisabeth Werk, die, wie J. Müller sagt: „Alles vermochte, was sie wollte, weil sie nichts wollte, als was dem Geiste der Zeiten und der Nation gemäß war."

§ 6. Philipp II. und der Abfall der Niederlande.

Während sich England also erhob, verfiel Spanien, das paradiesische Spanien mit seinem edlen Volke, weil sein König (wie J. Müller sagt) lieber die Welt verwirren, als durch edle Grundsätze die Nation glücklich machen wollte, und den Eigensinn hatte, Glaubenseinheit mit dem Fluche der Menschheit zu erkaufen. Das war Philipp II., den wir schon zum Theil kennen, der v. J. 1556—1598 zu Spaniens Unheil regierte und wüthete. Man vergleicht ihn mit Tiberius, und wirklich hatte er dasselbe finstere Gemüth voll Menschenhaß und Galle,

war eben so feig und allen Lastern ergeben, während er von Andern strenge Sittlichkeit, ja Tugend forderte. Dabei hatte er den Herrscherstolz, daß er Alles gerne um sich im Staube kriechen sah, freigesinnte Männer haßte.

Seine Regierung begann mit dem von seinem Vater vererbten Kriege gegen Frankreich. Vor der Schlacht bei St. Quentin gelobte er in der Angst seines Herzens, ein Kloster zu bauen, das an Pracht und Größe nicht seines Gleichen haben sollte in der Christenheit. Seine Feldherren siegten und er hielt Wort und baute das Escurial, die erste unsinnige Verschwendung spanischer Schätze. Unter einem solchen Könige hatten die Jesuiten und die Inquisition bald alle Macht in Händen, und als letztere wahrnahm, daß die evangelische Lehre im Lande viele heimliche Anhänger zähle, wandte sie Alles an, dieselben aufzuspüren, vorzuladen und zu richten. Folter, Kerker und Scheiterhaufen waren an der Tagesordnung, und nicht Hunderte, wie in England unter Maria's Regierung, Tausende wurden hingerichtet und ihr Hab und Gut wurde eingezogen und die Inquisition damit bereichert. Nichts, was je Empörendes von menschenfeindlichen Wütherichen verübt worden ist, kommt der Grausamkeit gleich, mit welcher dieses geistliche Blutgericht unschuldige Menschen aller Stände und von jedem Geschlechte und Alter quälte und mordete. Der Erzbischof von Toledo und Primas des Reiches selbst, weil er auf dem Trienter Concil sich geneigt zeigte, den Protestanten nachzugeben, mußte, als er heimkehrte, sich vor dieses Gericht stellen und acht Jahre im Kerker schmachten, und nachdem er sich auf den Papst berief, sandte man ihn nach Rom, wo er nach zehnjähriger Gefangenschaft starb. Die Auto da Fe's, so nannte man die Hinrichtungen durch Feuer, wurden bald beliebte Schauspiele des Volkes, an deren Anblick sich dasselbe wie bei den Stiergefechten an's Unmenschliche, aber auch an die tiefste Herabwürdigung seiner selbst gewöhnte*). König Philipp II., sobald er nach Spanien kam, wohnte sogleich einem solchen Schauspiele bei, und als ihm ein unglücklicher Verurtheilter zurief: „Kannst Du so die Qualen Deiner unschuldigen Unterthanen ansehen? Rette uns von diesem qualvollen Tode!" da rief er ihm zu: „Behüte mich der Himmel, daß ich eingriffe in die Rechte der heiligen Inquisition; ich selbst trüge Holz herbei, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Frevler wäre, wie Du." Wirklich geschah es auch einige Jahre später, daß Philipp seinen Sohn Don Carlos, einen aufbrausenden Jüngling, der Inquisition übergab, weil er die Härte des Vaters nicht länger dulden, sondern heimlich entfliehen wollte. Wie er gestorben sei, und was von den übrigen Umständen, die von vielen Geschichtschreibern berichtet und von Dichtern mit Ausschmückung nacherzählt werden, wahr sei, konnte bis heute nicht genau ausgemittelt werden. Wahr ist es, daß Philipps II. dritte Gemahlin Elisabeth, König Heinrichs II. von Frankreich Tochter, kurz nach dem Tode des Prinzen plötzlich starb.

---

*) Llorente, Kritische Geschichte der spanischen Inquisition.

da ſtanden und das Volk ſich nicht zu finden wußte, ſeit die großen Führer ſie verlaſſen hatten? Ach wäre dein Blick nicht gerathen in das Gewirre der Unvernunft und hätteſt du nie geleſen in den Büchern der Cabbala, ſo würdeſt du deinen Jeſum, dieſen ſtarken Träger des göttlichen Lichts, wahrhaftiger geſchaut haben, und die heilige Muſika, die dir noch im Sterben flötete, hätte dir beſſer die Geheimniſſe gedeutet, die deine ermattete Seele ſo ängſtigend belagerten. Doch unter allen dem Wuſt myſtiſcher Verkehrtheit haſt du doch immer einen klaren Himmel in deiner Bruſt bewahrt, biſt edel geweſen und hilfreich, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein rechtſchaffener Bürger. Die Ketzerrichter aber, die unduldſamen, werden durch die liebliche Qualität deiner Seele beſchämt, denn ſie waren von der Grimmigkeit, und ihr Wüthen konnte dich nicht verdunkeln vor Gott, denn du haſt überwunden und dein Name iſt nicht vertilgt worden aus dem Buche des Lebens."

§ 4. Die Ungarn.

Unter namenloſen Drangſalen, der Mord- und Beuteluſt der Türken großen Theils hingegeben, im Innern zerrüttet durch Factionen und in einem Zuſtande troſtloſer Barbarei, haben die Landesſaſſen des Königreichs Ungarn: die Magyaren, Slaven, Kroaten und zahlreiche deutſche Anſiedler mit allem Eifer die Reformation ergriffen, ſo daß ſchon zu den Zeiten König Ferdinands I. die meiſten Magnaten, zahlreicher Adel, Bürger und Bauern der evangeliſchen Lehre zugethan waren. Wißbegierige Jünglinge zogen häufig nach Wittenberg, Magnatenſöhne darunter, die nicht ſelten mit einem völligen Hofſtaat daſelbſt erſchienen, und der Briefwechſel der ungariſchen Gelehrten mit Luther und Melanchthon war ſo lebhaft, daß man jetzt noch in Ungarn und Siebenbürgen viele Briefe derſelben findet. Durch die Reformation kam dieſe Nation erſt zum Bewußtſein ihrer Volksthümlichkeit, denn was frühere Könige für Wiſſenſchaft und Bildung gethan, war ausländiſcher Art, und konnte daher nicht in's Volk übergehen. Jetzt las man auch hier die Bibel in den Mutterſprachen, ſang beim Gottesdienſte fromme Lieder, und hörte Predigten in der Mutterſprache. Das Gefühl der Volksthümlichkeit erweckte auch die alte Tapferkeit, und wäre dieſer aufkeimende Geiſt recht geleitet worden, ſo würde der Türke nicht anderthalb hundert Jahre im Lande geblieben ſein. Allein wie der verworrene Zuſtand war und blieb, ſind es nur einzelne Heldenthaten, welche die Geſchichte Ungarns in dieſer Zeit auszeichnen. König Maximilian zeigte guten Willen, die Türken endlich zu vertreiben, und große Heere von Böhmen, Oeſtreichern und Steiermärkern zogen hinab, als der alte Sultan Soliman, der noch lebte, wieder mit einem großen Heere über die Donau kam, und ſich vor das feſte Schloß Sigeth lagerte, deſſen Erbherr, der edle Graf Nicolas Zrini Ban von Kroatien, ſeinen Zorn gereizt hatte. Die Nachrichten aus dieſer Zeit ſind nicht befriedigend, und man kann ſich's nicht erklären, warum die ſchlagfertigen Heere bei Raab und an der Theiß dem Zrini nicht zu Hilfe kamen. Er konnte beiläufig

1500 Mann gegen ein Heer von 200,000 Mann nicht länger als 4 Wochen vertheidigen, und nachdem er zwanzig Stürme zurückgeschlagen und das Schloß mit allen Vorräthen in Flammen aufging, machte er, — es war am 7. Sept. 1566 — den Säbel in der Faust und an der Spitze der Wenigen, die noch lebten, einen Ausfall, und blieb mit Allen auf dem Platze*). Soliman hatte diesen Tag nicht erlebt, er war schon einige Tage früher im Lager gestorben, allein der Vezier, um das Kriegsvolk nicht zu entmuthigen, verheimlichte den Hintritt seines großen Kaisers. Denn groß war Soliman, und unter allen türkischen Sultanen der größte. Nicht allein hat er durch kriegerische Tapferkeit Ungarn überwältigt und Wien zittern gemacht, in Europa und Asien sein Reich vermehrt, er war auch Gesetzgeber und Freund der Wissenschaften und Künste. Die Dichtkunst liebte er so sehr, daß er immer um sich, selbst im Feldlager, an die 70 Dichter hatte, die alle seine hochbegünstigten Lieblinge waren. Mit seinem Tode fing aber allmählig die Macht der ottomanischen Pforte, dieses durch's Schwert gegründeten Reichs, zu sinken an, denn die Sultane lebten meist dem Vergnügen, und überließen Krieg und Regierung den Großvezieren. Mit Ungarn schlossen sie von Zeit zu Zeit Frieden, der aber des erblichen Hasses wegen zwischen Christen und Türken selten treu und gewissenhaft gehalten wurde.

So standen die Sachen in Ungarn, als Kaiser Rudolf seinem Vater Maximilian auch in diesem Lande nachfolgte. Dieser Herr wohnte meist in Prag, mit der Sternkunde (eigentlich mehr Sterndeuterei) und andern Dingen beschäftigt, und kam nie in's Land. Desto mehr Spielraum hatten die Väter der Gesellschaft Jesu, die auch hier zu Besitzthum und Ansehen gekommen waren, den Protestantismus und mit ihm die freie Entwickelung des Volksthums zu ersticken. Dazu kam noch ein Krieg mit Siebenbürgen, der bald den furchtbarsten Aufruhr nach sich zog. Nachdem in diesem Lande der weise Fürst Stephan Báthory den polnischen Thron bestiegen hatte, folgte daselbst seines Bruders Sohn Siegmund. Dieser junge Fürst konnte aber sein Ansehen gegen die siebenbürgischen Vasallen nicht behaupten, und dieß war die Ursache, daß er mit dem Kaiser sich verband, um gemeinschaftlich mit ihm auf die Türken, welche noch immer Lehnsherrlichkeit über Siebenbürgen behaupteten, loszuschlagen und zugleich ein Uebergewicht gegen die Empörer zu erhalten. Der tapfere Stephan Botschkai war ihm hierin behilflich und Alles hatte den besten Fortgang, bis Siegmund, wankelmüthig, wie er war, der Regierung überdrüßig wurde und dieselbe seinem Oheim, dem Cardinal Andreas Báthory, übergab. Nach dessen Tode übernahm er zwar wieder die Regierung, trat aber endlich das Fürstenthum ganz dem Kaiser Rudolf ab, der es sogleich durch den General Basta erobern ließ. Die Grausamkeit, mit welcher dieser in Siebenbürgen hauste, empörte das ganze Land, und die Stände riefen den tapfern Stephan Botschkai zum Fürsten aus, damit er das Land rette aus dieser Noth. Botschkai schlug die Kaiserlichen

*) Körners Trauerspiel: Nielas Zrini.

aus dem Lande und machte ein Bündniß mit den Türken, um ſich den neuerworbenen Thron zu verſichern.

Recht zu deſſen Vortheil brachte darauf Kaiſer Rudolf auch die Ungarn wider ſich auf, denn er ließ im J. 1603, als die Stände auf dem Reichstage laute Beſchwerden über die Verletzung ihrer Verfaſſung und Bedrückung der Proteſtanten erhoben, von Prag aus in Geſtalt eines förmlichen Landgeſetzes (Artikel) den Befehl ergehen: „nie wieder irgend eine Religionsbeſchwerde hören zu laſſen.“ Die Stände gingen mit erbitterten Gemüthern nach Hauſe und berathſchlagten in den einzelnen Geſpannſchaften (Grafſchaften), was in dieſer Noth, da der König jede Abhilfe verweigere, zu thun ſei, und bald wurde die Mehrzahl, ſowohl Proteſtanten als Katholiken, die Geiſtlichkeit ausgenommen, darüber einig, daß man ſich mit der Gewalt der Waffen Recht verſchaffen müſſe. Sogleich wurde mit dem Fürſten Stephan Botſchkai Uebereinkunft getroffen, und dieſer kam mit einem Heere nach Ungarn und vereinigte ſich mit dem Aufgebot der Mißvergnügten. Die Kaiſerlichen wurden auf allen Punkten, von einer Seite die durch Rebellen, von der andern durch die Türken, aus dem Felde geſchlagen. In Peſt erhielt Stephan Botſchkai von dem Großvezier die feierliche Belehnung mit dem ganzen Königreiche Ungarn, nebſt einer goldenen Krone. Botſchkai nahm die Krone zwar an, nicht aber den Königstitel, ſo ſehr ihm auch die Seinigen dieſe Würde aufdringen wollten. Indeß wurde der Krieg mit barbariſcher Grauſamkeit geführt und die Bedrückungen der Proteſtanten beſonders ſchwer an den Jeſuiten gerächt. Bis Preßburg kam Botſchkai, und hatte bereits mit den böhmiſchen und mähriſchen Proteſtanten, die auch der Verfolgung wegen aufgeſtanden waren, Verträge geſchloſſen, als durch Vermittelung des Erzherzogs Mathias und des Grafen Stephan Illeſchhazy im J. 1606 der berühmte Wiener Friede geſchloſſen wurde, kraft welchem Stephan Botſchkai das Fürſtenthum Siebenbürgen nebſt einigen Geſpannſchaften an der Theiß erblich behalten, die Eroberungen in Ungarn aber herausgeben, die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt und den Proteſtanten völlige Religionsfreiheit, doch ohne Nachtheil der Katholiken*), geſtattet werden ſollte. Gegen dieſen Frieden proteſtirte die katholiſche Geiſtlichkeit, doch wurde ihre Proteſtation nicht geachtet. Da aber die Unzufriedenheit mit König Rudolf zu groß war, beſchloß die erzherzogliche Familie, die ungariſche Krone dem Erzherzoge Mathias zu übertragen, welches auch ſpäter mit den übrigen Erblanden geſchah. Rudolf ſtarb aber im J. 1608, und ihm folgte dann auch als deutſcher Kaiſer Mathias, in Deutſchland ſeines Namens I., in Ungarn II.

Mit Mathias II. erhob ſich der Proteſtantismus in Ungarn wieder; da dieſer König den Proteſtanten vorzüglich die Krone verdankte, räumte er ihnen auch völlige Glaubensfreiheit ein. Das Palatinat, die höchſte Würde nach dem König, erhielten nach einander zwei Prote-

*) Das war die Clauſel, welche die Jeſuiten anzubringen und in der Folge zu ihrem Vortheile auszulegen wußten.

ſtanten, Stephan Illeſchhazy und Georg Thurzo, was weder vor, noch nachher wieder geſchah; auch bewilligte er das Geſetz, daß die Jeſuiten in Ungarn keine unbeweglichen Güter haben ſollten. Nichts deſtoweniger wußten ſich dieſe Väter einzuſchleichen und durch allerlei Mittel wieder viele Magnaten zur katholiſchen Kirche zurückzuführen. Als aber Mathias II. im J. 1618 ohne Erben mit Tode abging, und nun durch frühere Uebereinkunft mit den Ständen der Erzherzog Ferdinand von Steiermark, ein Sohn des Erzherzogs Karl*), den ungariſchen Thron beſtieg (ſo wie ihn auch die deutſchen Fürſten zum Kaiſer wählten), zogen die Jeſuiten, deren Zögling dieſer Fürſt war, wieder im Triumphe in Ungarn ein, und es erfolgte eine traurige Zeit für die Proteſtanten, denen allmählig mit Liſt und Gewalt viele Kirchen und Schulen und die meiſten gewonnenen Rechte genommen wurden. Da wankte denn auch die Treue der Ungarn, und ſie warfen ſich in die Arme des Siebenbürgerfürſten Gabriel Bethlen und der Türken, um Schutz zu finden gegen ſolch gewaltſame Verfolgung.

§ 5. Königin Eliſabeth von England.

Kräftiger blühte Britannien unter der Regierung der weiſen Königin Eliſabeth, welche ihr Auge ſogleich auf Alles richtete, was zu ihres Volkes Heil und Wohlfahrt dienen konnte, ſo daß Handel und Gewerbe, Ackerbau und Seefahrt, Künſte und Wiſſenſchaften ſich mit erſtaunlicher Schnelligkeit erhoben. Allein das Streben der edlen Königin, auch die Reformation in ihrem Lande einzuführen, erregte ihr vielen Widerſtand; zuerſt waren die Puritaner oder Presbyterianer höchſt unzufrieden mit der Reformation, da ſie keine biſchöfliche Gewalt und keinerlei Ceremonien haben wollten. Heftiger noch widerſtrebten ihr die alten Feinde des Lichtes und der Wahrheit, die Römlinge und der König Philipp II. von Spanien, der in ihrem Dienſte ſtand, und ſie ſchwebte, ſo lange ſie regierte, in beſtändiger Gefahr, Krone und Leben zu verlieren. Zuerſt überredet man die Königin Maria von Schottland nebſt ihrem Gemahl Franz II. von Frankreich, den Titel eines Königs von England anzunehmen. Eliſabeth aber verbindet ſich mit den Schotten, die längſt ſchon über die abweſende Königin, als eine Katholikin, mißvergnügt waren, und nöthigt Marien, nach Abſterben ihres Gemahles im J. 1560 dieſen Titel abzulegen. Maria Stuart kam nun ſelbſt nach Schottland, wo ſie bald ihre Hand dem Heinrich Darnley aus dem königlichen Hauſe Stuart ihre Hand gab. Indeß vermehrt ihre Anweſenheit im Reiche die Unzufriedenheit der puritaniſchen Schotten, welchen Maria's leichtfertige franzöſiſche Sitten äußerſt anſtößig waren. Was Maria Stuart in Frankreich gewohnt war, Tanz, Muſik, Spiel und glänzende Feſte, trieb ſie auch in Schottland, und ihr Hof war ein Sammelplatz junger Leute, die ſolche Vergnügungen liebten. Darunter

*) Erzherzog Karl war ein Sohn Ferdinands I., der nach ſeines Vaters Tode Steiermark erhielt.

waren zu noch größerem Aerger der Schotten viele Ausländer; der verhaßteste unter Allen war ein italienischer Sänger Rizio. Dieser Mensch hatte sich vom Kammersänger zum Geheimschreiber der Königin erhoben und war bald so vertraut mit ihr, daß er sich fast immer in ihrer Nähe befand und Niemand von ihr etwas erhalten konnte, bis er nicht ihn gewonnen hatte. Dazu kam, daß Maria ihres Gemahls, der freilich etwas rohe Sitten hatte, bald überdrüßig wurde, und denselben nur selten sah. Die schottischen Edlen drängten sich nun zu Heinrich Darnley, welcher, über das Betragen seiner Frau aufgebracht, seinen Tadel über sie laut werden ließ, und beredeten ihn, den verhaßten Italiener, von dem man wußte, daß er mit dem Papste im Briefwechsel stand, aus der Welt zu schaffen. Eines Abends, als die Königin mit einer Hofdame und dem Rizio beim Abendessen saß, stürzte Darnley mit mehreren Edelleuten in's Gemach und ließ den Sänger zu den Füßen der Königin, all ihrer Drohungen, Bitten und Thränen ungeachtet, ermorden. Diese That empörte Marien vollends gegen ihren Gemahl, und obwohl sie kurze Zeit darauf mit einem Sohne (der in der Folge unter dem Namen Jacob ihr Nachfolger ward) zur allgemeinen Freude des Hofes und des Landes entbunden wurde, blieb sie doch von ihrem Gemahle getrennt. Dieß benutzte der kühne schottische Graf von Bothwell, einer der mächtigsten Vasallen des Reichs, doch so lasterhaft und ausschweifend, daß es keiner Dame Ehre brachte, mit ihm umzugehen. Dieser bemühte sich nun um die Gunst der Königin, und begleitete sie, wie früher Rizio, auf allen ihren Schritten und Wegen. Da geschah es, daß Darnley plötzlich in Glasgow erkrankte. Maria reiste sogleich zu ihm und beredete ihn, nach Edinburg zu kommen, wo er ein kleines Landhaus unweit der Stadt bezog. Hier pflegte sie ihn acht Tage und Nächte hindurch mit aller Sorgfalt. Eines Tages kündigte sie ihm an, daß sie die folgende Nacht in Edinburg zuzubringen wünsche, um der Hochzeit eines ihrer Hoffräulein beizuwohnen. Doch in dieser Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt, und das Gekrache setzte bald die ganze Stadt in Bewegung, das Volk strömte hinaus, und als man den Leichnam Darnley's auf dem Felde fand, schrie Alles laut: diese schwarze That sei das Werk Bothwells und der Königin. Ersterer ist durch glaubwürdige Zeugnisse wirklich des Verbrechens überwiesen; doch auch Letzterer Unschuld darzuthun ist schwer, da alle Umstände wider sie zeugen. Noch mehr bestätigte sie die öffentliche Anschuldigung dadurch, daß sie drei Monate darnach, trotz aller Abmahnungen und Warnungen Elisabeths und des französischen Hofes, dem Grafen Bothwell ihre Hand gab. Nun brach die Empörung in Schottland völlig aus. Der Adel bewaffnete sich, die angesehensten Männer nannten laut Bothwell den Mörder Darnley's, und eine bewaffnete Schaar zog aus, ihn gefänglich einzuziehen. Maria entwich in dieser Noth und begab sich unter Betheuerungen ihrer Unschuld in den Schutz der verbündeten Gegner. Bothwell aber vertheidigte sich anfangs, aber verlassen von allen seinen Leuten floh er von Burg zu Burg und endlich über's Meer nach den Orkney's-Inseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberei trieb; doch auch hier verfolgt von den Schotten,

flüchtete er nach Dänemark, wurde daselbst erkannt, eingekerkert und starb nach zehnjährigem Elend im Wahnsinn.

Nicht glücklicher war Maria; sie wurde wie im Triumphe nach Edinburg geführt und dort von dem Pöbel verspottet und verhöhnt und endlich in das Schloß Lochlewin eingesperrt. Hier mußte sie zu Gunsten ihres Sohnes Jakob der Krone entsagen; ihr Stiefbruder, der Graf Murray, sollte bis zur Volljährigkeit des jungen Königs die Regentschaft führen. Noch einmal gelang es ihr aber, durch ihre Schönheit und Beredtsamkeit einige edle Schotten, die Murray's Feinde waren, zu gewinnen, welche sie in Freiheit setzten und ein ansehnliches Heer aufbrachten, ihr die Krone wieder zu verschaffen. Allein Murray kam ihnen mit seinen Truppen entgegen und schlug sie gänzlich auf das Haupt. Maria floh im J. 1568 nach England, und bat Elisabeth in einem rührenden Briefe, sie aufzunehmen. Sobald sie hier angekommen war, wurde sie auf Anrathen der englischen Großen auf das Schloß Bolton gebracht, und ihr angekündigt: Elisabeth wolle sie in ihr Reich wieder einsetzen, wenn sie sich würde von der Beschuldigung, an dem Morde ihres Gemahls Antheil gehabt zu haben, reinigen können. Maria erhielt nun die Erlaubniß, sich eigene Sachwalter zu erwählen; Murray kam in Person nach England, ihre Schuld zu beweisen. Allein die Sachwalter thaten nichts, ihre Königin vom Verdachte zu reinigen, sondern sprachen bloß von Unterhandlungen. Indessen lag es in der Politik Englands, die unglückliche Königin nicht frei zu lassen, da ihre Ansprüche auf den englischen Thron durch die Katholiken in und außer dem Lande leicht geltend gemacht werden konnten. Wirklich erregten diese nun Alles, die Königin Elisabeth zu stürzen. Papst Pius V. belegte sie mit dem Kirchenbanne und entband ihre Unterthanen vom Eide der Treue. Mehrere Mörder strebten Elisabeth nach dem Leben; häufige Verschwörungen englischer Katholiken störten die öffentliche Ruhe. Alle diese Ereignisse mußten den Haß der Königin und aller Protestanten in England gegen Marien vermehren, und man erklärte im Parlamente: daß zur Erhaltung des Protestantismus und zur Sicherheit Elisabeths der Tod der Königin, der Mörderin ihres Gemahls, nothwendig sei. Allein die Königin Elisabeth zögerte absichtlich, und so blieb Maria Stuart 19 Jahre lang gefangen auf verschiedenen Schlössern Englands. Als im J. 1572 die Bluthochzeit in Paris und vor und nach der Zeit in den Niederlanden Tausende von Protestanten hingerichtet wurden, war wieder das Geschrei des Volkes dringender, an der papistischen Königin Rache zu nehmen. Als im J. 1587 eine neue Verschwörung entdeckt wurde, und deren Theilnehmer bei dem Verhöre aussagten, daß sie in Verbindung mit Marien ständen, ließ Elisabeth, gedrängt von den Staatsräthen, endlich durch den Staatssecretär Davison das Todesurtheil aufsetzen, und gab es ihm, von ihr unterzeichnet, mit dem Befehle, es bei sich zu behalten, damit es bereit sei, wenn sich in dieser gefährlichen Zeit Gefahr zeige. Davison gab die Schrift den Grafen Shrewsbury und Kent, welche sich sogleich nach Fotheringhey, wo damals Maria Stuart lebte, begaben und der Unglücklichen das Todesurtheil ankündigten. Maria Stuart, die durch die neunzehnjährige Gefangen-

schaft alle ihre Vergehungen abgebüßt hatte, ernst und still geworden war in ihrem einst so beweglichen Herzen, vernahm die Nachricht mit vieler Fassung und starb mit frommer Ergebung. Man war so grausam, ihr einen katholischen Priester zu verweigern; den protestantischen Geistlichen, der sie bekehren sollte, wies sie von sich. An ihr sieht man wieder, daß Leichtsinn meist furchtbar büßen müsse, und wir beklagen um so mehr eine Fürstin, die bei den liebenswürdigsten Eigenschaften ein solches Schicksal erdulden mußte, weil sie nicht selbständig genug war, sich lasterhaften Menschen zu entziehen. Doch wie schuldig sie auch war, wirft ihre Hinrichtung einen Schatten auf Elisabeth, daß sie eine Königin, die nicht unter ihrem Richterschwerte stand, dem Henker zu überantworten wagte, und die eigene Gefahr entschuldigt nicht, auch nicht die Gefahr des ganzen Reiches wäscht den Flecken rein vor dem Richterstuhle der Menschlichkeit*).

Als Elisabeth die Nachricht von dem Tode Mariens erhielt, zeigte sie große Bestürzung, verwünschte den Diensteifer ihrer Räthe und bestrafte den Davison mit einer schweren Geldbuße. Man sah sie oft gleich einer Bildsäule starr vor sich hinsehen, dann wieder Thränen vergießen und kraftlos niedersinken; die Einen nennen es Verstellung, was die Andern ihrem empfindsamen Herzen zuschreiben, und es bleibt noch immer schwer, ein Urtheil der Wahrheit gemäß darüber zu fällen. An den König Jakob von Schottland schrieb sie selbst, und als dieser mit den Waffen in der Hand den Tod seiner Mutter rächen wollte, suchte sie, allen ihr natürlichen Stolz beseitigend, ihn mit den beredtesten Zuschriften umzustimmen, daß er vergebe und vergesse, was geschehen sei. Dagegen setzte sie es noch vor ihrem Tode im Parlamente durch, daß Jakob ihr Nachfolger werde, und vereinigte dadurch Schottland mit England auf ewige Zeiten.

Nun aber erhoben sich alle Feinde Elisabeths, den Tod der Königin Maria zu rächen. Nicht nur wurde der Bann des Papstes verschärft, König Philipp von Spanien sollte England mit Gewalt der Waffen erobern und die verhaßte Ketzerei einmal vom Throne stoßen. Er rüstete dazu im J. 1588 eine ungeheure Flotte, die sogenannte Armada, die er selbst die unüberwindliche nannte, und die aus hundert und dreißig Kriegsschiffen bestand, auf welchen zwanzigtausend Mann befindlich waren. Zum Glück für England war schon damals die Seemacht daselbst auf eine beträchtliche Höhe gelangt. Elisabeth hatte nämlich, wie in allen Bestrebungen ihres Volkes, auch hier die Thatkraft zu wecken gewußt, und kühnen Seefahrern die Erlaubniß gegeben, auf eigene Kosten Schiffe auszurüsten, um auf allen Meeren die spanischen Kauffahrer zu verfolgen, zu berauben und auch in den fremden Erdtheilen des Handels und der Unterkunft wegen Colonien anzulegen. Drake, Raleigh und Cavendish waren unter allen Seehelden die berühmtesten, welche um diese Zeit die englische Flagge zum

*) Schillers Maria Stuart ist jedoch zu sehr idealisirt und gibt kein getreues Bild von ihr; auch wird sie zu Elisabeths Nachtheil zu sehr erhoben.

Schrecken und Nachtheil der Spanier in alle Meere verbreiteten. Franz Drake unter andern war es, der nach Magellan zuerst vom Jahr 1577—1580 die Erde umsegelte und auch glücklich, mit unermeßlicher Beute beladen, zurückkam. Walter Raleigh, ein kühner und tapferer Ritter von schöner Gestalt und liebenswürdigen Sitten, die Zierde des glänzenden Hofes und der Schrecken der Feinde; denn überall, wo Krieg war, in den Niederlanden und Frankreich, focht er für die unterdrückten Protestanten, und gewann dabei noch immer so viel Muße, daß er als Gelehrter und Dichter allgemein bewundert wurde. Der glänzendste Spielraum seines Geistes und Muthes aber war die See, wo er nebst andern Freibeutern mit seinen Schiffen kreuzte, und die erste englische Colonie in Nordamerika anlegte in der Provinz, die er seiner jungfräulichen Königin zu Ehren Virginien (das Jungferland) nannte. Einen andern Weg nahm Cavendish, der die spanischen Besitzungen an der afrikanischen Küste bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung hin heimsuchte. Als er zurückkam und mit seiner kleinen Flotte in die Themse einfuhr, waren seine Segel von Damast und alle Matrosen in Seide gekleidet.

Diese Seehelden nun empfingen die schwerfällige Armada mit ihren Schnellseglern und trugen in fünf Gefechten jedesmal den Sieg davon. Mit ihnen vereinigten sich die Niederländer, die sich auch schon im Seekriege versuchten, und in kurzer Zeit mußte die unüberwindliche Flotte ihren Rückzug antreten, auf welchem noch die meisten Schiffe durch furchtbare Stürme zertrümmert wurden, so daß nur ein kleiner Theil nach Spanien zurückkam. Das war der Wendepunkt der spanischen Seemacht, welche von nun an auf England und Holland überging.

Nun erst begann in England ein reges Leben, und was die Seehelden errungen hatten, die freie Seefahrt in allen Weltmeeren, nutzten erst die Handelsleute, welche nun nach Rußland, nach der Türkei und Ostindien segelten und allen Welthandel gemeinschaftlich mit den Holländern in die Nordsee zogen, während britische Kaper die spanischen Silberflotten aufbrachten.

Was der offenen Gewalt nicht gelang, sollte durch List und heimliche Anschläge auf das Leben der Königin durchgesetzt werden; allein die Vorsehung schützte sie auch da, und alle Verschwörungen wurden entdeckt, alle Angriffe vereitelt; schade, daß durch solche Umtriebe der Haß gegen die Katholiken bis zum blutdürstigen Grimme gesteigert wurde, und da es bei diesen von den Römlingen verführten Menschen laut ausgesprochener Grundsatz wurde: daß es verdienstlich sei, eine ketzerische Königin zu morden, erging auch ein furchtbares Strafgericht über sie, und an die zweihundert Katholiken, worunter viele Priester und Jesuiten, wurden hingerichtet.

Endlich wiegelten Spanier und Franzosen die Katholiken in Irland auf; doch auch diesen Aufstand unterdrückten die britischen Waffen. Merkwürdig ist auch die Empörung des Grafen Essex in London, der, durch die Gunst der Königin zu frechem Ungehorsam verleitet, von ihr strenge bestraft wurde, und sich deßhalb mit einer Anzahl unzufriedener Puritaner verschwor, die Königin auf ihrem Schlosse zu überfallen

und zur Beschränkung ihrer königlichen Macht zu nöthigen. Allein sein verderblicher Plan wurde entdeckt und Essex als Hochverräther hingerichtet. Die romanhaften Bezüge der Königin zu dem Grafen Essex, nach welchen der Tod desselben ihren bald darauf folgenden Trübsinn sollte veranlaßt haben, sind grundlose Erdichtungen. Wahr ist es, daß Elisabeth in ihrem hohen Alter, dem 70. Lebensjahre, von den Beschwerden der Regierung ermüdet und in schwermüthiger Stimmung den Tod als einen willkommenen Erlöser herbeigewünscht habe, der sie auch wirklich im J. 1603 aus dem Leben rief.

Bei allen Schwächen und Fehlern dieser Königin bleibt ihr doch der Ruhm unbestritten, — daß sie den Grund zur nachmaligen Größe Englands gelegt habe. Kein britischer König hat vor ihr so viel Einfluß auf die Angelegenheiten des festen Landes ausgeübt, und sie war es, die durch die Bekämpfung Spaniens und durch die Unterstützung, welche sie den Niederländern sowohl, als den Hugenotten gewährte, das Gleichgewicht von Europa wieder herstellte und den Protestantismus rettete. Weil sie sparsam lebte und also des Parlaments zur Bewilligung ungewöhnlicher Steuern weniger bedurfte, konnte sie willkürlicher und eigenmächtiger regieren, als es bei der englischen Verfassung möglich scheint. Nichts destoweniger beförderte sie Kunst und Wissenschaft, die ihrem hochgebildeten Geiste Bedürfniß waren, und zum Aerger der finstern Puritaner erhob sich zu ihrer Zeit das Theater zu einem Aufschwung, den es kaum zu den Zeiten der Griechen hatte, und bereitete dadurch ihrem Volke ein edleres Vergnügen, als die Stiergefechte in Spanien und selbst die Turniere des Mittelalters waren. Der größte Dichter der neueren Zeit, William Shakespeare, lebte und schrieb damals seine unsterblichen Werke. Solche Dramen, wie seine historischen sind, — dem Nationalgeiste und heimischer Thätigkeit und Mannheit entsprossen, — hat kein Volk. Nächst ihm war Baco von Verulam der größte Geist, der den menschlichen Geist aus dem Schlummer weckte, indem er ihn von unnützen Grübeleien auf die Natur hinleitete.

Und so erhob sich zu Ende des 16. Jahrhunderts ein goldenes Zeitalter in England, wie zu Anfange desselben in Deutschland und Italien, und das war der großen Königin Elisabeth Werk, die, wie J. Müller sagt: „Alles vermochte, was sie wollte, weil sie nichts wollte, als was dem Geiste der Zeiten und der Nation gemäß war."

§ 6. Philipp II. und der Abfall der Niederlande.

Während sich England also erhob, verfiel Spanien, das paradiesische Spanien mit seinem edlen Volke, weil sein König (wie J. Müller sagt) lieber die Welt verwirren, als durch edle Grundsätze die Nation glücklich machen wollte, und den Eigensinn hatte, Glaubenseinheit mit dem Fluche der Menschheit zu erkaufen. Das war Philipp II., den wir schon zum Theil kennen, der v. J. 1556—1598 zu Spaniens Unheil regierte und wüthete. Man vergleicht ihn mit Tiberius, und wirklich hatte er dasselbe finstere Gemüth voll Menschenhaß und Galle,

war eben so feig und allen Lastern ergeben, während er von Andern strenge Sittlichkeit, ja Tugend forderte. Dabei hatte er den Herrscherstolz, daß er Alles gerne um sich im Staube kriechen sah, freigesinnte Männer haßte.

Seine Regierung begann mit dem von seinem Vater vererbten Kriege gegen Frankreich. Vor der Schlacht bei St. Quentin gelobte er in der Angst seines Herzens, ein Kloster zu bauen, das an Pracht und Größe nicht seines Gleichen haben sollte in der Christenheit. Seine Feldherren siegten und er hielt Wort und baute das Escurial, die erste unsinnige Verschwendung spanischer Schätze. Unter einem solchen Könige hatten die Jesuiten und die Inquisition bald alle Macht in Händen, und als letztere wahrnahm, daß die evangelische Lehre im Lande viele heimliche Anhänger zähle, wandte sie Alles an, dieselben aufzuspüren, vorzuladen und zu richten. Folter, Kerker und Scheiterhaufen waren an der Tagesordnung, und nicht Hunderte, wie in England unter Maria's Regierung, Tausende wurden hingerichtet und ihr Hab und Gut wurde eingezogen und die Inquisition damit bereichert. Nichts, was je Empörendes von menschenfeindlichen Wütherichen verübt worden ist, kommt der Grausamkeit gleich, mit welcher dieses geistliche Blutgericht unschuldige Menschen aller Stände und von jedem Geschlechte und Alter quälte und mordete. Der Erzbischof von Toledo und Primas des Reiches selbst, weil er auf dem Trienter Concil sich geneigt zeigte, den Protestanten nachzugeben, mußte, als er heimkehrte, sich vor dieses Gericht stellen und acht Jahre im Kerker schmachten, und nachdem er sich auf den Papst berief, sandte man ihn nach Rom, wo er nach zehnjähriger Gefangenschaft starb. Die Auto da Fe's, so nannte man die Hinrichtungen durch Feuer, wurden bald beliebte Schauspiele des Volkes, an deren Anblick sich dasselbe wie bei den Stiergefechten an's Unmenschliche, aber auch an die tiefste Herabwürdigung seiner selbst gewöhnte*). König Philipp II., sobald er nach Spanien kam, wohnte sogleich einem solchen Schauspiele bei, und als ihm ein unglücklicher Verurtheilter zurief: „Kannst Du so die Qualen Deiner unschuldigen Unterthanen ansehen? Rette uns von diesem qualvollen Tode!“ da rief er ihm zu: „Behüte mich der Himmel, daß ich eingriffe in die Rechte der heiligen Inquisition; ich selbst trüge Holz herbei, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Frevler wäre, wie Du.“ Wirklich geschah es auch einige Jahre später, daß Philipp seinen Sohn Don Carlos, einen aufbrausenden Jüngling, der Inquisition übergab, weil er die Härte des Vaters nicht länger dulden, sondern heimlich entfliehen wollte. Wie er gestorben sei, und was von den übrigen Umständen, die von vielen Geschichtschreibern berichtet und von Dichtern mit Ausschmückung nacherzählt werden, wahr sei, konnte bis heute nicht genau ausgemittelt werden. Wahr ist es, daß Philipps II. dritte Gemahlin Elisabeth, König Heinrichs II. von Frankreich Tochter, kurz nach dem Tode des Prinzen plötzlich starb.

---

*) Llorente, Kritische Geschichte der spanischen Inquisition.

Doch nicht nur Ketzer und Glaubenszweifler fielen der Inquisition anheim, Philipp benutzte sie bald dazu, auch die freisinnigen Granden, die sich seiner willkürlichen Regierung nicht fügen wollten, zu vernichten. Auch die Nachkommen der zum Christenthum bekehrten Mauren, welche unter dem Namen Moriskos als fleißige Gewerbs- und Ackersleute und friedliche Unterthanen in Spanien lebten, wurden nun unter dem Vorwande, daß sie noch immer heimlich am Islam hingen, von der Inquisition verfolgt, und Philipp II. gab den harten Befehl, sie sollten ihre morgenländische Kleidung und Gebräuche ablegen und nicht mehr in ihrer Sprache reden; auch alle Waffen, wie deren noch seit den Zeiten des Mittelalters jeder Spanier führte, ausliefern. Sie baten den König wiederholt, den harten Befehl zurückzunehmen; als aber dieß nicht geschah und man sie mit Gewalt entwaffnen wollte, empörten sie sich und vertheidigten ihre letzten Rechte, die ihnen ihre Mitchristen noch gelassen hatten, mit dem Muthe der Verzweiflung. Zwei Jahre dauerte der furchtbare Aufstand und endete mit einer völligen Niederlage der Moriskos. Was nicht in den blutigen Schlachten fiel, das endete unter Henkershänden; als des Mordens schon genug war, so daß die Würger selbst Erbarmen hatten, begnadigte man die noch Uebrigen und führte sie in das Innere des Landes, um sie hier anzusiedeln, fern von den afrikanischen Küsten, da man argwöhnte, daß sie mit den Mauren jenseits des Meeres in Verbindung ständen. Don Juan, der natürliche Bruder des Königs, ein hochherziger und tapferer Jüngling, diente als Feldherr in diesem Vernichtungskriege. Eben derselbe verfolgte die Ungläubigen auch in Afrika und bekriegte die Türken im mittelländischen Meere; ja er hätte die Seemacht derselben und vielleicht auch ihr Reich zertrümmert, so glänzend waren seine Siege, wäre nicht der Neid über seinen Muth und Argwohn in der Seele Philipps erwacht, so daß er den siegreichen und nach Thaten dürstenden Jüngling in der Mitte seiner Laufbahn zurückrief, um ihn durch Unthätigkeit unschädlich zu machen und den hohen Geist zu ersticken, den damals ganz Europa bewunderte. Der Prinz stürzte sich nun aus Unmuth in den Strudel lärmender Vergnügungen und gab Veranlassung durch solch ein wüstes Leben Dichtern und Romanschreibern, die abenteuerlichsten Begebenheiten von ihm zu erzählen. Als er dann später als Statthalter in den Niederlanden wahrscheinlich am Gifte starb, mochte der stolze Ritterssinn, mit welchem er sich weigerte, ein blutiges Werkzeug der Inquisition zu sein, die Sage von seiner Höllenfahrt veranlaßt haben.

Nicht alle Grausamkeiten Philipps und die dadurch veranlaßten Empörungen wollen wir aufzählen, doch von dem Abfall der Niederlande, den seine unsinnige Tyrannei herbeiführte, müssen wir ausführlicher sprechen.

Dieses durch Handel und Gewerbfleiß so reiche Land hatte bis zu Karls V. Tode noch immer den größten Theil alter Freiheiten glücklich behauptet. Mehr als irgendwo breitete sich hier die evangelische Lehre aus, obwohl ihre Anhänger schon unter Karl V. harte Verfolgung erduldeten. Sobald Philipp II. zur Regierung kam, verschärfte er die Strafgesetze gegen die Ketzer, vermehrte die Bisthümer und führte die

Inquiſition ein. Seine Schweſter Margaretha war Statthalterin des Landes; ſie und der Prinz Wilhelm von Oranien, die Grafen von Egmont und von Hoorn machten vergeblich Vorſtellungen gegen ſolche Eingriffe in die Rechte und Freiheiten der Niederländer. Es folgten noch ſchärfere Befehle, und drückende Steuern hemmten Handel und Gewerbe. Am meiſten litt der Adel, welcher daher im J. 1565 förmlich und öffentlich eine Bittſchrift um Abſchaffung der königlichen Befehle eingab und eine Berufung der Stände verlangte. Die Räthe der Statthalterin nannten die Edelleute, welche, 400 an der Zahl, das Geſuch einreichten, Bettler (Gueux), woraus ihnen der Name der Geuſen blieb. Die Statthalterin verſuchte wirklich, eigenmächtig des Königs Strenge zu mildern; allein das ſämmtliche Volk war ſchon zu ſehr gereizt und verlangte völlige Glaubensfreiheit, und es begann eine Bilderſtürmerei, die bald alle Grenzen überſchritt und das ganze Land in Aufruhr ſetzte. Da ſandte König Philipp, weil ihm ſeine Schweſter zu milde verfuhr, den Herzog Alba, einen Mann, von dem Schillers Carlos trefflich ſagt:

„Ein Alba, ſollt' ich meinen, wär' der Mann,
Am Ende aller Tage zu erſcheinen!
Dann, wenn des Laſters Rieſentrotz die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Miſſethat in vollen Halmen ſteht,
Und einen Schnitter ſonder Beiſpiel fordert,
Dann ſtehen Sie an Ihrem Platz.

Er kam und mit ihm ein Blutrath, deſſen erſte Opfer die Grafen Egmont und Hoorn waren; ſie, die treueſten Vaſallen Philipps, ließ der Herzog Alba hinrichten, weil ſie gewagt hatten, dem Könige Vorſtellungen zu machen. Darauf folgten Hinrichtungen ohne Zahl, in allen Städten und Provinzen wütheten die ſpaniſchen Soldaten. Da kamen einige kühne Männer, welche ſich in der Bedrängniß auf's Meer geflüchtet hatten, mit einer zahlreichen Flotille kleiner Fahrzeuge, und bedrohten die Küſten, ſo daß ſich unter ihrem Schutze die Provinz Holland der ſpaniſchen Beſatzung entledigt. Dieſe Provinz hält eine Verſammlung zu Dortrecht, ernennt den Prinzen Wilhelm von Oranien zu ihrem Statthalter und wirft die Spanier an mehreren Orten. Ihren Muth theilen die Holländer auch den übrigen Provinzen mit, und Wilhelm von Oranien kämpft bald ſiegend, bald beſiegt, im Ganzen glücklich gegen den allgemeinen Feind. Alba wird zurückberufen; doch auch die nachfolgenden Statthalter können den Aufſtand nicht mehr beſchwichtigen. Indeß gelingt es der katholiſchen Geiſtlichkeit, die zehn ſüdlichen Provinzen (Belgien) allmählig zur römiſchen Kirche zurückzuführen; die Wallonen*) waren ohnedieß meiſt katholiſch geblieben, wodurch ſich denn das Intereſſe der Provinzen theilte.

*) Wallonen heißen diejenigen Bewohner Belgiens, welche noch die altfranzöſiſche (galliſche oder wälſche) Sprache ſprechen.

Im J. 1579 vereinigen sich aber die sieben nördlichen Provinzen, Holland an der Spitze, in der Utrechter Union, welche zwei Jahre darauf, als Wilhelm von Oranien vom Philipp geächtet wurde, dem Könige von Spanien feierlich den Gehorsam aufkündet. Unter den vielen Mördern, die auf Wilhelm von Oranien ausgesandt wurden, traf ihn endlich im J. 1584 einer, wodurch aber die Spanier nichts gewannen, denn an seiner Stelle wurde ein Staatsrath errichtet, an dessen Spitze sein Bruder Moritz von Oranien stand. Bald darauf kam auch Hilfe von der Königin Elisabeth, und nun halfen die Holländer im J. 1588 selbst mit, die unüberwindliche Flotte zu vernichten.

Philipp entschädigte sich einstweilen für das verloren gegangene Holland, welches bereits im J. 1594 mehrere Höfe für frei anerkannten, durch die Eroberung von Portugal. Hier war der junge König Sebastian von den Jesuiten mit schwärmerischen Plänen zur Eroberung des marokkanischen Reichs großgezogen, so daß alle Sorge für das Wohl des Landes beseitigt wurde. Der König zog im J. 1578 nach Afrika, sein Heer wird da auf's Haupt geschlagen, er selbst wurde nicht wieder gesehen; daher denn falsche Sebastiane nachher auftraten und das Land in Aufruhr setzten, indem sie Anspruch auf die Krone machten. Des Königs Oheim, Cardinal Heinrich, folgte als Greis auf dem Throne, und nach seinem baldigen Tode, weil weder er noch Sebastian Kinder hinterlassen, spielten die Jesuiten dem König Philipp II. das Land in die Hände, zu welchem er als Sohn einer portugiesischen Prinzessin einiges Recht hatte, und dem Herzog von Alba war es ein Leichtes, dieses zerrüttete Reich im J. 1583 zu erobern*).

Doch auch diese Eroberung brachte wenig Segen, sie verschaffte nur der Inquisition ein größeres Gebiet, die heiligsten Menschenrechte grausam zu verfolgen, und welche Länder, welche Schätze hätte müssen Philipp erobern, um hinzureichen, seine fanatischen Pläne auszuführen! Wir haben schon erzählt, wie seine Armada und mit ihr die spanische Seemacht und der Welthandel verloren ging. Gleich darauf sandte er Truppen, um in Frankreich die Hugenotten zu bekämpfen, welches, wie wir erzählen werden, keinen Erfolg hatte, aber Millionen kostete. Endlich erlebte er es, daß ganz Spanien durch die Inquisition und seine widersinnige Regierung in gänzlichen Verfall gerieth; ja er selbst hatte in seinen letzten Tagen oft nicht so viel Geld, als nöthig war, seine Tafel zu bestreiten; Mönche gingen im Lande herum und sammelten Beiträge für die königliche Hofhaltung, während die reichen Klöster und die Inquisition im Besitze unermeßlicher Schätze und Güter waren. Er starb an einer ekelhaften und sehr schmerzlichen Krankheit, Geschwüre bedeckten seinen Leib, die voll Läuse waren.

Besser als sein Vater war Philipp III., obwohl nicht viel glücklicher;

*) Doch ging Portugal schon im J. 1640 unter Philipp IV. für Spanien verloren, wo sich Herzog Johann von Braganza, aus altportugiesischem Königsstamme, zum König dieses Reiches erhob.

er schloß im J. 1609 den zwanzigjährigen Waffenstillstand mit den Niederländern, welche von nun an unter Leitung des Statthalters Moritz von Oranien sich zur beträchtlichen Land- und Seemacht bilden und schon Colonien in allen Welttheilen anlegen.

Schade daß auch hier durch die Herrschsucht des eben genannten Prinzen Moritz Uneinigkeit und Zwist entstand. Der Landsyndicus Olden Barneveld, der den Prinzen zum Statthalter empfohlen hatte, nahm es zuerst gewahr, wie er nach willkürlicher Gewalt strebe, und arbeitete ihm aus reiner Vaterlandsliebe mit allem Eifer entgegen. Hugo Grotius, einer der geistreichsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, war ihm dabei zur Seite; doch fand Moritz bald Gelegenheit, sich beider zu entledigen. Bei einer Religionsstreitigkeit, wo sowohl Barneveld, als Grotius die Partei der Vernünftigeren schützten, lenkte er den Haß des Volkes auf sie, und sie wurden verhaftet; ja Barneveld starb bald darauf durch Henkershand, und dasselbe Schicksal drohte auch seinem Freunde, hätte ihn nicht seine Gattin gerettet. Sie hatte die Erlaubniß, mit ihm den Kerker zu theilen, und kam auf den Einfall, denselben in einer Kiste, in welcher gewöhnlich die Bücher, die ihm zu lesen verstattet waren, hin und wieder geschickt wurden, fortzuschaffen. Er entkam glücklich nach Schweden, und der Prinz war nicht so ungroßmüthig, der hochherzigen Frau es zu vergelten, sondern er ließ sie ungehindert ihrem Manne folgen. Uebrigens wurde durch den Tod des edlen Barneveld das Volk zur Besinnung gebracht, und es bewachte Moritzens Schritte sorgfältiger, so daß er nichts weiter zur Unterdrückung der allgemeinen Freiheit unternahm, sondern es mit tapferem Arm gegen Spanien vertheidigte.

§7. Die Hugenottenkriege und die Bartholomäusnacht.

Auch Frankreich wurde um eben die Zeit, als Philipp Spanien in Verfall brachte, durch Religionskriege zerrüttet. Calvins Lehre und wohl auch Luthers hatten in diesem Lande, gleichwie in den Niederlanden, unter allen Ständen eifrige Anhänger, die man, wie schon gesagt, Hugenotten nannte. Ein zahlreicher Adel, reicher und mächtiger als der niederländische, wohlhabende Kauf- und Handwerksleute in den Städten und viel Landvolk darunter, ja selbst Personen vom königlichen Geblüte bekannten sich öffentlich als Protestanten: König Anton von Navarra und sein Bruder, der Herzog Ludwig Condé aus dem Hause Bourbon. Dagegen verfolgte eine andere Familie, die Guisen, aus dem Hause Lothringen, die Hugenotten aus allen Kräften. Zum Unglück für Frankreich bemächtigte sich zu gleicher Zeit ein Weib der Regierung, welches anstatt die Parteien zu vereinigen, die Zwietracht am Hofe und im Lande nährte und einen entsetzlichen Bürgerkrieg erregte. Dieß war Katharina von Medicis, Wittwe Heinrichs II. Heinrich II. hinterließ vier Söhne, Franz, Karl, Heinrich und Franz Hercules, von welchen drei zur Regierung kamen, weil keiner derselben lange lebte. Da es überdieß schwache Prinzen

waren, welche die Vergnügungen des Hofes mehr liebten als ernste Geschäfte, war es ihre Mutter Katharina von Medicis, welche Alles leitete. Dazu schloß sie sich zuerst an die Herzoge von Guise an, und schon während der kurzen Regierung Franz's II. (v. J. 1559—1560) begannen die Verfolgungen der Hugenotten, denen durch ein königliches Edict alle gottesdienstlichen Versammlungen bei Lebensstrafe verboten wurden, und obwohl keine Inquisition in Frankreich war — der edle Kanzler de l'Hopital hinderte ihre Einführung — erfolgten doch zahllose Hinrichtungen, und nicht nur gemeines Volk, die edelsten Männer starben auf dem Blutgerüste oder Scheiterhaufen, während am Hofe — wo Maria Stuart, die Gemahlin Franz's II., glänzte — Lustbarkeiten und Feste gefeiert wurden und man von Vergnügen zu Vergnügen taumelte. Da beschlossen die Prinzen von Bourbon, den König zu überfallen und ihm das Versprechen abzunöthigen, seine Mutter und die Guisen von der Regierung zu entfernen und sich ihrer Rathschläge zur Wohlfahrt des Landes zu bedienen. Allein die Verschwörung wurde entdeckt und durch die Guisen der Anschlag vereitelt, ja bald nachher der König Anton von Navarra und Prinz Ludwig von Condé unter dem Vorwand einer Ständeversammlung nach Orleans gelockt, wo sie sogleich in Haft genommen und Letzterer als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt wurde. Da starb der achtzehnjährige König Franz II. und es folgte Karl IX., ein Knabe von 10 Jahren, weßwegen Katharina von Medicis von den Ständen feierlich zur Regentin ernannt wurde. Diese entließ den gefangenen Condé, ja sie verband sich heimlich mit den Bourbonen, weil ihr die allzumächtigen Guisen schon furchtbar waren. Auch veranstaltete sie ein Religionsgespräch zu Poissi, wo Calvins Amtsgenosse, Theodor Beza, die Lehre der Reformirten mit aller Beredtsamkeit vertheidigte. Allein es kam auch ein päpstlicher Legat und der Jesuitengeneral Lainez dahin, welche die Protestanten Schlangen, Affen, Füchse und Wölfe nannten, und es für den höchsten Frevel gegen Gott erklärten, den Ketzern freie Religionsübung zu gestatten. So blieb auch dieser Versuch, die erbitterten Gemüther zu versöhnen, erfolglos; erfolglos auch, was de l'Hopital im Staatsrathe sprach; er konnte nichts bewirken, als das Edict, daß die Hugenotten nicht mehr mit dem Tode, nur mit Landesverweisung bestraft werden sollten, und dann wieder, daß es ihnen erlaubt sei, außer den Stadtmauern Gottesdienst zu halten. Da gab eine Gewaltthat im J. 1562 das Zeichen zum Bürgerkriege. Der Herzog Franz von Guise zog durch die kleine Stadt Vassi in der Champagne, als eben die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten. Einige von seinen Leuten fingen mit Hugenotten Händel an und es kam vom Wortwechsel zum Streite, wobei sich die Hugenotten mit Steinwürfen vertheidigten. Da flog ein Stein dem Herzoge in's Gesicht, worüber sein Gefolge in solche Wuth gerieth, daß es über die wehrlosen Hugenotten herfiel, an die 60 Menschen, Männer, Weiber und Kinder, tödtete, und noch weit mehrere verwundete.

Dieses Ereigniß gab das Zeichen zum Kriege; der Herzog von Condé und der Admiral Coligni riefen sogleich die erbitterten Hu-

genotten zu den Waffen, und im ganzen Reiche ſtanden Katholiken und Reformirte einander in gerüſteten Schaaren gegenüber, und Tauſende fielen in Schlachten und in kleineren Gefechten, ohne die unſchuldigen Opfer zu zählen, die inzwiſchen aus ihren friedlichen Häuſern der Religion wegen gewaltſam geriſſen, unter den Händen grauſamer Soldaten oder Henker, unter dem Schutte ihrer brennenden Häuſer begraben oder in Kerkern verſchmachtend ſtarben. Freilich hat die gereizte Wuth der Reformirten auch manche Gräuelthat begangen, und von beiden Seiten traf der Würgengel Vornehme und Geringe. Auch der König Anton von Navarra, der, weil man ihm die Inſel Sardinien verſprochen hatte, gegen ſeine Glaubensgenoſſen kämpfte, fiel in der Belagerung von Rouen, und ein fanatiſcher Hugenotte erſchoß den Herzog Franz von Guiſe, als er eben Orleans belagerte. Dieſer Tod nöthigte die Katholiken zum Frieden, welchen die Hugenotten unter der Bedingung eingingen, daß ihnen völlige Religionsfreiheit im ganzen Lande bewilligt werde, welches auch mit Ausſchluß der Stadt Paris zugeſtanden wurde. Wirklich ſchien die Königin Mutter den Frieden ernſtlich zu wünſchen; als ſie aber im J. 1567 mit ihrer Tochter Eliſabeth, König Philipps II. Gemahlin, und dem Herzoge von Alba an der Grenze zuſammenkam, wurde ſie auf andere Gedanken gebracht, und ſie beſchloß mit den Söhnen des Herzogs von Guiſe, Heinrich von Guiſe und Karl von Mayenne, neue Verfolgung der Proteſtanten. Der Sohn des Königs Anton von Navarra, Heinrich, war damals als ein Knabe von vierzehn Jahren zugegen; man bewunderte ſchon damals die geiſtreichen Geſichtszüge und verſtändigen Reden deſſelben, mochte aber wohl nicht ahnen, daß er der Mann werden ſolle, der das Gewebe ſpaniſch-italieniſcher Politik, das eben die Königin mit dem Herzog Alba ausſpann, zerhauen würde. Als nun wieder allen Geſetzen zum Hohne den Hugenotten Kirchen und Schulen weggenommen und ſie ſelbſt auf's Gräulichſte verfolgt wurden, begann in den Jahren 1568—1570 neuer Krieg. Nicht entmuthigte die Hugenotten der Tod des Prinzen Ludwig von Condé, noch führte ſie der Admiral Coligni, und die heldenmüthige Johanna d'Albret, verwittwete Königin von Navarra, kam mit ihrem Sohne Heinrich in's Lager der Hugenotten, und übergab ihnen den 16jährigen Jüngling, der ſie führen ſollte an Coligni's Seite, und der Prinz gelobte: zu fechten für die Sache, ſei es zum Siege oder zum Tode. Zu ihnen geſellte ſich auch der junge Heinrich, Herzog von Condé, und beide Jünglinge traten nun ihre Laufbahn an, und erkämpften wirklich wieder die Religionsfreiheit, die ihnen der König in dem 1570 geſchloſſenen Frieden, nebſt dem Zutritt der Hugenotten zu allen Aemtern und die Räumung von vier Feſtungen als Sicherheitsplätzen gewähren mußte. Zur Bekräftigung dieſes Friedens ſollte Heinrich von Navarra (die Feinde nannten ihn von ſeinem kleinen Beſitzthum Bearn, ſpottweiſe den Bearner) die Schweſter des Königs, die ſchöne Margaretha von Valois heirathen, wodurch denn das Haus Bourbon mit Valois zur Gewährleiſtung eines beſtändigen Friedens verbunden wurde. Dieſe Verbindung ſollte ein Feſt für ganz Frankreich ſein, der Prinz Condé, der edle Coligni und alle Häup-

ter der Hugenotten wurden nach Paris eingeladen, ja eine Menge vornehmer und geringer Hugenotten strömte nach der Hauptstadt, um den Festlichkeiten und der Vermählung ihres geliebten Feldherrn beizuwohnen. Zu gleicher Zeit wurde auch die Vermählung Königs Karl IX. mit der Prinzessin Elisabeth, Kaiser Maximilians II. Tochter, vollzogen; sie war edel und gutmüthig wie ihr Vater, allein ihr Einfluß auf den König und den Hof war bei den Umtrieben der Königin und ihres dritten Sohnes, Heinrich, Herzogs von Anjou, den sie am meisten begünstigte, vereitelt. Als der Admiral Coligni nach Paris kam, nahm ihn der König sehr freundlich auf, gab ihm seine Stelle im Staatsrathe wieder mit einem Geschenke von hunderttausend Livres, und der edle Patriot ward bald des Königs täglicher Gesellschafter. Er benützte das Zutrauen seines Monarchen, und rieth ihm, die Regierung nun selbst zu übernehmen, indem er ihm den nachtheiligen Einfluß der Königin begreiflich machte. Wirklich schien Karl IX. von dem Gedanken, selbst zu regieren, erhoben zu sein, wußte aber seine Absichten nicht geheim zu halten, so daß Katharina von Medicis bald Alles erfuhr, was ihm der Admiral gerathen hatte. Nun reiften schon längst gehegte Blutgedanken in der Seele dieses Weibes, und sie theilte sie ihrem Liebling, dem Herzog Heinrich von Anjou, mit. Der spanische Gesandte und der päpstliche Legat bestärkten sie darin, und es wurde beschlossen, den Admiral, die Prinzen von Bourbon und alle Hugenotten mit einem Schlage zu vernichten. Der Herzog Heinrich von Guise und mehrere andere Herren vom Hofe wurden mit dem Plane bekannt gemacht, und man suchte nun dem König allmählig Argwohn gegen den Admiral beizubringen, und endlich als man ihn von einem furchtbaren Anschlage der Hugenotten auf das Leben des Königs und der ganzen königlichen Familie, der freilich erdichtet war, benachrichtigte, ließ sich auch dieser für die Schandthat gewinnen, und es wurde beschlossen, in der Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. August den Admiral Coligni und alle anwesende Hugenotten in Paris auf ein gegebenes Zeichen mit der Glocke von der Hauptkirche Notre-Dame zu ermorden. Auch die beiden Prinzen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé sollten fallen, doch sträubte sich des Königs Gemüth dagegen, aus Scheu, königliches Blut zu vergießen.

Während an diesem furchtbaren Plane geschmiedet wurde, waren die Hugenotten ganz ohne Ahnung der drohenden Gefahr, und gaben sich sorglos der süßen Hoffnung hin, daß nun bald eine bessere Zeit für sie und ganz Frankreich kommen solle. Der plötzlich erfolgte Tod der Königin Johanna von Navarra, und ein meuchelmörderischer Anfall auf des Admirals Leben, der, als er vom Louvre (die damalige Residenz des Königs) zurückkam, aus einem Fenster durch eine Kugel an der rechten Hand und am linken Arme verwundet wurde, erregte zwar unter den Hugenotten einigen Argwohn, der aber bald wieder durch die Schmeicheleien der königlichen Familie zerstreut wurde. Erst am Abend des anberaumten Tages wurden die Anführer der Bürgercompagnie heimlich von einem Marschall versammelt, und ihnen der Befehl bekannt gemacht, mit der bewaffneten Bürgerschaft um Mittermacht vor dem

Rathhause sich aufzustellen, alle Plätze, Kreuzwege mit Wachen zu besetzen, und vor die Straßen Ketten zu ziehen, auch an allen Fenstern Fackeln auszustecken. Als die Männer den Zweck dieser Verfolgung vernahmen, entsetzten sie sich anfangs, und entschuldigten sich mit ihren Gewissen; allein der Marschall fuhr sie sogleich mit Drohungen an und erweckte den alten Religionshaß so eindringlich, daß sie erschrocken in Allem, was man verlangte, Gehorsam angelobten. Indessen war der König und der ganze Hof in der bangsten Erwartung in dem Louvre beisammen. Besonders thätig war die Königin Mutter, welche dem Könige, der in der höchsten Unruhe von einem Gemach in das andere rannte und oft ängstlich und zitternd zum Fenster hinaus sah, nicht von der Seite ging. Man hatte Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er den Befehl zum Läuten der Glocke gäbe. Als dieß endlich geschehen war, theilte sich seine Angst der ganzen Versammlung mit, ja es wurde ein Offizier an den Herzog von Guise abgesandt, mit dem Befehle, nichts gegen Coligni zu unternehmen. Allein das war zu spät, denn schon war der Herzog mit einer Schaar Bewaffneter in's Haus des Greises eingedrungen, dessen zum Fenster hinausgeworfener Leichnam gleichsam das blutige Zeichen war zu allen Gräuelthaten, die da kommen sollten. Ein fürchterliches Geschrei erhob sich auf den Klang der Lärmglocke, und es erschienen nun auch die Bürgercompagnien, welche gleich allen Katholiken, um sich von den Reformirten zu unterscheiden, ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz an den Hüten trugen. Die Reformirten stürzten auch aus den Häusern, um zu sehen, was es gäbe; und das gräßliche Gemetzel begann sogleich. Alle Straßen und Plätze erfüllte Mord und Todschlag, Hilferuf und Stöhnen der Sterbenden, bis in den Louvre verfolgte die Wuth ihre Opfer. Doch nicht nur Hugenotten, auch viele Katholiken wurden von ihren eigenen Glaubensgenossen niedergemacht; wer nur irgend ein Rachegefühl nährte, suchte es in dieser Nacht zu sättigen. Schuldner stießen ihre Gläubiger, Diener ihre Herren nieder, und viele reiche Katholiken wurden gleich den Ketzern grausam ermordet. Sobald das Toben und Wüthen allgemein wurde, gerieth selbst der König, der anfangs zitterte und bebte, in Wuth, und rief unaufhörlich zum Fenster hinaus: Mordet! ja er soll selber mit einer Flinte unter die Flüchtlinge geschossen haben, die sich über die Seine zu retten versuchten. Wenigstens ist es gewiß, daß er am folgenden Tag in Begleitung seines Hofes durch die Stadt ging, um sich an den Gräueln zu weiden, deren alle Straßen voll waren.

Doch nicht nur in der Hauptstadt, auch in den Provinzialstädten des Reichs, wo es Hugenotten gab, erfolgte, auf königlichen Befehl, ein ähnliches Blutbad, und man rechnet die Zahl der Ermordeten nach der mäßigsten Angabe auf dreißigtausend. Zur Ehre der Menschheit muß man berichten, daß nicht alle Befehlshaber in den Provinzen dem grausamen Befehle Folge leisteten. Der Graf Tende, Stadthauptmann in der Provence, zerriß das königliche Schreiben auf der Stelle, und der Vicomte von Orthe, Präfekt von Bayonne, schrieb an den König: „Sire! ich habe Ewr. Majestät Befehl den Bewohnern und der Besatzung kund gemacht, und da lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten,

aber nicht einen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Majestät unterthänigst, Sie wollen unsere Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen, seien sie auch noch so verwegen, als sie wollen, aufzufordern geruhen." Doch starben beide hierauf so schnell, daß man sich nicht des Argwohns erwehren kann, es sei ihnen ihr Ungehorsam mit Gifte vergolten worden.

Der König Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé fanden in dieser Nacht, welche man der einige Tage zuvor gefeierten Hochzeit wegen die Pariser Bluthochzeit, und die Bartholmäusnacht nennt, in einer Kirche ihre Zuflucht, wo man ihnen das Versprechen abnöthigte, ihren Glauben abzuschwören; welches sie auch hernach, da der König drohte, sie widrigenfalls hinrichten zu lassen, wirklich thun mußten. Die Unschuldigste am Hofe, deren gefühlvolles Herz unsäglich litt in dieser Nacht, war die edle Königin Elisabeth, und ihr Vater Maximilian II. schrieb seinem Tochtermanne darüber mit gerechtem Abscheu. Dieselbe Wirkung that die Nachricht auf alle Deutsche ohne Unterschied der Religion, und in England wurde der Religionshaß gegen die Katholiken und gegen die damals noch eingekerkerte Maria Stuart dadurch aufs Höchste gesteigert. Allein König Philipp II. triumphirte darüber, und Papst Gregor XIII. hielt eine Danksagungsfeier, daß die Welt von so vielen Ketzern befreit worden sei, ließ Kanonen lösen und eine eigene Münze auf die Pariser Bluthochzeit schlagen.

Furchtbar aber rächte sich die verruchte That an dem Könige. Angst und Gewissenspein zerrütteten ihm Leib und Seele, und es waren noch nicht zwei Jahre nach der Bartholomäusnacht verflossen, als er im 24. Jahre seines Lebens starb. In seiner Sterbestunde dankte er Gott, daß er keinen Sohn hinterlassen, weil er es an sich selbst erfahren, welch ein Unglück es für ein Volk sei, wenn in solch unruhigen Zeiten ein Kind auf dem Throne sitze. Als er aber starb, war schon wieder das ganze Reich in blutigen Bürgerkrieg verwickelt, denn die ermordeten Glaubensgenossen fachten grimmige Rache bei den Hugenotten an, die in den Sicherheitsplätzen das allgemeine Blutbad nicht hatte erreichen können.

§ 8. Heinrich IV., der große König von Frankreich.

Bei dem Tode Karls IX. war der Hof in großer Verlegenheit, da der Herzog Heinrich von Anjou, der rechtmäßige Nachfolger, nicht in Frankreich war. Katharina von Medicis hatte nämlich diesem, ihrem Lieblinge, (weil sie nicht wissen konnte, daß Karl IX. so frühe, und ohne leibliche Erben sterben würde), mit vielem Gelde im J. 1573 die polnische Krone verschafft. Heinrich war nun schon seit vier Monaten in Krakau, und am Hofe zu Paris hatte sich noch während der letzten Krankheit des Königs, Karls IX., die Partei der sogenannten Politiker gebildet, welche den vierten Sohn Heinrichs II., den

Herzog Franz Herkules von Alençon, zum König von Frankreich erheben wollten. Katharinen gelang es zwar, diese Verschwörung zu unterdrücken, indem sie einige Herren vom Hofe hinrichten ließ; allein nach dem Tode des Königs begab sich der Herzog von Alençon zu den Hugenotten, und als auch der König von Navarra von Paris entwichen sich dahin verfügte, erhob sich wieder der Religionskrieg drohender als je. Da verließ Heinrich, ohne Abschied zu nehmen, Polen, und kam nach Frankreich, und um ihm den Thron zu verschaffen, schloß Katharina mit den Hugenotten unter den billigsten Bedingungen Frieden.

Nun war Heinrich, seines Namens der Dritte, König, lebte aber wie vor im bacchantischen Taumel sinnlicher Vergnügungen, ohne sich viel um die Regierung zu bekümmern. Die lüderlichsten und schlechtesten Menschen waren seine beständigen Gesellschafter, er nannte sie seine mignoris (Schooßkinder), die gleich ihm oft tagelang wie Weiber gekleidet und auf's sorgfältigste herausgeputzt herumliefen. In diesem Aufzuge empfing Heinrich III. Audienzen, ging in die Kirche, in's Schauspiel, zum Balle und zur Tafel. Zuweilen mußten die Hofdamen der Königin Mutter als Männer gekleidet bei Tische aufwarten, und sich dabei allen Muthwill der Mignoris gefallen lassen. Kurz es war der Hof des Königs einem Wirthshause ähnlich, wo beständige Bälle, Gastmähler, Maskeraden und mitunter Andachts- und Bußübungen, doch auch meist mehr unanständiger und toller, als frommer Art, stattfanden; denn die jesuitischen Beichtväter entschuldigten zwar diese Ausschweifungen als Schooßsünden, legten jedoch den Wüstlingen von Zeit zu Zeit kleine Kasteiungen auf, die oft schamloser waren, als die Sünden selbst. Bald wurde wieder um ungeheure Summen gespielt, und wenn nichts mehr den erschöpften König vergnügen konnte, so begab er sich in seine Menagerie von Hunden, Affen und Papageien, deren Unterhalt mit prächtigen Betten und Gemächern nicht wenig kostete. Zu all dieser tollen Verschwendung brauchte man nun auch unendlich viel Geld, und die Mignoris, allgewaltig wie sie waren, schrieben nach Belieben die drückendsten Steuern aus. Das Parlament von Paris, ein beständiger Gerichtshof, der die königlichen Befehle, die ohne Reichstag gegeben wurden, bestätigen sollte, protestirte vergebens, man achtete weder auf die Stimme der Gerechtigkeit, noch auf die öffentliche Meinung.

Währenddem König Heinrich III. so leichtsinnig dahin lebte, faßte der junge Herzog Heinrich von Guise den Entschluß, sich der Regierung zu bemächtigen, und da der Herzog von Alençon eben damals starb, und man beinahe mit Gewißheit voraussehen konnte, daß auch Heinrich III. ohne Sohn sterben werde, die Nachfolge im Reiche seinem Hause, welches er durch erdichtete Stammregister von Kaiser Karl dem Großen ableitete, zu verschaffen. Dadurch sollte nun das Haus Bourbon und zunächst das Haupt desselben, König Heinrich von Navarra, von dem Throne ausgeschlossen werden. Guise stiftete deßhalb die sogenannte heilige Ligue, einen Bund von fanatischen Katholiken aus allen Ständen, der es sich zum Gesetze machte: alle Hugenotten in Frankreich auszurotten. Zu diesem Zwecke wurde ein großes

Heer geworben, und der ſchwache König Heinrich III., der das Gewebe nicht ſogleich durchblickte, bewegen, die Religionsfreiheit wieder aufzuheben. Sogleich ergriffen auch die Hugenotten wieder die Waffen, Prinz Heinrich von Condé kam mit Hilfstruppen aus Deutſchland, und Heinrich von Navarra führte ſeine Glaubensgenoſſen, denn er hatte, gleichwie Condé, ſeinen Abfall zur römiſchen Kirche bereits widerrufen. Mit Ungeſtüm eroberten dieſe Helden eine Feſtung nach der andern, und bei Coutras erfocht er einen herrlichen Sieg 1587, deſſen Vortheile aber nicht gehörig benutzt wurden, denn der Herzog von Guiſe wurde immer mächtiger, und vereitelte alle Anſchläge der Reformirten. Ja er ging ſo weit, daß er die Pariſer gegen den König aufwiegelte, ſo daß ſie durch vorgezogene Ketten die Straßen ſperrten, die Thüren mit Fäſſern, Balken, Brettern, Wagen und allerlei Hausgeräth verrammelten, und ſich mit geladenen Gewehren an die Fenſter ſtellten, weil man ihnen geſagt hatte, der König wolle ſie mit ſeiner Schweizergarde überfallen. Katharina von Medicis, welche nun auf einmal ſich aller Macht beraubt ſah, wußte keinen andern Rath ihrem Sohne zu geben, als den Herzog von Guiſe zum Generalſtatthalter des Reichs zu ernennen. Als ſolcher ließ dieſer im J. 1588 zu Blois einen Reichstag verſammeln, auf welchem er den König mit allem Uebermuthe, der ihm eigen war, erniedrigte. Da ermannte ſich der König, und in der äußerſten Erbitterung beſchloß er, den Herzog von Guiſe ermorden zu laſſen. Es lebte damals in Frankreich Ludwig Crillon, einer der größten Kriegshelden ſeiner Zeit, den man nicht anders, als den Mann ohne Furcht, und den König Heinrich III., den Braven nannte. Seine Tapferkeit war aber nicht größer als ſein Edelmuth und ſeine Tugend. Unter den Königen Heinrich II., Franz II., Karl IX. hatte er bereits gedient, und in den Seeſchlachten des Infanten Don Juan gegen die Türken gefochten, immer treu ſeinen Königen, unbeweglich aber jederzeit, zu einem Bubenſtücke ſeinen Arm herzuleihen, weßwegen man ihm auch die Vorbereitungen zur Bartholomäusnacht ſorgfältig verheimlichte, und als ſie vorüber war, es ohne Ahndung hinnahm, daß er ſie als eine Schandthat mißbilligte. Dieſem Manne machte König Heinrich III. den Antrag, den Herzog von Guiſe zu ermorden. Allein dieſer antwortete: „Ich kann die Ehre nicht mit einer Schandthat beflecken;“ und als ihm der König ſagen wollte, daß ja alle Stände, über den Herzog aufgebracht, für deſſen Ermordung geſtimmt hätten, unterbrach er ihn mit den Worten: „Sprechen Sie es nicht aus, Sire, und erlauben Sie, daß ich mich vom Hoflager entferne, um darüber erröthen zu können, daß mein König, für den ich tauſendmal mein Leben zu opfern bereit bin, mir hat zumuthen wollen, auch meine Ehre zu opfern.“ Inzwiſchen fanden ſich acht andere Edelleute aus der Leibwache, die den Herzog von Guiſe, als er eben zum König gehen wollte, erdolchten. Mit ihm wurden mehrere ſeiner Freunde und auch ſein Bruder, der Cardinal, ermordet; einer ſeiner Brüder, Karl von Mayenne, entfloh nach Flandern. Als Heinrich III. ſeiner krank darniederliegenden Mutter die Nachricht von dieſem Ereigniſſe brachte, ſprach ſie: „Jetzt ſind zwei Dinge Noth, Schnelligkeit und Entſchloſſenheit.“ Bald darauf ſtarb

dieſes Weib, das binnen drei Regierungen durch ihre Herrſchſucht Frankreich an den Rand des Abgrundes gebracht hatte. Ihr Sohn Heinrich III. hatte nicht die Kraft mehr, ihren Rath zu befolgen, und nicht Muth genug, ſogleich nach Paris zu ziehen und das rebelliſche Volk im erſten Schrecken wieder zum Gehorſam zurückzuführen. Da ſetzten denn die Liguiſten Alles in Aufruhr, die Prieſter verfluchten den König von der Kanzel herab und die Sorbonne, ein geiſtliches Gericht zu Paris, ſprach das Volk von dem Eide der Treue los. Bald kam auch der Herzog Karl von Mayenne und ſtellte ſich an die Spitze, und Hilfstruppen ſandte König Philipp II. Da blieb dem Könige Heinrich III. nichts übrig, als ſich den Reformirten in die Arme zu werfen. Der König von Navarra nahm ihn freudig auf und vereint rückten nun Beide vor Paris. Da kam ein Dominikaner in's Lager und ermordete den König, der ſterbend ſeinen Schwager Heinrich von Navarra, in deſſen Armen er ſtarb, zu ſeinem Nachfolger ernannte (1589).

Das ganze Heer des Königs trat nun zu Heinrich von Navarra über und begrüßte ihn als König von Frankreich, den Vierten ſeines Namens; viele edle Männer waren darunter, auch der tapfere Crillon, der von nun an mit aller Treue an ihm hing und ſein vertrauteſter Freund war. Bei alle dem verfloſſen noch vier Jahre, bis Heinrich IV. in Paris einziehen konnte. Der Gedanke, daß ein Ketzer in Frankreich regieren ſollte, empörte die Liguiſten, und Herzog Karl von Mayenne, der ſich immer enger mit dem Könige von Spanien verband, benutzte dieſe Abneigung. An der Spitze eines Heeres überfällt er den König Heinrich IV. bei Arques, als dieſer eben einen Theil ſeines Heeres weggeſchickt hatte, da die Liguiſten auf allen Punkten losſchlugen. Allein Heinrich nahm die Schlacht an und ſchlug ſich mit ſo vielem Muthe, daß die Feinde in größter Unordnung die Flucht ergreifen mußten. Damals ſchrieb er dem Crillon: „Hänge Dich auf, braver Crillon, wir haben bei Arques den Feind geſchlagen und Du warſt nicht dabei.“ Jetzt ſtellte der Herzog von Mayenne den alten Cardinal Karl von Bourbon, einen Oheim Heinrichs IV., als König auf, und da dieſer ſchon im J. 1590 ſtarb, ſuchte König Philipp II. ſeiner Tochter Eugenie Iſabella, deren Mutter Eliſabeth, wie ſchon oben erzählt worden, eine Valois war, die franzöſiſche Krone zu verſchaffen. Allein die Stände waren dagegen, weil ſie das ſaliſche Geſetz, welches das weibliche Geſchlecht vom Throne ausſchließt, nicht umgehen wollten. Allgemein wünſchte man, und ſelbſt viele Hugenotten riethen es, Heinrich IV. möchte wieder zur katholiſchen Kirche zurückkehren. Lange konnte dieſer ſich nicht dazu entſchließen; er verband ſich lieber mit der Königin von England, die damals alle Feinde Philipps II. beſchützte, und ſchlug ſich tapfer mit den Liguiſten. Die entſcheidendſte Schlacht gewann er bei Ivri, wo er den Karl von Mayenne, der ein viel größeres Heer von ſpaniſchen und deutſchen Hilfsvölkern hatte, anzugreifen wagte. Früh am Morgen ordnete er ſein kleines Heer und betete dann auf den Knieen zu Gott, er möchte ihm ſtatt des Sieges den Tod geben, wenn er vorher wiſſe, daß er ein ſchlechter König werden würde. Da riefen ſeine Krieger laut: „Es lebe

der König!“ Heinrich aber bestieg sein Roß, sprengte durch die Reihen und redete ermuthigende Worte, indem er damit schloß: „Und wenn Ihr Eure Standarten verlöret, so sehet nach meinem weißen Federbusch, Ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden!“ Wirklich focht er wie ein gemeiner Ritter, und ein glänzender Sieg erfolgte, in welchem Heinrich nicht nur durch seine Tapferkeit, mehr noch seine Güte und Menschlichkeit bei dem Volke gewann. „Schonet meiner Franzosen!“ rief er den Reitern zu, welche die fliehenden Feinde verfolgten, und die Gefangenen empfing er, wie ein liebender Vater pflichtvergessene Söhne, wenn sie zurückkehren, aufzunehmen pflegt. Nun rückte er vor Paris, konnte aber, da der spanische Einfluß noch zu mächtig war, diese Stadt weder durch Güte, noch durch Gewalt gewinnen; ja er mußte seine Waffen bald gegen andere Seiten, wo ihn die Liguisten und Spanier angriffen, wenden und beinahe jede einzelne Stadt Frankreichs besonders erobern. Erst im J. 1594, als er zur römisch-katholischen Kirche öffentlich übertrat und sich auch zu Chartres feierlich krönen ließ, öffneten sich die Thore von Paris. Auch nun zeigte Heinrich IV., welch ein gütiger König er sei; er übte keine Rache an seinen Feinden, sondern vergoldete, wie er selbst sagte, die Bösen alle Tage, damit das Blei ihrer Bosheit nicht sichtbar werde. Und doch konnte er den Fanatismus nicht entwaffnen, der ihn noch immer für einen Ketzer ansah; denn noch in demselben Jahre wollte ihn ein Jesuitenschüler, erst 19 Jahr alt, erstechen, stieß ihm aber, die Kehle verfehlend, nur ein Paar Zähne ein. Der Mörder gestand, daß ihn nichts als die Liebe zur katholischen Religion und die Lehre der Jesuiten, daß es verdienstlich sei, einen ketzerischen König zu ermorden, verleitet habe. Darauf beschloß das Parlament, die Jesuiten als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs aus Frankreich zu verbannen. Noch drei Jahre dauerte der Krieg mit Philipp II., den Heinrich im J. 1597 durch den Frieden von St. Vervins glorreich beschloß, so daß Frankreich im Innern völlig ruhig und durch Handel, Gewerbe und Ackerbau blühend, außen aber gefürchtet und mächtig dastand, während Spanien, wie schon erzählt worden, seinem Verfalle zueilte. Mit Hilfe seines weisen Ministers und Freundes, des Marquis von Rosny, den er zum Herzog von Sully erhob, führte er eine weise Sparsamkeit ein, bezahlte die Staatsschulden und vermehrte die Einkünfte, ohne jedoch das Volk zu drücken. Am wenigsten erlaubte er Beeinträchtigung des Landvolks, und zum Herzog von Savoyen sagte er einst: „Wenn ich noch eine Zeitlang lebe, so soll kein Bauer in Frankreich sein, der nicht alle Sonntage sein Huhn im Topfe habe.“ Aber auch seiner vorigen Glaubensgenossen vergaß er nicht; denn schon im J. 1598 gab er das Edict von Nantes, in welchem er den Reformirten gleiche Rechte mit den Katholiken bewilligte. Außerdem bestrebte sich Heinrich IV., einen allgemeinen dauernden Frieden in ganz Europa herzustellen, und weil er glaubte, daß die Macht des Hauses Habsburg in Spanien und Oestreich noch immer zu groß sei, gingen alle seine Absichten dahin, es zu schwächen; ein Plan, den auch seine Nachfolger genau befolgten. Darum wollte er auch ein neues Staaten-

syſtem in Europa begründen; es ſollte die chriſtlich-europäiſche Republik, wie er ſie nannte, aus ſechs Erbmonarchien, vier Wahlreichen und vier größern Republiken beſtehen, die ihre Angelegenheiten gemeinſchaftlich berathen und entſcheiden ſollten. Leider mußte auch dieſer große, gute König das Opfer eines ränkevollen Weibes werden, durch welche die innere Ruhe und Wohlfahrt Frankreichs, ſo theuer durch ſein Schwert erkämpft, wieder geſtört und der Keim zum Verfalle Frankreichs gelegt wurde. Von der laſterhaften Margaretha Valois, die das ſchändliche Leben, das am Hofe ihrer Brüder herrſchte, zum Aergerniß aller Welt fortſetzte, ließ er ſich ſcheiden und gab ſich inzwiſchen ganz der Neigung zu der liebenswürdigen Gabriele d'Eſtrees hin; ja er wollte ſie ſogar heirathen und zur Königin erheben, allein ſie ſtarb plötzlich, und Heinrich IV. ließ ſich bereden, die Tochter des Großherzogs von Toscana, Maria von Medicis, zu ehelichen, um die Katholiken im Lande durch die Verbindung mit einer Prinzeſſin aus einem ächt katholiſchen Hauſe endlich zu verſöhnen. Bei dieſer Gelegenheit kamen auch wieder die Jeſuiten in's Land; er mußte ihnen die Rückkehr geſtatten, damit der Papſt die Eheſcheidung von der Margaretha von Valois zulaſſe, und die Thätigkeit dieſes Ordens wurde bald ſichtbar; denn nicht nur lockten ſie dem Könige mehr Freiheiten und Beſitzthümer ab, als ſie je hatten, ſondern ſie brachten auch ihre Anhänger in die höchſten Ehrenämter; ja der König, um zu zeigen, wie arglos er ſei, nahm ſogar den Jeſuiten Cotton zu ſeinen Beichtvater. Allein die Jeſuiten vergalten ihm mit Undank. Heinrich, als er von dem Buche hörte, das der ſpaniſche Jeſuit Mariana geſchrieben, und wo unter andern der Mörder Heinrichs III. erhoben wird, weil er nach den Lehren der Theologen das Land von einem Tyrannen befreit habe, verlangte vom Pater Cotton, er ſolle die Lehre, daß der Mord eines Königs erlaubt ſei, öffentlich widerlegen, doch der Jeſuite wollte ſich dazu nicht verſtehen. Bald darnach, da eben Heinrich IV. im Begriffe ſtand, 1610 nach Deutſchland zu reiſen, um dort einige Grenzſtreitigkeiten, in die man bald auch die Religionsangelegenheit verwickelte, zu ſchlichten, wurde er mitten in Paris in ſeinem Wagen, worin noch ſieben Edelleute ſaßen, von einem fanatiſchen Menſchen Ravaillac, der früher Laienbruder war, mit vielen Meſſerſtichen erſtochen. Die Unterſuchung über dieſen Mord wurde ſo nachläſſig geführt, daß man eine weitverzweigte Verſchwörung, in die vielleicht auch die Königin ſelbſt verwickelt war (da man längſt an ihr alle Zeichen heftiger Eiferſucht und nach der That mehr Gleichgiltigkeit als Theilnahme wahrnehmen konnte), annehmen darf. Pater Cotton beſuchte den Mörder im Gefängniß und warnte ihn, Dinge auszuſagen, welche rechtſchaffene Leute verdächtig machen könnten. Dagegen war die Beſtürzung und der Schmerz des ganzen Volkes grenzenlos, und bei der Hinrichtung des Mörders brach er in unmenſchliche Wuth gegen den Elenden aus. Voltaire hat das Leben dieſes großen Königs in einem Heldengedichte beſungen, freilich nicht wie Homer ſeinen Achilles; allein das Schickſal haben ja auch unſere Hermanne und die Hohenſtaufen!

Nun folgte Heinrichs unmündiger Sohn Ludwig XIII. und der

Königin Maria von Mediels verderbliche Regentschaft. Die Jesuiten gewannen wieder, so sehr auch das Parlament protestirte, überwiegenden Einfluß, und die edelsten Männer erhoben sich gegen das Weiberregiment; auch die Hugenotten, an deren Spitze Condé stand, ergriffen die Waffen. Da gelang es dem Cardinal Richelieu, der bald auch die Königin verdrängte und nach Willkür herrschte, die Großen des Reichs und die Hugenotten mit Gewalt der Waffen zu unterdrücken. Im J. 1614 wurde der letzte Reichstag gehalten; nachher gewöhnte Richelieu das französische Volk, die königlichen Befehle für Gesetz zu halten. König Ludwig XIII., ein schwacher Fürst, wurde, gleich einem orientalischen Monarchen, an die Freuden eines glänzenden Hofes und den Umgang mit leichtfertigen Weibern angewiesen; die Regierung selbst führte Richelieu, einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, aber auch ein Tyrann, wie es wenige gegeben. Der König fürchtete und haßte ihn; als er aber im J. 1640 starb, folgte er ihm nach wenigen Monaten im Tode nach. Mächtig und groß ist Frankreich durch diese Regierung wohl geworden, doch Freiheit und Glückseligkeit im Innern ging unter der Herrscherhand dieses stolzen Priesters zu Grabe.

§ 9. Schweden und Polen.

Die Königreiche Schweden und Polen, obwohl durch das Meer von einander getrennt, kamen in diesem Zeitraume in nähere Verbindung, als für beide gut war. In Schweden regierte zu Ende des 16. Jahrhunderts der zweite Sohn Gustav Wasa's, Johann II., der seinem wahnwitzigen Bruder Erich erstlich vom Throne stürzte und dann im Gefängnisse vergiften ließ. Aber auch er regierte nicht viel besser, und seine Verbindung mit der polnischen Prinzessin Katharina, einer Tochter Siegmunds I., wurde die Quelle des Unheils für Schweden und Polen. Er ließ sich durch dieselbe verleiten, den Jesuiten Eingang im Reiche zu erlauben, wurde bald selbst heimlich katholisch und erregte durch Begünstigung der Katholiken und dadurch, daß er seinen Sohn Siegmund, um demselben die polnische Krone zu verschaffen, katholisch erziehen ließ, allgemeine Unzufriedenheit der schwedischen Stände.

Inzwischen war in Polen mit Siegmund August im J. 1572 das Haus Jagello ausgestorben; König Heinrich von Valois, der neuerwählte König von Polen, blieb nur vier Monate; allein auch jetzt weigerten sich die Polen noch immer, den schwedischen Prinzen auf den Thron zu erheben. Der tapfere Stephan Bathory, Fürst von Siebenbürgen, der die 52jährige Schwester des letzten Königs, Anna, heirathete, erhielt die Krone, die er eilf Jahre lang zum Ruhm und Heil des Reiches trug. Erst nach seinem Tode 1586 gelang es dem König Johann von Schweden, seinen Sohn Siegmund auf den polnischen Thron zu erheben, wo er aber, weil er die Freiheiten der Protestanten, die hier Dissidenten hießen, beschränkte, den Samen der Zwietracht im Reiche streute, und das königliche Ansehen zum Nachtheil des Landes immer mehr schwächte. Dazu kamen noch kostspielige Kriege

mit Schweden, wo er zwar im J. 1592 nach seines Vaters Tode nachfolgte, jedoch wegen seines Eifers, die katholische Religion auch hier zu verbreiten, ernsten Widerstand von den Ständen erfuhr. Da er aber mehr in Polen als in Schweden sich aufhielt, erwählten diese sogar auf einem Reichstage den vierten Sohn Gustav Wasa's, Karl, zum Reichsvorsteher. Diese Eingriffe in seine Rechte zu rächen, kam Siegmund mit einem polnischen Heere nach Schweden, wurde aber von seinem tapfern Oheim auf's Haupt geschlagen. Es begannen Unterhandlungen, in welchen die Schweden hartnäckig darauf bestanden, daß der König evangelischer Religion sein müsse, und ihm nur dann der Thron bleiben solle, wenn er seinen Sohn Wladislaw nach Schweden schickte, damit er dort im evangelischen Glauben erzogen werde. König Siegmund hingegen forderte unbedingte Unterwerfung, und die Schweden erklärten im J. 1604 seinen Oheim Karl IX. zum König. Obwohl nun außer den Polen auch Russen und Dänen diesen Herrn bekriegten, behauptete er sich doch bis an seinen Tod 1611, und übergab die Krone seinem achtzehnjährigen Sohne Gustav Adolf. Dieser junge Fürst zeigte gleich beim Antritt seiner Regierung, daß er die Tugenden seines Vaters und Großvaters im vollem Maaße geerbt habe. Er zwang die Russen und Dänen zum Frieden und zog über die Ostsee gegen die Polen, denen er einen großen Theil von Preußen und Liefland entriß und gewiß den alten Ruhm der Tapferkeit würde genommen haben, wenn ihn nicht ein größerer Kampf nach Deutschland gerufen hätte.

§ 10. Der dreißigjährige Krieg.

In Deutschland war inzwischen durch die Bemühungen des Jesuitenordens die Zwietracht zwischen Katholiken und Protestanten auf's sorgfältigste genährt, und schon standen sich die Fürsten selbst in zwei verschiedenen Bündnissen schroff entgegen. Das eine, die Ligue, vereinigte den Herzog von Baiern und die geistlichen Kurfürsten nebst einigen andern kleinern katholischen Reichsständen unter ihrem Haupte, dem Kaiser, um bei jeder Gelegenheit die Protestanten zu beschränken. Das andere, die Union, bildeten die schwäbischen, fränkischen und rheinischen Protestanten, welche eifrig über die Aufrechthaltung des Augsburger Friedens wachten, der durch den Majestätsbrief Kaiser Matthias bestätigt und auch auf die östreichischen Unterthanen ausgedehnt worden war. Als Matthias seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand II., zum Nachfolger bestimmte, war das ein Zeichen, daß den Jesuiten nun freier Spielraum zur Bedrückung der Evangelischen eröffnet werden sollte, und diese rüsteten sich heimlich gegen alle Eingriffe in ihre Rechte. Zuerst brachen die Unruhen, welche den verheerenden und langwierigen Krieg veranlaßten, in Böhmen aus. Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofs von Prag und des Abtes von Braunau bauten sich in ihren Ortschaften, vertrauend auf den Majestätsbrief, Kirchen, deren eine auf Befehl der Herrschaft niedergerissen, die andere gesperrt

wurde, mit der Erklärung, daß der Majestätsbrief nur den Ständen, nicht aber den Unterthanen gestatte, Kirchen zu bauen. Die Beeinträchtigten wählten sich, dem Majestätsbrief gemäß, ihre Vertheidiger, die sich unter dem Vorsitze des Grafen Matthias von Thurn in Prag versammelten. Diese, als ihre Bittschrift von den kaiserlichen Statthaltern zurückgewiesen wurde, stürzten zwei derselben und einen Schreiber aus dem Schloßfenster hinab, riefen das Volk zu den Waffen, erwählten zur Leitung der Geschäfte, weil auch vom Kaiser Machtbriefe erschienen, dreißig Directoren, und jagten die Jesuiten aus dem Lande. Die Empörung verbreitete sich bald in ganz Böhmen, und ehe noch kaiserliche Truppen eintreffen können, steht schon der Graf Thurn und der Graf Ernst von Mannsfeld mit einem Heere von 4000 Mann gerüstet, und aus Mähren, Schlesien und Oestreich kommen Schaaren von Mißvergnügten herbei. Im nachfolgenden Jahr 1619 stirbt Kaiser Mathias und ihm folgt Ferdinand II., in Frankfurt auch zum deutschen Kaiser erwählt. Allein die Böhmen weigern sich, ihn als König anzuerkennen, und wählen Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, einen Protestanten, zu ihrem König, rücken auch sogleich in Oestreich ein und lagern sich vor Wien. Zu gleicher Zeit fällt auch der Fürst Gabriel Bethlen von Siebenbürgen, gerufen von den Mißvergnügten, in Ungarn ein und kommt bis Preßburg, wo mit den Böhmen ein Trutz- und Schutzbündniß geschlossen wird. Auch der östreichische Adel, die Bürgerschaft von Wien und das protestantische Landvolk, aus Furcht vor dem Kaiser Ferdinand II., dessen jesuitische Grundsätze Aller Herzen von ihm abwendeten, empörten sich, und der Kaiser wird in seiner Burg zu Wien belagert. Nur seine Festigkeit, mit der er sich standhaft weigerte, erzwungene Zugeständnisse zu machen, und das Erscheinen des tapfern Dampierre mit einem Reiterregiment retten ihn. Mangel an Geschütz und Lebensmitteln nöthigen die Böhmen, die Belagerung aufzuheben, und mittlerweile treffen Hilfstruppen von der Ligue ein und Maximilian, Herzog von Baiern, schlägt im Jahr 1620 die Böhmen auf dem weißen Berge bei Prag. Der neugewählte König Friedrich aber, der inzwischen dahin gekommen war und bereits die Regierung übernommen hatte, flieht über Breslau und Berlin nach Holland. Von der andern Seite fällt der Kurfürst Georg I. von Sachsen, der sich mit dem Kaiser verbunden hatte, in Schlesien ein und die Böhmen, von allen Seiten gedrängt und entwaffnet, müssen sich der kaiserlichen Gnade unbedingt unterwerfen. Da wird der Majestätsbrief vernichtet, die bisherige ständische Verfassung aufgehoben, viele angesehene Männer, Prediger und andere Gelehrte werden hingerichtet, die Güter eingezogen, alle Kerker waren voll und über dreißigtausend Familien wanderten aus in fremde Länder. Ueber den Kurfürsten von der Pfalz und seine Anhänger spricht Kaiser Ferdinand II., ohne das Reich befragt zu haben, die Acht aus. Seine Ober-Pfalz besetzt Herzog Maximilian, die Pfalz am Rhein der Spanier Spinola. Dieß verbreitete den Krieg über ganz Deutschland, welches von dem flüchtigen Grafen von Mannsfeld in Aufregung gebracht wurde, und die Häupter der Union, Markgraf Friedrich von Baden,

Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg, Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig, ergriffen die Waffen. Allein die Badner werden bei Wimpfen von dem Niederländer Tilly, Feldherrn im baierischen Heere, geschlagen; der junge Herzog Magnus von Würtemberg fällt in diesem mörderischen Treffen mit zwölf Wunden bedeckt an der Spitze seines Regiments, und 400 Pforzheimer, von ihrem Bürgermeister angeführt, sterben Mann für Mann, damit der Markgraf indeß entfliehen könne. Herzog Christian von Braunschweig, der dem Pfalzgrafen Friedrich und seiner Gemahlin Elisabeth (einer Tochter Jakobs I. von England) auf seiner Flucht in Holland versprochen hatte, ihm sein Erbland wieder zu erobern, warb auf eigene Kosten im nördlichen Deutschland ein Heer, und nach Rittersitte mit dem Handschuh der Pfalzgräfin auf dem Hute, auf den Fahnen die Inschrift: „Alles für Gott und für sie!" fiel er verwüstend in den niedersächsischen, westphälischen und oberrheinischen Kreis ein, furchtbares Gericht haltend über Bisthümer und Kirchengüter. Als er in der Hauptkirche zu Paderborn die Bildsäulen der zwölf Apostel von gediegenem Silber fand, schickte er sie in die Münze und auf den daraus geprägten Thalern stehen die Worte: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind." Aber bei Höchst wurde er von Tilly geschlagen und bald genöthigt, sich mit dem Grafen von Mannsfeld nach Holland zurückzuziehen. Da eroberten die liguistischen Truppen vollends alle pfälzischen Länder und Herzog Maximilian von Baiern schenkte aus Freude über den großen Sieg die kostbare Bibliothek von Heidelberg dem Papste Gregor XV., und die zahlreichste Büchersammlung Deutschlands kam nach Rom! Im J. 1623, als Kaiser Ferdinand II. den Krieg schon beendigt glaubte, berief er einen Kurfürstentag nach Regensburg, wo er den König Friedrich von der Pfalz seiner Kurwürde und Länder entsetzte. Die Kurwürde erhielt der Herzog Maximilian von Baiern, obgleich drei Kurfürsten protestirten. Indessen kamen ein Jahr darauf der Herzog von Braunschweig und der Graf von Mannsfeld wieder nach Deutschland, wurden aber bei Münster in einer dreitägigen Schlacht von Tilly besiegt und das liguistische Heer drang immer weiter in Niedersachsen ein. Da wenden sich die niedersächsischen Stände an den König Christian IV. von Dänemark, welcher im J. 1625 mit Christian von Braunschweig und Ernst von Mannsfeld verbündet zu Hilfe eilt. Inzwischen hatte auch Kaiser Ferdinand II., der entschlossen war den großen Plan seines Ahnherrn Karl V. durchzusetzen und sich zum unumschränkten Herrn des deutschen Reichs zu erheben, aber auch zugleich die katholische Religion zum alleinigen Glauben in demselben zu erheben, ein Heer von 50,000 Mann aufgestellt, da er bisher den Krieg nur mit liguistischen Truppen führte. Zum Anführer desselben ernannte er den Grafen Albrecht von Waldstein oder Wallenstein, einen außerordentlichen Mann, der den größten Feldherren an die Seite gesetzt werden darf. Er war von protestantischen Eltern in Böhmen geboren, aber nach dem frühzeitigen Tode derselben durch einen Oheim den Jesuiten zur Erziehung übergeben, die ihn denn in den Schooß der katholischen Kirche zurück-

führten. Noch in seiner Jugend machte er Reisen in England, Frankreich, Spanien, Holland und Italien, studierte dann eine Zeitlang in Padua Astrologie, und mit trefflichen Erfahrungen bereichert trat er als Offizier in das kaiserliche Heer, das unter Kaiser Rudolf gegen die Türken focht. Schon hier zeichnete er sich durch Wachsamkeit, Klugheit und Tapferkeit aus, und als er nach geschlossenem Frieden eine sehr begüterte mährische Wittwe heirathete, verwandte er sein großes Vermögen beim Ausbruche der böhmischen Unruhen dazu, daß er auf eigene Kosten ein Cürassierregiment warb und dem Kaiser zuführte. Für seine Dienste in Ungarn und Schlesien bekam er vom Kaiser Ferdinand II. erstlich den Reichsgrafentitel und Friedland mit der Fürstenwürde. Als nun der Krieg in Niedersachsen wieder begann, machte er dem Kaiser den Antrag, ein Heer von 50,000 Mann auf seine Kosten in's Feld zu stellen, wenn man ihm den unumschränkten Oberbefehl und nach beendigtem Kriege einen Theil der eroberten Länder als Entschädigung gäbe. Als man von ihm nur 20,000 Mann verlangte, antwortete er: „Mein Heer muß vom Brandschatzen leben. Zwanzigtausend Mann kann ich so nicht ernähren, aber mit funfzigtausend kann ich fordern, was ich will." Sogleich ließ er werben in ganz Deutschland, und schaarenweise strömten ihm Leute aus allen Ständen zu; denn es waren schwere Zeiten, wo jeder Erwerb unsicher und Tausende ohne Heimath und Aussicht auf irgend eine Unterkunft in Deutschland herumirrten.

Mit diesem gewaltigen Heere, das auf Raub und Plünderung ausging, und, wo es hinkam, weder Freund noch Feind, weder Protestanten noch Katholiken schonte, brach Wallenstein nun gegen Sachsen auf, das noch immer, des ängstlichen Hilferufens der Evangelischen in Deutschland ungeachtet, mit dem Kaiser und den Liguisten verbündet blieb. Währenddem war der kühne Herzog Christian von Braunschweig gestorben, und Ernst von Mannsfeld, der den anrückenden Dänen vorangeeilt war, wurde von Wallenstein an der Dessauer Brücke geschlagen. Der kühne Mann schlug sich sodann durch Schlesien, Ungarn, Siebenbürgen nach Dalmatien durch, wo er den unsäglichen Kriegsbeschwerden und dem ungewöhnten Klima unterlag und von einem bösen Fieber hingerafft im 46sten Lebensjahre starb. Dasselbe Schicksal hatte auch sein Waffenbruder, der Herzog Ernst von Weimar, der in der Gespannschaft Thurotz in Ungarn starb. Beide hatten sich in diesem Lande mit dem Fürsten Gabriel Bethlen vereinigen wollen, aber sie kamen zu spät; Bethlen hatte lange gewartet und endlich unter vortheilhaften Bedingungen mit dem Kaiser Waffenstillstand geschlossen.

Währenddem war auch die liguistische Armee nicht müßig, Tilly schlug den König Christian IV. von Dänemark in zwei entscheidenden Schlachten; mit ungemeiner Tapferkeit fochten die Dänen, und ihr König scheute keine Gefahr; allein es fehlte ihm, wie allen Feldherrn der Union, der umsichtige Blick des Feldherrn; denn es war nicht mehr ein Krieg, wie etwa der Schmalkaldische, wo noch durch persönliche Tapferkeit das Meiste gethan war, und nur geringe Streitkräfte gegen-

einander wirkten; es war ein großer Krieg, wo über 100,000 Mann in Deutschland gerüstet standen, welche Massen ein durchdachter Plan in Bewegung setzen mußte, um den Punkt zu erreichen, wo eben ein Treffen zu liefern vortheilhaft sein konnte. Nun rückte auch Wallenstein in Niedersachsen ein, und vereinigt mit Tilly verfolgte er den König von Dänemark, der sich zurückziehend Frieden anbot. Die übermüthigen Feldherren schlugen jede Unterhandlung aus und drängten ihn gegen die Ostsee, und als er sich auf seine Inseln einschiffte, warfen sie ihm noch glühende Kugeln in's Meer nach. Nun lagerten sich die siegreichen Heere in Holstein, Schleswig und Mecklenburg. Im letztern Lande hauste Wallenstein, und verjagte die beiden Herzoge, weil sie den Dänen Vorschub geleistet hatten. Kaiser Ferdinand II. schenkte Mecklenburg mit dem Herzogstitel dem Wallenstein, und ernannte ihn zum Admiral der Ostsee, denn es war beschlossen, Dänemark ganz zu erobern, desgleichen auch die Ostseeküste der östreichischen Macht zu unterwerfen. Es lebte damals Bogislaw, der letzte Herzog von Pommern, der keine Erben hatte; dieß Land nun hoffte man als Reichslehn mit einem Schein des Rechts einziehen zu können, und es rückten auch sogleich Truppen in Pommern ein, welche da unterhalten werden mußten. Land und Leute wurden nun auf's unmenschlichste ausgesogen, gemißhandelt und gequält, denn jeder einzelne Soldat lebte herrlich und in Freuden, kleidete sich prächtig, und ließ sich von Bürgern und Bauern bedienen und durfte jede Schandthat begehen, ohne daß er deßhalb zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Wenig Ehre bringt es jedem Deutschen, der in diesem Heere mitzog, welches schonungslos unser Vaterland verheerte und verwüstete; beklagen muß man aber, auf Protestanten zu stoßen, die gegen ihre eigenen Glaubensgenossen im Dienste dieses entsetzlichen Feldherrn wütheten. Ein solcher war auch der Feldmarschall Arnim, dessen Tapferkeit die Nachwelt segnen würde, hätte er sie für die gute Sache gebraucht. Je erfolgreicher Wallensteins (der sich nun Herzog von Friedland und Mecklenburg nannte) Unternehmungen waren, desto mehr erweiterten sich seine Eroberungspläne, und es sollte nun in der Ostsee eine Flotte errichtet werden, um die Herrschaft in diesem Meere zu behaupten. Sodann lebte man der Hoffnung, mit der neubegründeten Seemacht sowohl die Holländer als die Engländer, die alten Feinde des Hauses Habsburg, auch aus der Nordsee zu vertreiben, und am Ende Holland wieder zu unterwerfen, und selbst die stolze Insel England, dessen König Karl I. seiner Schwester Elisabeth von der Pfalz zu Gunsten der Union und den Dänen beigestanden hatte, anzugreifen. Um diesen Riesenplan auszuführen, bemächtigte sich Wallenstein der Seestädte von Pommern, die kaiserliche Besatzung einnehmen und ihre Häfen den Oestreichern übergeben mußten. Doch an einer einzigen Stadt scheiterte das Kriegsglück Wallensteins, während die deutschen Reichsfürsten, wenige ausgenommen, und der deutsche Adel, ja das ganze Volk feige und muthlos die Glaubenssache und deutsche Freiheit verließen, und sich lieber den Söldnern Wallensteins unterwarfen, wagte es eine einzige Stadt, dem stolzen Wallenstein die Stirne zu bieten. Das war Stralsund, deren Bürger sich weigerten, östrei-

chische Besatzung einzunehmen, und sich einander den Schwur ablegten, „bei der wahren Religion Augsburgischen Bekenntnisses bis an's Ende zu verbleiben, dafür wie auch für gemeine Rechte und Freiheiten ihrer Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten, in Allem ohne Scheu und Eigennutz, und Ersparung Leibes und Guts nur des Vaterlandes Bestes in Acht zu haben, aber bei dem römischen Reiche als dessen Glied noch ferner zu bleiben, soweit es vor Gott und vor den Nachkommen und dem der Stadt zum Besten geschworenen theuren Eide verantwortlich sein würde."

Sie hielten auch, was sie geschworen hatten, und vergeblich beschoß und bestürmte Arnim die Stadt auf's heftigste; sie schlugen tapfer jeden Angriff zurück. Mittlerweile sandten sie aber nach Prag und Wien, baten dort den Wallenstein, hier den Kaiser, sich auf ihre Rechte und Freiheiten berufend, die Stadt zu schonen. Wirklich erlangten sie vom Kaiser Ferdinand II., daß er Befehl gab, von der Belagerung abzustehen; allein Wallenstein gehorchte nicht, „und wenn," sprach er, „Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter!" Er verließ Prag, wohin er nach Beendigung des dänischen Feldzugs sich begeben hatte, und verfügte sich zu seinem Heere, das er sogleich vor die Stadt Stralsund führte. Selbst der Herzog Bogislaw mußte gegen seine Stadt schweres Geschütz herbeischaffen. Nun begann eine mörderische Belagerung, viele tausend Kugeln flogen in die Stadt, und wüthend waren die Stürme. Indeß hatten die Könige von Dänemark und Schweden Hilfstruppen gesandt, und die Stralsunder vertheidigten sich nunmehr noch muthiger und wagten sogar Ausfälle, so daß Wallenstein, da auch eine dänische Flotte an der Küste von Mecklenburg erschien, die Belagerung aufheben mußte, welche ihn 12,000 Mann gekostet hatte und den Stralsundern unsterblichen Ruhm erwarb. Das Jahr darauf 1629, als der Kaiser Ferdinand II. wohl merkte, daß er mit dem König von Schweden Krieg bekommen werde, wurde mit Christian IV. von Dänemark ein Friede auf die billigsten Bedingungen beschlossen, so daß er alle eroberten Länder zurück erhielt, und nur versprechen mußte, sich nie wieder in die deutschen Angelegenheiten zu mischen.

§ 11. Gustav Adolf.

Gustav Adolf war noch in Polen, als die Herzoge von Mecklenburg, Schwestersöhne seiner Mutter, von Wallenstein vertrieben zu ihm flüchteten. Er sandte nach Wien zum Kaiser, um ihnen ihr Land wieder zu verschaffen; allein die Gesandten wurden schimpflich abgewiesen und als er drohte, sich zu rächen, sprach Wallenstein: „Der Schneekönig mag nur kommen, so peitsche ich ihn mit Ruthen zurück nach Schweden." Arnim mußte dann mit einem großen Heere nach Polen ziehen, und Gustav Adolf mußte auf der Stuhmer Haide der Uebermacht weichen; schloß aber einen vortheilhaften Frieden, der ihm den

größten Theil seiner Eroberungen, die ganze Küste am finnischen Meerbusen sicherte, und kehrte nach Schweden zurück. Hier war eben der Reichstag versammelt, welcher sogleich den Krieg gegen den Kaiser von Deutschland beschloß und sowohl Kriegsheer als Kriegssteuer bewilligte. Nachdem Alles zum Feldzuge bereit und gerüstet war, nahm er am 20. Mai 1630 in der Reichsversammlung von den Ständen Abschied. Mit seiner vierjährigen Tochter Christina, die schon in der Wiege zu seiner Nachfolgerin erwählt war, trat er in die Versammlung, welche in Thränen zerflossen den geliebten König empfing. Hier aber sprach er:

„Nicht leichtsinniger Weise stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten auf's grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in Staub und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hilfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.

Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht Gottes wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seid gerecht, seid gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.

An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahret fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seid selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euren Scheunen; Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage Allen ein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig."

Wirklich war es ein kühnes Unternehmen, gegen den Kaiser aufzutreten, dessen Macht eben jetzt den höchsten Gipfel erstiegen hatte. Die Union war wie vernichtet, Sachsen und Brandenburg hielten es mit ihm, in ganz Deutschland bis an die Ostsee hin lagerten seine Kriegsheere. Nun konnte er auch seinen Lieblingsgedanken, die Einheit des Glaubens in Deutschland herzustellen, ausführen, und nicht nur in seinen Erblanden, Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich und Steiermark, hob er die Religionsfreiheit gänzlich auf, er wollte dieß auch in ganz Deutschland erzwecken. Zuerst wurde bloß den Reformirten, die im Augsburger Frieden nicht eingeschlossen waren, aller Gottesdienst verboten, sodann das Restitutionsedikt bekannt gemacht, nach welchem alle

geistlichen Güter und Stifter, die seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogen worden waren, der katholischen Kirche wieder zurückfallen sollten. Auch wurde den katholischen Fürsten die Reformation freigestellt; man nannte nämlich das Reformation, wenn evangelische Unterthanen mit Gewalt zur katholischen Kirche zurückgeführt wurden. Allein denjenigen, die sich nicht wollten bekehren lassen, wurde das Recht eingeräumt — auszuwandern.

So war denn der Zustand des deutschen Volkes der erbärmlichste, und es schien, als sollten die Zeiten der wilden Barbarei zurückkehren und Alles in Trümmer gehen. Ein glaubwürdiger Zeuge des allgemeinen Elends ist der Bruder des Kaisers, der Erzherzog Leopold, welcher also an ihn schreibt: „Ew. kaiserliche Majestät glauben nicht, wie das Kriegsvolk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solche Gräuel, wie itzt, habe ich nicht gesehen, auch nie verstattet. Es kann im Kriege ohne allen Schaden nicht abgehen, allein das Brennen, das Todtschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen und andere Martern, welche den armen Leuten angethan werden, können die Officiere gar wohl verhindern. Ich weiß wohl, man will Ew. Majestät solche Sachen ausreden, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, Ew. Majestät getreuestem Bruder, können Sie soviel glauben. Die Officiere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht eingezogen sind, jetzt aber drei oder viermalhundert tausend Gulden baares Geld besitzen. Die Summen erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie preßten sie der katholischen Fürsten armen Unterthanen ab. Die Ungeduld fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden fühle, alles dieß Ew. Majestät zu berichten. Eine gute Anmahnung an den Herzog von Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Ew. kaiserliche Maj. um Gottes Barmherzigkeit willen, und durch seine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen." Dieselben Klagen wiederholten die Reichsfürsten auf dem Reichstage 1630, den Kaiser Ferdinand II. berief, um seinen Sohn Ferdinand III. zum römischen Könige wählen zu lassen. Der Kurfürst Maximilian von Baiern hinderte die Wahl und ruhte nicht, bis Wallenstein entlassen und sein Heer auf 30,000 Mann herabgesetzt wurde.

Noch waren die Reichsfürsten versammelt, als König Gustav Adolf von Schweden mit 15,000 Mann in Pommern landete. Sogleich verjagte er die Kaiserlichen von der Ostseeküste, setzte die Herzoge von Mecklenburg wieder ein, und erklärte überall, „daß er gekommen sei, seinen bedrängten Glaubensgenossen gegen die Gewaltthätigkeiten der Kaiserlichen und Liguistischen beizustehen." Mit unmenschlicher Grausamkeit wütheten die Kaiserlichen auf ihrer Flucht, vernichteten, was sie nicht mitnehmen konnten, mordeten ohne Erbarmen, und überall sah man nur Blutströme und Aschenhaufen. Wie mußten dem Volke die Schweden erscheinen, die so strenge Mannszucht hielten, wie bis zu dieser Zeit unerhört war, und so fromm waren, daß sie täglich mit ihren Feldpredigern zwei-

mal Gebetstunden hielten. Demohngeachtet wagten es die protestantischen Fürsten nicht, sich mit König Gustav zu vereinigen, die Herzöge von Sachsen-Weimar Bernhard und Wilhelm, die beiden Herzöge von Sachsen-Lauenburg, der Herzog Georg von Lüneburg und Christian Wilhelm von Brandenburg, der Oheim des Kurfürsten und Administrator des Erzstiftes Magdeburg, begrüßten ihn als den Retter Deutschlands, und traten zum Theil in seine Dienste. Zuerst aber brach die Stadt Magdeburg los, verjagte die Kaiserlichen, und rüstete sich, gleichwie im Schmalkaldischen Kriege Freiheit und Glauben auf's Aeußerste zu vertheidigen. Doch mußte diese brave Stadt dießmal ihren Muth schrecklich büßen. Der General Tilly, der indessen in kaiserlichen Dienst getreten war, eilte den Schweden entgegen; auf dem Wege aber lagerte er sich vor Magdeburg, um es noch vor der Ankunft der Schweden zu erobern. Gustav Adolf, der von der Noth Magdeburgs hörte, konnte es nicht wagen, sogleich dahin aufzubrechen, denn da er in allen Orten, die er erobert hatte, Besatzung zurücklassen mußte, war sein kleines Heer sehr geschmolzen, und er mußte vorher des Beitrittes von Brandenburg sicher sein, ehe er so weit vordringen und dem großen Heere Tillys die Spitze bieten durfte. Darum foderte er erstlich den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, der sein Schwager war, auf, ihm den Durchzug durch seine Länder zu gestatten und zwei Festungen für seine Truppen einzuräumen. Allein der Kurfürst hatte keinen eigenen Willen, sondern ließ sich von seinem Minister, dem Grafen Adam zu Schwarzenberg, der ein Katholik im Solde des Kaisers stand, leiten, darum auch die Bitte des Königs abgeschlagen wurde. Gustav Adolf rückte aber demohngeachtet in's Brandenburgische ein, und als ihm der Kurfürst nothgedrungen entgegen kam, machte er ihm bittere Vorwürfe. Die edle Kurfürstin und die Mutter des geächteten Pfalzgrafen Friedrich suchten ihn mit sanfter Rede zu beschwichtigen. „Meine Reise," sprach der edle König, „geht über die Elbe, um die bedrängten Magdeburger zu entsetzen, und das nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so kehre ich nach Stockholm zurück, doch am jüngsten Gerichte werdet ihr Protestanten Rechenschaft geben, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen." Nach langem Zaudern willigte endlich der Kurfürst ein, und gleich darauf eilte Gustav der Elbe zu, doch bei Wittenberg wurde ihm wieder vom Kurfürsten Georg von Sachsen der Durchmarsch verweigert, eben als die Nachricht einlief, daß Magdeburg erobert sei.

Diese Stadt vertheidigte sich unter dem Befehle des schwedischen Obersten von Falkenberg, wie einst Stralsund, mit aller Tapferkeit, war aber schon durch beständige Stürme bis zum Aeußersten gebracht und harrte ängstlich auf das Erscheinen des Königs von Schweden. Am 19. Mai ließ Tilly plötzlich die Kanonen schweigen und sogar einen Theil derselben wegführen, so daß die Belagerten meinten, Gustav Adolf müßte schon nahe sein und die Kaiserlichen rückten ihm entgegen. Allein am folgenden Morgen wurde an fünf Orten zugleich gestürmt. Die Bürger und Soldaten, welche nach so vielen Nachtwachen ermattet und

schlaftrunken auf die Wälle eilten, wurden geworfen, der tapfere Falkenberg von einer Kugel durchbohrt, und da der Pulververrath ganz ausgegangen, war an keinen Widerstand zu denken. Mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigten sich jedoch die Bürger, an ihrer Spitze der Herzog Christian, und die Weiber warfen Ziegel von den Dächern auf ihre Feinde herab. Doch aller Widerstand war vergebens, und als der Herzog vom Pferde gerissen und als Gefangener hinweggeführt wurde, war vollends Allen der Muth gesunken. Das in allen Theilen der Stadt ausgebrochene Feuer vermehrte die Noth und Verzweiflung der unglücklichen Bewohner, an denen jede menschliche Qual von den wüthenden Kriegsknechten verübt wurde. Da gingen einige Hauptleute, die noch menschliches Gefühl hatten, hinaus in's Lager und baten Tilly: er möchte doch einmal dem Morden und Plündern Einhalt thun. Tilly aber antwortete: „Laßt sie immer noch walten, kommt in einer Stunde wieder, dann will ich mich besinnen; der Krieger muß für seine Gefahr und Mühe auch was haben." Und so ging die schöne große Stadt bis auf wenige Fischerhütten an der Elbe und zwei Kirchen in Flammen auf, und unter dem Schutt und der Asche lagen gegen 30,000 Erschlagene. Als man nach zwei Tagen die Domkirche öffnete, fand man darin etwa noch tausend Unglückliche, die von Angst, Hunger und Durst halbentseelt nicht mehr um Gnade rufen, sondern nur winseln konnten. Da war endlich Tilly erweicht, ließ ihnen Trank und Speise reichen, und gestattete ihnen freien Abzug. Er hielt am fünften Tage nach der Eroberung seinen Einzug, und ließ im Dome das „Herr Gott wir loben dich" als Danksagung für den großen Sieg absingen. Dennoch machte der Anblick der unsäglichen Gräuel so tiefen Eindruck auf ihn, daß er von dem Tage an einer innern Bangigkeit und Unruhe nicht los werden konnte. Sein großes Heer, das in der ausgesogenen Umgegend von Magdeburg nicht mehr unterhalten werden konnte, führte er, ohne auf des Kurfürsten Abmahnung zu achten, in das Land Sachsen, wo er ohne Schonung, als ob er in Feindeslanden wäre, hauste. Das bewog endlich den Kurfürsten Georg, sich mit Gustav Adolf zu verbinden, und vereint rückten nun Schweden und Sachsen gegen Leipzig vor. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld kam es am 17 Sept. zur Schlacht, und Tilly traf zum ersten Mal auf einen Feind, dem er weichen mußte. Eine ganz neue Schlachtordnung und Art zu fechten hatte Gustav Adolf eingeführt, und da seine Gegenwart und Tapferkeit Alles belebte, war in wenigen Stunden ein vollkommener Sieg errungen, und die Kaiserlichen mußten in wilder Flucht Sachsen verlassen und sich nach Baiern zurückziehen. Gustav Adolf dankte noch auf dem Schlachtfelde Gott auf den Knien, daß er ihm geholfen habe. Es war aber auch durch diesen Sieg die ganze Macht des Kaisers, die noch vor kurzem unwiderstehlich schien und ganz Europa zu erschüttern drohte, wie mit einem Schlage beinahe vernichtet, denn nicht die 7000 auf dem Schlachtfelde von Breitenfeld Gebliebenen, sondern das Vertrauen, welches sich Gustav Adolf durch diese Schlacht bei aller Welt errungen hatte, machten den Sieg so erfolgreich. Alle geheimen Feinde des Kaisers und der Katholiken hatten jetzt Muth, abzufallen, die Freunde derselben aber

waren durch Angst und Schrecken wie gelähmt. Gustav's darauf folgender Feldzug glich einem Triumphe, denn wo er hinkam, empfing man ihn als einen rettenden Engel, und er flog darum so schnell von Sachsen nach Thüringen, von hier nach Franken und bis an den Rhein, um überall, wo die Protestanten in Noth waren und Bedrängniß, zu helfen und zu retten. Auf der andern Seite fiel der sächsische Feldmarschall Arnim in Böhmen ein und eroberte Prag.

Kaiser Ferdinand II. wußte in dieser Noth kein anderes Mittel, als den Herzog von Wallenstein wieder zum Feldherrn zu ernennen. Der stolze Wallenstein ließ sich lange bitten, und nahm erst unter der Bedingung den Antrag an, daß er den Oberbefehl ohne alle Einschränkung führe, und weder der Kaiser noch sein Sohn bei dem Heere je selbst erscheine, so daß er über die Eroberungen im Reiche und im ganzen Kriege frei schalten dürfe. Mit Leichtigkeit eroberte nun Wallenstein wieder Prag und vertrieb die Sachsen aus ganz Böhmen, ließ sich aber vom Kurfürsten Maximilian lange bitten, bis er ihm nach Baiern zu Hilfe kam. Dieses Land hatte indessen Gustav Adolf eingenommen, nachdem bei Ingolstadt der alte Tilly an seinen Wunden gestorben und der Kurfürst Maximilian an den Rhein geflohen war. Auch die Bürger von München überbrachten dem Könige von Schweden die Schlüssel der Stadt. Er nahm sie gnädig auf und sprach: „Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück Magdeburgs rächen können; allein fürchtet nichts, geht in Frieden, und seid eurer Habe und eurer Religion wegen unbesorgt. Mein Wort gilt mehr, als alle Capitulationen.“ Was er versprach, hielt er auch, hier und in allen eroberten Städten, wo seine Soldaten keinen Bürger auch nur im Mindesten kränken durften. Der katholische Gottesdienst wurde nirgends gestört, in München besprach er sich mehrere Stunden lang mit dem Rektor der Jesuiten über wissenschaftliche Gegenstände. Zu Augsburg lud er die Bürger mit ihren Frauen und Töchtern zu einem Balle, wo er selbst, immer heiter und fröhlichen Muthes, es nicht verschmähte, mit Bürgersmädchen den Tanz zu eröffnen.

Indessen der Herzog Bernhard von Weimar Tirol eroberte, der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel und Herzog Georg von Lüneburg an der Weser die Reste der liguistischen Truppen vollends zu Paaren trieben, lagerte sich Gustav Adolf bei Nürnberg und erwartete hier den heranrückenden Wallenstein. Doch wagte dieser es nicht, ihn anzugreifen; er verschanzte sich vielmehr bei Donauwörth, und suchte den Schweden alle Zufuhr abzuschneiden, um sie so zu zwingen, ihr festes Lager zu verlassen. Ein angebotenes Treffen lehnte er ab, und Gustav unternahm einen Sturm auf seine Verschanzung, konnte sie aber nicht erobern; weil er nicht so viele Leute zu verlieren hatte, als Wallenstein, sich auch, so weit entfernt von seinem Reiche, die Verlornen nicht so bald wieder ersetzen konnte, und zu gut wußte, daß es doch einmal zum Treffen mit Wallenstein kommen mußte. Auf diesen Moment suchte er sein Heer so stark als möglich zu erhalten. Weil er aber wegen Mangel an Lebensmitteln nicht länger

in der Gegend von Nürnberg bleiben konnte, brach er auf und zog unter Trompetenschall und Trommelschlag dicht an den Verschanzungen der Kaiserlichen vorüber gerade nach Baiern. Wallenstein ließ ihn ruhig vorüberziehen, brach aber bald hernach auch selbst auf, verbrannte sein großes Lager, und zog wider alle Erwartung, anstatt den Schweden zu folgen, nördlich nach Sachsen. Hier wurde nun wieder von dem furchtbaren Raubheere unmenschlich gesengt, geplündert, und, was sich widersetzen wollte, grausam mißhandelt und getödtet. Aerger noch als das eigentliche Heer, wüthete der Troß desselben, der aus 15,000 Weibern, Knechten und Nachzüglern aller Art, die bei dem Gepäcke, das von 30,000 Pferden gezogen werden mußte, gebraucht wurden. Sobald Gustav Adolf hörte, daß Wallenstein nach Sachsen gezogen sei, eilte er ihm nach, und vereinigte sich bei Naumburg mit dem Herzoge Bernhard von Weimar, währenddem Wallenstein Leipzig eingenommen hatte. Da es schon winterte, hielt letzterer den Feldzug für beendet, und sandte den Feldherrn Pappenheim mit einem Theile seines Heeres über Halle nach Cöln, welches von den Schweden belagert wurde. Wie Gustav hörte, daß Wallensteins Heer also vermindert worden sei, rückte er sogleich gegen Leipzig vor, und so geschah die denkwürdige Schlacht bei Lützen am 15. Nov. 1632. Wallenstein sandte sogleich dem Grafen Pappenheim den Befehl, auf der Stelle zurückzukehren, und erwartete hinter schnell aufgeworfenen Gräben, die als Brustwehren dienen sollten, den Feind. Der Morgen brach an; da aber ein dichter Nebel alle Aussicht hemmte, konnte erst gegen Mittag das Treffen beginnen. Als sich nun die Nebel erhoben, stimmten die Schweden Luthers Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ an, und der König, der den rechten Flügel befehligte, (den linken Flügel hatte er dem Herzog Bernhard von Weimar überlassen) setzte sich an der Spitze seiner Reiterei in Bewegung, indem er ausrief: „Nun wollen wir dran! das walt' der liebe Gott! Jesu! Jesu! Jesu! hilf mir heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ Nach einer leichten Kanonade und einem kleinen Scharmützel rückte er bis auf die Landstraße vor, wo hinter den Gräben das kaiserliche Fußvolk stand. Ein fürchterliches Feuer empfing die Schweden, allein die Kaiserlichen wurden geworfen, und der König war einer der Ersten, der über die Gräben setzte. Mit demselben Glücke wirft er auch die kaiserliche Reiterei, die dem Fußvolke zu Hilfe gekommen war; da hört er, daß der linke Flügel gewichen sei, und eilt darum an die Spitze eines Reiterregiments dahin, die Schlachtordnung wieder herzustellen. Er reitet aber so schnell, daß ihm nur der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg und noch etwa fünf Reiter aus dem Gefolge nachkommen, und weil er sehr kurzsichtig war, geräth er unter die kaiserliche Reiterei, die eben im Vordringen war. Da erhält sein Pferd einen Pistolenschuß durch den Hals, ein anderer zerschmettert ihm selbst den linken Arm, und er bittet den Herzog, ihn aus dem Getümmel hinwegzuführen; doch in diesem Augenblick wird er auch im Rücken durch einen Pistolenschuß so getroffen, daß er vom Pferde sinkt. Ein einziger Page ist Zeuge, wie er unter Hieben und Schüssen kaiserlicher Küraſſiere stirbt; derselbe Page ward selbst so schwer verwundet, daß er

fünf Tage nach der Schlacht in Naumburg starb. Des Königs blutiges Pferd machte bald den Schweden bekannt, was geschehen sei; auch Bernhard von Weimar vernahm die entsetzliche Kunde, und mit dem Rufe: „Ihr Schweden, ihr Finnen, ihr Deutsche, unser Verfechter der Freiheit ist todt! Was ist unser Leben, wenn wir seinen Tod nicht rächen? Wohlan denn! laßt uns beweisen, wie wir den König geliebt, den uns der Feind getödtet hat!“ gleich rasenden Löwen brechen die Schweden in die feindlichen Reihen, und schon ist die Schlachtordnung der Kaiserlichen im Wanken, als Graf Pappenheim mit seinen Reitern anlangt und mit seinem gewöhnlichen Ungestüm die Schlacht erneuert. Ueberall sucht dieser den König, den er persönlich haßte, um Aug' in Aug' mit ihm zu kämpfen, und schon sind die Schweden über die Landstraße zurückgedrängt, als Pappenheim auf den Tod verwundet vom Rosse stürzt. Die darüber entstandene Verwirrung benutzt der Herzog von Weimar und wagt noch einen Angriff. In demselben Augenblicke fliegt eine Reihe von Pulverwagen im Rücken der kaiserlichen Armee, durch schwedische Kugeln entzündet, mit fürchterlichem Gekrache auf. Die bestürzten Kaiserlichen meinen, im Rücken angegriffen zu sein, und da es schon dunkel wird, wendet sich das ganze Heer mit dem allgemeinen Geschrei: „Die Schlacht ist verloren, die Schweden kommen über uns!“ zur Flucht. Die Nacht machte der Verfolgung ein Ende, aber die Schweden lagerten sich auf dem Wahlplatze selbst, und als sie am folgenden Tage die Schlacht erneuern wollten, war kein Feind zu sehen. Wallenstein hatte sich in der Nacht nach Leipzig zurückgezogen und alles Geschütze zurückgelassen. Nun war Bernhards erste Sorge, den Leichnam des geliebten Königs aufzusuchen; man fand ihn nach langem Suchen ganz entkleidet unter vielen Körpern, entstellt von Blut und Hufschlägen, unweit eines großen Feldsteines, der noch an der Stelle liegt. Man brachte denselben nach Weißenfels, wo ihn die Königin Eleonore, die demselben nach Deutschland nachgekommen war, mit ihren Thränen benetzte; sodann wurde er aber, von tausend und tausend Thränen beweint, über Berlin nach Stockholm abgeführt. Selbst Kaiser Ferdinand II. weinte, als man ihm den Koller des Königs überbrachte, den ein Kroate erbeutet hatte, und der noch im Wiener Zeughause gezeigt wird. Man beschuldigte den Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, daß er selbst den König erschossen habe, weil er bald darauf in kaiserliche Dienste trat und katholisch wurde. Doch hat man bis heute die That nicht beweisen können.

So starb der große König im 38. Jahre seines thatenreichen Lebens. Er hatte viel mit Heinrich IV. von Frankreich gemein, den frohen und heitern Sinn, die Empfänglichkeit für Alles, was Menschen schmerzt und freut, wodurch sich Beide die unbegrenzte Liebe des Volks erwarben. Der Graf Gualdo, ein Venetianer und Katholik (um desto glaubwürdiger), schildert ihn also:

„Gustav war groß gebaut, stark, von königlichem Ansehen, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Verwunderung, Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das Auge groß, aber nicht in die Ferne sehend. Von seiner ersten Jugend an hatte der Krieg für

ihn großen Reiz, und Ehre und Ruhm waren seine Leidenschaft. Auf seiner Zunge wohnte Beredtsamkeit, Anmuth und Leutseligkeit waren in seiner Unterhaltung. Es ist kein Feldherr, dem man mit solcher Neigung und Ergebenheit gedient, als ihm. Er war freundlich, lobte gern, und tapfere Handlungen blieben unauslöschlich in seinem Gedächtniß. Aber höfisches Wesen und Schmeichelei haßte er, und wenn einer sich ihm auf solche Weise nahte, so konnte er sein Vertrauen nicht gewinnen. Gegen die Ausschweifungen der Soldaten war er streng, und sehr besorgt für die Sicherheit des Bürgers und Landmanns. Als ihm, nach der Eroberung einer katholischen Stadt, Einige riethen, die Bürger streng zu behandeln und ihnen neue Gesetze zu geben, antwortete er: Die Stadt ist nun mein und nicht mehr des Feindes. Ich bin gekommen, der Freiheit die Fesseln abzunehmen, nicht sie in neue zu schlagen. Lasse man sie leben, wie sie bisher gelebt; ich gebe denen keine neuen Gesetze, die so zu leben wissen, wie sie ihre Religion gelehrt hat.

Bei der Behandlung der Protestanten und Katholiken machte er keinen Unterschied. Sein Grundsatz war, daß jeder ein Rechtgläubiger sei, der sich den Gesetzen gemäß verhalte. Die Menschen vor der Hölle zu bewahren, sei nicht Beruf der Fürsten, sondern der Prediger."

§ 12. Fortsetzung des dreißigjährigen Kriegs und westphälischer Friede.

Die Feinde der Protestanten triumphirten vergebens, denn mit Gustav Adolfs Tode war der Krieg noch lange nicht beendet; der Geist des großen Königs hatte der guten Sache Leben eingehaucht, und die Deutschen selbst ermannten sich, um den großen Kampf, den er begonnen, selbst auszukämpfen. Graf Axel Oxenstierna, Gustavs Kanzler, übernahm im Namen der achtjährigen Christina die Regierung Schwedens, und an die Spitze des Heeres stellte sich der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, einer der größten Feldherren, der schon in Holland unter dem Herzog Moritz von Nassau und dann unter Christian IV. von Dänemark gegen die Spanier und Kaiserlichen focht. An persönlichem Muthe glich ihm nur Gustav Adolf; in der Schlacht bei Lützen war er schon hart verwundet und wich doch nicht aus dem Treffen, bis nicht die Feinde geschlagen waren. Nur die Besonnenheit und Gemüthsruhe Gustav Adolfs fehlte ihm; er meinte Alles mit ungestümer Hitze bewirken zu können.

Axel Oxenstierna schloß bald nach dem Tode Gustav Adolfs mit dem fränkischen, schwäbischen, ober- und niederrheinischen Kreise ein Bündniß zu Heilbronn, durch welches das Heer der Schweden, das durch die vielen Besatzungen und den bisherigen Feldzug geschmolzen war, wieder vermehrt wurde. Leider fehlten wieder bei dem Bündnisse die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, denn auch Ersterer fing bald nach der Schlacht bei Lützen Unterhandlungen mit dem Kaiser an. Indessen wurde beinahe zwei Jahre lang nichts Großes unternommen, denn Wallenstein blieb unthätig in Böhmen liegen und zog die Zeit

hin, indem er mit den Schweden unterhandelte. Sein Stolz empörte endlich den Kaiser, er gab Neidern und Verläumdern Gehör, und auf die unerwiesene Angabe, daß er mit den Schweden hochverrätherische Pläne verhandele und sich zum unabhängigen Reichsfürsten erheben wolle, wurde der Befehl gegeben, ihn zu Eger zu ermorden. Waren auch die Beschuldigungen nicht begründet, so hat er doch den Tod tausendfach verdient um des namenlosen Elends willen, das er über Deutschland gebracht, und der Art des Krieges, in welchem ein so großes Heer bloß auf Kosten der Länder, wo es stand, erhalten werden mußte. Den Oberbefehl im kaiserlichen Heere übernahm nun des Kaisers Sohn, der bereits zum römischen König gekrönte Ferdinand III., ihm zur Seite stand der Graf Gallas. Ein ansehnliches Hilfsheer von Spaniern vereinigte sich mit demselben und bot den Schweden bei Nördlingen in Franken ein Treffen an. Der schwedische General Gustav Hoorn widerrieth die Schlacht, da der Feind an Truppenzahl den Schweden weit überlegen war; allein der feurige Herzog Bernhard brannte vor Ungeduld, endlich einmal wieder etwas Entscheidendes zu wagen. Es erfolgte ein blutiges Treffen von acht Stunden, in welchem aber die Schweden und ihre Verbündeten trotz aller Tapferkeit auf's Haupt geschlagen wurden. Nun schien wirklich die schwedische Macht in Deutschland ganz gebrochen, und der Zustand unsers Vaterlandes, in welchem sich Spanier, Franzosen, Holländer, Wallonen, Lombarden, Ungarn, Croaten, Finnen und Schweden herumtummelten, war kläglich. Verwüstet lag das Land, von Menschen entblößt, so daß weder Knechte, noch Handwerksgesellen und andere Arbeiter zu haben waren, weil alles junge und rüstige Volk der Trommel nachlief, wo lustiges Leben und reiche Beute zu holen war. Da waren denn die Aecker ungebaut, die Werkstätten leer, die Städte verödet und Gras wuchs auf den Plätzen und Straßen und um die Häuser, wo sonst eine thätige Volksmenge sich bewegte. Viele Städte lagen gar im Schutt und Asche, von tausend und tausend Dörfern sah man Nichts als Brandstätten und etwa die Kirche stehen. Auch Gottesdienst und Schulunterricht wurde häufig unterbrochen; die Studenten auf den Hochschulen zogen meist, wenn in der Nähe ein Kriegsheer stand, mit zu Felde, und kehrten sie auch bei eingetretener Waffenruhe wieder zurück, so blieb doch Hauen und Stechen ihre liebste Beschäftigung, und die rohen soldatischen Sitten, Fluchen, Saufen und Spielen, gehörten bald zu den Dingen, durch die sich ein Bursche (d. h. ein Student, der sich zu einer Burse oder gemeinschaftlichen Geldlade gesellt hatte) vor andern Leuten, denen man den verächtlichen Namen Philister gab, auszeichnen mußte. Studiert wurde nun freilich nicht viel, denn selbst in den Hörsälen herrschte der wilde Ton, und die Professoren mußten sich das gefallen lassen; denn bei dem geringsten Verweise verließ die gesammte Jugend die Universität und zog entweder auf eine andere oder in's Lager. Am übelsten war der friedliche Bürger und Bauer dran, denen beinahe aller Erwerb gesperrt und die keinen Tag ihrer Habe und ihres Lebens sicher waren. Tausende irrten in Wäldern mit Weib und Kind umher; Nässe, Kälte, Hunger und Krankheit raffte mehr dahin, als in den Schlachten fielen.

Da neigte sich selbst der Sinn des Kaisers zum Frieden, und mit Sachsen wurde zuerst in Prag 1635 Friede geschlossen und die Religionsfreiheit auf vierzig Jahre gegeben. An diesen Frieden schlossen sich Brandenburg, Mecklenburg, Anhalt, Braunschweig und Lüneburg und viele deutsche Reichsstädte an. Doch wollten sich die übrigen Protestanten, die mit den Schweden verbündet waren, nicht mit diesen Zugeständnissen kaiserlicher Gnade begnügen, sondern sie schlossen auf Oxenstierna's Betrieb ein Bündniß mit Frankreich, das nun öffentlich gegen Oestreich auf den Kampfplatz tritt. Ferdinand II. stirbt im J. 1637, und sein Sohn Ferdinand III. hat mildere Gesinnungen, kann aber doch nicht vermeiden, daß die unablässigen Umtriebe der Jesuiten den zuweilen mild aufflackernden Funken der Eintracht wieder löschen. Rühmlich ist das Bestreben der hochherzigen Amalie, Landgräfin von Hessen-Cassel, nach ihres Gemahls Tode sowohl ihr Land, als die Rechte des Protestantismus zu vertheidigen. Sie stellte sich selbst im J. 1637 an die Spitze eines Heeres von 20,000 Hessen. Ihr Vetter, der Landgraf Georg von Darmstadt, glaubte es mit einer schwachen Frau zu thun zu haben, und entriß ihr mehrere Ortschaften; allein sie fiel über ihn her und nöthigte ihn, Alles herauszugeben, was er genommen hatte. Bei allen großen Unternehmungen der Schweden wurde sie um Rath gefragt, in allen Schlachten fochten ihre Hessen mit, und so geliebt sie von ihren Unterthanen war, so gefürchtet war sie von den Feinden. Glänzende Kriegsthaten unternahm damals der Herzog Bernhard von Weimar, und er trug dieser hochherzigen Fürstin seine Hand an; doch sowohl diese Verbindung, als die Erwerbung von Elsaß, das er sich zueignen wollte, vereitelte sein plötzlicher Tod, der nach dem Zeugnisse der meisten Zeitgenossen durch Gift herbeigeführt wurde. Richelieu hatte nämlich mit den deutschen Protestanten kein ehrliches Bündniß geschlossen, sondern dabei die Absicht, Elsaß für Frankreich zu gewinnen; als er nun sah, daß Bernhard nach diesem Lande strebe, ist es wohl möglich, daß er den gefährlichen Mitwerber um des schönen Landes willen aus dem Wege zu räumen suchte. Der Uebermuth der Franzosen, mit welchem sie in den deutschen Provinzen hausten, und das allgemeine Elend des ganzen Reiches bewogen endlich den deutschen Kaiser und die meisten Reichsstände, ernsthafter an einen Friedensschluß zu denken, und es wurden die westphälischen Städte Osnabrück und Münster ausersehen, um daselbst den Friedenscongreß zu halten. Doch benahmen sich hier wieder die französischen Gesandten mit unerträglichem Stolze, und die meisten kriegführenden Mächte zeigten offenbar, daß sie bei einem Friedensschlusse nur den eigenen, nicht Deutschlands Vortheil suchten; am schwersten aber war es, die Religionsangelegenheiten zu ordnen. Da trat endlich der neue Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der schon als Kurprinz mit seines Vaters Politik höchst unzufrieden war, auf, und gesellte sich, die Parteien mit Gewalt zum Abschluß des Friedens zu drängen, dem Bündnisse mit Schweden bei. Zu gleicher Zeit gab der tapfere Bernhard Torstensohn, einer der größten schwedischen Generale, durch seine Siege bei Leipzig und Jankowitz dem Kriege

einen neuen Schwung. Mit ihm vereinigte sich der Fürst Georg Rakotzy von Siebenbürgen und sandte seine Schaaren bis nach Brünn in Mähren, und die Franzosen schlugen unter dem jungen Turenne die Liguisten überall aus dem Felde, wo sie zusammentrafen. So gab endlich Ferdinand III. nach und schloß zuerst mit dem Fürsten Rakotzy den Linzer Frieden 1645, wodurch der Wiener Friede für die Religionsfreiheit der Ungarn bestätigt wurde. Doch hinderten noch immer die Schwierigkeiten, welche die Liguisten in der Religionssache machten, den Friedensabschluß, und erst durch ein abermaliges Vordringen der Schweden und Franzosen in Baiern und Böhmen und durch die Einnahme der Kleinseite von Prag von dem schwedischen General Königsmark kam das große Werk des sogenannten westphälischen Friedens im J. 1648 zu Stande. In diesem Frieden erhält Brandenburg nach dem Tode Bogislavs Pommern, wovon er jedoch einen großen Theil den Schweden abtreten muß, welche außerdem noch die Städte Wismar, Bremen und Verden erhalten. Frankreich erhielt die förmliche Abtretung von Metz, Toul und Verdün, den größten Theil von Elsaß, das übrige nebst eilf Reichsstädten blieb dem deutschen Reiche. Der Kurfürst von der Pfalz bekam seine Kurwürde, so daß nun acht Kurfürsten waren, und seine Länder, ausgenommen die Ober-Pfalz, welche Baiern zufiel. Auch die übrigen Reichsfürsten wurden entschädigt, jedoch hatten die Ausländer, Schweden und Franzosen, den größten Gewinn. Am meisten wurde aber das Reich durch den Verlust von Elsaß beeinträchtigt, da dieses nicht wie schwedisch Pommern als eine Reichsstandschaft bei dem Reiche verblieb, sondern losgerissen und Frankreich einverleibt wurde. Der Augsburger Religionsfriede wurde in allen seinen Punkten bestätigt und auch auf die Reformirten ausgedehnt, die Niederlande und die Schweiz als freie Republiken anerkannt und vom deutschen Reiche getrennt. Die Reichsstände erhielten Landeshoheit (Souverainität) und aus Vasallen wurden selbständige Landesfürsten, die das Recht hatten, Bündnisse unter sich und mit ausländischen Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich, zu schließen. So wurde das Band, das die deutschen Länder bisher an einander knüpfte, immer lockerer, und das Haus Oestreich bezahlte die Verfechtung der Glaubenseinheit zu theuer. Papst Innocenz X., der es nicht einsehen wollte, daß der Kaiser unter jeder Bedingung den Frieden in Deutschland herstellen mußte, damit es nicht völlig eine Beute ausländischer Mächte werde, protestirte freilich gegen den westphälischen Frieden, wurde aber nicht weiter beachtet.

§ 13. Englische Revolution.

Auch in England war während des dreißigjährigen Krieges große Bewegung, die am Ende zu einer völligen Anarchie führte. Jakob I., der Sohn der Maria Stuart und Nachfolger Elisabethens, regierte vom J. 1603—1625. Er war ein Mann von reinen Sitten, dabei ein gelehrter Pedant, der aber den Grundsatz hatte, daß alle Frei-

heiten und Rechte der Nation nur Geschenke der königlichen Gnade seien, ohne kräftig genug zu sein, seine Herrschsucht auch zu behaupten. Die Protestanten macht er sich dadurch zu Feinden, daß er mit Spanien Frieden schließt, und weder die Niederländer, noch den Schwiegersohn Friedrich, Kurfürsten von der Pfalz, unterstützen will, und immer damit umgeht, seinem Sohne eine katholische Frau zu geben, wie sich derselbe denn wirklich mit Maria Henriette, der Schwester Ludwigs XIII., vermählte. Doch auch die Katholiken, welche von dem Sohne der Stuart völlige Begünstigung erwarteten, waren ihm abgeneigt, und die Pulververschwörung hatte die Absicht, den König sammt dem protestantischen Parlamente in die Luft zu sprengen. Es waren nämlich viele Pulverfässer in die Keller des Parlamentshauses (die gewöhnlich verpachtet wurden) geschafft, die an einem Tage, wo der König das Parlament eröffnen würde, angezündet werden sollten. Zum Glücke wurde der Anschlag entdeckt und die Theilnehmer, meist fanatische Katholiken, bestraft. Ein Flecken in seiner Regierung ist die Hinrichtung des großen Seehelden Walther Raleigh, welchen er bloß seiner freien Sprache wegen, womit er des Königs Eingriffe in die Freiheiten der Nation offen tadelte, zwölf Jahre in den Tower sperren und zum Tode verurtheilen ließ. Das Urtheil wurde wirklich vollzogen und erweckte allgemeines Mißvergnügen. Am meisten schadete aber dem königlichen Ansehen der Herzog von Buckingham, welcher sein Liebling war und durch sein lüderliches Leben und seinen Hochmuth ganz England ärgerte. Jakobs I. Nachfolger im J. 1625 war sein Sohn Karl I., ein guter und rechtlicher Mann, der aber auch in den Händen des schlechten Buckingham war und die Idee hatte, unumschränkter Herr in seinem Reiche zu sein.

Das Parlament bewies ihm aber bald das Gegentheil, da es nicht so viele Auflagen bewilligte, als er begehrte. Er meinte, der Widerstand komme nur von einigen unruhigen Köpfen her, und merkte nicht, daß sich die Gesinnung der ganzen Nation während der Regierung seines Vaters geändert hatte, und löste ein, zwei, drei Parlamente auf, ließ allzukühne Redner in's Gefängniß führen, verkaufte den Katholiken Religionsfreiheit für Geld und erhob freiwillige Abgaben und erzwungene Anleihen. Aber im dritten Parlamente sprach das Unterhaus schon geradezu: „Wir sind von dem Volke gesandt, um seine Lasten zu erleichtern, und wir werden dieses thun ohne Furcht; was wir vertheidigen, ist alt; es ist die Freiheit des alten Englands, es sind die Gesetze Eduards III. und die Magna Charta.“ Zugleich reichte es eine Schrift ein, in welcher es die Abschaffung aller Anleihen und freiwilligen Abgaben und Alles dessen verlangte, was nicht vom Parlament bewilligt worden sei. Der König widersetzte sich lange und hoffte, das Oberhaus werde diese Forderungen unterdrücken; allein die Redner des Unterhauses waren stärker und der König mußte willfahren. Bald darauf wurde der Minister Buckingham durch einen Fanatiker meuchlings ermordet, denn zu den Freisinnigen gesellten sich bald die Puritaner, welche mit grimmigem Hasse längst schon die Weltlichkeit der anglicanischen Kirche und das Wohlleben ihrer Bischöfe belauerten.

Je mehr die Geistlichkeit Gehorsam gegen den König predigte, desto entschiedener traten diese Schwärmer auf, die Freiheit des Volks zu vertheidigen. Große Unzufriedenheit erregte auch die Königin Henriette, durch welche katholischer Gottesdienst und mit demselben auch Jesuiten an den Hof kamen.

Eben als Gustav Adolf sich rüstete, die Freiheit Deutschlands zu vertheidigen, machte Karl I. mit seinem neuen Minister — dem Grafen Strafford, und dem Bischof von London, Laud, den Plan, die lautgewordene Stimme der Freiheit dadurch zum Schweigen zu bringen, daß er kein Parlament mehr berief. Zugleich führte der Bischof Laud eine neue Liturgie (oder Ceremoniendienst) ein, welches das englische Volk für eine Annäherung an das Papstthum hielt. Diese Liturgie wollte nun der König auch in Schottland einführen. Als aber ein Dechant zu Edinburg mit einem weißen Chorhemde vor dem Altare erschien, entstand ein völliger Tumult in der Kirche: „Ein Papst! Der Antichrist! Steinigt ihn!“ rief man von allen Seiten, und dasselbe widerfuhr auch dem Bischofe, der die Kanzel betrat, um zu predigen; ja beide wurden von dem wüthenden Haufen bis in ihr Haus verfolgt und in den Koth geworfen und gemißhandelt. Bittschriften über Bittschriften wurden eingereicht, der König möchte diese Liturgie zurücknehmen, und es bildete sich unter dem Namen Covenant eine Art von Parlament, welches dem Könige dieselben Bitten zusandte. Als aber diese nicht beachtet, sondern die Schotten zum Gehorsam ermahnt wurden, ergriffen sie, von fanatischen Predigern, worunter sich auch eine Frau Michelson befand, aufgeregt, die Waffen und schlugen die Soldaten des Königs auf's Haupt. Nun berief Karl nach eilf Jahren wieder das erste Parlament und verlangte Truppen und Geld, um die rebellischen Schotten zu bekriegen. Allein dieses wollte nichts bewilligen, bis nicht die alten Beschwerden der Nation gehoben wären. Zornig löste König Karl das Parlament wieder auf, mußte es aber in demselben Jahre wieder berufen, weil die Schotten mit großer Macht in England eingefallen waren. Das war das sogenannte lange Parlament, weil es vom J. **1640** bis **1653** dauerte, und worin die Puritaner im Unterhause alle Gewalt an sich rissen. Schrankenlose Preßfreiheit und fanatische Kanzelberedtsamkeit erhitzten die Gemüther immer mehr, und der König war bald ohne alle Macht und Ansehen.

Dem zu Folge wird der Graf Strafford und der Bischof Laud in Anklagestand gesetzt, und Ersterer, obwohl man ihn keines Staatsverbrechens beschuldigen kann, hingerichtet. Der König, der so schwach war, seine Minister aufzuopfern, wollte darauf wieder sein Ansehen geltend machen, mußte aber in allen Stücken nachgeben, und als im J. **1641** die durch die Regierung schwergedrückten Irländer sich empörten und gegen **30,000** Protestanten ermordeten, wird auch dieses Blutbad dem Könige und seiner katholischen Gemahlin zugerechnet. Das Parlament wird immer heftiger und erklärt endlich den Staat in Kriegszustand, weil der König London verlassen hatte. Nun theilt sich die Nation in königliche und Parlamentsfreunde; zu den Erstern schlug sich der Adel und außer einigen nördlichen Grafschaften auch die treuen Walliser; zu

den Letztern gehörte der dritte Stand, meist Puritaner. Es werden zwischen beiden Parteien Schlachten geliefert, die nichts entscheiden; doch der Anhang des Königs, obwohl die Königin mit Geld und Truppen aus Frankreich angekommen in Schottland landet, wird immer schwächer, und das Parlament vereinigt sich endlich öffentlich mit den Schotten. Indessen hatte sich in der Parlamentsarmee eine neue Secte gebildet, die sich Independenten (Unabhängige) nannte und heillose Fanatiker waren, die von gleicher Vertheilung der Güter, von gleichen Rechten, Abschaffung aller Mißbräuche und dgl. predigten. Unter ihnen zeichnete sich Olivier Cromwell, ein Mann von unbegrenzter Herrschsucht, häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge, grob in seinen Sitten, aus. Dieser verschaffte sich bald das höchste Ansehen in der Armee, und durch diese wirkte er mächtig auf das Parlament, welches eine Commission von sieben Lords, vierzehn Mitgliedern des Unterhauses und vier schottischen Deputirten zusammensetzte, welche beinahe unumschränkte Gewalt ausüben durfte. Durch diese Commission wird der alte, kranke Erzbischof Laud aus dem Tower gezogen und hingerichtet; Cromwell besiegt darauf den König in einer entscheidenden Schlacht, nach welcher Karl zu den Schotten flüchtet, die ihn aber, weil er die Artikel des Covenants nicht unterschreiben wollte, dem Parlamente ausliefern. Darauf entsteht zwischen dem Parlamente, das noch immer gesetzmäßig zu Werke gehen will, und dem Heere eine Spaltung. Cromwell zieht mit letzterem gegen London und verschafft den Independenten den Sieg im Parlament, aus welchem fast alle Puritaner erschrocken weichen. Noch gab es aber immer viele rechtliche Leute darin, die den König dringend, ja fußfällig baten, in die Aufhebung der bischöflichen Kirche zu willigen, um das Land von der wilden Soldatentyrannei zu befreien. Doch der König entschuldigte sich mit seinem Gewissen und beharrte standhaft auf seiner Weigerung. Da suchten böse Menschen bei den Soldaten den Gedanken zu erwecken, den König als Hochverräther, weil er die Waffen gegen das Parlament gebraucht habe, auf den Tod anzuklagen. Mehrere dergleichen Bittschriften gelangten an das Parlament, wo sie aber das Oberhaus (nur mehr zwölf Lords) einmüthig zurückwies; desto entschiedener erklärten sich die Gemeinen für die Anklage des Königs, den sie bald nicht anders als Karl Stuart nannten. Olivier Cromwell sprach mit frommer Heuchlermiene: „Noch kürzlich hab' ich für die Wiedereinsetzung des Königs beten wollen, allein die Zunge hat mir plötzlich am Gaumen geklebt; ein deutliches Zeichen, daß Gott den König verworfen habe." So wurde denn ein Gerichtshof ernannt, wobei auch Cromwell saß, und der König verhört. Er benahm sich würdevoll, doch konnte weder sein in dem Kerker ergrautes Haar, noch seine beredte Unschuld die rohen Richter umstimmen; er wurde zum Tode verurtheilt und am 30. Januar 1649 öffentlich hingerichtet. Völlige Anarchie, Zerrüttung und Bürgerkrieg folgte auf diese entsetzliche That, und die Revolution endete damit, daß sich der schlaue Cromwell als Protector an die Spitze der Republik Englands stellte, der viel eigenmächtiger und grausamer, jedoch kräftiger regierte, als Karl I., dessen Gattin Henriette mit ihren Kindern nach Frankreich floh, und daselbst,

während der Regentschaft der Königin Anna von Oestreich, Mangel an Brot, Holz und andern Bedürfnissen litt.

§ 14. Kunst und Wissenschaft.

Groß war die Verwüstung, welche durch die Religionskriege fast in allen Ländern Europa's angerichtet worden war; aber noch größer ist die Verwilderung, die sie in Kunst, Wissenschaft und Gesittung herbeiführten. Auf das Zeitalter der Reformation hätte in natürlicher Folge eine herrliche Entfaltung allgemeiner Bildung kommen sollen, allein es ist in allen Künsten und Wissenschaften nicht nur kein Fortschreiten, sondern vielmehr ein merklicher Rückgang eingetreten. Außer den Kriegen haben auch von der einen Seite die Jesuiten, von der andern die protestantischen Theologen zu diesem Verfalle das Ihrige beigetragen. Die ersteren hatten es sich ja zur Aufgabe gemacht, den menschlichen Geist im Fortschreiten zu hemmen, und da sie in den katholischen Ländern allen Schulen vorstanden, konnte schon in die zarten Gemüther der Jugend Neigung zu einem behaglichen Hinbrüten im Halbwissen eingepflanzt werden, und so begnügte man sich mit broterwerbenden Sachkenntnissen. Der Unterricht dieser Gesellschaft war nie aufregend und erhebend, als wenn es galt, Religionshaß zu predigen; außerdem waren sie zufrieden, wenn nur das Gedächtniß ihrer Schüler geübt wurde. Man las wohl die griechischen und römischen Classiker, doch nur der Sprache wegen, der in denselben waltende Geist blieb unberührt. Die Philosophie glich ganz der Scholastik des Mittelalters und durfte nicht antasten, was im tridentinischen Catechismus stand. So ging es auch in allen übrigen Wissenschaften, und die Eltern hatten die Freude, wie sie meinten, recht brauchbare Menschen aus ihren Kindern herangebildet zu sehen. Daß es übrigens unter den Jesuiten recht gelehrte, ja manche frei und edel denkende Männer gegeben habe, ist nicht zu leugnen; sie waren ja in Classen eingetheilt, und nur die oberen wußten von den geheimen Zwecken des Ordens, die untern dienten nur als Werkzeug, und solchen Werkzeugen sah man es wohl nach, wenn sie sich über die vorgeschriebenen Kreise hinauswagten; denn so lange sie nicht die höhere Weihe hatten, konnten sie ja nichts Großes ausführen.

Redlicher meinten es die protestantischen Theologen mit der Menschheit; denn mit gutem Gewissen glaubten sie gerade auf der Bahn fortzufahren, welche die Reformatoren vorgezeichnet hatten; der Grundsatz aber, der sie leitete, daß die Reformation mit dem Abschlusse der Augsburgischen und Helvetischen Confession vollendet sei, und daß jedes Fortschreiten und Forschen nach Wahrheit dem Christenthum Schaden bringe, machte sie fast zu heftigern Feinden der Künste und Wissenschaften, als die Jesuiten. Der lutherische und Heidelberger Catechismus, die Bibel und eine im schlechten Latein geschriebene Theologie war beinahe Alles, was man gründlich auf hohen und niedern Schulen bei Protestanten lernen konnte. Viele Theologen verwarfen die Schriften der Griechen und Römer bloß darum, weil es Heiden waren, und die Philosophie durfte

auch nichts sagen, was sich nicht mit den Glaubensbekenntnissen vereinen ließ. Ohne Salbung waren die langen Predigten, und wenn ja ein freisinniger Redner anstatt von Glaubensartikeln reine Sittenlehre predigte, so wurde er verketzert und verfolgt. Merkwürdig ist ein Mann aus dieser Zeit, der alle diese Mängel einsah und den Muth hatte, sie öffentlich zu rügen. Dieß war Valentin Andreä, geboren 1568 im Würtembergischen, dessen strebender Geist schon in früher Jugend, durch den Schulunterricht wenig befriedigt, sich durch das Studium römischer Schriftsteller und der Werke des Erasmus bildete. Reisen in Deutschland und andern europäischen Ländern vollendeten die begonnene Bildung, und als er überall in Staat und Kirche Zustände fand, die seinen Idealen nicht entsprachen, faßte er den großen Gedanken, durch Schriften und thätigen Eifer als Prediger die Welt zu verbessern. In einer kleinen Stadt seines Vaterlandes wurde er zuerst Diaconus, und fing schon damals an, seine Schriften herauszugeben, in welchen er sich fast über Alles verbreitet, was nur die Menschheit näher angeht. Er dringt auf ein thätiges Christenthum und sucht den Eifer der Theologen von dem unseligen Schulgezänke seiner Zeit abzulenken, und weiset beständig auf Jesum Christum hin, der ja auch die Schriftgelehrten tadelte. Alchemie, Astrologie, Mystik und Sylbenstecherei machte er lächerlich, suchte Vaterlandsgeist durch Ermahnungen, deutscher Natur und Wahrheit treu zu bleiben, zu erwecken. Dabei war er bemüht, Freunde und auch unbekannte edle Menschen, die von ihren Zeitgenossen verunglimpft wurden, zu vertheidigen, und es sind seine Schriften voll solcher Ehrendenkmäler. Eins seiner merkwürdigsten Werke ist: Chimische Hochzeit Christians Rosenkreuzens, worin er die Geschichte eines Mannes erzählt, der in Aegypten die Geheimnisse der alten Priester kennen lernte, und nach dem Muster derselben, in sein Vaterland zurückgekehrt, eine Gesellschaft stiftete, welche sich's zum Zwecke machte, sittliche und wissenschaftliche Erziehung zu verbessern und ächt christliche Wohlthätigkeit zu üben. Dieß Buch soll die Stiftung der Rosenkreuzer veranlaßt haben, die durch einseitige Bestrebungen der Wissenschaft mehr schadeten als nutzten. Andreä starb, nachdem er im dreißigjährigen Kriege alle Gräuel damaliger Zeit auszustehen gehabt, im J. 1354 als Abt zu Adelsberg. Wir setzen hier nur als ein Beispiel aus seinen Apologen folgendes Stück her, welches eine wahre Denkschrift an die ganze Menschheit ist.

Die begrabene Wahrheit.

Als sich irgendwo viele Anzeigen fanden, daß hier die Wahrheit begraben sei, ließ man aufwerfen und entdeckte nach einigen Tagen Arbeit einen Sarg. Er war ganz einfach. Man hob ihn herauf, konnte aber keine Aufschrift ausfindig machen, als: Zu meiner Zeit. Die auseinandergeschlagenen Bretter zeigten einen Leichnam, verstümmelt, schmutzig und überschüttet mit Dingen, nicht ohne Ekel zu nennen. Es ergab sich, daß er nicht mit Salben und Gewürzen, sondern mit mancherlei

Unrath war einbalsamirt worden; und nur mit vieler Mühe ließ er sich säubern. Da fand man denn endlich zum Haupt' ein ehernes Täfelchen mit dieser Inschrift:

Hier liegt
die Wahrheit,
eine Tochter Gottes,
durch Tücke des Aberglaubens,
Gift der Verführung und Entkräftung der
Sinnlichkeit,
Despotismus der Fürsten,
Trägheit der Priester und Verschmitztheit
der Staatsmänner,
Leichtsinn der Geschichtschreiber,
Pedanterie der Literatoren und Dummheit
des Volks
ermordet
und hier im Unrathe der Lügen
begraben.
Nach hundert Jahren sieht mich die Sonne wieder.
Gegrüßet seist du mir, Nachwelt!

Freude mit Betrübniß vermischt war die Empfindung, welche diese Grabschrift, als sie bekannt ward, erregte. Man war unwillig auf die Vorzeit und pries die Gegenwart glücklich. Es ward nunmehr ein prächtiges Denkmal von Marmor errichtet und die Wahrheit mit vielem Prunke — — — — darunter wieder begraben. Jene Inschrift stellte man über der Gruft auf und schrieb mit aller Selbstgenügsamkeit darunter:

Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen,
wir hätten nicht Theil genommen mit
ihnen am Morde der Wahrheit.

Einer der vorzüglichsten Männer dieser Zeit, der sich nach seinen Schriften gebildet, war Johann Amos Comenius (Komensky), der letzte Bischof der böhmischen Kirche. „Er lebte," sagt Herder (in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität, 5. Samml.) „in den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, da mit ihm so viele, viele Familien auf die härteste Weise vertrieben wurden; seit welcher Zeit dann diese blühenden Gemeinen nie mehr zu einigem, geschweige zu ihrem alten Flor gelangten. Wollen Sie Ihr Inneres sanft und schrecklich erschüttert fühlen, so unterrichten Sie sich über den Zustand dieser Gemeinen von ihrer Entstehung an, und endigen mit dieser traurigen Verstoßung. Keine Gemeine Deutschlands ist mir bekannt, die mit so reinem Eifer für ihre Sprache, für Zucht und Ordnung bei ihren Gebräuchen sowohl, als in ihrem häuslichen Leben, ja für Unterweisung und Aufklärung

im Kreise ihres Nothwendigen und Nützlichen gesorgt, gestritten, gelitten hätte, als diese. Von ihr aus entsprang jener Funke, der in den dunkelsten Zeiten des härtesten geistlichen Despotismus Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland wie ein Feuer durchlief und jene vielnamigen Albigenser, Waldenser, Lollarden u. s. weckte. In ihr ward durch Huß und andre der Grund zu einer Reformation gelegt, die für ihre Sprache und Gegenden eine Nationalreform hätte werden können, wie keine es in Deutschland ward; bis auf Comenius strebte dahin der Geist dieser slavischen Völker. In ihr ist eine Wirksamkeit, eine Eintracht und Tapferkeit gezeigt worden, wie außer der Schweiz diesseits der Alpen nirgends anders; und es ist kaum zu zweifeln, daß, wenn man sich vom zehnten, vierzehnten Jahrhundert an diese Thätigkeit nur einigermaaßen unterstützt gedenket, Böhmen, Mähren, ja überhaupt die slavischen Länder an der Ostseite Deutschlands, ein Volk worden wären, das seinen Nachbarn andern Nutzen gebracht hätte, als den es jetzt seinen Oberherren zu bringen vermag. Die Unvernunft und Herrschsucht der Menschen wollte es anders. Eine Ilias beweinenswürdiger Umstände tritt dem Geschichtforscher vor Augen, über die der Freund der Ordnung und des Fleißes seufzend erröthet." Nach der Schlacht auf dem weißen Berge mußte auch er das Land verlassen, und nachdem er lange flüchtig mehrere europäische Länder durchwanderte, fand er in Ungarn bei dem Fürsten Rakotzy eine Zufluchtstätte. An der Schule zu Scharosch-Patak wurde er Jugendlehrer, und führte zuerst den Gedanken aus: Kinder mit Worten zugleich Sachen zu lehren, nicht nur das Gedächtniß allein, sondern auch den Verstand und Willen, die Neigungen und Sitten gleichmäßig zu bilden, und das Alles durch klaren und gründlichen Unterricht und durch herzlichen Umgang mit der Jugend. Zu diesem Endzwecke gab er dort sein nachher so berühmt gewordenes Werk: die Welt in Bildern (Orbis pictus) heraus. Unter seinen vielen Schriften ist des frommen christlichen Sinnes und der klaren Weltanschauung wegen sein Labyrinth der Welt noch immer lesenswerth; wir vernehmen darin das Treiben jener Zeit, und die bangen Seufzer der Frommen, die damals mitten in den Stürmen eines unmenschlichen Krieges Glauben und Zuversicht treu bewahrten.

Auf Philosophie, Staatskunst und Gerechtigkeitspflege wirkte der gelehrte und hochsinnige Hugo Grotius, von dem wir schon in der Geschichte von Holland gesprochen haben. Er hatte schon als Knabe von zwölf Jahren so gründliche Kenntnisse und eindringliche Beredtsamkeit, daß er seine katholische Mutter bewog, Protestantin zu werden. Nach seinen Schriften ist in deutschen Landen und auch anderswo Manches in der unmenschlichen und zwecklosen Behandlung der Verbrecher gebessert worden. Sein so eben freigewordenes Vaterland, wo im J. 1595 zu Amsterdam ein Zuchthaus, (das erste in der Welt) errichtet wurde, war dazu ohnedieß schon vorbereitet.

Am glücklichsten war Naturwissenschaft, die alte, immer wiederkehrende Finsterniß der Köpfe und den starren Aberglauben, den die römische Kirche mit Scheiterhaufen und den ausgesuchtesten Todesqualen gegen alle Angriffe kühner Geister zu vertheidigen strebte, zu zerstreuen.

Auf dem Wege, den der Engländer Baco von Verulamio eröffnet hatte, ging man nun immer weiter, und kam auf Entdeckungen, die so unwiderlegbare Wahrheiten enthielten, daß selbst der Papst sie, um nicht verlacht zu werden, zugeben mußte. Kopernik's Lehre von dem neuen Weltsystem war von dieser Art, und wenn auch der Däne, Kaiser Rudolfs II. Hofastronom, Tycho de Brache, dem Kirchenglauben gemäß sein Weltsystem aufstellte, konnte er sich doch nicht halten. Eine merkwürdige Erscheinung ist die Verbesserung des alten Kalenders durch die Astronomen Gregors XIII., die Gebrüder Aloysius und Gregorius Lilius. Man hatte nämlich bis hieher noch immer das Jahr, wie Julius Cäsar es feststellen ließ, zu 365 Tagen, 6 Stunden. Allein die neuern Astronomen fanden, daß das Jahr nur aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 43 Sekunden bestehe. Dadurch geschah es, daß im J. 1582 der Kalender den Frühlingsanfang schon zehn Tage später ansetzte, als er wirklich in der Natur stattfand. Um solche Irrungen endlich auszugleichen, befahl Gregor XIII., daß man in der ganzen Christenheit nach dem 4. October 1582 sogleich den 15. October schreibe. Die Griechisch-katholischen und die Protestanten verwarfen diesen gregorianischen Kalender, eben weil er vom Papste kam; jedoch haben sich die letztern im J. 1700 von der Richtigkeit der Berechnung überzeugt, und nahmen denselben an. Der größte Astronom nach Kopernik war aber der deutsche Johann Keppler, dessen Entdeckungen an dem gestirnten Himmel die Wissenschaft erst recht begründeten und dessen Berechnungen der Sonnenfinsternisse manchen Volksaberglauben zerstreuten. Leider mußte dieser große Mann, welcher zu Anfang des 30jährigen Krieges lebte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, Volkskalender verfertigen; er starb im J. 1630 in größter Dürftigkeit zu Regensburg, wo auch sein Denkmal steht, und nicht übertrieben ist das Epigramm Kästners, wenn er sagt:

So hoch ist noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg — er starb den Hungertod —
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Leiber ohne Brot.

Nächst ihm verdient Galileo Galiläi aus Pisa genannt zu werden, welcher das Teleskop erfunden, womit er zuerst den Mond genauer, als alle vor ihm lebenden Astronomen, beobachtete und auch in der Milchstraße vorher ungekannte Sternwelten entdeckte. Weil er das Kopernikanische System vertheidigte, kam er zweimal in die Gefängnisse der Inquisition, er mußte seine Meinung im J. 1633 förmlich abschwören, und lebte, ohne wie vorher zu Florenz lehren zu dürfen, auf einem Landhause zu Arcetri bis zum J. 1642, in der letzten Zeit seines Lebens erblindet.

Sehr förderten die Naturwissenschaft die Erfindungen der Mikroskope von dem Holländer Zacharias Jansen, des Sternrohrs (tubus) von Keppler, des Wärmemessers (thermometer) von dem holländischen Landmann Drebbel und des Barometers von dem Florentiner Torricelli. So fand Aufklärung und Wissenschaft trotz aller

Inquiſition und Jeſuiten doch ihren Weg auch nach Italien; ja Sixtus V., der ſchon als Cardinal großen Antheil an der Verbeſſerung des gregorianiſchen Kalenders hatte, war nicht nur der größte Papſt neuer Zeiten, ſondern auch ein eifriger Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften. Er hütete noch als neunjähriger Knabe die Schweine, wurde hernach einem Geiſtlichen ſeiner großen Anlagen wegen bekannt, erhielt Unterricht, wurde Mönch des Franziskaner-Ordens, und endlich nach Gregor XIII. Papſt. Dieſer Mann wagte es zuerſt, die Banditenhorden, gegen welche Könige und Fürſten in Italien ganze Armeen ohne Erfolg ausrücken ließen, auszurotten. Nachdem er die Sicherheit von Rom alſo hergeſtellt hatte, verſchönerte er die Stadt mit prächtigen Gebäuden, Brücken, Waſſerleitungen und dgl., und legte in den drei erſten Jahren ſeiner Regierung fünf Millionen Thaler in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für ſeine Nachfolger, zum Gebrauch in außerordentlichen Fällen. Auch gründete er eine anſehnliche Land- und Seemacht und Alles dieſes, ohne das Volk mit Steuern zu beſchweren, vielmehr öffnete er den Armen zur Zeit der Theurung, wie ein wahrer Prieſter Jeſu, ſeine gefüllten Magazine und gab ihnen Gelegenheit, ſich durch Arbeit Brot zu verdienen.

§ 15. Kunſt, beſonders Muſik und Poeſie.

Ueppiger als die Wiſſenſchaft blühte die Kunſt in Italien, und noch immer gab es hier große Maler, Baumeiſter, Bildhauer und Dichter. Unter den Letztern ragt beſonders Torquato Taſſo hervor, im J. 1542 im Neapolitaniſchen geboren, geſtorben 1592. Alle Anmuth der italieniſchen Sprache und die ganze Glut ſüdlicher Empfindſamkeit liegt in ſeinen Gedichten, worunter das befreite Jeruſalem, ein großes Epos, das vorzüglichſte iſt. Schade daß jeſuitiſcher Schulunterricht und beſtändige Reiſen in ſeiner früheſten Jugend ſein von Natur zartfühlendes Gemüth ſo bis zur Ueberſpannung aufreizten, daß er, weil er die Welt nicht fand, wie ſein Ideal ſie ihm vormalte, meiſt mit allen Menſchen und mit ſich ſelbſt in Zerwürfniß fiel. Er lebte am Hofe des Herzogs Alphons von Ferrara, wo er durch ſeine Reizbarkeit und allerlei Mißverſtändniſſe in ſolchen Trübſinn verfiel, daß man ſich genöthigt fand, ihn mehrere Jahre in ſtrengem Gewahrſam zu halten. Mehr noch als dieß ſchmerzte es ihn, daß man ſeine Gedichte zu Gunſten Arioſts herabſetzte. Nach ihm iſt die italieniſche Poeſie zu Schwulſt, Uebertreibung und Sprachtändelei herabgeſunken, und hat viel beigetragen, in der geſammten europäiſchen Welt den guten Geſchmack zu verdrängen. Am herrlichſten aber unter allen Künſten, die damals in Italien lebten, blühte die Muſik. Merkwürdig iſt, daß belgiſche und holländiſche Tonkünſtler im 15. und 16. Jahrhundert zuerſt die Muſik auf einen höhern Standpunkt gebracht haben, die ſich jedoch, von ihrem Genius gleich Zugvögeln nach einem mildern Himmelſtrich gezogen, erſt in Italien völlig ausbildeten und zugleich die Italiener zu einer ernſten Auffaſſung dieſer Kunſt anleiteten. Der prächtige Gottesdienſt der römi-

schen Kirche gab zur Ausübung der Musik mannigfaltige Veranlassung, Messen, Oratorien, Requiems u. dgl. Musikstücke, welche nun auch schon Italiener, ganz im ernsten Kirchenstyle der Niederländer, erfanden. Unter den Meistern stehen Palestrina, Allegri, Bai, Pergholese, vorne an, welche mit der Glut ihrer Empfindung Melodien schufen, die nie veralten und heute wie damals zu allen fühlenden Herzen sprechen. Als sich aber in die Kirchengesänge bald auch heidnische Mythen einmengten, entstand zuerst die sogenannte weltliche Musik, die man nicht mehr in der Kirche, sondern im Theater aufführte, und so erschien im J. 1600 die erste Oper Eurydice von Peri. Kleinere Tonstücke oder solche, die ohne Begleitung der Poesie Empfindungen darstellten und sich nicht zur theatralischen Vorstellung eigneten, wurden in den sogenannten Concerten gespielt. So erhielt denn die Musik, indem sie aus den düstern Domen hinaus in die Welt wanderte, den heitern und lebensfrischen Umschwung, durch welchen sie allmählig die eigentliche Kunst der neuern Zeit geworden ist.

Nächst Italien war noch immer Spanien (und wohl auch Portugal), — das schöne Land der Pyrenäen — auch das Land der Lieder und aller Künste. War ja auch die Verbindung Spaniens mit Italien, seit Neapel dem Hause Habsburg anheim gefallen, so enge, daß durch Seefahrt und Handel beide Länder eins und dasselbe auszumachen schienen. Darum denn auch Malerei, Sculptur und Baukunst hier fast wie in Italien blühten, und die Musik, wie dort, so allgemein wurde, daß der gemeinste Mann und die Landmädchen zur Guitarre ihre frohen Lieder sangen. Unter den Dichtern leuchten aus dieser Zeit Miguel de Cervantes, Verfasser des Don Quixote, — dieses lachenden Zeitgemäldes, Lope de Vega, der fruchtbarste Schauspieldichter aller Zeiten, welcher gegen 2000 Dramen geschrieben, und Calderone de la Barca. Letzterer, als einer der größten Dramatiker unserer Zeit, verdient besonders erwähnt zu werden. Nach fleißigen Studien auf der Universität Salamanca nahm er Kriegsdienste, schrieb aber auf seinen Feldzügen in Italien und in den Niederlanden seine herrlichen Schauspiele, in welchen seine überreiche Phantasie eine neue schöne Welt eröffnete, die noch immer der neuesten Zeit Staunen und Bewunderung abgewinnt. König Philipp IV. von Spanien ernannte ihn zum Marschall der Festlichkeiten und Schauspiele; doch schon in seinen 52. Jahre zog er sich vom Hofe zurück und wurde Geistlicher, ohne jedoch der dramatischen Muse zu entsagen. Wie groß der Zauber seiner Kunst gewesen sei, zeigt der Umstand, daß sogar die Inquisition über manches freigesprochene Wort schwieg, wie er denn z. B. in seinem wunderthätigen Magus sagen durfte:

Denn es ist nichts abgeschmackter,
Als ein Prozessionentag,
Wo's nur Gaukler gibt und Pfaffen.

Er starb im J. 1686.

Es waren aber auch diese herrlichen Sänger Spaniens die letzten, die ein freies Wort wagen durften. Mancher edle Mann mit zartfühlen-

den Letztern gehörte der dritte Stand, meist Puritaner. Es werden zwischen beiden Parteien Schlachten geliefert, die nichts entscheiden; doch der Anhang des Königs, obwohl die Königin mit Geld und Truppen aus Frankreich angekommen in Schottland landet, wird immer schwächer, und das Parlament vereinigt sich endlich öffentlich mit den Schotten. Indessen hatte sich in der Parlamentsarmee eine neue Secte gebildet, die sich Independenten (Unabhängige) nannte und heillose Fanatiker waren, die von gleicher Vertheilung der Güter, von gleichen Rechten, Abschaffung aller Mißbräuche und dgl. predigten. Unter ihnen zeichnete sich Olivier Cromwell, ein Mann von unbegrenzter Herrschsucht, häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge, grob in seinen Sitten, aus. Dieser verschaffte sich bald das höchste Ansehen in der Armee, und durch diese wirkte er mächtig auf das Parlament, welches eine Commission von sieben Lords, vierzehn Mitgliedern des Unterhauses und vier schottischen Deputirten zusammensetzte, welche beinahe unumschränkte Gewalt ausüben durfte. Durch diese Commission wird der alte, kranke Erzbischof Laud aus dem Tower gezogen und hingerichtet; Cromwell besiegt darauf den König in einer entscheidenden Schlacht, nach welcher Karl zu den Schotten flüchtet, die ihn aber, weil er die Artikel des Covenants nicht unterschreiben wollte, dem Parlamente ausliefern. Darauf entsteht zwischen dem Parlamente, das noch immer gesetzmäßig zu Werke gehen will, und dem Heere eine Spaltung. Cromwell zieht mit letzterem gegen London und verschafft den Independenten den Sieg im Parlament, aus welchem fast alle Puritaner erschrocken weichen. Noch gab es aber immer viele rechtliche Leute darin, die den König dringend, ja fußfällig baten, in die Aufhebung der bischöflichen Kirche zu willigen, um das Land von der wilden Soldatentyrannei zu befreien. Doch der König entschuldigte sich mit seinem Gewissen und beharrte standhaft auf seiner Weigerung. Da suchten böse Menschen bei den Soldaten den Gedanken zu erwecken, den König als Hochverräther, weil er die Waffen gegen das Parlament gebraucht habe, auf den Tod anzuklagen. Mehrere dergleichen Bittschriften gelangten an das Parlament, wo sie aber das Oberhaus (nur mehr zwölf Lords) einmüthig zurückwies; desto entschiedener erklärten sich die Gemeinen für die Anklage des Königs, den sie bald nicht anders als Karl Stuart nannten. Olivier Cromwell sprach mit frommer Heuchlermiene: „Noch kürzlich hab' ich für die Wiedereinsetzung des Königs beten wollen, allein die Zunge hat mir plötzlich am Gaumen geklebt; ein deutliches Zeichen, daß Gott den König verworfen habe." So wurde denn ein Gerichtshof ernannt, wobei auch Cromwell saß, und der König verhört. Er benahm sich würdevoll, doch konnte weder sein in dem Kerker ergrautes Haar, noch seine beredte Unschuld die rohen Richter umstimmen; er wurde zum Tode verurtheilt und am 30. Januar 1649 öffentlich hingerichtet. Völlige Anarchie, Zerrüttung und Bürgerkrieg folgte auf diese entsetzliche That, und die Revolution endete damit, daß sich der schlaue Cromwell als Protector an die Spitze der Republik Englands stellte, der viel eigenmächtiger und grausamer, jedoch kräftiger regierte, als Karl I., dessen Gattin Henriette mit ihren Kindern nach Frankreich floh, und daselbst,

während der Regentschaft der Königin Anna von Oestreich, Mangel an Brot, Holz und andern Bedürfnissen litt.

§ 14. Kunst und Wissenschaft.

Groß war die Verwüstung, welche durch die Religionskriege fast in allen Ländern Europa's angerichtet worden war; aber noch größer ist die Verwilderung, die sie in Kunst, Wissenschaft und Gesittung herbeiführten. Auf das Zeitalter der Reformation hätte in natürlicher Folge eine herrliche Entfaltung allgemeiner Bildung kommen sollen, allein es ist in allen Künsten und Wissenschaften nicht nur kein Fortschreiten, sondern vielmehr ein merklicher Rückgang eingetreten. Außer den Kriegen haben auch von der einen Seite die Jesuiten, von der andern die protestantischen Theologen zu diesem Verfalle das Ihrige beigetragen. Die ersteren hatten es sich ja zur Aufgabe gemacht, den menschlichen Geist im Fortschreiten zu hemmen, und da sie in den katholischen Ländern allen Schulen vorstanden, konnte schon in die zarten Gemüther der Jugend Neigung zu einem behaglichen Hinbrüten im Halbwissen eingepflanzt werden, und so begnügte man sich mit broterwerbenden Sachkenntnissen. Der Unterricht dieser Gesellschaft war nie aufregend und erhebend, als wenn es galt, Religionshaß zu predigen; außerdem waren sie zufrieden, wenn nur das Gedächtniß ihrer Schüler geübt wurde. Man las wohl die griechischen und römischen Classiker, doch nur der Sprache wegen, der in denselben waltende Geist blieb unberührt. Die Philosophie glich ganz der Scholastik des Mittelalters und durfte nicht antasten, was im tridentinischen Catechismus stand. So ging es auch in allen übrigen Wissenschaften, und die Eltern hatten die Freude, wie sie meinten, recht brauchbare Menschen aus ihren Kindern herangebildet zu sehen. Daß es übrigens unter den Jesuiten recht gelehrte, ja manche frei nnd edel denkende Männer gegeben habe, ist nicht zu leugnen; sie waren ja in Classen eingetheilt, und nur die oberen wußten von den geheimen Zwecken des Ordens, die untern dienten nur als Werkzeug, und solchen Werkzeugen sah man es wohl nach, wenn sie sich über die vorgeschriebenen Kreise hinauswagten; denn so lange sie nicht die höhere Weihe hatten, konnten sie ja nichts Großes ausführen.

Redlicher meinten es die protestantischen Theologen mit der Menschheit; denn mit gutem Gewissen glaubten sie gerade auf der Bahn fortzufahren, welche die Reformatoren vorgezeichnet hatten; der Grundsatz aber, der sie leitete, daß die Reformation mit dem Abschlusse der Augsburgischen und Helvetischen Confession vollendet sei, und daß jedes Fortschreiten und Forschen nach Wahrheit dem Christenthum Schaden bringe, machte sie fast zu heftigern Feinden der Künste und Wissenschaften, als die Jesuiten. Der lutherische und Heidelberger Catechismus, die Bibel und eine im schlechten Latein geschriebene Theologie war beinahe Alles, was man gründlich auf hohen und niedern Schulen bei Protestanten lernen konnte. Viele Theologen verwarfen die Schriften der Griechen und Römer bloß darum, weil es Heiden waren, und die Philosophie durfte

auch nichts sagen, was sich nicht mit den Glaubensbekenntnissen vereinen ließ. Ohne Salbung waren die langen Predigten, und wenn ja ein freisinniger Redner anstatt von Glaubensartikeln reine Sittenlehre predigte, so wurde er verketzert und verfolgt. Merkwürdig ist ein Mann aus dieser Zeit, der alle diese Mängel einsah und den Muth hatte, sie öffentlich zu rügen. Dieß war Valentin Andreä, geboren 1568 im Würtembergischen, dessen strebender Geist schon in früher Jugend, durch den Schulunterricht wenig befriedigt, sich durch das Studium römischer Schriftsteller und der Werke des Erasmus bildete. Reisen in Deutschland und andern europäischen Ländern vollendeten die begonnene Bildung, und als er überall in Staat und Kirche Zustände fand, die seinen Idealen nicht entsprachen, faßte er den großen Gedanken, durch Schriften und thätigen Eifer als Prediger die Welt zu verbessern. In einer kleinen Stadt seines Vaterlandes wurde er zuerst Diaconus, und fing schon damals an, seine Schriften herauszugeben, in welchen er sich fast über Alles verbreitet, was nur die Menschheit näher angeht. Er dringt auf ein thätiges Christenthum und sucht den Eifer der Theologen von dem unseligen Schulgezänke seiner Zeit abzulenken, und weiset beständig auf Jesum Christum hin, der ja auch die Schriftgelehrten tadelte. Alchemie, Astrologie, Mystik und Sylbenstecherei machte er lächerlich, suchte Vaterlandsgeist durch Ermahnungen, deutscher Natur und Wahrheit treu zu bleiben, zu erwecken. Dabei war er bemüht, Freunde und auch unbekannte edle Menschen, die von ihren Zeitgenossen verunglimpft wurden, zu vertheidigen, und es sind seine Schriften voll solcher Ehrendenkmäler. Eins seiner merkwürdigsten Werke ist: Chimische Hochzeit Christians Rosenkreuzens, worin er die Geschichte eines Mannes erzählt, der in Aegypten die Geheimnisse der alten Priester kennen lernte, und nach dem Muster derselben, in sein Vaterland zurückgekehrt, eine Gesellschaft stiftete, welche sich's zum Zwecke machte, sittliche und wissenschaftliche Erziehung zu verbessern und ächt christliche Wohlthätigkeit zu üben. Dieß Buch soll die Stiftung der Rosenkreuzer veranlaßt haben, die durch einseitige Bestrebungen der Wissenschaft mehr schadeten als nutzten. Andreä starb, nachdem er im dreißigjährigen Kriege alle Gräuel damaliger Zeit auszustehen gehabt, im J. 1354 als Abt zu Adelsberg. Wir setzen hier nur als ein Beispiel aus seinen Apologen folgendes Stück her, welches eine wahre Denkschrift an die ganze Menschheit ist.

Die begrabene Wahrheit.

Als sich irgendwo viele Anzeigen fanden, daß hier die Wahrheit begraben sei, ließ man aufwerfen und entdeckte nach einigen Tagen Arbeit einen Sarg. Er war ganz einfach. Man hob ihn herauf, konnte aber keine Aufschrift ausfindig machen, als: Zu meiner Zeit. Die auseinandergeschlagenen Bretter zeigten einen Leichnam, verstümmelt, schmutzig und überschüttet mit Dingen, nicht ohne Ekel zu nennen. Es ergab sich, daß er nicht mit Salben und Gewürzen, sondern mit mancherlei

Unrath war einbalsamirt worden; und nur mit vieler Mühe ließ er sich säubern. Da fand man denn endlich zum Haupt' ein ehernes Täfelchen mit dieser Inschrift:

Hier liegt
die Wahrheit,
eine Tochter Gottes,
durch Tücke des Aberglaubens,
Gift der Verführung und Entkräftung der
Sinnlichkeit,
Despotismus der Fürsten,
Trägheit der Priester und Verschmitztheit
der Staatsmänner,
Leichtsinn der Geschichtschreiber,
Pedanterie der Literatoren und Dummheit
des Volks
ermordet
und hier im Unrathe der Lügen
begraben.
Nach hundert Jahren sieht mich die Sonne wieder.
Gegrüßet seist du mir, Nachwelt!

Freude mit Betrübniß vermischt war die Empfindung, welche diese Grabschrift, als sie bekannt ward, erregte. Man war unwillig auf die Vorzeit und pries die Gegenwart glücklich. Es ward nunmehr ein prächtiges Denkmal von Marmor errichtet und die Wahrheit mit vielem Prunke — — — — darunter wieder begraben. Jene Inschrift stellte man über der Gruft auf und schrieb mit aller Selbstgenügsamkeit darunter:

Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen,
wir hätten nicht Theil genommen mit
ihnen am Morde der Wahrheit.

Einer der vorzüglichsten Männer dieser Zeit, der sich nach seinen Schriften gebildet, war Johann Amos Comenius (Komensky), der letzte Bischof der böhmischen Kirche. „Er lebte," sagt Herder (in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität, 5. Samml.) „in den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, da mit ihm so viele, viele Familien auf die härteste Weise vertrieben wurden; seit welcher Zeit dann diese blühenden Gemeinen nie mehr zu einigem, geschweige zu ihrem alten Flor gelangten. Wollen Sie Ihr Inneres sanft und schrecklich erschüttert fühlen, so unterrichten Sie sich über den Zustand dieser Gemeinen von ihrer Entstehung an, und endigen mit dieser traurigen Verstoßung. Keine Gemeine Deutschlands ist mir bekannt, die mit so reinem Eifer für ihre Sprache, für Zucht und Ordnung bei ihren Gebräuchen sowohl, als in ihrem häuslichen Leben, ja für Unterweisung und Aufklärung

im Kreise ihres Nothwendigen und Nützlichen gesorgt, gestritten, gelitten hätte, als diese. Von ihr aus entsprang jener Funke, der in den dunkelsten Zeiten des härtesten geistlichen Despotismus Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland wie ein Feuer durchlief und jene vielnamigen Albigenser, Waldenser, Lollarden u. s. weckte. In ihr ward durch Huß und andre der Grund zu einer Reformation gelegt, die für ihre Sprache und Gegenden eine Nationalreform hätte werden können, wie keine es in Deutschland ward; bis auf Comenius strebte dahin der Geist dieser slavischen Völker. In ihr ist eine Wirksamkeit, eine Eintracht und Tapferkeit gezeigt worden, wie außer der Schweiz diesseits der Alpen nirgends anders; und es ist kaum zu zweifeln, daß, wenn man sich vom zehnten, vierzehnten Jahrhundert an diese Thätigkeit nur einigermaaßen unterstützt gedenket, Böhmen, Mähren, ja überhaupt die slavischen Länder an der Ostseite Deutschlands, ein Volk worden wären, das seinen Nachbarn andern Nutzen gebracht hätte, als den es jetzt seinen Oberherren zu bringen vermag. Die Unvernunft und Herrschsucht der Menschen wollte es anders. Eine Ilias beweinenswürdiger Umstände tritt dem Geschichtforscher vor Augen, über die der Freund der Ordnung und des Fleißes seufzend erröthet." Nach der Schlacht auf dem weißen Berge mußte auch er das Land verlassen, und nachdem er lange flüchtig mehrere europäische Länder durchwanderte, fand er in Ungarn bei dem Fürsten Rakotzy eine Zufluchtstätte. An der Schule zu Scharosch-Patak wurde er Jugendlehrer, und führte zuerst den Gedanken aus: Kinder mit Worten zugleich Sachen zu lehren, nicht nur das Gedächtniß allein, sondern auch den Verstand und Willen, die Neigungen und Sitten gleichmäßig zu bilden, und das Alles durch klaren und gründlichen Unterricht und durch herzlichen Umgang mit der Jugend. Zu diesem Endzwecke gab er dort sein nachher so berühmt gewordenes Werk: die Welt in Bildern (Orbis pictus) heraus. Unter seinen vielen Schriften ist des frommen christlichen Sinnes und der klaren Weltanschauung wegen sein Labyrinth der Welt noch immer lesenswerth; wir vernehmen darin das Treiben jener Zeit, und die bangen Seufzer der Frommen, die damals mitten in den Stürmen eines unmenschlichen Krieges Glauben und Zuversicht treu bewahrten.

Auf Philosophie, Staatskunst und Gerechtigkeitspflege wirkte der gelehrte und hochsinnige Hugo Grotius, von dem wir schon in der Geschichte von Holland gesprochen haben. Er hatte schon als Knabe von zwölf Jahren so gründliche Kenntnisse und eindringliche Beredtsamkeit, daß er seine katholische Mutter bewog, Protestantin zu werden. Nach seinen Schriften ist in deutschen Landen und auch anderswo Manches in der unmenschlichen und zwecklosen Behandlung der Verbrecher gebessert worden. Sein so eben freigewordenes Vaterland, wo im J. 1595 zu Amsterdam ein Zuchthaus, (das erste in der Welt) errichtet wurde, war dazu ohnedieß schon vorbereitet.

Am glücklichsten war Naturwissenschaft, die alte, immer wiederkehrende Finsterniß der Köpfe und den starren Aberglauben, den die römische Kirche mit Scheiterhaufen und den ausgesuchtesten Todesqualen gegen alle Angriffe kühner Geister zu vertheidigen strebte, zu zerstreuen.

Auf dem Wege, den der Engländer Baco von Verulamio eröffnet hatte, ging man nun immer weiter, und kam auf Entdeckungen, die so unwiderlegbare Wahrheiten enthielten, daß selbst der Papst sie, um nicht verlacht zu werden, zugeben mußte. Kopernikus Lehre von dem neuen Weltsystem war von dieser Art, und wenn auch der Däne, Kaiser Rudolfs II. Hofastronom, Tycho de Brache, dem Kirchenglauben gemäß sein Weltsystem aufstellte, konnte er sich doch nicht halten. Eine merkwürdige Erscheinung ist die Verbesserung des alten Kalenders durch die Astronomen Gregors XIII., die Gebrüder Aloysius und Gregorius Lilius. Man hatte nämlich bis hieher noch immer das Jahr, wie Julius Cäsar es feststellen ließ, zu 365 Tagen, 6 Stunden. Allein die neuern Astronomen fanden, daß das Jahr nur aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 43 Sekunden bestehe. Dadurch geschah es, daß im J. 1582 der Kalender den Frühlingsanfang schon zehn Tage später ansetzte, als er wirklich in der Natur stattfand. Um solche Irrungen endlich auszugleichen, befahl Gregor XIII., daß man in der ganzen Christenheit nach dem 4. October 1582 sogleich den 15. October schreibe. Die Griechisch-katholischen und die Protestanten verwarfen diesen gregorianischen Kalender, eben weil er vom Papste kam; jedoch haben sich die letztern im J. 1700 von der Richtigkeit der Berechnung überzeugt, und nahmen denselben an. Der größte Astronom nach Kopernik war aber der deutsche Johann Keppler, dessen Entdeckungen an dem gestirnten Himmel die Wissenschaft erst recht begründeten und dessen Berechnungen der Sonnenfinsternisse manchen Volksaberglauben zerstreuten. Leider mußte dieser große Mann, welcher zu Anfang des 30jährigen Krieges lebte, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, Volkskalender verfertigen; er starb im J. 1630 in größter Dürftigkeit zu Regensburg, wo auch sein Denkmal steht, und nicht übertrieben ist das Epigramm Kästners, wenn er sagt:

So hoch ist noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg — er starb den Hungertod —
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Leiber ohne Brot.

Nächst ihm verdient Galileo Galiläi aus Pisa genannt zu werden, welcher das Teleskop erfunden, womit er zuerst den Mond genauer, als alle vor ihm lebenden Astronomen, beobachtete und auch in der Milchstraße vorher ungekannte Sternwelten entdeckte. Weil er das Kopernikanische System vertheidigte, kam er zweimal in die Gefängnisse der Inquisition, er mußte seine Meinung im J. 1633 förmlich abschwören, und lebte, ohne wie vorher zu Florenz lehren zu dürfen, auf einem Landhause zu Arcetri bis zum J. 1642, in der letzten Zeit seines Lebens erblindet.

Sehr förderten die Naturwissenschaft die Erfindungen der Mikroskope von dem Holländer Zacharias Jansen, des Sternrohrs (tubus) von Keppler, des Wärmemessers (thermometer) von dem holländischen Landmann Drebbel und des Barometers von dem Florentiner Torricelli. So fand Aufklärung und Wissenschaft trotz aller

Inquisition und Jesuiten doch ihren Weg auch nach Italien; ja Sixtus V., der schon als Cardinal großen Antheil an der Verbesserung des gregorianischen Kalenders hatte, war nicht nur der größte Papst neuer Zeiten, sondern auch ein eifriger Beschützer der Künste und Wissenschaften. Er hütete noch als neunjähriger Knabe die Schweine, wurde hernach einem Geistlichen seiner großen Anlagen wegen bekannt, erhielt Unterricht, wurde Mönch des Franziskaner-Ordens, und endlich nach Gregor XIII. Papst. Dieser Mann wagte es zuerst, die Banditenhorden, gegen welche Könige und Fürsten in Italien ganze Armeen ohne Erfolg ausrücken ließen, auszurotten. Nachdem er die Sicherheit von Rom also hergestellt hatte, verschönerte er die Stadt mit prächtigen Gebäuden, Brücken, Wasserleitungen und dgl., und legte in den drei ersten Jahren seiner Regierung fünf Millionen Thaler in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für seine Nachfolger, zum Gebrauch in außerordentlichen Fällen. Auch gründete er eine ansehnliche Land- und Seemacht und Alles dieses, ohne das Volk mit Steuern zu beschweren, vielmehr öffnete er den Armen zur Zeit der Theurung, wie ein wahrer Priester Jesu, seine gefüllten Magazine und gab ihnen Gelegenheit, sich durch Arbeit Brot zu verdienen.

§ 15. Kunst, besonders Musik und Poesie.

Ueppiger als die Wissenschaft blühte die Kunst in Italien, und noch immer gab es hier große Maler, Baumeister, Bildhauer und Dichter. Unter den Letztern ragt besonders Torquato Tasso hervor, im J. 1542 im Neapolitanischen geboren, gestorben 1592. Alle Anmuth der italienischen Sprache und die ganze Glut südlicher Empfindsamkeit liegt in seinen Gedichten, worunter das befreite Jerusalem, ein großes Epos, das vorzüglichste ist. Schade daß jesuitischer Schulunterricht und beständige Reisen in seiner frühesten Jugend sein von Natur zartfühlendes Gemüth so bis zur Ueberspannung aufreizten, daß er, weil er die Welt nicht fand, wie sein Ideal sie ihm vormalte, meist mit allen Menschen und mit sich selbst in Zerwürfniß fiel. Er lebte am Hofe des Herzogs Alphons von Ferrara, wo er durch seine Reizbarkeit und allerlei Mißverständnisse in solchen Trübsinn verfiel, daß man sich genöthigt fand, ihn mehrere Jahre in strengem Gewahrsam zu halten. Mehr noch als dieß schmerzte es ihn, daß man seine Gedichte zu Gunsten Ariosts herabsetzte. Nach ihm ist die italienische Poesie zu Schwulst, Uebertreibung und Sprachtändelei herabgesunken, und hat viel beigetragen, in der gesammten europäischen Welt den guten Geschmack zu verdrängen. Am herrlichsten aber unter allen Künsten, die damals in Italien lebten, blühte die Musik. Merkwürdig ist, daß belgische und holländische Tonkünstler im 15. und 16. Jahrhundert zuerst die Musik auf einen höhern Standpunkt gebracht haben, die sich jedoch, von ihrem Genius gleich Zugvögeln nach einem mildern Himmelstrich gezogen, erst in Italien völlig ausbildeten und zugleich die Italiener zu einer ernsten Auffassung dieser Kunst anleiteten. Der prächtige Gottesdienst der römi-

schen Kirche gab zur Ausübung der Musik mannigfaltige Veranlassung, Messen, Oratorien, Requiems u. dgl. Musikstücke, welche nun auch schon Italiener, ganz im ernsten Kirchenstyle der Niederländer, erfanden. Unter den Meistern stehen Palestrina, Allegri, Bai, Pergholese, vorne an, welche mit der Glut ihrer Empfindung Melodien schufen, die nie veralten und heute wie damals zu allen fühlenden Herzen sprechen. Als sich aber in die Kirchengesänge bald auch heidnische Mythen einmengten, entstand zuerst die sogenannte weltliche Musik, die man nicht mehr in der Kirche, sondern im Theater aufführte, und so erschien im J. 1600 die erste Oper Eurydice von Peri. Kleinere Tonstücke oder solche, die ohne Begleitung der Poesie Empfindungen darstellten und sich nicht zur theatralischen Vorstellung eigneten, wurden in den sogenannten Concerten gespielt. So erhielt denn die Musik, indem sie aus den düstern Domen hinaus in die Welt wanderte, den heitern und lebensfrischen Umschwung, durch welchen sie allmählig die eigentliche Kunst der neuern Zeit geworden ist.

Nächst Italien war noch immer Spanien (und wohl auch Portugal), — das schöne Land der Pyrenäen — auch das Land der Lieder und aller Künste. War ja auch die Verbindung Spaniens mit Italien, seit Neapel dem Hause Habsburg anheim gefallen, so enge, daß durch Seefahrt und Handel beide Länder eins und dasselbe auszumachen schienen. Darum denn auch Malerei, Sculptur und Baukunst hier fast wie in Italien blühten, und die Musik, wie dort, so allgemein wurde, daß der gemeinste Mann und die Landmädchen zur Guitarre ihre frohen Lieder sangen. Unter den Dichtern leuchten aus dieser Zeit Miguel de Cervantes, Verfasser des Don Quixote, — dieses lachenden Zeitgemäldes, Lope de Vega, der fruchtbarste Schauspieldichter aller Zeiten, welcher gegen 2000 Dramen geschrieben, und Calderone de la Barca. Letzterer, als einer der größten Dramatiker unserer Zeit, verdient besonders erwähnt zu werden. Nach fleißigen Studien auf der Universität Salamanca nahm er Kriegsdienste, schrieb aber auf seinen Feldzügen in Italien und in den Niederlanden seine herrlichen Schauspiele, in welchen seine überreiche Phantasie eine neue schöne Welt eröffnete, die noch immer der neuesten Zeit Staunen und Bewunderung abgewinnt. König Philipp IV. von Spanien ernannte ihn zum Marschall der Festlichkeiten und Schauspiele; doch schon in seinen 52. Jahre zog er sich vom Hofe zurück und wurde Geistlicher, ohne jedoch der dramatischen Muse zu entsagen. Wie groß der Zauber seiner Kunst gewesen sei, zeigt der Umstand, daß sogar die Inquisition über manches freigesprochene Wort schwieg, wie er denn z. B. in seinem wunderthätigen Magus sagen durfte:

Denn es ist nichts abgeschmackter,
Als ein Prozessionentag,
Wo's nur Gaukler gibt und Pfaffen.

Er starb im J. 1686.

Es waren aber auch diese herrlichen Sänger Spaniens die letzten, die ein freies Wort wagen durften. Mancher edle Mann mit zartfühlen-

dem Herzen und tiefschauendem Blicke ist nach der Zeit in den Kerkern der Inquisition verschmachtet oder auf dem Scheiterhaufen, dem Volk ein Schauspiel, zu Asche verbrannt, und Kunst und Wissenschaft verfielen mit der Freiheit und der allgemeinen Wohlfahrt Spaniens.

Desto kräftiger erwuchs wissenschaftliches und Künstlerleben in den Niederlanden, wo sich die unermüdete Thätigkeit der Bewohner auf Sandfeldern und in Morästen unter einem neblichten Himmel einen freundlichen Garten im eigentlichsten Sinne des Wortes geschaffen hatte, denn weder Spanier nach Italiener vermißten, wenn sie herkamen, in diesem nördlichen Lande Pflanzen, Gemüse, Blumen ihrer Heimath, ja selbst die herrlichen Südfrüchte, welche holländische Schiffe in Menge in's Land brachten, wurden bald in den Warmhäusern erzeugt. Doch auch geistige Blumen und Früchte erzeugte dieses germanische Volk — denn wenn auch im westphälischen Frieden Holland abfiel von Deutschland, sagt doch ihre Sprache und Sitte, daß das Volk unser sei. — Es ist schon früher gesagt worden, daß die neuere Musik von Niederländern erfunden worden sei, aber auch die Malerei bekam hier eine Schule, welche selbst von den Italienern bewundert wurde; wir nennen nur drei niederländische Maler aus diesem Zeitraume: Paul Rubens, Paul Rembrand und Anton van Dyk. Der größte unter diesen war unstreitig Rubens, ein Deutscher, 1577 zu Cöln geboren, der sich in Rom, Venedig und Mantua, schon als Jüngling bewundert und allgemein verehrt, bildete, und sodann in seine Vaterstadt zurückkehrte und zuletzt in der Stadt Antwerpen lebte. Man nennt ihn den Fürsten der niederländischen Maler, wegen seines großartigen Styls und des bezaubernden Colorits seiner Gemälde. Dabei besaß er ungemeine Kenntnisse in allen Wissenschaften, soviel Feinheit im Umgang und solch eine hinreißende Beredtsamkeit, daß er selbst in verwickelten Staatsangelegenheiten treffliche Dienste leistete. Er starb im J. 1640 zu Antwerpen, wo auch sein Denkmal steht.

Außer Malern hatten die Niederländer damals auch große Gelehrte und treffliche Dichter, und es war hier wie überall Kunst und Gelehrsamkeit, nebst allgemeiner Wohlfahrt die Frucht der männlich errungenen Freiheit.

In unserm Vaterlande hat sich Kunst und Wissenschaft während des verheerenden Krieges weniger frei entwickeln können, und kein Volk wurde so sehr von der einen Seite durch die Jesuiten, von der andern durch die protestantischen Theologen im Aufstreben zum Höhern und Bessern gehindert, als eben das deutsche. Desto löblicher sind die Bemühungen einzelner Männer, so kärglich auch ihr Erfolg auf allgemeine Volksbildung war, durch Poesie, Sprachforschung und deutsche Gesellschaften wieder einiges geistige Leben hervorzubringen. Während des dreißigjährigen Krieges noch thaten sich Männer aus allen Ständen hervor, die, weil sie meist Schlesier waren, die Gründer der sogenannten schlesischen Schule heißen. Der erste war Martin Opitz, ein klassisch gebildeter Mann, der von dem Fürsten Gabriel Bethlen nach Siebenbürgen als Professor der Weißenburger Schule berufen, später bei dem Herzog zu Liegnitz fürstlicher Rath, vom Kaiser Ferdinand II.

mit dem Dichterlorbeer gekrönt und mit dem Beinamen von Boberfeld in den Adelstand erhoben wurde. Nach mannigfaltigen Schicksalen starb er im J. 1639 zu Danzig an der Pest als königlich polnischer Geschichtsschreiber. Er hat zuerst in seinen Versen die Länge und Kürze der Sylben beobachtet und dadurch die deutsche Prosodie begründet. Uebrigens ist in seinen Gedichten so wenig Poesie als bei den Meistersängern zu suchen; ein schlichter und gerader Verstand mit hoher Einfalt und Treuherzigkeit ist Alles, was sich in denselben ausspricht. Poetischer im Leben und Dichten war der Voigtländer Paul von Flemming, der mit Adam Olearius (eigentlich Oehlschläger) die Gesandtschaft des Herzogs von Holstein nach Moskau begleitete und auch eine Reise nach Persien unternahm. Wer kennt nicht seine erhebenden Kirchenlieder, vor allen sein:

„In allen meinen Thaten
Laß' ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That."

Er war ein deutscher Dichter, der sich nicht begnügte, in allgemeinen Empfindungen und alltäglichen Gedanken sich gehen zu lassen, sondern aus einem Herzen voll Vaterlandsliebe schöpfte und hohe, oft neue Ideen in einer kräftigen Sprache darstellte. Eben hatte er seine Studien in Leipzig vollendet, als Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen fiel; da dichtete er am Neujahr 1633 folgende Ode:

O du zweimal wüstes Land
Von der Feinde böser Hand,
Ach du liebes Meißen du,
Wie bist du gerichtet zu!

Deine Felder liegen bloß,
Deine Flüsse werden groß,
Groß von Thränen, die man geußt,
Und als Ströme fließen heißt.

Deine Dörfer sind verbrannt,
Deine Mauern umgerannt,
Deine Bürger sind verzagt,
Deine Bauern ausgejagt.

Aller Vorrath ist verzehrt,
Alle Kammern sind geleert,
Alle Kasten sind besucht,
Unsre Schätze hat die Flucht.

Du, vor Aller Güter reich,
Biſt jetzt einer Wittwen gleich,
Wir, die Waiſen ſind erſchreckt
Und mit Kummer ganz bedeckt.

Unſer Heiland, unſer Held,
Dem wir Alles heimgeſtellt,
Der uns zweimal frei gemacht,
Den reibt auf die wilde Schlacht.

Unſer Feind iſt froh und lacht,
Daß er uns hat Schaden bracht,
Zweimal mehr wächſt ihm der Muth
Durch des edeln Helden Blut.

Glaublich iſt's, und faſt ſchon wahr,
Daß er ſeiner Räuber Schaar,
Wie er nimmer kann und weiß,
Ueber uns wird geben preiß.

Großes Kind Immanuel,
Wende du dies Ungefäll,
Komm doch du dem Schaden für"
Der ſchon wartet vor der Thür.

Um ein Lächeln iſt's geſchehn,
Um ein liebes Freundlichſehn,
Daß dein Vater ſich bedenkt,
Und uns unſre Strafen ſchenkt.

Lenke du der Feinde Muth,
Daß ſie uns einſt werden gut.
Wo ſie dieſes wollen nicht,
So nimm uns in deine Pflicht.

Zeuch vor unſern Rittern aus,
Und beſchütz' des Sachſen Haus,
Der für deinen Ruhm und ſich
Alles waget williglich.

Kann es ſein, ſo gib uns Raſt,
Der du Alles kannſt und haſt,
Friedensfürſt biſt du genannt,
Bring' du uns in Friedenſtand

Dieſer Helm wird nütze ſein,
Daß die Schwalben niſten drein,

Daß man, wenn der Frühling kümmt,
Junge Vögel da vernimmt.

Und der brachen Erden Bauch
Darf der Spieß und Degen auch;
Doch, daß sie sehn anders aus,
Pflug und Spaten werden d'raus.

Tritt, was schädlich ist, bei Seit'!
Hin, verdammte Pest und Streit!
Weg ihr Sorgen, weg Gefahr,
Jetzo kommt ein neues Jahr!

Auch in seinem Danklied nach der Schlacht bei Lützen preist er den Helden Gustav Adolf, wenn er singt:

Held, du kameſt her vom weiten,
Daß du für uns möchteſt ſtreiten,
Held, du kameſt, Held, du ſtritt'ſt,
Held, du ſiegteſt auch im Sterben;
Held, wir können nicht verderben,
Weil du itzt noch vor uns tritt'ſt!

Deine Ruthe, deine Werke,
Deine ritterliche Stärke
Ruft aus, was nur rufen kann;
Die bezwungnen Ströme brauſen,
Die verbundnen Lüfte ſauſen,
Was du, Helfer, haſt gethan!

Elbe, Fürſtin unſrer Flüſſe,
Mach' dich auf die feuchten Füße,
Eile, laufe Nacht und Tag;
Meld' es mit beredten Wellen,
Daß die Ufer wiederſchellen,
Wie der Feind vor dir erſchrack!

Gleich Ulrich von Hutten ſtürmt er in die Saiten, wenn er ſie zur tapfern Vertheidigung des Vaterlandes aufruft, wie in ſeinem „Lob eines Soldaten zu Roſſe."

Ein friſcher Heldenmuth iſt über alle Schätze,
Iſt über allen Neid. Er ſelbſt iſt ſein Geſetze,
Sein Mahl, ſein Sold, ſein Preis. Er reiſet durch die Zeit.
Vergnüget ſich durch ſich, läßt bei ſich Ruh' und Streit
In gleicher Wage ſtehn. Den adeligen Rittern

Wird dieſes angebor'n. Wenn andre ſtehn und zittern,
Beſeufzen ihren Tod, und bitten um Quartier,
So ſetzen ſie dem Ruhm auch tauſend Leben für,
Die man erbitten muß, und doch nur Schande geben.
Sie ſterben tugendhaft, wenn ſie noch könnten leben.

So glüht er auch, wenn er das Lob deutſcher Muſen, Deutſchland ſelbſt und an die Frauen wider die Verächter der deutſchen Poeſie ſingt. Seine Gedichte werden ewig leben, wie A. W. Schlegel ſagt, durch ächte Deutſchheit, innige Herzlichkeit und männliche Sprache.

Nächſt ihm zeichnen ſich Tſcherning, Zinkgräff, Dach, Gerhard und der berühmte Dramatiker Andreas Gryph, (vielleicht der beſte Luſtſpieldichter der Deutſchen) aus. Die Satyre hat Laurenberg zuerſt wieder auf die Bahn gebracht, der in plattdeutſcher Sprache die Thorheiten ſeiner Zeit, die unpaſſenden Kleidertrachten, die Titelſucht und Sprachmengerei der Deutſchen lächerlich macht.

Dieſe Dichter ſtanden nun gewöhnlich mit einander in Verbindung, und aus dieſer Zeit ſind die Sprachvereine, z. B. Philipp von Zeſens Geſellſchaft, welche es ſich zum Geſetze machte, die deutſche Sprache von allen fremden Wörtern zu reinigen. Ludwig Fürſt von Anhalt-Cöthen ſtiftete im J. 1617 die fruchtbringende Geſellſchaft oder den gekrönten Palmenorden, in welchem, wie in der gelehrten Geſellſchaft Kaiſer Karl des Großen, jedes Mitglied ſeinen Ordensnamen bekam, und Opitz der Gekrönte, Zeſen der Wohlſetzende, Gryph der Unſterbliche, Logau der Verkleinernde hieß. Der Blumenorden an der Pegnitz oder die Geſellſchaft der Pegnitz-Schäfer ertheilte ihren Mitgliedern Schäfernamen, z. B. Myrtill, Damon, Melibäus u. dgl. Gut meinten es dieſe Männer, doch gab es unter ihnen wenige Flemmings, und ſtatt die deutſche Nation zu Thaten zu erwecken, wie einſt die Minneſinger, tändelten ſie mit Empfindungen einer paradieſiſchen Schäferwelt, als ob tiefer Friede herrſchte und alles Volk in Glück und Seligkeit ſchwämme! Männlicher und geiſtreicher entwickelte ſich das Dichterleben bei den Britten ſchon unter der Regierung der herrlichen Eliſabeth. Wir haben bereits William Shakespeare erwähnt, und wollen ihn noch einmal nennen. Er wurde im J. 1564 zu Strafford geboren, und ſtarb daſelbſt 1616. Von ſeinem Leben iſt wenig bekannt, nur daß er bereits im Mannesalter nach London kam, und daſelbſt Schauſpieler ward und ſeine unſterblichen Dramen ſchrieb. Ohne, wie alle bisher genannte Dichter, die Griechen und Römer nachzuahmen, ohne auch in der ſentimentalen Romanſtik fortzufahren, brach er mit ſeinem gewaltigen Geiſte ſich eine neue Bahn, und indem er alle Weltluſt und allen Weltenſchmerz in ſeinem Innern trug, wußte er ihn ſo eindringlich darzuſtellen, daß nicht nur ſeine Nation, daß in der Folge das ganze gebildete Europa davon ergriffen ward. Er verfuhr dabei mit ſo viel Ruhe und Verſtand, daß er mit Recht der Luther unſerer neuern Poeſie genannt werden kann, d. h. der Dichter,

der das romantische Spiel der Gefühle zur Besinnung brachte, ohne jedoch selbst das Spiel aufzugeben. Das Theater wurde durch ihn, wie schon gesagt worden, auf den höchsten Standpunkt erhoben, zu einem Festspiele für denkende und fühlende Menschen. Bei all' dieser Allgemeinheit seines Wesens, kennt man in jeder Zeile den Britten, den mit edlem Stolze erfüllten, tapfern und redlichen Britten, der, dem Könige treu, doch Freiheitsliebe bewahrt. Während andere Völker die Helden ihrer Bühne bei Römern und Griechen, im Himmel und auf Erden suchten, nahm er sie meist aus der Geschichte seines Vaterlandes. Seit Achill und Agamemnon sind keine Helden so durch Poesie erhoben worden, als die Heinriche und ihre Ritter Shakespeare erhoben hat. Leider haben die finstern Puritaner, welche die Weisheit in solch buntem Kleide nicht wahrnahmen, unter der Anarchie, die zu König Karls I. Zeiten einfiel, dieses großartige Leben mit ihrem Geschrei verscheucht und am Ende gar auf lange Zeit alle Theater geschlossen, und der große Milton kehrte zur hebräischen Poesie zurück und hat durch sein verlornes Paradies allen europäischen Dichtern eine Richtung gegeben, die sie ihrer Zeit entfremdet hat. Shakespeare blieb beinahe 200 Jahre unbeachtet, während man in Miltons Weise in allen Zungen dichtete. Am heitersten wollte sich die Poesie in Frankreich entwickeln, wo noch immer die fröhliche Weise der Margaretha von Navarra und ihrer Zeitgenossen fortlebte und der launige Rabelais seinen unerschöpflichen Witz spielen ließ. Zuerst hat sich hier eine reine, fließende und kräftige Prosa gebildet, und die Franzosen waren nach dem Vorgange Pascals und Montaignes die ersten, welche Lehren der Weisheit in einer gefälligen Sprache darzustellen wußten. Zwar wichen die Musen erschrocken während der Hugenottenkriege zurück, und in der Bartholomäusnacht ist manches fühlende Dichterherz und mancher Denkerkopf untergegangen; doch hat sich das Alles unter der Regierung Heinrichs IV., der selbst ein Dichter und Denker war, wieder erhoben, und unter seines Sohnes Regierung stand der Parnaß in voller Blüthe. Da stiftete Richelieu, der gewaltige Mann, der nicht nur im Staate, sondern auch im Gebiete der Geister herrschen wollte, die berühmte Akademie der französischen Sprache, und von nun an wurde das Wort gefesselt, wie alles Uebrige in Frankreich, und den Schriftstellern die Freiheit benommen, die Sprache weiter auszubilden. Damals trat Peter Corneille mit seinem Trauerspiel: der Cid, auf, und das ganze Volk erstaunte, überrascht von der Neuheit der Empfindung und der Gedanken, welche Wiederklang in Aller Herzen fanden. Richelieu aber erschrack über den Cid als ob die Spanier schon gegen Paris anrückten, denn solche Empfindungen und solch eine Sprache wollte er nicht aufkommen lassen in seinem Reiche, darum wurden alle Akademiker aufgeboten, das Trauerspiel herabzuwürdigen, und Corneille nahm sodann römische Helden zu seinen Dramen, die wie französische Marschälle sprechen mußten, höfischer wohl als sein Cid und geschmeidiger, aber auch unfreier und unpoetischer. So ist die sogenannte klassische Schule der Franzosen entstanden, die bis auf die neueste Zeit die französischen Dichter in Fesseln hielt.

§ 16. Die Frauen.

Das Reformationszeitalter bildete schon den Uebergang vom Mittelalter in die neuere Zeit, in Sitten und Gebräuchen eben sowohl, als im Staats- und Kirchenleben, in Kunst und Wissenschaft. In dem darauf folgenden Zeitraume und während des 30jährigen Krieges ging vollends aller Rest des Mittelalters unter, und es geschahen zu der Gestaltung der neuern europäischen Gesittung Vorbereitungen bei allen Nationen. Der Luxus in Kleidern und Genüssen aller Art war im 16. Jahrhundert in ganz Europa ungemein gestiegen, äußerte sich aber in Allem auf die geschmackloseste Weise. Bei den Frauen und Männern sah man spanische Tracht, die Erstern hatten ungeheure Wülsten um die Hüfte und mehrere Kleider übereinander, die Letztern lange Pluderhosen, die in unzählige Falten gelegt waren, so daß zu einem Paar gegen 130 Ellen Zeuch gebraucht wurden. Bei Gastmählern und Hochzeiten war dieselbe Ueberladung beliebt, eine Unzahl von Speisen bedeckte den Tisch, wobei man ganze Tage und Nächte saß und betrunken und übersättigt nach Hause ging. Solche Lebensweise richtete denn besonders die untern Stände, die es darin den Vornehmen nachmachen wollten, zu Grunde, und es wurden von Zeit zu Zeit Kleider- und Hochzeit- oder Gastmahlordnungen gegeben, die solchen unsinnigen Luxus beschränken sollten. Der Krieg und die schweren Zeiten brachten aber die Leute eher zur Besinnung und lehrten sie besser haushalten, als alle Kleider- und Tischordnungen; nur wollte kein Stand in den alten Schranken bleiben und Alles strebte nach Oben. Dadurch und durch die Annäherung der Völker zu einander, durch die Sprach- und Sittenmengung, die fremde Truppen in die Länder brachten, bildete sich eine gewisse Charakterlosigkeit, die immer großen Veränderungen voranzugehen pflegt. Das machte denn, daß auch die Frauen, — welche stets am längsten die heimische Sitte bewahren, weil sie eben mehr zu Hause bleiben als die Männer, — auch allmählig die edle Einfalt und stille Würde mit allerlei angenommenen Manieren vertauschten, die nicht immer zur Wohlfahrt des häuslichen Glückes und der weiblichen Sittlichkeit ausschlugen. Den Ton zu dieser Umgestaltung der weiblichen Charaktere gab Frankreich und insbesondere dessen Hauptstadt Paris an, wo schon seit Franzens I. Regierung eine Galanterie aufkam, die ihrer Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit wegen von der Galanterie des züchtigen Mittelalters ungemein abstach. Katharina von Medicis ließ diesem Unwesen freies Spiel, und wie ihre Söhne die Hofdamen zu wahren Bacchantinnen herabwürdigten, ist schon erzählt worden, desgleichen wie die weltklugen Jesuiten solches Sittenverderben mittelbar begünstigten oder wenigstens nicht hinderten. Daß es übrigens nicht nur unter den Hugenotten, sondern auch bei den Katholiken in der Provinz, tugendhafte Familien gegeben habe, wo z. B. der Vater der schönen Gabriele d'Estrees es für keine Ehre hielt, daß Heinrich IV. ihr seine Neigung schenkte — könnte mit vielen andern Beispielen erwiesen werden. Leider war Heinrich IV. in Hinsich

der Sittlichkeit nicht viel strenger, als die Prinzen aus dem Hause Valois, jedoch wurde durch den Glanz seiner übrigen Tugenden über das Hofleben mehr äußerer Anstand und Würde verbreitet. Diesen beobachtete auch seine zweite Gemahlin Maria von Medicis, unter deren siebenjähriger Regentschaft die lauten und schwelgerischen Hoffeste durch beständige Zänkereien oft unterbrochen wurden; als aber der Cardinal Richelieu die Regierung übernahm, welche der schwache Ludwig XIII. zu führen meinte, kehrte wieder das lustige Hofleben im Louvre*) ein, weil es den König von den Staatsangelegenheiten ablenken sollte.

Liebenswürdiger noch als in Frankreich erscheinen uns die Frauen in Spanien, denn später als bei der Männerwelt ging in diesen der alte Adel der Gesinnung verloren, und die schönen Künste sowohl als Poesie feierten ja noch daselbst die Blüthenzeit. Welch herrliche Gemälde sind z. B. Calderons Schauspiele! Als aber Inquisition und Herrschergewalt die Männer Spaniens immer tiefer beugte, sanken auch die Weiber mehr zu sinnlichen Geschöpfen herab.

Nicht so nachtheilig wirkte diese Zeit auf die brittischen und deutschen Frauen. Von der Königin Elisabeth haben wir schon gehört; Shakespeares und auch Miltons weibliche Charaktere sind gewiß nicht durchaus Ideale, denn eine verdorbene Zeit spiegelt sich auch in ihren Dichtern. Jedoch hat der Puritanismus die weibliche Sittsamkeit in widerwärtige Sprödigkeit und wahre Heuchelei verwandelt und wir wenden uns mit Abscheu von den schottischen Weibern, welche die unglückliche Maria Stuart mit Furienwuth verfolgten und dann später den Dechanten und Bischof von Edinburg, wegen des weißen Chorhemds, mit Koth warfen, und von der Prophetin in London, die dem Parlamente sagen ließ: „es sei an der Zeit, den gottlosen König zu richten.“

In Deutschland, das während des 30jährigen Kriegs durch Spanier, Italiener, Niederländer, Dänen, Schweden, Böhmen und Ungarn verwüstet wurde, zeigt sich bei dem ganzen Volke keine Tugend im höhern Glanze als — Geduld. Wenn man die zahllosen Kirchenlieder, die damals gedichtet und gesungen wurden, liest, kann man sich der Rührung nicht erwehren, wie die frommen Menschen all' das namenlose Elend für Strafe Gottes ansahen, und je mehr sie duldeten, immer freudiger und stärker wurden im Glauben. Daß sich in dieser Geduld die Frauen, denen diese Tugend ohnedieß natürlicher ist als den Männern, ganz vorzüglich auszeichneten, braucht nicht gesagt zu werden. Trotz der wilden Soldatensitte, die sich ungestüm in die stillen Häuser eindrängte, ist deutsche Zucht und Sitte von den Frauen nicht gewichen, und die gemeinen Dirnen, welche den Kriegsheeren nachliefen, können hier nicht in Betracht kommen; denn nur der Mittelstand, der Adel und die Fürstenhäuser bildeten damals noch den deutschen Charakter. Und

*) Der alte königliche Palast zu Paris.

welch' schöne Bilder sind aus diesen Ständen in Chroniken auf unsere Zeit gekommen! Von der edlen Landgräfin Amalie von Hessen ist schon geredet worden; wie Schade, daß sie nicht die Gattin des zu früh verstorbenen Herzogs Bernhard von Weimar geworden! Welch' ein Fürstenhaus hätte dieses edle Paar gestiftet! Noch müssen wir einer andern Fürstentochter erwähnen, der es beinahe geglückt wäre, dem deutschen Reiche eine ganz andere Gestalt zu geben. Das war die Gräfin Agnes von Mannsfeld, welche, so liebenswürdig, als tugendhaft, des Erzbischofs Gebhard von Cöln Liebe gewann, so daß er sich im Jahr 1582, nachdem er vorher öffentlich zum Protestantismus übertrat, mit ihr trauen ließ. Er glaubte dieses um so mehr thun zu können, da beinahe die ganze Bürgerschaft von Cöln der evangelischen Lehre zugethan war und unabläßig die Einführung derselben verlangte. Auch verließ er sich auf seinen Freund, den Pfalzgrafen Johann Casimir, der ihn, im Fall die Katholiken und der Kaiser ihm das Erzbisthum nehmen wollten, mit den Waffen zu vertheidigen versprach. Auch Sachsen, Brandenburg und die übrigen protestantischen Reichsfürsten versprachen, ihm beizustehen; denn durch die Reformation des Erzbisthums Cöln gewann das deutsche Reich einen protestantischen Kurfürsten mehr, die Katholischen wurden durch diesen Verlust schwächer, und es war zu hoffen, daß sogar nach Kaiser Rudolfs II. Absterben ein protestantischer Kaiser gewählt würde. Doch der Papst schleuderte seinen Bann über den abgefallenen Prälaten und ließ dem Capitel anbefehlen, zur Wahl eines neuen Erzbischofs zu schreiten. Ueber diese Einmengung des römischen Hofes in die deutschen Angelegenheiten waren alle Reichsfürsten und selbst der Kaiser ungehalten; doch leisteten die Domherren dem Papste Gehorsam, und indem sie den Prinzen Ernst von Baiern, bisherigen Bischof von Lüttich, wählten, gewannen sie das Haus Baiern, und dieser Prinz fiel sogleich mit einem Heere in das Erzbisthum Cöln ein. Vergebens geschahen von Seite der protestantischen Fürsten Gegenvorstellungen, Kaiser Rudolf wurde bald von seinen Jesuiten anders gelenkt. Da sandte König Heinrich von Navarra, der schon damals sein Auge auf die deutschen Angelegenheiten wandte, den Pardaillan von Segür nach Deutschland, die protestantischen Fürsten zu ermuntern, den Erzbischof Gebhard nicht fallen zu lassen.

Ganz Deutschland und zum Theil Europa, ließ Heinrich sagen, habe seine Augen auf dasjenige gerichtet, was sich im Erzstifte Cöln zutrage. Sollte es zu Gunsten Gebhards ausfallen, so würden alle Gutgesinnte dadurch aufgerichtet werden; wolle man aber denselben und mit ihm die kurfürstliche Würde von dem Papste unter die Füße treten lassen, so würden alle gute Herzen dadurch den Muth sinken lassen, und andere, sowohl Kurfürsten als Fürsten, von dergleichen Fürnehmen, als Gebhard gewagt, abgeschreckt werden. Eine so gute Gelegenheit werde vielleicht nicht mehr kommen, die Religion zu versichern und dem Papste zu begegnen, damit seine Kunstgriffe, Autorität und Vorhaben wider die Religionsverwandten weit von des Reichs Boden getrieben und abgehalten werde. Heinrich zählte nämlich darauf, daß, wenn sich Geb-

hard aufrecht erhielte, kein Katholischer mehr und besonders kein Prinz des östreichischen Hauses zu dem Kaiserthum gelangen werde.

Doch nur der Pfalzgraf Johann Casimir hielt sein Wort und fiel in das Erzbisthum Cöln ein, um den Gegner zu vertreiben; er zog sich aber bald wieder zurück, weil eben sein Bruder starb, den er beerben sollte. Auch die übrigen Reichsfürsten brachen die Unterhandlungen ab, so daß Gebhard gezwungen war, mit seiner geliebten Agnes sein Land zu verlassen. Er nahm seine Zuflucht zur Königin Elisabeth, erhielt aber auch hier keine Unterstützung und begab sich nach Straßburg, wo er als protestantischer Domherr in stiller Zurückgezogenheit seine Tage beschloß.

Unwürdig dieses Zeitalters, das gleich auf die Reformation folgte, war der Aberglaube, den schon im eilften Jahrhundert König Coloman von Ungarn in seinem Gesetzbuche bestritt, daß es Hexen gebe. Dadurch wurden unzählige Frauen und Mädchen, vorzüglich ältere Weibspersonen auf das unbarmherzigste gemartert und dem Scheiterhaufen überliefert. Traurig ist das Schicksal der Sidonia von Borke, aus einem altadelichen Geschlechte in Pommern, das wir erzählen wollen. Dieses Fräulein von ungewöhnlicher Schönheit und seltenem Geiste erweckte die Neigung des Erbprinzen von Pommern, — als eben das herzogliche Haus dieses Landes dem Verlöschen nahe war, — welche er aber, von seinem Vater gezwungen, aufgeben mußte. Sie ging darauf in ein protestantisches Frauenstift, und der Erbprinz starb im Kurzen darauf. Bis in ihr achtzigstes Jahr lebte Sidonia in dem Stifte, wurde aber, da sie, zur Oberin erhoben, die jüngern Mitschwestern allzustrenge hielt, allgemein gehaßt. Dazu kam noch ein Zwist, den sie mit einem Anverwandten, der ihre Erbschaft an sich ziehen wollte, führte. Dieser Mann benutzte den allgemeinen Haß und nährte allerlei Gerüchte, die über diese stolze Frau im Umlauf waren, um sie zu verderben. Es hieß nämlich, sie habe des Erbprinzen frühzeitigen Tod durch Zaubermittel herbeigeführt, und pflege mit einer alten Zigeunerin, die eine Hexe sei, heimlichen Umgang. Auf sein Ansuchen wurde die Zigeunerin wirklich verhaftet, und diese gestand auf der Folter, daß sie und auch Sidonia Hexen seien. Das war in jener Zeit hinlänglich, eine Frau, wie Sidonia war, von achtzig Jahren zu verhaften und vor's Gericht zu führen. Sie vertheidigte sich mit Würde, und in ihrer Zelle, die man genau durchsuchte, fand man nichts als gute Erbauungsschriften und Gebetbücher. Dennoch wurde sie auf die Folter gespannt und so lange gemartert, bis auch sie eingestand, was man wollte — daß sie eine Hexe sei; worauf sie von den Richtern zum Tode verurtheilt wurde, nach welchem sich die Unglückliche sehnte. Sie wurde im Jahr 1620 zu Stettin enthauptet und ihr Körper verbrannt. In einem Buche, das 60 Jahre nach ihrer Hinrichtung herauskam, heißt es: „Es waren noch sieben pommerische Herzoge am Leben und fünf unter ihnen verehlichet. Allein Gott hat verhängt, daß die zwei jung, die fünfe aber in unfruchtbaren Ehen verstorben. Man gibt in Pommern und der Mark beständig vor, es habe eine adelige Jungfrau, Namens Sido-

nia von Berk, allesammt bezaubert, und dieweil sie nun die Bezauberung nicht habe lösen können, habe man sie durch Urtheil und Recht hingerichtet, welche Tradition doch als wahr anzunehmen man billiges Bedenken trägt."

Wenden wir uns jedoch zu frohern Gestalten, die das Zeitalter weniger entehren, als diese: zu Frauen, die durch Geist und Thätigkeit für alle Zeiten Muster geworden sind. Wir können nicht alle nennen, die sich nur in unserm Vaterlande als solche auszeichneten; es seien daher nur zwei, mit denen wir die Geschichte dieses Zeitalters beschließen wollen. Die eine ist Anna Maria von Schurmann, im J. 1607 zu Cöln von niederländischen Eltern, die sich hieher der Religion wegen geflüchtet hatten, geboren. Später kehrte sie mit ihren Eltern nach den Niederlanden zurück und lebte den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht. Sie zeigte schon in ihrer Kindheit so große Anlagen zu allen Künsten und Wissenschaften, daß sie Jedermann in Erstaunen setzte. Ohne Anleitung lernte sie malen, in Wachs bossiren, in Holz schnitzen, redete und verstand 14 Sprachen, schrieb lateinische und griechische Verse und ganze Bücher, worunter ihre Lebensbeschreibung das anziehendste ist, und war dabei so bescheiden, heiter und liebenswürdig, daß sie nie ihre Gelehrsamkeit zur Schau trug. Nach ihrer Eltern Tode wohnte sie bei ihren Tanten und mußte da die Haushaltung führen, welches sie wieder mit größter Geschicklichkeit verrichtete. Heirathen wollte sie nicht, so viele Anträge ihr auch gemacht wurden; ihre ganze Neigung, die alles Uebrige überwog, war auf religiöse Betrachtungen gerichtet. Dieß bewog sie auch, als sie schon ziemlich vorgerückten Alters war, zu einem frommen Schwärmer, Johann de la Badie, nach Altona zu ziehen, der eine Secte stiftete, welche das Christenthum wieder zur Einfachheit der Apostelgemeinden zurückführen sollte. Nach seinem Tode begab sie sich nach Friesland, wo sie still unter einigen Frommen bis 1678 lebte, und im hohen Alter, beweint von Allen, die sie kannten, starb. So berühmt aber auch Anna Maria von Schurmann gewesen, daß selbst Fürsten und Gelehrte sie feierten und viele Dichter von ihrem Ruhme sangen, fehlte ihr doch Viel zu einem vollkommenen Weibe, weil ihr Eins mangelte, daß sie — weder Gattin noch Mutter war.

Herzlicher lebt bei der Nachwelt das Andenken der thätigen und edlen Barbara Uttmann aus Annaberg im Erzgebirge. Sie war 1514 (also zu Luthers Zeiten) von armen Eltern geboren, und soll von niederländischen Flüchtlingen, die in ihrem Hause gastfreundliche Aufnahme fanden, das Klöppeln der Spitzen gelernt haben. Andere schreiben ihr geradezu die Erfindung des Klöppelns zu, was jedoch unserer Sachsin nicht den Ruhm benimmt, diese Kunst in Deutschland zuerst ausgeübt und darin das arme Landvolk im Erzgebirge unterrichtet zu haben, so daß dadurch Tausenden Beschäftigung und einträglicher Erwerb zu Theil wurde. Das gute und fleißige Mädchen, das so uneigennützig der Armuth ihre Kunst mittheilte, fand bald ihren Lohn in der Hand des reichen Bergherrn Uttmann, dem sie dann als ihrem Bräutigam einen

zierlichen Halskragen von Spitzen klöppelte. Doch auch als wohlbegüterte Hausfrau und bald Mutter von vielen Kindern und noch im hohen Alter als Großmutter*), setzte sie ihre Unterweisung des Landvolks im Spitzenklöppeln fort und erlebte es, daß die Annaberger Spitzen bald nicht minder gesucht waren, als die Brüssler, und starb, gesegnet von Tausenden, die sie vor Dürftigkeit gerettet hatte, im J. 1561. In neuester Zeit hat man an die Stelle ihres schon eingesunkenen Grabmals ein prachtvolles Monument von Alabaster gesetzt, mit der Aufschrift:

Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen in's Vaterland.

---

*) Sie zählte 64 Kinder und Enkel.

3. Periode.

Vom weſtphäliſchen Frieden bis zum Aufſtande der brittiſchen Colonien in Nordamerika.

Vom J. 1648 bis 1773.

§ 1. Eingang.

In dieſem Zeitalter ſind es nicht mehr die Ideen der bürgerlichen und religiöſen Freiheit, welche die Völker auf den Kampfplatz führen; mit dem Stillſtand der geiſtigen Beſtrebungen verloren auch dieſe Ideen ihre gemeinſame Wirkung auf die Völker. Dieſe waren nunmehr durch den furchtbaren Wechſel der Dinge in Kriegen und Revolutionen vom Unendlichen abgelenkt und richteten all' ihre Aufmerkſamkeit auf das Zeitliche. Schon in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges konnte man die Gleichgültigkeit der Menſchen für ihre höhern Güter wahrnehmen, man ließ die Fürſten walten und kümmerte ſich wenig, wie der Friede geſchloſſen werden ſollte, wenn er nur einmal zu Stande kam, daß des Elends und der allgemeinen Noth ein Ende werde. Nur der Kaiſer gab den Gedanken nicht auf, den Proteſtantismus in Deutſchland ſoviel als möglich zu beſchränken, und opferte lieber Elſaß, als daß er den Schweden und andern proteſtantiſchen Fürſten Vorſchub leiſtete. Dadurch gewann nun Frankreich den erſten wichtigen Vortheil, der ihm jene Uebermacht gründen half, die es beinahe ein Jahrhundert lang in Europa geltend machte. Der erſte Staat iſt demnach zu Anfang und in der Mitte dieſes Zeitalters Frankreich, und die meiſten Kriege werden nur geführt, um ſich dieſer Uebermacht zu erwehren und ein Gleichgewicht in Europa unter den Staaten herzuſtellen. Die Völker führen dabei beinahe bewußtlos die Waffen und haben keinen andern Zweck, als die Macht und das Anſehen ihrer Landesherren zu vertheidigen und zu mehren. Zwei Staaten ſind am glücklichſten in Bekämpfung der franzöſiſchen Herrſchaft, England und Preußen, und es iſt auch in dieſen Staaten zuerſt, ſelbſt bei dem Volke, das Bewußtſein innerer Kraft und insbeſondere bei den Britten das Streben nach Freiheit wieder erwacht, und als zu Ende dieſes Zeitraums Frankreich geſchwächt und zerrüttet dalag, erhoben ſich dieſe Reiche, jenes zur See, dieſes auf dem feſten Lande, vor allen übrigen Staaten Europa's. Währenddem ſchuf ein großer und unternehmender Fürſt an der Oſtgränze von Europa das mächtige Rußſ-

land zu einem europäisch gebildeten Reiche um, und bekam bald großen Einfluß auf die schwedischen und polnischen Angelegenheiten. Merkwürdig ist, daß in dieser Zeit allmählig, trotz aller Bemühungen der Jesuiten, der römische Stuhl seinen großen Einfluß selbst auf die katholischen Staaten verliert, wodurch das Band, welches ganz Europa als eine christliche Republik unter dem patriarchalischen Scepter des Papstes zusammenhielt, aufgelöst wurde und die Länder alle einzeln und abgeschlossen für sich da standen und sich auch also ihren nächsten Interessen gemäß entwickelten.

§ 2. Die Restauration in England.

Obwohl in dieser Periode Alles von Frankreich ausgeht, müssen wir doch mit der brittischen Geschichte anfangen, weil sie zum Verständniß der französischen durchaus nothwendig sein wird. In England erklärte das Unterhaus, welches nun allein das Parlament ausmachte und darum das Rumpfparlament genannt wurde, England für eine Republik, ließ noch einige königlich Gesinnte von Adel hinrichten und durch Oliver Cromwell Irland, welches Karls Sohn, Karl II., zum König ausgerufen hatte, mit Gewalt unterwerfen. Mehr als 30,000 Irländer verließen damals ihr Vaterland, in welchem Cromwell und seine Soldaten unmenschlich wütheten. Indessen war Karl II. in Schottland gelandet und wurde daselbst, nachdem er den Covenant unterzeichnete, zum König ausgerufen. Allein Cromwell kam ihm bei Worcester entgegen und nöthigte ihn nach einer blutigen Schlacht zur Flucht. Lange irrte Karl noch in Schottland umher, überall von den Soldaten Cromwells verfolgt, und noch zeigt man die hohle Eiche, in welcher er einen ganzen Tag zubrachte, während seine Verfolger am Fuße derselben gelagert waren. Schottland mußte sich nun dem Sieger Cromwell ergeben, und der tapfere General Georg Monk wurde da zum Statthalter eingesetzt. Als nach diesen Triumphen Oliver Cromwell nach London zurückkehrte, versammelt er seine Officiere um sich und verspricht ihnen die höchste Gewalt, die sie mit ihm theilen sollten. Mit 300 Soldaten eilt er sogleich in das Parlament und gleich einem Begeisterten oder Betrunkenen schreit er unter die Versammlung hinein: „Der Herr, denn ich angerufen habe, bedarf Euer nicht mehr; darum fort mit Euch!“ Sodann fuhr er die Einzelnen, indem er auf sie losging, mit allerlei Schimpfreden und Bibelsprüchen an und sprach zu dem Einen: „Du, du bist ein Trunkenbold!“ zu dem Andern: „Du bist ein Schwätzer!“ zu dem Dritten: „Du bist ein Wucherer!“ und dergleichen mehr. Die Soldaten aber drängten die Parlamentsglieder nacheinander zur Thüre hinaus, und als der Saal leer war, schloß Cromwell selbst die Thüre zu, steckte den Schlüssel in seine Tasche und ging nach Hause. Den andern Tag wählte er mit seinen Officieren ein aus Handwerkern und andern gemeinen Leuten bestehendes Parlament von 140 Personen und ließ sich von den Häuptern der Armee im J. 1654 zum Protector der Republik ernennen, als welcher er bald ohne Parlament unumschränkt regierte. Der militärische Geist, den er

Wird dieses angebor'n. Wenn andre stehn und zittern,
Beseufzen ihren Tod, und bitten um Quartier,
So setzen sie dem Ruhm auch tausend Leben für,
Die man erbitten muß, und doch nur Schande geben.
Sie sterben tugendhaft, wenn sie noch könnten leben.

So glüht er auch, wenn er das Lob deutscher Musen, Deutschland selbst und an die Frauen wider die Verächter der deutschen Poesie singt. Seine Gedichte werden ewig leben, wie A. W. Schlegel sagt, durch ächte Deutschheit, innige Herzlichkeit und männliche Sprache.

Nächst ihm zeichnen sich Tscherning, Zinkgräff, Dach, Gerhard und der berühmte Dramatiker Andreas Gryph, (vielleicht der beste Lustspieldichter der Deutschen) aus. Die Satyre hat Laurenberg zuerst wieder auf die Bahn gebracht, der in plattdeutscher Sprache die Thorheiten seiner Zeit, die unpassenden Kleidertrachten, die Titelsucht und Sprachmengerei der Deutschen lächerlich macht.

Diese Dichter standen nun gewöhnlich mit einander in Verbindung, und aus dieser Zeit sind die Sprachvereine, z. B. Philipp von Zesens Gesellschaft, welche es sich zum Gesetze machte, die deutsche Sprache von allen fremden Wörtern zu reinigen. Ludwig Fürst von Anhalt-Cöthen stiftete im J. 1617 die fruchtbringende Gesellschaft oder den gekrönten Palmenorden, in welchem, wie in der gelehrten Gesellschaft Kaiser Karl des Großen, jedes Mitglied seinen Ordensnamen bekam, und Opitz der Gekrönte, Zesen der Wohlsetzende, Gryph der Unsterbliche, Logau der Verkleinernde hieß. Der Blumenorden an der Pegnitz oder die Gesellschaft der Pegnitz-Schäfer ertheilte ihren Mitgliedern Schäfernamen, z. B. Myrtill, Damon, Melibäus u. dgl. Gut meinten es diese Männer, doch gab es unter ihnen wenige Flemmings, und statt die deutsche Nation zu Thaten zu erwecken, wie einst die Minnesinger, tändelten sie mit Empfindungen einer paradiesischen Schäferwelt, als ob tiefer Friede herrschte und alles Volk in Glück und Seligkeit schwämme! Männlicher und geistreicher entwickelte sich das Dichterleben bei den Britten schon unter der Regierung der herrlichen Elisabeth. Wir haben bereits William Shakespeare erwähnt, und wollen ihn noch einmal nennen. Er wurde im J. 1564 zu Strafford geboren, und starb daselbst 1616. Von seinem Leben ist wenig bekannt, nur daß er bereits im Mannesalter nach London kam, und daselbst Schauspieler ward und seine unsterblichen Dramen schrieb. Ohne, wie alle bisher genannte Dichter, die Griechen und Römer nachzuahmen, ohne auch in der sentimentalen Romanstik fortzufahren, brach er mit seinem gewaltigen Geiste sich eine neue Bahn, und indem er alle Weltlust und allen Weltenschmerz in seinem Innern trug, wußte er ihn so eindringlich darzustellen, daß nicht nur seine Nation, daß in der Folge das ganze gebildete Europa davon ergriffen ward. Er verfuhr dabei mit so viel Ruhe und Verstand, daß er mit Recht der Luther unserer neuern Poesie genannt werden kann, d. h. der Dichter,

der das romantische Spiel der Gefühle zur Besinnung brachte, ohne jedoch selbst das Spiel aufzugeben. Das Theater wurde durch ihn, wie schon gesagt worden, auf den höchsten Standpunkt erhoben, zu einem Festspiele für denkende und fühlende Menschen. Bei all' dieser Allgemeinheit seines Wesens, kennt man in jeder Zeile den Britten, den mit edlem Stolze erfüllten, tapfern und redlichen Britten, der, dem Könige treu, doch Freiheitsliebe bewahrt. Während andere Völker die Helden ihrer Bühne bei Römern und Griechen, im Himmel und auf Erden suchten, nahm er sie meist aus der Geschichte seines Vaterlandes. Seit Achill und Agamemnon sind keine Helden so durch Poesie erhoben worden, als die Heinriche und ihre Ritter Shakespeare erhoben hat. Leider haben die finstern Puritaner, welche die Weisheit in solch buntem Kleide nicht wahrnahmen, unter der Anarchie, die zu König Karls I. Zeiten einfiel, dieses großartige Leben mit ihrem Geschrei verscheucht und am Ende gar auf lange Zeit alle Theater geschlossen, und der große Milton kehrte zur hebräischen Poesie zurück und hat durch sein verlornes Paradies allen europäischen Dichtern eine Richtung gegeben, die sie ihrer Zeit entfremdet hat. Shakespeare blieb beinahe 200 Jahre unbeachtet, während man in Miltons Weise in allen Zungen dichtete. Am heitersten wollte sich die Poesie in Frankreich entwickeln, wo noch immer die fröhliche Weise der Margaretha von Navarra und ihrer Zeitgenossen fortlebte und der launige Rabelais seinen unerschöpflichen Witz spielen ließ. Zuerst hat sich hier eine reine, fließende und kräftige Prosa gebildet, und die Franzosen waren nach dem Vorgange Pascals und Montaignes die ersten, welche Lehren der Weisheit in einer gefälligen Sprache darzustellen wußten. Zwar wichen die Musen erschrocken während der Hugenottenkriege zurück, und in der Bartholomäusnacht ist manches fühlende Dichterherz und mancher Denkerkopf untergegangen; doch hat sich das Alles unter der Regierung Heinrichs IV., der selbst ein Dichter und Denker war, wieder erhoben, und unter seines Sohnes Regierung stand der Parnaß in voller Blüthe. Da stiftete Richelieu, der gewaltige Mann, der nicht nur im Staate, sondern auch im Gebiete der Geister herrschen wollte, die berühmte Akademie der französischen Sprache, und von nun an wurde das Wort gefesselt, wie alles Uebrige in Frankreich, und den Schriftstellern die Freiheit benommen, die Sprache weiter auszubilden. Damals trat Peter Corneille mit seinem Trauerspiel: der Cid, auf, und das ganze Volk erstaunte, überrascht von der Neuheit der Empfindung und der Gedanken, welche Wiederklang in Aller Herzen fanden. Richelieu aber erschrack über den Cid als ob die Spanier schon gegen Paris anrückten, denn solche Empfindungen und solch eine Sprache wollte er nicht aufkommen lassen in seinem Reiche, darum wurden alle Akademiker aufgeboten, das Trauerspiel herabzuwürdigen, und Corneille nahm sodann römische Helden zu seinen Dramen, die wie französische Marschälle sprechen mußten, höfischer wohl als sein Cid und geschmeidiger, aber auch unfreier und unpoetischer. So ist die sogenannte klassische Schule der Franzosen entstanden, die bis auf die neueste Zeit die französischen Dichter in Fesseln hielt.

§ 16. Die Frauen.

Das Reformationszeitalter bildete schon den Uebergang vom Mittelalter in die neuere Zeit, in Sitten und Gebräuchen eben sowohl, als im Staats- und Kirchenleben, in Kunst und Wissenschaft. In dem darauf folgenden Zeitraume und während des 30jährigen Krieges ging vollends aller Rest des Mittelalters unter, und es geschahen zu der Gestaltung der neuern europäischen Gesittung Vorbereitungen bei allen Nationen. Der Luxus in Kleidern und Genüssen aller Art war im 16. Jahrhundert in ganz Europa ungemein gestiegen, äußerte sich aber in Allem auf die geschmackloseste Weise. Bei den Frauen und Männern sah man spanische Tracht, die Erstern hatten ungeheure Wülsten um die Hüfte und mehrere Kleider übereinander, die Letztern lange Pluderhosen, die in unzählige Falten gelegt waren, so daß zu einem Paar gegen 130 Ellen Zeuch gebraucht wurden. Bei Gastmählern und Hochzeiten war dieselbe Ueberladung beliebt, eine Unzahl von Speisen bedeckte den Tisch, wobei man ganze Tage und Nächte saß und betrunken und übersättigt nach Hause ging. Solche Lebensweise richtete denn besonders die untern Stände, die es darin den Vornehmen nachmachen wollten, zu Grunde, und es wurden von Zeit zu Zeit Kleider- und Hochzeit- oder Gastmahlordnungen gegeben, die solchen unsinnigen Luxus beschränken sollten. Der Krieg und die schweren Zeiten brachten aber die Leute eher zur Besinnung und lehrten sie besser haushalten, als alle Kleider- und Tischordnungen; nur wollte kein Stand in den alten Schranken bleiben und Alles strebte nach Oben. Dadurch und durch die Annäherung der Völker zu einander, durch die Sprach- und Sittenmengung, die fremde Truppen in die Länder brachten, bildete sich eine gewisse Charakterlosigkeit, die immer großen Veränderungen voranzugehen pflegt. Das machte denn, daß auch die Frauen, — welche stets am längsten die heimische Sitte bewahren, weil sie eben mehr zu Hause bleiben als die Männer, — auch allmählig die edle Einfalt und stille Würde mit allerlei angenommenen Manieren vertauschten, die nicht immer zur Wohlfahrt des häuslichen Glückes und der weiblichen Sittlichkeit ausschlugen. Den Ton zu dieser Umgestaltung der weiblichen Charaktere gab Frankreich und insbesondere dessen Hauptstadt Paris an, wo schon seit Franzens I. Regierung eine Galanterie aufkam, die ihrer Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit wegen von der Galanterie des züchtigen Mittelalters ungemein abstach. Katharina von Medicis ließ diesem Unwesen freies Spiel, und wie ihre Söhne die Hofdamen zu wahren Bacchantinnen herabwürdigten, ist schon erzählt worden, desgleichen wie die weltklugen Jesuiten solches Sittenverderben mittelbar begünstigten oder wenigstens nicht hinderten. Daß es übrigens nicht nur unter den Hugenotten, sondern auch bei den Katholiken in der Provinz, tugendhafte Familien gegeben habe, wo z. B. der Vater der schönen Gabriele d'Estrees es für keine Ehre hielt, daß Heinrich IV. ihr seine Neigung schenkte — könnte mit vielen andern Beispielen erwiesen werden. Leider war Heinrich IV. in Hinsich

der Sittlichkeit nicht viel strenger, als die Prinzen aus dem Hause Valois, jedoch wurde durch den Glanz seiner übrigen Tugenden über das Hofleben mehr äußerer Anstand und Würde verbreitet. Diesen beobachtete auch seine zweite Gemahlin Maria von Medicis, unter deren siebenjähriger Regentschaft die lauten und schwelgerischen Hoffeste durch beständige Zänkereien oft unterbrochen wurden; als aber der Cardinal Richelieu die Regierung übernahm, welche der schwache Ludwig XIII. zu führen meinte, kehrte wieder das lustige Hofleben im Louvre*) ein, weil es den König von den Staatsangelegenheiten ablenken sollte.

Liebenswürdiger noch als in Frankreich erscheinen uns die Frauen in Spanien, denn später als bei der Männerwelt ging in diesen der alte Adel der Gesinnung verloren, und die schönen Künste sowohl als Poesie feierten ja noch daselbst die Blüthenzeit. Welch herrliche Gemälde sind z. B. Calderons Schauspiele! Als aber Inquisition und Herrschergewalt die Männer Spaniens immer tiefer beugte, sanken auch die Weiber mehr zu sinnlichen Geschöpfen herab.

Nicht so nachtheilig wirkte diese Zeit auf die brittischen und deutschen Frauen. Von der Königin Elisabeth haben wir schon gehört; Shakespeares und auch Miltons weibliche Charaktere sind gewiß nicht durchaus Ideale, denn eine verdorbene Zeit spiegelt sich auch in ihren Dichtern. Jedoch hat der Puritanismus die weibliche Sittsamkeit in widerwärtige Sprödigkeit und wahre Heuchelei verwandelt und wir wenden uns mit Abscheu von den schottischen Weibern, welche die unglückliche Maria Stuart mit Furienwuth verfolgten und dann später den Dechanten und Bischof von Edinburg, wegen des weißen Chorhemds, mit Koth warfen, und von der Prophetin in London, die dem Parlamente sagen ließ: „es sei an der Zeit, den gottlosen König zu richten.“

In Deutschland, das während des 30jährigen Kriegs durch Spanier, Italiener, Niederländer, Dänen, Schweden, Böhmen und Ungarn verwüstet wurde, zeigt sich bei dem ganzen Volke keine Tugend im höhern Glanze als — Geduld. Wenn man die zahllosen Kirchenlieder, die damals gedichtet und gesungen wurden, liest, kann man sich der Rührung nicht erwehren, wie die frommen Menschen all' das namenlose Elend für Strafe Gottes ansahen, und je mehr sie duldeten, immer freudiger und stärker wurden im Glauben. Daß sich in dieser Geduld die Frauen, denen diese Tugend ohnedieß natürlicher ist als den Männern, ganz vorzüglich auszeichneten, braucht nicht gesagt zu werden. Trotz der wilden Soldatensitte, die sich ungestüm in die stillen Häuser eindrängte, ist deutsche Zucht und Sitte von den Frauen nicht gewichen, und die gemeinen Dirnen, welche den Kriegsheeren nachliefen, können hier nicht in Betracht kommen; denn nur der Mittelstand, der Adel und die Fürstenhäuser bildeten damals noch den deutschen Charakter. Und

*) Der alte königliche Palast zu Paris.

welch' schöne Bilder sind aus diesen Ständen in Chroniken auf unsere Zeit gekommen! Von der edlen Landgräfin Amalie von Hessen ist schon geredet worden; wie Schade, daß sie nicht die Gattin des zu früh verstorbenen Herzogs Bernhard von Weimar geworden! Welch' ein Fürstenhaus hätte dieses edle Paar gestiftet! Noch müssen wir einer andern Fürstentochter erwähnen, der es beinahe geglückt wäre, dem deutschen Reiche eine ganz andere Gestalt zu geben. Das war die Gräfin Agnes von Mannsfeld, welche, so liebenswürdig, als tugendhaft, des Erzbischofs Gebhard von Cöln Liebe gewann, so daß er sich im Jahr 1582, nachdem er vorher öffentlich zum Protestantismus übertrat, mit ihr trauen ließ. Er glaubte dieses um so mehr thun zu können, da beinahe die ganze Bürgerschaft von Cöln der evangelischen Lehre zugethan war und unabläßig die Einführung derselben verlangte. Auch verließ er sich auf seinen Freund, den Pfalzgrafen Johann Casimir, der ihn, im Fall die Katholiken und der Kaiser ihm das Erzbisthum nehmen wollten, mit den Waffen zu vertheidigen versprach. Auch Sachsen, Brandenburg und die übrigen protestantischen Reichsfürsten versprachen, ihm beizustehen; denn durch die Reformation des Erzbisthums Cöln gewann das deutsche Reich einen protestantischen Kurfürsten mehr, die Katholischen wurden durch diesen Verlust schwächer, und es war zu hoffen, daß sogar nach Kaiser Rudolfs II. Absterben ein protestantischer Kaiser gewählt würde. Doch der Papst schleuderte seinen Bann über den abgefallenen Prälaten und ließ dem Capitel anbefehlen, zur Wahl eines neuen Erzbischofs zu schreiten. Ueber diese Einmengung des römischen Hofes in die deutschen Angelegenheiten waren alle Reichsfürsten und selbst der Kaiser ungehalten; doch leisteten die Domherren dem Papste Gehorsam, und indem sie den Prinzen Ernst von Baiern, bisherigen Bischof von Lüttich, wählten, gewannen sie das Haus Baiern, und dieser Prinz fiel sogleich mit einem Heere in das Erzbisthum Cöln ein. Vergebens geschahen von Seite der protestantischen Fürsten Gegenvorstellungen, Kaiser Rudolf wurde bald von seinen Jesuiten anders gelenkt. Da sandte König Heinrich von Navarra, der schon damals sein Auge auf die deutschen Angelegenheiten wandte, den Pardaillan von Segür nach Deutschland, die protestantischen Fürsten zu ermuntern, den Erzbischof Gebhard nicht fallen zu lassen.

Ganz Deutschland und zum Theil Europa, ließ Heinrich sagen, habe seine Augen auf dasjenige gerichtet, was sich im Erzstifte Cöln zutrage. Sollte es zu Gunsten Gebhards ausfallen, so würden alle Gutgesinnte dadurch aufgerichtet werden; wolle man aber denselben und mit ihm die kurfürstliche Würde von dem Papste unter die Füße treten lassen, so würden alle gute Herzen dadurch den Muth sinken lassen, und andere, sowohl Kurfürsten als Fürsten, von dergleichen Fürnehmen, als Gebhard gewagt, abgeschreckt werden. Eine so gute Gelegenheit werde vielleicht nicht mehr kommen, die Religion zu versichern und dem Papste zu begegnen, damit seine Kunstgriffe, Autorität und Vorhaben wider die Religionsverwandten weit von des Reichs Boden getrieben und abgehalten werde. Heinrich zählte nämlich darauf, daß, wenn sich Geb-

hard aufrecht erhielte, kein Katholischer mehr und besonders kein Prinz des östreichischen Hauses zu dem Kaiserthum gelangen werde.

Doch nur der Pfalzgraf Johann Casimir hielt sein Wort und fiel in das Erzbisthum Cöln ein, um den Gegner zu vertreiben; er zog sich aber bald wieder zurück, weil eben sein Bruder starb, den er beerben sollte. Auch die übrigen Reichsfürsten brachen die Unterhandlungen ab, so daß Gebhard gezwungen war, mit seiner geliebten Agnes sein Land zu verlassen. Er nahm seine Zuflucht zur Königin Elisabeth, erhielt aber auch hier keine Unterstützung und begab sich nach Straßburg, wo er als protestantischer Domherr in stiller Zurückgezogenheit seine Tage beschloß.

Unwürdig dieses Zeitalters, das gleich auf die Reformation folgte, war der Aberglaube, den schon im eilften Jahrhundert König Coloman von Ungarn in seinem Gesetzbuche bestritt, daß es Hexen gebe. Dadurch wurden unzählige Frauen und Mädchen, vorzüglich ältere Weibspersonen auf das unbarmherzigste gemartert und dem Scheiterhaufen überliefert. Traurig ist das Schicksal der Sidonia von Borke, aus einem altadelichen Geschlechte in Pommern, das wir erzählen wollen. Dieses Fräulein von ungewöhnlicher Schönheit und seltenem Geiste erweckte die Neigung des Erbprinzen von Pommern, — als eben das herzogliche Haus dieses Landes dem Verlöschen nahe war, — welche er aber, von seinem Vater gezwungen, aufgeben mußte. Sie ging darauf in ein protestantisches Frauenstift, und der Erbprinz starb im Kurzen darauf. Bis in ihr achtzigstes Jahr lebte Sidonia in dem Stifte, wurde aber, da sie, zur Oberin erhoben, die jüngern Mitschwestern allzustrenge hielt, allgemein gehaßt. Dazu kam noch ein Zwist, den sie mit einem Anverwandten, der ihre Erbschaft an sich ziehen wollte, führte. Dieser Mann benutzte den allgemeinen Haß und nährte allerlei Gerüchte, die über diese stolze Frau im Umlauf waren, um sie zu verderben. Es hieß nämlich, sie habe des Erbprinzen frühzeitigen Tod durch Zaubermittel herbeigeführt, und pflege mit einer alten Zigeunerin, die eine Hexe sei, heimlichen Umgang. Auf sein Ansuchen wurde die Zigeunerin wirklich verhaftet, und diese gestand auf der Folter, daß sie und auch Sidonia Hexen seien. Das war in jener Zeit hinlänglich, eine Frau, wie Sidonia war, von achtzig Jahren zu verhaften und vor's Gericht zu führen. Sie vertheidigte sich mit Würde, und in ihrer Zelle, die man genau durchsuchte, fand man nichts als gute Erbauungsschriften und Gebetbücher. Dennoch wurde sie auf die Folter gespannt und so lange gemartert, bis auch sie eingestand, was man wollte — daß sie eine Hexe sei; worauf sie von den Richtern zum Tode verurtheilt wurde, nach welchem sich die Unglückliche sehnte. Sie wurde im Jahr 1620 zu Stettin enthauptet und ihr Körper verbrannt. In einem Buche, das 60 Jahre nach ihrer Hinrichtung herauskam, heißt es: „Es waren noch sieben pommerische Herzoge am Leben und fünf unter ihnen verehlichet. Allein Gott hat verhängt, daß die zwei jung, die fünfe aber in unfruchtbaren Ehen verstorben. Man gibt in Pommern und der Mark beständig vor, es habe eine adelige Jungfrau, Namens Sido-

nia von Berk, allesammt bezaubert, und dieweil sie nun die Bezauberung nicht habe lösen können, habe man sie durch Urtheil und Recht hingerichtet, welche Tradition doch als wahr anzunehmen man billiges Bedenken trägt."

Wenden wir uns jedoch zu frohern Gestalten, die das Zeitalter weniger entehren, als diese; zu Frauen, die durch Geist und Thätigkeit für alle Zeiten Muster geworden sind. Wir können nicht alle nennen, die sich nur in unserm Vaterlande als solche auszeichneten; es seien daher nur zwei, mit denen wir die Geschichte dieses Zeitalters beschließen wollen. Die eine ist Anna Maria von Schurmann, im J. 1607 zu Cöln von niederländischen Eltern, die sich hieher der Religion wegen geflüchtet hatten, geboren. Später kehrte sie mit ihren Eltern nach den Niederlanden zurück und lebte den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht. Sie zeigte schon in ihrer Kindheit so große Anlagen zu allen Künsten und Wissenschaften, daß sie Jedermann in Erstaunen setzte. Ohne Anleitung lernte sie malen, in Wachs bossiren, in Holz schnitzen, redete und verstand 14 Sprachen, schrieb lateinische und griechische Verse und ganze Bücher, worunter ihre Lebensbeschreibung das anziehendste ist, und war dabei so bescheiden, heiter und liebenswürdig, daß sie nie ihre Gelehrsamkeit zur Schau trug. Nach ihrer Eltern Tode wohnte sie bei ihren Tanten und mußte da die Haushaltung führen, welches sie wieder mit größter Geschicklichkeit verrichtete. Heirathen wollte sie nicht, so viele Anträge ihr auch gemacht wurden; ihre ganze Neigung, die alles Uebrige überwog, war auf religiöse Betrachtungen gerichtet. Dieß bewog sie auch, als sie schon ziemlich vorgerückten Alters war, zu einem frommen Schwärmer, Johann de la Badie, nach Altona zu ziehen, der eine Secte stiftete, welche das Christenthum wieder zur Einfachheit der Apostelgemeinden zurückführen sollte. Nach seinem Tode begab sie sich nach Friesland, wo sie still unter einigen Frommen bis 1678 lebte, und im hohen Alter, beweint von Allen, die sie kannten, starb. So berühmt aber auch Anna Maria von Schurmann gewesen, daß selbst Fürsten und Gelehrte sie feierten und viele Dichter von ihrem Ruhme sangen, fehlte ihr doch Viel zu einem vollkommenen Weibe, weil ihr Eins mangelte, daß sie — weder Gattin noch Mutter war.

Herzlicher lebt bei der Nachwelt das Andenken der thätigen und edlen Barbara Uttmann aus Annaberg im Erzgebirge. Sie war 1514 (also zu Luthers Zeiten) von armen Eltern geboren, und soll von niederländischen Flüchtlingen, die in ihrem Hause gastfreundliche Aufnahme fanden, das Klöppeln der Spitzen gelernt haben. Andere schreiben ihr geradezu die Erfindung des Klöppelns zu, was jedoch unserer Sachsin nicht den Ruhm benimmt, diese Kunst in Deutschland zuerst ausgeübt und darin das arme Landvolk im Erzgebirge unterrichtet zu haben, so daß dadurch Tausenden Beschäftigung und einträglicher Erwerb zu Theil wurde. Das gute und fleißige Mädchen, das so uneigennützig der Armuth ihre Kunst mittheilte, fand bald ihren Lohn in der Hand des reichen Bergherrn Uttmann, dem sie dann als ihrem Bräutigam einen

zierlichen Halskragen von Spitzen klöppelte. Doch auch als wohlbegüterte Hausfrau und bald Mutter von vielen Kindern und noch im hohen Alter als Großmutter*), setzte sie ihre Unterweisung des Landvolks im Spitzenklöppeln fort und erlebte es, daß die Annaberger Spitzen bald nicht minder gesucht waren, als die Brüssler, und starb, gesegnet von Tausenden, die sie vor Dürftigkeit gerettet hatte, im J. 1561. In neuester Zeit hat man an die Stelle ihres schon eingesunkenen Grabmals ein prachtvolles Monument von Alabaster gesetzt, mit der Aufschrift:

Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen in's Vaterland.

*) Sie zählte 64 Kinder und Enkel.

3. Periode.

Vom westphälischen Frieden bis zum Aufstande der brittischen Colonien in Nordamerika.

Vom J. 1648 bis 1773.

§ 1. Eingang.

In diesem Zeitalter sind es nicht mehr die Ideen der bürgerlichen und religiösen Freiheit, welche die Völker auf den Kampfplatz führen; mit dem Stillstand der geistigen Bestrebungen verloren auch diese Ideen ihre gemeinsame Wirkung auf die Völker. Diese waren nunmehr durch den furchtbaren Wechsel der Dinge in Kriegen und Revolutionen vom Unendlichen abgelenkt und richteten all' ihre Aufmerksamkeit auf das Zeitliche. Schon in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges konnte man die Gleichgültigkeit der Menschen für ihre höhern Güter wahrnehmen, man ließ die Fürsten walten und kümmerte sich wenig, wie der Friede geschlossen werden sollte, wenn er nur einmal zu Stande kam, daß des Elends und der allgemeinen Noth ein Ende werde. Nur der Kaiser gab den Gedanken nicht auf, den Protestantismus in Deutschland soviel als möglich zu beschränken, und opferte lieber Elsaß, als daß er den Schweden und andern protestantischen Fürsten Vorschub leistete. Dadurch gewann nun Frankreich den ersten wichtigen Vortheil, der ihm jene Uebermacht gründen half, die es beinahe ein Jahrhundert lang in Europa geltend machte. Der erste Staat ist demnach zu Anfang und in der Mitte dieses Zeitalters Frankreich, und die meisten Kriege werden nur geführt, um sich dieser Uebermacht zu erwehren und ein Gleichgewicht in Europa unter den Staaten herzustellen. Die Völker führen dabei beinahe bewußtlos die Waffen und haben keinen andern Zweck, als die Macht und das Ansehen ihrer Landesherren zu vertheidigen und zu mehren. Zwei Staaten sind am glücklichsten in Bekämpfung der französischen Herrschaft, England und Preußen, und es ist auch in diesen Staaten zuerst, selbst bei dem Volke, das Bewußtsein innerer Kraft und insbesondere bei den Britten das Streben nach Freiheit wieder erwacht, und als zu Ende dieses Zeitraums Frankreich geschwächt und zerrüttet dalag, erhoben sich diese Reiche, jenes zur See, dieses auf dem festen Lande, vor allen übrigen Staaten Europa's. Währenddem schuf ein großer und unternehmender Fürst an der Ostgränze von Europa das mächtige Ruß-

land zu einem europäisch gebildeten Reiche um, und bekam bald großen Einfluß auf die schwedischen und polnischen Angelegenheiten. Merkwürdig ist, daß in dieser Zeit allmählig, trotz aller Bemühungen der Jesuiten, der römische Stuhl seinen großen Einfluß selbst auf die katholischen Staaten verliert, wodurch das Band, welches ganz Europa als eine christliche Republik unter dem patriarchalischen Scepter des Papstes zusammenhielt, aufgelöst wurde und die Länder alle einzeln und abgeschlossen für sich da standen und sich auch also ihren nächsten Interessen gemäß entwickelten.

§ 2. Die Restauration in England.

Obwohl in dieser Periode Alles von Frankreich ausgeht, müssen wir doch mit der brittischen Geschichte anfangen, weil sie zum Verständniß der französischen durchaus nothwendig sein wird. In England erklärte das Unterhaus, welches nun allein das Parlament ausmachte und darum das Rumpfparlament genannt wurde, England für eine Republik, ließ noch einige königlich Gesinnte von Adel hinrichten und durch Oliver Cromwell Irland, welches Karls Sohn, Karl II., zum König ausgerufen hatte, mit Gewalt unterwerfen. Mehr als 30,000 Irländer verließen damals ihr Vaterland, in welchem Cromwell und seine Soldaten unmenschlich wütheten. Indessen war Karl II. in Schottland gelandet und wurde daselbst, nachdem er den Covenant unterzeichnete, zum König ausgerufen. Allein Cromwell kam ihm bei Worcester entgegen und nöthigte ihn nach einer blutigen Schlacht zur Flucht. Lange irrte Karl noch in Schottland umher, überall von den Soldaten Cromwells verfolgt, und noch zeigt man die hohle Eiche, in welcher er einen ganzen Tag zubrachte, während seine Verfolger am Fuße derselben gelagert waren. Schottland mußte sich nun dem Sieger Cromwell ergeben, und der tapfere General Georg Monk wurde da zum Statthalter eingesetzt. Als nach diesen Triumphen Oliver Cromwell nach London zurückkehrte, versammelt er seine Officiere um sich und verspricht ihnen die höchste Gewalt, die sie mit ihm theilen sollten. Mit 300 Soldaten eilt er sogleich in das Parlament und gleich einem Begeisterten oder Betrunkenen schreit er unter die Versammlung hinein: „Der Herr, denn ich angerufen habe, bedarf Euer nicht mehr; darum fort mit Euch!“ Sodann fuhr er die Einzelnen, indem er auf sie losging, mit allerlei Schimpfreden und Bibelsprüchen an und sprach zu dem Einen: „Du, du bist ein Trunkenbold!“ zu dem Andern: „Du bist ein Schwätzer!“ zu dem Dritten: „Du bist ein Wucherer!“ und dergleichen mehr. Die Soldaten aber drängten die Parlamentsglieder nacheinander zur Thüre hinaus, und als der Saal leer war, schloß Cromwell selbst die Thüre zu, steckte den Schlüssel in seine Tasche und ging nach Hause. Den andern Tag wählte er mit seinen Officieren ein aus Handwerkern und andern gemeinen Leuten bestehendes Parlament von 140 Personen und ließ sich von den Häuptern der Armee im J. 1654 zum Protector der Republik ernennen, als welcher er bald ohne Parlament unumschränkt regierte. Der militärische Geist, den er

seiner Armee und auch der Flotte einzuflößen wußte, verschaffte ihm wirklich Achtung selbst im Auslande und weil er die Spanier auf allen Meeren mit Glück verfolgte, ging Frankreich sogar ein Bündniß mit ihm ein. Da wagte er es, um den Seehandel von Großbritannien mit einem Male zu erheben, die berühmte Navigationsakte bekannt zu machen, nach welcher kein europäisches Volk fremde Waaren auf eigenen Schiffen nach England bringen darf. Nichtsdestoweniger lebte er in den vier Jahren seiner Regierung in immerwährender Angst und Gewissensunruhe, wodurch er, wie man glaubt, seinen frühen Tod herbeiführte. Er wurde mit königlicher Pracht begraben, und wie er es gewünscht hatte, ernannte man seinen Sohn Richard zum Nachfolger, der aber schon nach einigen Monaten freiwillig das Protectorat niederlegte und sodann im Privatstande lebte. Nun beriefen die Generale der Armee das ehemalige sogenannte lange Parlament, zeigten aber offenbar, daß sie von demselben in ihrer Gewalt bestätigt zu werden hofften. Ein neuer Bürgerkrieg schien sich zu entwickeln, da kam zum Glück für England Georg Monk, der Statthalter von Schottland, mit einem Heere, das sich täglich vermehrte, nach London und berief ein vollständiges Parlament, worin sowohl Puritaner als Königliche, die beide der Anarchie müde waren, Platz nahmen. Wohl dachten Manche, Monk würde sich, — da er ein Liebling des Volkes und von den Großen des Reichs allgemein geachtet war und mit einer zahlreichen Armee alle Gewalt in Händen hatte, — an die Spitze der Regierung stellen. Allein er empfahl dem Parlamente Karl II., dessen Abgeordnete in London erschienen waren. Monks Edelmuth und Vaterlandsliebe begeisterte das ganze Parlament, die Abgeordneten wurden mit Jubel empfangen, und nachdem sie in ihres Herrn Namen völlige Verzeihung Allen, die an seines Vaters Hinrichtung Schuld waren, und Beobachtung der englischen Freiheiten versprachen, wurde Karl II. einstimmig zum König ausgerufen und so wieder die alte Verfassung hergestellt oder restaurirt, daher dieser Regierungswechsel in der Geschichte die Restauration genannt wird. Die Independenten, welche theils finstere Fanatiker, theils boshafte Heuchler waren und alle Heiterkeit im geselligen Umgang, alle sinnliche Vergnügungen, Musik, Tanz, Theater u. dgl. mit rohem Grimme verpönten und hart verfolgten und damit auch Kunst und Wissenschaft verscheuchten, wurden durch die gemäßigten Puritaner und noch mehr durch die verständigen Anhänger der anglikanischen Kirche allmählig verdrängt und in ihre Versammlungen zurückgewiesen, wo sie in der Folge noch manchen ungereimten Aberglauben ausheckten. Aus dieser Gemeinde entwickelten sich dann später mehrere Sekten, unter denen die der Freunde oder Quäker die ehrwürdigste geworden ist, welche ohne Predigerstand und ohne schriftliche Glaubensvorschriften ein inneres Licht der Offenbarung annahmen und, nebst strenger Rechtlichkeit und musterhafter Arbeitsamkeit, thätige Nächstenliebe und Wohlthätigkeit zum höchsten Zwecke ihres Lebens machten. Die Sitten und Gebräuche der Frömmler dieser Zeit machte der satyrische Buttler in seinem komischen Epos, genannt der Hudibras, lächerlich und rächte dadurch die Unbilden, welche sie den Künsten und Wissenschaften zufügten.

Karl II., von dem der witzige Rochester schreibt: „er sagte nie etwas Thörichtes, that aber auch nie etwas Weises," kam nun im J. 1660 nach England und erhielt vom Parlamente zu seinem Hofstaat und zu den gewöhnlichen Reichsausgaben ein festgesetztes jährliches Einkommen, welches man mit dem Namen der Civil-Liste bezeichnete. Seine Regierung ist aber ein immerwährender Kampf der Parteien, welche dem Könige, der von seiner Mutter katholische Grundsätze eingesogen hatte, die er nicht zu verbergen verstand, bald gefährlich worden wären, hätten nicht Männer, wie der Kanzler und Herzog von Clarendon Alles zum Guten gewendet. Wie sich aus diesen Verwicklungen endlich die brittische Freiheit zur Wohlfahrt des ganzen Landes gebildet habe, werden wir nachher erzählen; nun ist es Zeit, auf den großen Schauplatz von Europa zurückzukehren, auf welchem das brittische Volk bald eine so wichtige Rolle übernimmt.

§ 3. Frankreich während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit.

Während Großbritannien so im Innersten erschüttert erst nach langen blutigen Kämpfen zu einem gesetzlichen Zustande wieder zurückkehrte, war auch in Frankreich die alte Zwietracht ausgebrochen. Allein hier in diesem Reiche war der Erfolg ein anderer und nicht die Freiheit der Nation, sondern die Begründung unumschränkter Herrschaft des Königs. Dazu hatte schon der große Richelieu den Grund gelegt, indem er sowohl im Volke, als bei den Vasallen alles Streben nach Freiheit gewaltsam niederschlug. Bei dem Volke war dieses ohnehin schon durch die Jesuiten vorbereitet und durch die Grundbesitzer, welche ihre Unterthanen zur Bestreitung eines schwelgerischen Hoflebens aussaugten und so allen Muth und alle Kraft erdrückten. Was diese noch übrig ließen, nahmen die Kriegssteuern und andere Abgaben dem armen Volke. Die Hugenotten, bei welchen die Keime der Freiheitsliebe noch nicht erstickt waren, bändigte Richelieu durch die Eroberung ihres letzten Sicherheitsplatzes, Rochelle, wornach sie von der Gnade des Königs abhängig gemacht wurden. Die Großen des Reichs aber und die Edelleute, die es noch wagten, auf ihre Rechte zu pochen, ließ der Cardinal durch Henkershand richten oder in die Bastille (eine Festung in der Stadt Paris) einkerkern. An eine Nationalversammlung war seit 1614 nicht mehr zu denken, und nur das Pariser Parlament hatte noch, weil es meist Männer von hoher Vaterlandsliebe und unbestechlicher Redlichkeit zählte, zuweilen den Muth, allzu willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Nation zu widerstreben.

So war Frankreich, als im J. 1643 König Ludwig XIII. starb und seinem fünfjährigen Sohne Ludwig XIV. Krone und Reich hinterließ. Das Parlament ernannte die verwittwete Königin Anna von Oestreich, eine herrschsüchtige und eitle Frau, zur Regentin, damit nicht dem schwachsinnigen Herzoge von Orleans oder dem eben so lasterhaften als ränkesüchtigen Italiener Gondi, nachmaligen Cardi-

nal Retz, in die Hände falle. Dafür erklärte Anna von Oestreich den Cardinal Mazarini, auch einen Italiener, den schon Richelieu zu seinem Nachfolger empfohlen hatte, zum ersten Minister und Erzieher des jungen Königs. Dieser Mann, obwohl weniger gewaltthätig als Richelieu und geschmeidiger, wußte durch List und Gewandtheit das begonnene Werk Richelieus, die Unterdrückung der Vasallen, trefflich durchzuführen. Nachdem er den westphälischen Frieden zum Vortheil Frankreichs geschlossen hatte, machte er sogleich den Anfang zu seiner willkürlichen Regierung, und weil sich das Parlament kräftig dagegen aussprach, ließ er die kühnsten Räthe desselben gefangen setzen. Dagegen regte Gondi, der sich an der Königin rächen wollte, daß sie seine Dienste verschmähte, das Pariser Volk auf. Es wurden wieder die bekannten Barrikaden in den Straßen von Paris aufgeworfen, und ein furchtbarer Tumult, meist durch Gondi und seinen Anhang aufgeregt, wobei die ausgerückten Garden geworfen wurden und ein Marschall sein Leben einbüßte, erschreckte die Königin so sehr, daß sie mit ihrem Sohne, dem Cardinal und dem ganzen Hofstaate Paris verließ und sich nach St. Germain zurückzog. Diesen Auflauf nannte man damals die Fronde, d. h. das Schleudern, weil wirklich mit solchem Ungestüm gegen den Hof gelärmt wurde, wie die Straßenjungen sich einander bei ihren Spielen mit Schleudern zu verfolgen pflegten. In dieser Noth berief man den Prinzen Condé, welcher in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges mit außerordentlichem Glücke gegen die Spanier gekämpft hatte, nach Paris; er kam und nöthigte die Pariser durch eine Blokade, sich mit dem Hofe zu vergleichen. Die Königin Mutter kam mit dem ganzen Hofe wieder zurück und Alles schien beruhigt, da auch die Parlamentsräthe wieder freigestellt waren, und Condé hoffte für seine frühern und jetzigen Verdienste, wie auch als königlicher Prinz, Antheil an der Regierung zu erhalten. Doch sah er sich sehr getäuscht; Mazarini hatte sich bereits aller Gewalt bemächtigt und suchte ihn auf alle Weise zu beseitigen. Der Prinz mit seinem altritterlichen Sinne äußerte unverholen sein Mißvergnügen darüber und begegnete dem Cardinal mit solchem Stolze, daß es zwischen beiden zu heftigen Auftritten kam, so nachgiebig sich auch Mazarini stellte. Da Condé es auch nicht verhehlte, daß er nicht ruhen werde, bis der Italiener vom Hofe weggeschafft würde, kam ihm dieser zuvor und ließ ihn plötzlich festnehmen und auf das feste Schloß Vincennes bringen. Nun begann erst ein offenbarer Krieg, und die sogenannte Fronde, welche den Mazarini mit gleichem Hasse verfolgte, vereinigte sich mit den Freunden Condés. Der Vicomte Türenne, der sich eben so wie Condé schon im 30jährigen Kriege Lorbeern erworben hatte, vereinigte sich mit dem Herzog Leopold von Oestreich, Statthalter der Niederlanden, und marschirte unaufhaltsam gegen die Hauptstadt los. Da verließ der Hof wieder Paris, Mazarini setzte sich aber an die Spitze schnell zusammengezogener Truppen und schlug den Vicomte auf's Haupt bei Rhetel. Doch die Stürme der Fronde dauern fort, der Cardinal Retz und mehrere Damen, vorzüglich die Schwester des Prinzen Condé, Herzogin Longueville und die Gräfin Montpensier, Tochter des Herzogs von Orleans,

machen aus dem Bürgerkriege, den Barrikaden und täglichen Auflauf des Pöbels, so ernsthaft und blutig, das auch Alles war ein wahres Spiel. Die Bürger von Paris merkten dieß zuerst, stellten mit den Waffen in der Hand die Ruhe in der Stadt wieder her, und hielten den durch Geld verleiteten Pöbel in Schranken; die Königin aber, vom Parlamente gedrängt, gab dem Prinzen von Condé die Freiheit und Mazarini ging freiwillig, um die Fronde zu beschwichtigen, in die Verbannung. Condé kam nun wieder nach Paris, sah aber bald, daß Mazarinis Einfluß auch in der Entfernung noch nicht aufgehört habe; darum verläßt er mißmuthig den Hof und wirbt Truppen im westlichen Frankreich. Da erklärt der junge König sich im J. 1652 für volljährig, ruft den Mazarini zurück und sendet den Türenne, welcher wieder von der Königin gewonnen wurde, gegen den Prinzen, der einigemal geschlagen, plötzlich nach Paris zieht. Hier schließen ihm aber die Bürger die Thore und Türenne verfolgt ihn bis in die Vorstädte. Ein mörderisches Gefecht droht seine Truppen ganz aufzureiben, da erscheint die Gräfin Montpensier, die inzwischen den Stadtmagistrat bewogen, die Thore zu öffnen, auf den Wällen der Bastille und läßt das Geschütz auf die königlichen Soldaten feuern. Condé kam in die Schlacht, ganz erschöpft und in's Innerste betrübt über den Verlust seiner Officiere. Die Gräfin Montpensier richtete ihn wieder auf und gab ihm den Gedanken ein, die Pariser gegen das königliche Heer unter die Waffen zu bringen. Condé berief den Rath und die vornehmsten Bürger auf das Rathhaus, um sie für diesen Zweck zu gewinnen. Doch waren diese unerschütterlich in ihrer Treue für den König, und Condé trat auf den Balkon hinaus und sprach zu dem versammelten Pöbel, den die Frondeurs schon auf ihre Seite gebracht hatten: „diese Leute wollen Nichts für uns thun, es sind Mazariner, macht mit ihnen, was Ihr wollt." Mit diesen Worten verließ er das Rathhaus, und der Pöbel, unter welchem viele gedungene Mörder waren, stürmte und setzte das Haus in Flammen. Als die Thüren eingebrannt waren, stürzte die Menge in den Rathssaal und fand die Rathsherren und Bürger hinter Tischen und Bänken verschanzt und bereit, mit dem Degen in der Faust ihr Leben zu vertheidigen. Bis nach Mitternacht währte der Kampf, da zogen sich die Angreifenden, von denen mehr als 200 getödtet waren, zurück, und auch die Versammelten schlichen von dem Dunkel der Nacht begünstigt, verwundet und erschöpft, mit Zurücklassung mehrer Leichen, nach Hause. Am andern Tag nöthigte der Prinz auch das Parlament, von welchem nur wenige Mitglieder mehr in der Stadt zurückgeblieben waren, ihn zum Generalissimus des Heeres und den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs zu ernennen, so lange der König von Mazarini beherrscht werde. Da faßte der kluge Minister den Entschluß, sich freiwillig aus dem Lande zu verbannen, um bald desto siegreicher zurückzukehren. Jetzt war Condé und die Fronde entwaffnet, denn was sie wollte, war geschehen, — Mazarini hat den Hof verlassen. Das Pariser Volk hatte während der Unruhen allen Broterwerb verloren und war der Tumulte müde, die rechtlichen Bürger und das Parlament machten wieder Ordnung, und luden den König ein, in

welch' schöne Bilder sind aus diesen Ständen in Chroniken auf unsere Zeit gekommen! Von der edlen Landgräfin Amalie von Hessen ist schon geredet worden; wie Schade, daß sie nicht die Gattin des zu früh verstorbenen Herzogs Bernhard von Weimar geworden! Welch' ein Fürstenhaus hätte dieses edle Paar gestiftet! Noch müssen wir einer andern Fürstentochter erwähnen, der es beinahe geglückt wäre, dem deutschen Reiche eine ganz andere Gestalt zu geben. Das war die Gräfin Agnes von Mannsfeld, welche, so liebenswürdig, als tugendhaft, des Erzbischofs Gebhard von Cöln Liebe gewann, so daß er sich im Jahr 1582, nachdem er vorher öffentlich zum Protestantismus übertrat, mit ihr trauen ließ. Er glaubte dieses um so mehr thun zu können, da beinahe die ganze Bürgerschaft von Cöln der evangelischen Lehre zugethan war und unabläßig die Einführung derselben verlangte. Auch verließ er sich auf seinen Freund, den Pfalzgrafen Johann Casimir, der ihn, im Fall die Katholiken und der Kaiser ihm das Erzbisthum nehmen wollten, mit den Waffen zu vertheidigen versprach. Auch Sachsen, Brandenburg und die übrigen protestantischen Reichsfürsten versprachen, ihm beizustehen; denn durch die Reformation des Erzbisthums Cöln gewann das deutsche Reich einen protestantischen Kurfürsten mehr, die Katholischen wurden durch diesen Verlust schwächer, und es war zu hoffen, daß sogar nach Kaiser Rudolfs II. Absterben ein protestantischer Kaiser gewählt würde. Doch der Papst schleuderte seinen Bann über den abgefallenen Prälaten und ließ dem Capitel anbefehlen, zur Wahl eines neuen Erzbischofs zu schreiten. Ueber diese Einmengung des römischen Hofes in die deutschen Angelegenheiten waren alle Reichsfürsten und selbst der Kaiser ungehalten; doch leisteten die Domherren dem Papste Gehorsam, und indem sie den Prinzen Ernst von Baiern, bisherigen Bischof von Lüttich, wählten, gewannen sie das Haus Baiern, und dieser Prinz fiel sogleich mit einem Heere in das Erzbisthum Cöln ein. Vergebens geschahen von Seite der protestantischen Fürsten Gegenvorstellungen, Kaiser Rudolf wurde bald von seinen Jesuiten anders gelenkt. Da sandte König Heinrich von Navarra, der schon damals sein Auge auf die deutschen Angelegenheiten wandte, den Pardaillan von Segür nach Deutschland, die protestantischen Fürsten zu ermuntern, den Erzbischof Gebhard nicht fallen zu lassen.

Ganz Deutschland und zum Theil Europa, ließ Heinrich sagen, habe seine Augen auf dasjenige gerichtet, was sich im Erzstifte Cöln zutrage. Sollte es zu Gunsten Gebhards ausfallen, so würden alle Gutgesinnte dadurch aufgerichtet werden; wolle man aber denselben und mit ihm die kurfürstliche Würde von dem Papste unter die Füße treten lassen, so würden alle gute Herzen dadurch den Muth sinken lassen, und andere, sowohl Kurfürsten als Fürsten, von dergleichen Fürnehmen, als Gebhard gewagt, abgeschreckt werden. Eine so gute Gelegenheit werde vielleicht nicht mehr kommen, die Religion zu versichern und dem Papste zu begegnen, damit seine Kunstgriffe, Autorität und Vorhaben wider die Religionsverwandten weit von des Reichs Boden getrieben und abgehalten werde. Heinrich zählte nämlich darauf, daß, wenn sich Geb-

hard aufrecht erhielte, kein Katholischer mehr und besonders kein Prinz des östreichischen Hauses zu dem Kaiserthum gelangen werde.

Doch nur der Pfalzgraf Johann Casimir hielt sein Wort und fiel in das Erzbisthum Cöln ein, um den Gegner zu vertreiben; er zog sich aber bald wieder zurück, weil eben sein Bruder starb, den er beerben sollte. Auch die übrigen Reichsfürsten brachen die Unterhandlungen ab, so daß Gebhard gezwungen war, mit seiner geliebten Agnes sein Land zu verlassen. Er nahm seine Zuflucht zur Königin Elisabeth, erhielt aber auch hier keine Unterstützung und begab sich nach Straßburg, wo er als protestantischer Domherr in stiller Zurückgezogenheit seine Tage beschloß.

Unwürdig dieses Zeitalters, das gleich auf die Reformation folgte, war der Aberglaube, den schon im eilften Jahrhundert König Coloman von Ungarn in seinem Gesetzbuche bestritt, daß es Hexen gebe. Dadurch wurden unzählige Frauen und Mädchen, vorzüglich ältere Weibspersonen auf das unbarmherzigste gemartert und dem Scheiterhaufen überliefert. Traurig ist das Schicksal der Sidonia von Borke, aus einem altadelichen Geschlechte in Pommern, das wir erzählen wollen. Dieses Fräulein von ungewöhnlicher Schönheit und seltenem Geiste erweckte die Neigung des Erbprinzen von Pommern, — als eben das herzogliche Haus dieses Landes dem Verlöschen nahe war, — welche er aber, von seinem Vater gezwungen, aufgeben mußte. Sie ging darauf in ein protestantisches Frauenstift, und der Erbprinz starb im Kurzen darauf. Bis in ihr achtzigstes Jahr lebte Sidonia in dem Stifte, wurde aber, da sie, zur Oberin erhoben, die jüngern Mitschwestern allzustrenge hielt, allgemein gehaßt. Dazu kam noch ein Zwist, den sie mit einem Anverwandten, der ihre Erbschaft an sich ziehen wollte, führte. Dieser Mann benutzte den allgemeinen Haß und nährte allerlei Gerüchte, die über diese stolze Frau im Umlauf waren, um sie zu verderben. Es hieß nämlich, sie habe des Erbprinzen frühzeitigen Tod durch Zaubermittel herbeigeführt, und pflege mit einer alten Zigeunerin, die eine Hexe sei, heimlichen Umgang. Auf sein Ansuchen wurde die Zigeunerin wirklich verhaftet, und diese gestand auf der Folter, daß sie und auch Sidonia Hexen seien. Das war in jener Zeit hinlänglich, eine Frau, wie Sidonia war, von achtzig Jahren zu verhaften und vor's Gericht zu führen. Sie vertheidigte sich mit Würde, und in ihrer Zelle, die man genau durchsuchte, fand man nichts als gute Erbauungsschriften und Gebetbücher. Dennoch wurde sie auf die Folter gespannt und so lange gemartert, bis auch sie eingestand, was man wollte — daß sie eine Hexe sei; worauf sie von den Richtern zum Tode verurtheilt wurde, nach welchem sich die Unglückliche sehnte. Sie wurde im Jahr 1620 zu Stettin enthauptet und ihr Körper verbrannt. In einem Buche, das 60 Jahre nach ihrer Hinrichtung herauskam, heißt es: „Es waren noch sieben pommerische Herzoge am Leben und fünf unter ihnen verehlichet. Allein Gott hat verhängt, daß die zwei jung, die fünfe aber in unfruchtbaren Ehen verstorben. Man gibt in Pommern und der Mark beständig vor, es habe eine adelige Jungfrau, Namens Sido-

nia von Bork, allesammt bezaubert, und dieweil sie nun die Bezauberung nicht habe lösen können, habe man sie durch Urtheil und Recht hingerichtet, welche Tradition doch als wahr anzunehmen man billiges Bedenken trägt."

Wenden wir uns jedoch zu frohern Gestalten, die das Zeitalter weniger entehren, als diese; zu Frauen, die durch Geist und Thätigkeit für alle Zeiten Muster geworden sind. Wir können nicht alle nennen, die sich nur in unserm Vaterlande als solche auszeichneten; es seien daher nur zwei, mit denen wir die Geschichte dieses Zeitalters beschließen wollen. Die eine ist Anna Maria von Schurmann, im J. 1607 zu Cöln von niederländischen Eltern, die sich hieher der Religion wegen geflüchtet hatten, geboren. Später kehrte sie mit ihren Eltern nach den Niederlanden zurück und lebte den größten Theil ihres Lebens zu Utrecht. Sie zeigte schon in ihrer Kindheit so große Anlagen zu allen Künsten und Wissenschaften, daß sie Jedermann in Erstaunen setzte. Ohne Anleitung lernte sie malen, in Wachs bossiren, in Holz schnitzen, redete und verstand 14 Sprachen, schrieb lateinische und griechische Verse und ganze Bücher, worunter ihre Lebensbeschreibung das anziehendste ist, und war dabei so bescheiden, heiter und liebenswürdig, daß sie nie ihre Gelehrsamkeit zur Schau trug. Nach ihrer Eltern Tode wohnte sie bei ihren Tanten und mußte da die Haushaltung führen, welches sie wieder mit größter Geschicklichkeit verrichtete. Heirathen wollte sie nicht, so viele Anträge ihr auch gemacht wurden; ihre ganze Neigung, die alles Uebrige überwog, war auf religiöse Betrachtungen gerichtet. Dieß bewog sie auch, als sie schon ziemlich vorgerückten Alters war, zu einem frommen Schwärmer, Johann de la Badie, nach Altona zu ziehen, der eine Secte stiftete, welche das Christenthum wieder zur Einfachheit der Apostelgemeinden zurückführen sollte. Nach seinem Tode begab sie sich nach Friesland, wo sie still unter einigen Frommen bis 1678 lebte, und im hohen Alter, beweint von Allen, die sie kannten, starb. So berühmt aber auch Anna Maria von Schurmann gewesen, daß selbst Fürsten und Gelehrte sie feierten und viele Dichter von ihrem Ruhme sangen, fehlte ihr doch Viel zu einem vollkommenen Weibe, weil ihr Eins mangelte, daß sie — weder Gattin noch Mutter war.

Herzlicher lebt bei der Nachwelt das Andenken der thätigen und edlen Barbara Uttmann aus Annaberg im Erzgebirge. Sie war 1514 (also zu Luthers Zeiten) von armen Eltern geboren, und soll von niederländischen Flüchtlingen, die in ihrem Hause gastfreundliche Aufnahme fanden, das Klöppeln der Spitzen gelernt haben. Andere schreiben ihr geradezu die Erfindung des Klöppelns zu, was jedoch unserer Sachsin nicht den Ruhm benimmt, diese Kunst in Deutschland zuerst ausgeübt und darin das arme Landvolk im Erzgebirge unterrichtet zu haben, so daß dadurch Tausenden Beschäftigung und einträglicher Erwerb zu Theil wurde. Das gute und fleißige Mädchen, das so uneigennützig der Armuth ihre Kunst mittheilte, fand bald ihren Lohn in der Hand des reichen Bergherrn Uttmann, dem sie dann als ihrem Bräutigam einen

zierlichen Halskragen von Spitzen klöppelte. Doch auch als wohlbegüterte Hausfrau und bald Mutter von vielen Kindern und noch im hohen Alter als Großmutter*), ſetzte ſie ihre Unterweiſung des Landvolks im Spitzenklöppeln fort und erlebte es, daß die Annaberger Spitzen bald nicht minder geſucht waren, als die Brüſſler, und ſtarb, geſegnet von Tauſenden, die ſie vor Dürftigkeit gerettet hatte, im J. 1561. In neueſter Zeit hat man an die Stelle ihres ſchon eingeſunkenen Grabmals ein prachtvolles Monument von Alabaſter geſetzt, mit der Aufſchrift:

Ein thätiger Geiſt, eine ſinnige Hand,
Sie ziehen den Segen in's Vaterland.

*) Sie zählte 64 Kinder und Enkel.

3. Periode.

Vom weſtphäliſchen Frieden bis zum Aufſtande der brittiſchen Colonien in Nordamerika.

Vom J. 1648 bis 1773.

§ 1. Eingang.

In dieſem Zeitalter ſind es nicht mehr die Ideen der bürgerlichen und religiöſen Freiheit, welche die Völker auf den Kampfplatz führen; mit dem Stillſtand der geiſtigen Beſtrebungen verloren auch dieſe Ideen ihre gemeinſame Wirkung auf die Völker. Dieſe waren nunmehr durch den furchtbaren Wechſel der Dinge in Kriegen und Revolutionen vom Unendlichen abgelenkt und richteten all' ihre Aufmerkſamkeit auf das Zeitliche. Schon in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges konnte man die Gleichgültigkeit der Menſchen für ihre höhern Güter wahrnehmen, man ließ die Fürſten walten und kümmerte ſich wenig, wie der Friede geſchloſſen werden ſollte, wenn er nur einmal zu Stande kam, daß des Elends und der allgemeinen Noth ein Ende werde. Nur der Kaiſer gab den Gedanken nicht auf, den Proteſtantismus in Deutſchland ſoviel als möglich zu beſchränken, und opferte lieber Elſaß, als daß er den Schweden und andern proteſtantiſchen Fürſten Vorſchub leiſtete. Dadurch gewann nun Frankreich den erſten wichtigen Vortheil, der ihm jene Uebermacht gründen half, die es beinahe ein Jahrhundert lang in Europa geltend machte. Der erſte Staat iſt demnach zu Anfang und in der Mitte dieſes Zeitalters Frankreich, und die meiſten Kriege werden nur geführt, um ſich dieſer Uebermacht zu erwehren und ein Gleichgewicht in Europa unter den Staaten herzuſtellen. Die Völker führen dabei beinahe bewußtlos die Waffen und haben keinen andern Zweck, als die Macht und das Anſehen ihrer Landesherren zu vertheidigen und zu mehren. Zwei Staaten ſind am glücklichſten in Bekämpfung der franzöſiſchen Herrſchaft, England und Preußen, und es iſt auch in dieſen Staaten zuerſt, ſelbſt bei dem Volke, das Bewußtſein innerer Kraft und insbeſondere bei den Britten das Streben nach Freiheit wieder erwacht, und als zu Ende dieſes Zeitraums Frankreich geſchwächt und zerrüttet dalag, erhoben ſich dieſe Reiche, jenes zur See, dieſes auf dem feſten Lande, vor allen übrigen Staaten Europa's. Währenddem ſchuf ein großer und unternehmender Fürſt an der Oſtgränze von Europa das mächtige Ruß-

land zu einem europäisch gebildeten Reiche um, und bekam bald großen Einfluß auf die schwedischen und polnischen Angelegenheiten. Merkwürdig ist, daß in dieser Zeit allmählig, trotz aller Bemühungen der Jesuiten, der römische Stuhl seinen großen Einfluß selbst auf die katholischen Staaten verliert, wodurch das Band, welches ganz Europa als eine christliche Republik unter dem patriarchalischen Scepter des Papstes zusammenhielt, aufgelöst wurde und die Länder alle einzeln und abgeschlossen für sich da standen und sich auch also ihren nächsten Interessen gemäß entwickelten.

§ 2. Die Restauration in England.

Obwohl in dieser Periode Alles von Frankreich ausgeht, müssen wir doch mit der brittischen Geschichte anfangen, weil sie zum Verständniß der französischen durchaus nothwendig sein wird. In England erklärte das Unterhaus, welches nun allein das Parlament ausmachte und darum das Rumpfparlament genannt wurde, England für eine Republik, ließ noch einige königlich Gesinnte von Adel hinrichten und durch Oliver Cromwell Irland, welches Karls Sohn, Karl II., zum König ausgerufen hatte, mit Gewalt unterwerfen. Mehr als 30,000 Irländer verließen damals ihr Vaterland, in welchem Cromwell und seine Soldaten unmenschlich wütheten. Indessen war Karl II. in Schottland gelandet und wurde daselbst, nachdem er den Covenant unterzeichnete, zum König ausgerufen. Allein Cromwell kam ihm bei Worcester entgegen und nöthigte ihn nach einer blutigen Schlacht zur Flucht. Lange irrte Karl noch in Schottland umher, überall von den Soldaten Cromwells verfolgt, und noch zeigt man die hohle Eiche, in welcher er einen ganzen Tag zubrachte, während seine Verfolger am Fuße derselben gelagert waren. Schottland mußte sich nun dem Sieger Cromwell ergeben, und der tapfere General Georg Monk wurde da zum Statthalter eingesetzt. Als nach diesen Triumphen Oliver Cromwell nach London zurückkehrte, versammelt er seine Officiere um sich und verspricht ihnen die höchste Gewalt, die sie mit ihm theilen sollten. Mit 300 Soldaten eilt er sogleich in das Parlament und gleich einem Begeisterten oder Betrunkenen schreit er unter die Versammlung hinein: „Der Herr, denn ich angerufen habe, bedarf Euer nicht mehr; darum fort mit Euch!“ Sodann fuhr er die Einzelnen, indem er auf sie losging, mit allerlei Schimpfreden und Bibelsprüchen an und sprach zu dem Einen: „Du, du bist ein Trunkenbold!“ zu dem Andern: „Du bist ein Schwätzer!“ zu dem Dritten: „Du bist ein Wucherer!“ und dergleichen mehr. Die Soldaten aber drängten die Parlamentsglieder nacheinander zur Thüre hinaus, und als der Saal leer war, schloß Cromwell selbst die Thüre zu, steckte den Schlüssel in seine Tasche und ging nach Hause. Den andern Tag wählte er mit seinen Officieren ein aus Handwerkern und andern gemeinen Leuten bestehendes Parlament von 140 Personen und ließ sich von den Häuptern der Armee im J. 1654 zum Protector der Republik ernennen, als welcher er bald ohne Parlament unumschränkt regierte. Der militärische Geist, den er

seiner Armee und auch der Flotte einzuflößen wußte, verschaffte ihm wirklich Achtung selbst im Auslande und weil er die Spanier auf allen Meeren mit Glück verfolgte, ging Frankreich sogar ein Bündniß mit ihm ein. Da wagte er es, um den Seehandel von Großbritannien mit einem Male zu erheben, die berühmte Navigationsakte bekannt zu machen, nach welcher kein europäisches Volk fremde Waaren auf eigenen Schiffen nach England bringen darf. Nichtsdestoweniger lebte er in den vier Jahren seiner Regierung in immerwährender Angst und Gewissensunruhe, wodurch er, wie man glaubt, seinen frühen Tod herbeiführte. Er wurde mit königlicher Pracht begraben, und wie er es gewünscht hatte, ernannte man seinen Sohn Richard zum Nachfolger, der aber schon nach einigen Monaten freiwillig das Protectorat niederlegte und sodann im Privatstande lebte. Nun beriefen die Generale der Armee das ehemalige sogenannte lange Parlament, zeigten aber offenbar, daß sie von demselben in ihrer Gewalt bestätigt zu werden hofften. Ein neuer Bürgerkrieg schien sich zu entwickeln, da kam zum Glück für England Georg Monk, der Statthalter von Schottland, mit einem Heere, das sich täglich vermehrte, nach London und berief ein vollständiges Parlament, worin sowohl Puritaner als Königliche, die beide der Anarchie müde waren, Platz nahmen. Wohl dachten Manche, Monk würde sich, — da er ein Liebling des Volkes und von den Großen des Reichs allgemein geachtet war und mit einer zahlreichen Armee alle Gewalt in Händen hatte, — an die Spitze der Regierung stellen. Allein er empfahl dem Parlamente Karl II., dessen Abgeordnete in London erschienen waren. Monks Edelmuth und Vaterlandsliebe begeisterte das ganze Parlament, die Abgeordneten wurden mit Jubel empfangen, und nachdem sie in ihres Herrn Namen völlige Verzeihung Allen, die an seines Vaters Hinrichtung Schuld waren, und Beobachtung der englischen Freiheiten versprachen, wurde Karl II. einstimmig zum König ausgerufen und so wieder die alte Verfassung hergestellt oder restaurirt, daher dieser Regierungswechsel in der Geschichte die Restauration genannt wird. Die Independenten, welche theils finstere Fanatiker, theils boshafte Heuchler waren und alle Heiterkeit im geselligen Umgang, alle sinnliche Vergnügungen, Musik, Tanz, Theater u. dgl. mit rohem Grimme verpönten und hart verfolgten und damit auch Kunst und Wissenschaft verscheuchten, wurden durch die gemäßigten Puritaner und noch mehr durch die verständigen Anhänger der anglikanischen Kirche allmählig verdrängt und in ihre Versammlungen zurückgewiesen, wo sie in der Folge noch manchen ungereimten Aberglauben ausheckten. Aus dieser Gemeinde entwickelten sich dann später mehrere Sekten, unter denen die der Freunde oder Quäker die ehrwürdigste geworden ist, welche ohne Predigerstand und ohne schriftliche Glaubensvorschriften ein inneres Licht der Offenbarung annahmen und, nebst strenger Rechtlichkeit und musterhafter Arbeitsamkeit, thätige Nächstenliebe und Wohlthätigkeit zum höchsten Zwecke ihres Lebens machten. Die Sitten und Gebräuche der Frömmler dieser Zeit machte der satyrische Buttler in seinem komischen Epos, genannt der Hudibras, lächerlich und rächte dadurch die Unbilden, welche sie den Künsten und Wissenschaften zufügten.

Karl II., von dem der witzige Rochester schreibt: „er sagte nie etwas Thörichtes, that aber auch nie etwas Weises," kam nun im J. 1660 nach England und erhielt vom Parlamente zu seinem Hofstaat und zu den gewöhnlichen Reichsausgaben ein festgesetztes jährliches Einkommen, welches man mit dem Namen der Civil-Liste bezeichnete. Seine Regierung ist aber ein immerwährender Kampf der Parteien, welche dem Könige, der von seiner Mutter katholische Grundsätze eingesogen hatte, die er nicht zu verbergen verstand, bald gefährlich worden wären, hätten nicht Männer, wie der Kanzler und Herzog von Clarendon Alles zum Guten gewendet. Wie sich aus diesen Verwicklungen endlich die brittische Freiheit zur Wohlfahrt des ganzen Landes gebildet habe, werden wir nachher erzählen; nun ist es Zeit, auf den großen Schauplatz von Europa zurückzukehren, auf welchem das brittische Volk bald eine so wichtige Rolle übernimmt.

§ 3. Frankreich während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit.

Während Großbritannien so im Innersten erschüttert erst nach langen blutigen Kämpfen zu einem gesetzlichen Zustande wieder zurückkehrte, war auch in Frankreich die alte Zwietracht ausgebrochen. Allein hier in diesem Reiche war der Erfolg ein anderer und nicht die Freiheit der Nation, sondern die Begründung unumschränkter Herrschaft des Königs. Dazu hatte schon der große Richelieu den Grund gelegt, indem er sowohl im Volke, als bei den Vasallen alles Streben nach Freiheit gewaltsam niederschlug. Bei dem Volke war dieses ohnehin schon durch die Jesuiten vorbereitet und durch die Grundbesitzer, welche ihre Unterthanen zur Bestreitung eines schwelgerischen Hoflebens aussaugten und so allen Muth und alle Kraft erdrückten. Was diese noch übrig ließen, nahmen die Kriegssteuern und andere Abgaben dem armen Volke. Die Hugenotten, bei welchen die Keime der Freiheitsliebe noch nicht erstickt waren, bändigte Richelieu durch die Eroberung ihres letzten Sicherheitsplatzes, Rochelle, wornach sie von der Gnade des Königs abhängig gemacht wurden. Die Großen des Reichs aber und die Edelleute, die es noch wagten, auf ihre Rechte zu pochen, ließ der Cardinal durch Henkershand richten oder in die Bastille (eine Festung in der Stadt Paris) einkerkern. An eine Nationalversammlung war seit 1614 nicht mehr zu denken, und nur das Pariser Parlament hatte noch, weil es meist Männer von hoher Vaterlandsliebe und unbestechlicher Redlichkeit zählte, zuweilen den Muth, allzu willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Nation zu widerstreben.

So war Frankreich, als im J. 1643 König Ludwig XIII. starb und seinem fünfjährigen Sohne Ludwig XIV. Krone und Reich hinterließ. Das Parlament ernannte die verwittwete Königin Anna von Oestreich, eine herrschsüchtige und eitle Frau, zur Regentin, damit nicht dem schwachsinnigen Herzoge von Orleans oder dem eben so lasterhaften als ränkesüchtigen Italiener Gondi, nachmaligen Cardi-

nal Retz, in die Hände falle. Dafür erklärte Anna von Oestreich den Cardinal Mazarini, auch einen Italiener, den schon Richelieu zu seinem Nachfolger empfohlen hatte, zum ersten Minister und Erzieher des jungen Königs. Dieser Mann, obwohl weniger gewaltthätig als Richelieu und geschmeidiger, wußte durch List und Gewandtheit das begonnene Werk Richelieus, die Unterdrückung der Vasallen, trefflich durchzuführen. Nachdem er den westphälischen Frieden zum Vortheil Frankreichs geschlossen hatte, machte er sogleich den Anfang zu seiner willkürlichen Regierung, und weil sich das Parlament kräftig dagegen aussprach, ließ er die kühnsten Räthe desselben gefangen setzen. Dagegen regte Gondi, der sich an der Königin rächen wollte, daß sie seine Dienste verschmähte, das Pariser Volk auf. Es wurden wieder die bekannten Barrikaden in den Straßen von Paris aufgeworfen, und ein furchtbarer Tumult, meist durch Gondi und seinen Anhang aufgeregt, wobei die ausgerückten Garden geworfen wurden und ein Marschall sein Leben einbüßte, erschreckte die Königin so sehr, daß sie mit ihrem Sohne, dem Cardinal und dem ganzen Hofstaate Paris verließ und sich nach St. Germain zurückzog. Diesen Auflauf nannte man damals die Fronde, d. h. das Schleudern, weil wirklich mit solchem Ungestüm gegen den Hof gelärmt wurde, wie die Straßenjungen sich einander bei ihren Spielen mit Schleudern zu verfolgen pflegten. In dieser Noth berief man den Prinzen Condé, welcher in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges mit außerordentlichem Glücke gegen die Spanier gekämpft hatte, nach Paris; er kam und nöthigte die Pariser durch eine Blokade, sich mit dem Hofe zu vergleichen. Die Königin Mutter kam mit dem ganzen Hofe wieder zurück und Alles schien beruhigt, da auch die Parlamentsräthe wieder freigestellt waren, und Condé hoffte für seine frühern und jetzigen Verdienste, wie auch als königlicher Prinz, Antheil an der Regierung zu erhalten. Doch sah er sich sehr getäuscht; Mazarini hatte sich bereits aller Gewalt bemächtigt und suchte ihn auf alle Weise zu beseitigen. Der Prinz mit seinem altritterlichen Sinne äußerte unverholen sein Mißvergnügen darüber und begegnete dem Cardinal mit solchem Stolze, daß es zwischen beiden zu heftigen Auftritten kam, so nachgiebig sich auch Mazarini stellte. Da Condé es auch nicht verhehlte, daß er nicht ruhen werde, bis der Italiener vom Hofe weggeschafft würde, kam ihm dieser zuvor und ließ ihn plötzlich festnehmen und auf das feste Schloß Vincennes bringen. Nun begann erst ein offenbarer Krieg, und die sogenannte Fronde, welche den Mazarini mit gleichem Hasse verfolgte, vereinigte sich mit den Freunden Condés. Der Vicomte Türenne, der sich eben so wie Condé schon im 30jährigen Kriege Lorbeern erworben hatte, vereinigte sich mit dem Herzog Leopold von Oestreich, Statthalter der Niederlanden, und marschirte unaufhaltsam gegen die Hauptstadt los. Da verließ der Hof wieder Paris, Mazarini setzte sich aber an die Spitze schnell zusammengezogener Truppen und schlug den Vicomte auf's Haupt bei Rhetel. Doch die Stürme der Fronde dauern fort, der Cardinal Retz und mehrere Damen, vorzüglich die Schwester des Prinzen Condé, Herzogin Longueville und die Gräfin Montpensier, Tochter des Herzogs von Orleans,

machen aus dem Bürgerkriege, den Barrikaden und täglichen Auflauf des Pöbels, so ernsthaft und blutig, das auch Alles war ein wahres Spiel. Die Bürger von Paris merkten dieß zuerst, stellten mit den Waffen in der Hand die Ruhe in der Stadt wieder her, und hielten den durch Geld verleiteten Pöbel in Schranken; die Königin aber, vom Parlamente gedrängt, gab dem Prinzen von Condé die Freiheit und Mazarini ging freiwillig, um die Fronde zu beschwichtigen, in die Verbannung. Condé kam nun wieder nach Paris, sah aber bald, daß Mazarinis Einfluß auch in der Entfernung noch nicht aufgehört habe; darum verläßt er mißmuthig den Hof und wirbt Truppen im westlichen Frankreich. Da erklärt der junge König sich im J. 1652 für volljährig, ruft den Mazarini zurück und sendet den Türenne, welcher wieder von der Königin gewonnen wurde, gegen den Prinzen, der einigemal geschlagen, plötzlich nach Paris zieht. Hier schließen ihm aber die Bürger die Thore und Türenne verfolgt ihn bis in die Vorstädte. Ein mörderisches Gefecht droht seine Truppen ganz aufzureiben, da erscheint die Gräfin Montpensier, die inzwischen den Stadtmagistrat bewogen, die Thore zu öffnen, auf den Wällen der Bastille und läßt das Geschütz auf die königlichen Soldaten feuern. Condé kam in die Schlacht, ganz erschöpft und in's Innerste betrübt über den Verlust seiner Officiere. Die Gräfin Montpensier richtete ihn wieder auf und gab ihm den Gedanken ein, die Pariser gegen das königliche Heer unter die Waffen zu bringen. Condé berief den Rath und die vornehmsten Bürger auf das Rathhaus, um sie für diesen Zweck zu gewinnen. Doch waren diese unerschütterlich in ihrer Treue für den König, und Condé trat auf den Balkon hinaus und sprach zu dem versammelten Pöbel, den die Frondeurs schon auf ihre Seite gebracht hatten: „diese Leute wollen Nichts für uns thun, es sind Mazariner, macht mit ihnen, was Ihr wollt." Mit diesen Worten verließ er das Rathhaus, und der Pöbel, unter welchem viele gedungene Mörder waren, stürmte und setzte das Haus in Flammen. Als die Thüren eingebrannt waren, stürzte die Menge in den Rathssaal und fand die Rathsherren und Bürger hinter Tischen und Bänken verschanzt und bereit, mit dem Degen in der Faust ihr Leben zu vertheidigen. Bis nach Mitternacht währte der Kampf, da zogen sich die Angreifenden, von denen mehr als 200 getödtet waren, zurück, und auch die Versammelten schlichen von dem Dunkel der Nacht begünstigt, verwundet und erschöpft, mit Zurücklassung mehrer Leichen, nach Hause. Am andern Tag nöthigte der Prinz auch das Parlament, von welchem nur wenige Mitglieder mehr in der Stadt zurückgeblieben waren, ihn zum Generalissimus des Heeres und den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs zu ernennen, so lange der König von Mazarini beherrscht werde. Da faßte der kluge Minister den Entschluß, sich freiwillig aus dem Lande zu verbannen, um bald desto siegreicher zurückzukehren. Jetzt war Condé und die Fronde entwaffnet, denn was sie wollte, war geschehen, — Mazarini hat den Hof verlassen. Das Pariser Volk hatte während der Unruhen allen Broterwerb verloren und war der Tumulte müde, die rechtlichen Bürger und das Parlament machten wieder Ordnung, und luden den König ein, in

die Stadt zu kommen. Condé verließ mit dem Rest seiner Truppen Paris und ging zu der spanischen Armee, welche in den Niederlanden an der Grenze von Frankreich stand. Ludwig XIV. hielt seinen Einzug und wurde von dem Volke mit Jubel empfangen. Seine schöne Gestalt und sein liebreiches Benehmen bezauberte schon damals allgemein. Er verzieh allen Anhängern der Fronde, nur der Herzog von Orleans und seine heldenmüthige Tochter mußten die Stadt verlassen; der ränkesüchtige Cardinal von Retz aber erhielt seine gerechte Strafe, indem er nach Vincennes in Gewahrsam gebracht wurde. Er entkam später zwar, endete aber in einem abgelegenen Zufluchtsorte sein lasterhaftes Leben im größten Elende. Mazarini hatte indessen wieder Truppen geworben und noch in demselben Jahre den Spaniern mehrere Plätze entrissen, worauf er von dem Könige, ein halbes Jahr nach seiner Verbannung, wieder auf das ehrenvollste zurückberufen und von dem Pariser Volke auch mit Jubel begrüßt wurde. Nun konnte Mazarini unumschränkt regieren und es sogar wagen, den Prinzen Condé, welcher in den Niederlanden den Krieg gegen Frankreich fortführte, als Hochverräther zum Tode zu verurtheilen. Erst im J. 1659 wurde der spanische Krieg, eine Fortsetzung des dreißigjährigen, durch den pyrenäischen Frieden geschlossen. Hier zeigte Mazarini, daß er wirklich die Größe und Wohlfahrt Frankreichs mehr im Auge hatte, als das Glück seiner Anverwandten. Der junge König liebte seine schöne Nichte und wollte sie sogar heirathen, Mazarini aber gab es nicht zu, sondern machte es zur Bedingung des pyrenäischen Friedens, daß er die Tochter Philipps IV. von Spanien, Maria Theresia, zur Gemahlin nahm. Er hoffte nämlich dadurch seinem König die spanische Krone zu verschaffen, da man vermuthen konnte, daß der einzige und letzte Sprosse des spanischen Königshauses, Karl II., Philipps IV. Sohn, ein kränklicher Herr, keine Erben hinterlassen werde. Freilich mußte Ludwig XIV., bei der Vermählung allen Ansprüchen auf die spanische Krone für sich und seine Erben entsagen, allein ein solches Versprechen hoffte man mit der Zeit umgehen zu dürfen. Bald darauf starb Mazarini, und Ludwig XIV. erklärte, daß er nun allein herrschen wolle. Wirklich hatte ihm Mazarini alle Grundsätze beigebracht, die einem herrschsüchtigen König nöthig sind, um einen vollendeten Despotismus durchzusetzen. Die Unruhen der Fronde, die Tumulte des Pariser Pöbels wirkten auf das junge Gemüth desselben so mächtig ein, daß er kaum 17 Jahre alt schon den Entschluß faßte, sich unbedingten Gehorsam zu verschaffen. Als das Parlament nach Mazarini's Tode es wieder wagte, gegen seine Verordnungen Einwendungen zu machen, kam er plötzlich von Vincennes, wo er eben die Nachricht vernommen, nach Paris gesprengt und trat wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln und Spornen, die Reitpeitsche in der Hand, in die Versammlung, und verbot ihnen ernstlich, sich je wieder in die Angelegenheiten des Staats zu mischen.

So hatte die Fronde in Frankreich für die Wohlfahrt des Reiches nichts gethan, weil sie eben nicht diese, sondern ihre eigenen Vortheile verfolgte und weil die Bestrebungen gegen die Willkür der Regierung nicht vom Volke, sondern von dem Hofadel, der das Volk geringschätzte, ausging.

§ 4. Ludwigs XIV. Eroberungskriege.

Sobald Ludwig XIV. seine Macht und sein Ansehen im Reiche befestigt sah, wandte er sein Auge nun auf die europäischen Angelegenheiten. Er wollte der mächtigste Monarch von Europa sein, und es gelang ihm auch, weil die ausgezeichnetesten Männer, die er aufzufinden und zu benutzen wußte, mit ihren großen Talenten mitwirkten. Die zerrütteten Staatseinkünfte brachte sein Finanzminister Johann Baptist Colbert, der Sohn eines Weinhändlers aus Rheims, in Ordnung, und versetzte Frankreich durch Umschaffung des Handels und der Schifffahrt und durch Errichtung aller Art Manufakturen in den blühendsten Zustand; freilich mußte der redliche Mann, um die kostspieligen Kriege und den Aufwand des Hofes zu bestreiten, in der Folge manche drückende Auflagen und Steuern über das Volk bringen, wobei der Ackerbau, den Heinrich IV. und Sülly als Grundpfeiler der allgemeinen Wohlfahrt so sehr begünstigten, am meisten litt. Sein Kriegsminister war Louvois, die Seele aller großen Unternehmungen Ludwigs XIV., aber auch der böse Geist, welcher halb Europa in Krieg verwickelte und nie Frieden aufkommen ließ, um sich seinem Heere unentbehrlich zu machen. Unter seinen Feldherren waren es besonders der große Condé, der nach dem pyrenäischen Frieden wieder zurückgerufen wurde, Türenne und Vauban, der berühmte Festungsbaumeister.

Der Tod Philipps IV. von Spanien gab dem Könige Ludwig XIV. die erste Veranlassung zum Kriege. Er machte nämlich als Gemahl der Infantin Maria Theresia Ansprüche auf einen Theil der spanischen Monarchie, auf Flandern, und eroberte es auch sogleich in wenig Wochen. Damals retteten die Holländer, denen solch ein Nachbar unwillkommen war, die spanischen Besitzungen, indem sie sich mit England und Schweden gegen Frankreich vereinigten, und Ludwig XIV. mußte den größten Theil seiner Eroberungen herausgeben. Um sich an den Holländern zu rächen, brachte Ludwig XIV. ein Heer von 200,000 Mann auf die Beine, schloß ein Bündniß mit König Karl von England und führte selbst sein Heer nach Flandern, d. h. er fuhr zu Wagen, begleitet von der Königin, seinen Freundinnen und allen Hofleuten, als ob er zu einem Feste ziehen wollte, und in seinem Lager, wo der Hof unter prächtigen Zelten wohnte, war, außer den glänzenden Wachtparaden, Musterungen und dergleichen kriegerischen Aufzügen, täglich Theater, Spiel und Ball, ganz wie zu Versailles. Das hinderte aber seine Helden nicht, die glänzendsten Siege über die Holländer davon zu tragen, und schon rückte das französische Heer auf Amsterdam los. Da durchstachen die Republikaner die Dämme und setzten ihr ganzes Land unter Wasser, worauf die Franzosen eiligst zurückkehren mußten. Zu gleicher Zeit schlug der holländische Admiral Adrian Ruyter die vereinigte französisch-englische Flotte, und Kaiser Leopold vereint mit dem großen Kurfürsten Wilhelm von Brandenburg kommen den Holländern zu Hilfe, während die ottomanische Pforte und die Mißvergnügten in Ungarn unter der Anführung des Grafen Emerich Tökely Oest-

reich im Rücken bedrohen und die Schweden, durch den französischen Gesandten zum Bündniß mit Ludwig XIV. bewogen, in die Mark Brandenburg einfallen. Kurfürst Wilhelm, der damals gegen die Franzosen am Rheine stand, eilt zurück und schlägt die Schweden bei Fehrbelin, wodurch er Deutschland von diesem gefährlichen Bundesgenossen Ludwigs befreit und den kriegerischen Ruhm des preußischen Heeres gründet. Nach vielen blutigen Schlachten in den Niederlanden, am Rhein, in der Nordsee und im mittelländischen Meere wird endlich im J. 1678 zu Nimwegen Frieden geschlossen, wodurch Ludwig wieder einen Theil des eroberten Flanderns und das ganze Herzogthum Lothringen, aus welchem er den jungen kaiserlich gesinnten Herzog Karl V. vertrieben, erhält. Während dieses Krieges beschließen die beiden großen Feldherren Türenne und Condé ihre Heldenlaufbahn; ersterer wurde bei Saßbach in der Pfalz, die er unbarmherzig durch Feuer und Schwert verwüstete, erschossen; letzterer, von Krankheit und Alter geschwächt, zog sich auf seine Landgüter zurück, wo er umgeben von den schönen Geistern Frankreichs den Künsten und Wissenschaften noch zehn' Jahre lang lebte.

Der Friede dauerte aber nicht lange, eigenmächtig nahm Ludwig XIV. verschiedene Länder nächst Flandern, die Reichsstadt Straßburg und mehrere Städte in Elsaß als Krongüter, auf die er rechtmäßige Ansprüche zu haben vorgab, weg, bombardirte die Raubstädte Algier, Tunis und Tripolis, so wie auch Genua, um seiner Flotte die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere zu verschaffen, und mengte sich in die Wahl des Kurfürsten von Cöln. Letzteres veranlaßt einen neuen Krieg mit dem deutschen Reiche, an welchem bald auch die Niederlande, Spanien und Savoyen, ein Reich, welches hier zum ersten Mal in die europäischen Angelegenheiten gezogen wird, theilnehmen. Um den zahlreichen Feinden Frankreich unzugänglich zu machen, gab Ludwig XIV. den Befehl, alle Grenzländer zu verheeren, so daß zwischen den feindlichen Staaten und den seinigen eine Wüste läge. Dieß Schicksal traf zuerst die Rheinpfalz, die schon im vorigen Kriege so viel leiden mußte. Erschrocken schafften die Einwohner, sobald die Franzosen kamen, unermeßlichen Vorrath herbei; allein das half nichts, die armen Leute wurden, ob sie auch händeringend um Gnade und Barmherzigkeit baten, ausgezogen, theils niedergehauen, theils halbnackt in die Wälder gejagt, wo viele ohne Obdach und Brot des Hungers starben. Die schönen und volkreichen Städte wurden ausgeplündert und verbrannt, auch Manheim, Heidelberg, Worms und Speier waren darunter. Als man den Herzog Cregni fragte, was denn die Wormser und andere friedliche Bürger verbrochen hätten, daß man sie so bestrafe, antwortete er: „Der König will's," und wies ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern vor, die alle verbrannt werden sollten. Und als man ihn ferner fragte, wie sich das mit dem Kriegsrechte vertrage, entgegnete er: „diese Länder werden von Ketzern bewohnt, deren Ausrottung eben so gerecht ist, als die Vertilgung der ungläubigen Türken, die ja der Kaiser selbst befiehlt."

So war die deutsche Tapferkeit damals erschlafft, daß solche Gräuel

geduldet wurden, und weder der Kaiser noch die Reichsfürsten wehrten solcher Schmach. Leider war der größte deutsche Fürst damaliger Zeit, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, nicht mehr, der sein ganzes Leben hindurch gegen Ludwig XIV. kämpfte, und mit Unwillen den Frieden unterschrieb, der ihn die Waffen niederlegen geheißen, ehe noch der allgemeine Feind Europas gänzlich besiegt war. Doch folgte sein Sohn Friedrich I., der später den Titel eines Königs von Preußen annahm, den Fußstapfen seines Vaters und war wieder der erste auf dem Kampfplatz. Ihm zunächst zeichnete sich der Kurfürst Georg III. von Sachsen als Verfechter deutscher Freiheit gegen die Franzosen aus, und bald schlossen sich auch Baiern, Hessen, Badner und Würtemberger an. Die Seele aber aller Kriegsunternehmungen, wie einst der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, war jetzt der Prinz Wilhelm von Oranien, der eben, als Gemahl Mariens, einer Tochter Königs Jakob II., auf den englischen Thron berufen wurde. Schon als Statthalter opferte er sein ganzes Privatvermögen, um die Eroberungspläne Ludwigs zu zerstören; mit noch mehr Nachdruck that er dieß jetzt als König von England, indem er die deutschen Reichsfürsten unablässig ermunterte, den gemeinsamen Feind des Vaterlandes, welches auch sein Vaterland war, mit aller Gewalt zu bekämpfen. Man wird von Bewunderung hingerissen, wenn man diesen großen Fürsten, bald in Irland, das durch die Franzosen in Aufruhr gesetzt war, bald wieder in den Niederlanden, meist gegen überlegene Truppenzahl, immer an der Spitze seines Heeres und mitten in den gefährlichsten Treffen kämpfen sieht, oft Sieger, aber auch wenn er weichen mußte mit solcher Geistesgegenwart im Rückzuge, daß der Vortheil des Sieges, den die Feinde davontrugen, immer geschmälert wurde. Er war durch eine Revolution auf den brittischen Thron gelangt, von welchem die Engländer seinen katholischen Schwiegervater Jakob II. vertrieben hatten, nun aber rüstete Ludwig XIV. eine Flotte von 300 Schiffen aus, auf welchen Jacob mit 15,000 Mann nach England übersetzen und dasselbe wieder erobern sollte, eben als König Wilhelm in den Niederlanden die Franzosen hart bedrängte; aber die Königin Maria, welche in der Abwesenheit ihres Gemahls die Regierung führte, zeigte so viel Muth und ergriff so kräftige Maßregeln, daß die englisch-holländische Flotte die französische nach einem blutigen Treffen an der Küste Frankreichs zurückschlug, so daß es zu der beabsichtigten Landung gar nicht kam. Nachdem endlich im J. 1697 sowohl Ludwig XIV., als die verbündeten Mächte ganz erschöpft waren, wurde zu Ryswyk, einem niederländischen Dorfe, Friede geschlossen.

Am meisten fühlte Frankreich die Folgen des langwierigen Krieges, zumal die Jesuiten den König zu einer That bewogen, welche mehr als eine Million werkthätiger und größtentheils wohlhabender Bürger dem Lande entriß. Er hob, um alle Ketzer im Reich auszurotten, im J. 1685 das Edikt von Nantes auf. Sogleich kamen Dragoner in die Städte und Dörfer, wo Hugenotten wohnten, ihre Kirchen wurden niedergerissen, den Eltern ihre Kinder geraubt, um sie im katholischen Glauben zu erziehen, und fanatische Mönche predigten den Alten und ermahnten sie

auf ihre Weise, zur römischen Kirche zurückzukehren, und die sich weigerten oder gar Einspruch thaten gegen solche gewaltthätige Bekehrung, wurden von den Soldaten gemißhandelt, beraubt, niedergehauen, ihre Häuser angezündet. Gegen 800,000 Reformirte, meist Handwerksleute, Fabrikanten und Künstler aller Art, wanderten mit ihrem Fleiß und Allem, was sie noch retten konnten, in fremde Länder, und lehrten die Engländer, Niederländer und Deutsche ihre Künste und Gewerbe und brachten Wohlstand in diese Länder, zum Danke für ihre gastliche Aufnahme.

Währenddem versammelte Ludwig XIV. die größten Künstler und Baumeister, um sich prächtige Lustschlösser zu bauen und sie mit Gemälden und Skulpturarbeiten zu verschönern. Das prächtigste dieser Schlösser war zu Versailles, wohin sich Ludwig XIV., weil ihm Paris der Erinnerung an die Tumulte wegen zuwider war, gleich in den ersten Jahren seiner Selbstregierung zog. Dieses Schloß wurde mit dem glänzenden Hof, der sich daselbst unter immerwährenden Festlichkeiten bewegte, zum Unglück für halb Europa, das hohe Muster, nach welchem sich die meisten großen und kleinen Fürsten ihre Residenzen bauten und ihren Hofstaat einrichteten.

§ 5. Der spanische Erbfolgekrieg.

Im J. 1700 starb König Karl II. von Spanien, der Schwager Ludwigs XIV., dem der französische Gesandte ein Testament abgepreßt, kraft welchem die spanische Krone Ludwigs Enkel, dem Herzog von Anjou, Philipp, zufallen sollte. Sobald die Nachricht von dem Hintritte Karls nach Versailles gelangte, machte Ludwig XIV. Anstalten, Spanien für seinen Enkel in Besitz zu nehmen, und sandte diesen mit den Worten dahin: nun gibt es keine Pyrenäen mehr! Indessen trat auch Kaiser Leopold, der als habsburgischer Prinz und als Gemahl der Infantin Margaretha, gleichfalls einer Tochter König Philipps IV., nähere Ansprüche auf Spanien hatte, auf den Kampfplatz, und forderte dieses Land für seinen zweiten Sohn Karl, der auch mit einem Heere, wiewohl nach langen Zurüstungen erst im J. 1704 in Portugal landet und von hier höchst saumselig den Krieg gegen die Franzosen führt. Diese zogen schon im J. 1701 in Madrid ein, und der Herzog von Anjou wird unter dem Namen Philipps V. mit lautem Jubel von dem Volke und den Ständen zum König von Spanien ausgerufen. Der eigentliche Krieg um diese Krone wurde in Italien, Deutschland und den Niederlanden geführt. Auf der Seite Kaiser Leopolds standen die Engländer, deren König Wilhelm eben zu Anfang des Krieges mit Tode abging und seiner Schwägerin Anna die Krone hinterließ, Holland und das deutsche Reich. Dagegen vereinigten sich zwei deutsche Fürsten, Kurfürst Maximilian von Baiern und der Kurfürst von Cöln, mit dem Erbfeinde des Reichs. Der alte Prinz Ludwig von Baden und der Prinz Eugen von Savoien führen die östreichischen Heere, mit welchen sich bald auch der Herzog von Marlborough mit einem bedeutenden brittischen Heere verbindet. Große Thaten geschehen von beiden Seiten und ein ruhmwürdiges Beispiel von

Treue und Anhänglichkeit an ihren Landesfürsten geben die tapfern Tyroler, als der Kurfürst von Baiern in ihr Land eingedrungen. Der wackere Martin Sterginger führt den Landsturm und treibt die Baiern mit vielem Verluste aus dem Lande hinaus. 1704 am 13. August aber fiel die merkwürdige Schlacht bei Hochstädt, in welcher Eugen und Marlborough das vereinigte baierisch-französische Heer besiegen; 20,000 Franzosen und Baiern blieben auf dem Wahlplatze, 15,000 wurden gefangen, darunter auch der Marschall Tallard, und der Kurfürst von Baiern muß mit den Franzosen fortan sein Land verlassen und sogar über den Rhein zurückgehen. Darauf wird der Kurfürst in die Reichsacht erklärt, und Baiern, zerstückelt, wird größten Theils östreichisch. Inzwischen vereinigen sich auch Portugal und sogar Savoien, das doch mit Philipp V. verwandt war, mit Oestreich, und Karl wird von den Aragoniern endlich zum König ausgerufen, zieht aber erst 1710 in Madrid ein. Da bat Ludwig XIV., dessen Truppen in Norden und Süden von Eugen und Marlborough geschlagen wurden, um Frieden, — er, der bisher nur Frieden zu diktiren pflegte und allen Mächten Trotz bot, bat um Frieden! Allein die Verbündeten legten ihm so harte Bedingungen vor, daß sich die Unterhandlungen wieder zerschlugen. Ludwig wollte auf die spanische Krone Verzicht leisten, man begnügte sich nicht damit, er sollte sogar seinen Enkel selbst entthronen. Ungeachtet das Elend seines Volkes, das die Auflagen nicht mehr erschwingen konnte, aufs Höchste gestiegen war, zog es Ludwig XIV. dennoch vor, noch einmal die Waffen zu ergreifen. „Lieber will ich," sprach er, „zu Grunde gehen, als daß ich wider meinen Enkel die Waffen führe."

Der Herzog von Vendome, ein würdiger Enkel Heinrichs IV., stellte wieder den Ruhm der französischen Waffen her, Karl von Oestreich muß Madrid verlassen und ist auf Catalonien beschränkt, und allerlei Umstände gestalten die Dinge so, daß das große Bündniß der Feinde Ludwigs sich allmählig trennt. Im J. 1711 stirbt Kaiser Joseph I. plötzlich ohne Erben, und ihm folgt als deutscher Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oestreich und aller dazu gehörigen Länder sein Bruder Karl II. Von nun an war es für das Gleichgewicht von Europa nicht mehr wünschenswerth, daß Karl die spanische Krone behalte. Der Krieg wurde also von den Verbündeten ohne Nachdruck geführt, und eine Intrigue am Londoner Hofe veranlaßte den Frieden zwischen England und Frankreich. Der Herzog von Marlborough hatte sich durch seine Siege großes Ansehen in England verschafft und war der Königin Anna unentbehrlich. Die Macht des Gatten erweckte auch in der Herzogin von Marlborough das Gefühl der Unentbehrlichkeit und verleitete sie zu übermüthigen Ansprüchen, ja sie beherrschte die gutmüthige Königin in einem Grade, der ihr den ganzen Hof zum Feinde machte. Sie war so anmaaßend, daß sie der Königin, welche sie ihrer Freundschaft würdigte, oft unhöflich begegnete und einst, als eben eine andere Hofdame, die sie haßte, eine Schaale Wasser reichte, geflissentlich anstieß, so daß das Kleid der Königin ganz übergossen wurde. Dieß erschöpfte die Langmuth der Königin, und sie gab den zahlreichen Neidern Marlboroughs, die sie bisher immer zurückgewiesen hatte, Gehör und

entfernte zuerst die Herzogin vom Hofe, dann aber rief sie auch ihren Gemahl von der Armee zurück. Man sagt, daß der gefangene Marschall Tallard durch seine Umtriebe in London viel dazu beigetragen habe, den brittischen Hof für seinen Herrn zu stimmen, so daß dieser Mann seinem Besieger es in der Gefangenschaft wieder vergalt. Im J. 1713 wird der Utrechter Friede erst zwischen England und Frankreich, sodann auch mit den übrigen Verbündeten, und ein Jahr darauf auch mit dem Kaiser und Reich zu Rastadt geschlossen, kraft welchen: Philipp V. Spanien, Oestreich Spanisch-Niederlanden (Belgien), Mailand Neapel und Sardinien, Savoien Sicilien, das es aber später mit Sardinien vertauscht, erhalten. Alle übrigen Staaten wurden auch betheiligt, große Erwerbnisse machte Großbritannien in Nordamerika und behält auch die im Laufe des Krieges eroberte Festung Gibraltar in Spanien.

Nun war Philipp V. König der Spanier, die ihn, wäre er ihnen auch nicht aufgedrungen worden, immer lieber hatten als Karln von Oestreich, gegen welchen die Priester das ganze Volk aufgebracht hatten; denn als sich dieser kurze Zeit als König in Madrid behauptete, verfertigte man daselbst eine Spottmünze mit der Inschrift: „Karl III., von der Ketzer Gnaden König von Spanien!" und wenn er sich sehen ließ, riefen einzelne Stimmen: „Es lebe der König!" aber die Rufer streckten, figürlich an Philipp V. erinnernd, fünf Finger hoch empor. Niemand ließ sich auf den Straßen blicken, die Stadt war wie ausgestorben und Karl rief unmuthig aus: „das ist eine Stadt ohne Menschen!" Die Hauptursache dieses Hasses waren seine Bundesgenossen, die ketzerischen Britten.

Uebrigens war es dem Könige Philipp V. leicht, sich zu behaupten bei einem Volke, das schon so an Knechtschaft gewöhnt war. Er hatte auch selbst ganz den trägen Charakter eines Spaniers, ließ Inquisition und Jesuiten walten und seine Gemahlin, oder vielmehr die Gesellschaftsdame derselben, die Herzogin Ursini, herrschen. Stiergefechte, Auto da fe's und Prozessionen belustigten das Volk, wie einst die heidnischen Römer die Fechterspiele. Im J. 1725 wurden 300 Bürger von Granada, nebst Mendoza, dem Landesstatthalter, in einer Nacht, als der mohamedanischen Religion verdächtig, eingezogen und lagen viele Monate in schweren Banden, zwei Drittheile ihrer Güter wurden für die Inquisition, ein Dritttheil für den Hof confiscirt, viele zu ewigem Gefängniß verurtheilt, andere nach Afrika gebracht. Zu Malaga wurden 52, zu Arkos 74 Ketzer verbrannt. Das Edikt wurde erneuert, welches jedem zur Gewissenspflicht machte, sich selbst oder den anzugeben, bei welchem Neigung zu der jüdischen, mohamedanischen oder lutherischen Religion sei, der den Dienst der Heiligen verabsäume, einen Bund mit dem Teufel habe oder ihn anrufe, Sr. katholischen Majestät ungehorsam sei, oder die Bibel in der Muttersprache lese, oder zwei Weiber zugleich genommen, oder Sterndeuter sei, oder einen solcher Verbrechen schuldigen Mann, wenn auch er selbst es wäre, anzugeben gezögert habe.

Bald nach dem Utrechter Frieden starb die Königin, und Philipp vermählte sich mit der Prinzessin Elisabeth von Parma, einer herrschsüchtigen Frau, die im Verein mit dem Cardinal Alberoni (ihrem Landsmanne) wieder den König ganz in ihrer Gewalt hatte. Sie ver-

wickelte wieder ganz Europa in Krieg, indem sie ihren Söhnen Besitzungen in Italien erwerben wollte, was ihr auch wirklich gelang. Kaiser Karl VI. trat ihrem ältesten Sohne Karl zuerst das Königreich beider Sicilien und später auch Parma ab, weil er seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in Oestreich versichern wollte. Da er nämlich keinen Sohn hatte, befürchtete er, diejenigen Fürsten, welche östreichische Prinzessinnen zu Frauen hatten, möchten nach seinem Tode Ansprüche auf seine Erbländer machen; weßhalb er ein Haus- oder Familiengesetz unter dem Namen der pragmatischen Sanktion verfaßte, in welchem er die Erbfolge seiner Tochter, die mit dem Herzog Franz von Lothringen vermählt war, zusicherte. Für diese pragmatische Sanktion ließ er sich nun beinahe von allen europäischen Mächten Gewähr leisten, und um diese Gewährleistung (Garantie) zu erhalten, opferte er das Königreich beider Sicilien, Parma und noch viele andere Besitzungen und Vortheile. Wohl sagte Eugen damals: „die beste Gewährleistung wäre eine Armee von 300,000 Mann!“ allein sein wohlgemeinter Rath wurde nicht gehört.

In den letzten Jahren seines Lebens versank Philipp V. in tiefe Schwermuth, und während Jeder*) am Hofe an sich und an seinen Vortheil dachte, hatte der König, der Mann des Staates, keinen Gedanken. Er starb im J. 1746 und hinterließ die spanische Monarchie mit allen Keimen innerer Abnahme.

Wir kehren zu dem Helden dieses Zeitraums, wie die französischen Schriftsteller Ludwig XIV. nennen, zurück, und wollen ihn, den Mann, der auf ganz Europa solch mächtigen Einfluß hatte, auch in seinem häuslichen Leben kennen lernen. Da finden wir ihn denn meist zu Versailles von solchem Glanz und solcher Pracht umgeben, wie nur in arabischen Zaubermärchen geschildert ist. War auch Vieles geschmacklos, steif und unnatürlich, — wie z. B. die königlichen Gärten, wo sogar die Bäume in andere Gestalten zugeschnitten wurden, als ihnen die Natur gegeben, und die schnurgeraden Alleen den ganzen Raum in abgezirkelte Beete theilten, — so mußte doch der Anblick solch niegesehener Herrlichkeit aller Welt Bewunderung für den Schöpfer einflößen, denn sie glaubte einen großen König zu haben! Man hat ihn häufig mit Kaiser Augustus verglichen, und nicht ganz ohne Grund, denn mitten unter den geputzten und wohlaussehenden Gestalten war immer Ludwig die herrlichste Erscheinung: seine schöne Gestalt und die einnehmenden Gesichtszüge, das würdevolle Benehmen und jedes Wort, anziehend und geistreich, was er sprach! Er kannte aber auch die Gewalt, die er über Andere durch seine Persönlichkeit ausübte, und darum sollte seine ganze Umgebung in Kleidern, Bewegung, Begrüßung, beim Speisen und beim Beten, in der Kirche und im Opernhause, auf der Wachparade und am Spieltisch gewisse vorgeschriebene Regeln beobachten, die zusammengenommen das ausmachen, was man Etiquette nennt. Die spanisch-italienische Tracht wurde nun ganz umgewandelt; der kurze Mantel mit einem Frack, das Wams mit einer langen Weste vertauscht; kurze Bein-

*) Wie Müller sagt.

kleider gingen bis an die Knie, das Uebrige bedeckten seidene Strümpfe; was aber am meisten imponiren sollte, war — die Perücke, ein riesiges Haargebäude in hundert Locken, das man auf den kahlgeschornen Scheitel setzte. Nicht minder wülstig und unnatürlich herausgeputzt erschienen die Damen, denen auch mehr daran gelegen war, recht steif und gravitätisch, als liebenswürdig zu erscheinen. So wenig man das natürliche Haar vor Puder und Pomade zu sehen bekam, eben so wenig konnte man die natürliche Gesichtsfarbe, vor weißer und rother Schminke, Schönpflästerchen u. dgl., wahrnehmen. Dabei war aber diese Tracht und dieser Kopfputz beständigem Wechsel unterworfen; wie die Laune des Königs oder eines andern Hofcavaliers, einer Hofdame und deren Zofen oder Kammerdiener es sich einbildeten, mußte das Kleid geschnitten, aufgeschlitzt, gewülstet, und die Perücke frisirt und aufgesetzt sein. Das ist denn die Mode, welche von Paris und Versailles aus in alle Welt sich verbreitete und noch verbreitet und alle Welt zu Affen der Franzosen und Französinnen macht.

Zu dieser Tracht mußte denn auch der Gang, das Ein- und Abtreten, und jede Gebärde geregelt sein. Da entstanden die verschiedenen Arten von Komplimenten, Knixen, Verbeugungen; die Männer, nicht mehr wie sonst in Stiefeln, trippelten gleich Weibern in leichten Schuhen auf den blanken Parqueten (getäfelten Fußboden) einher, und es war bestimmt, wie viel Schritte man beim Eintritt zu machen hatte, bis man sich zum ersten Mal verbeugte u. s. w. Für König Ludwig XIV. wurde der Menuet erfunden, weil kein Tanz anständig genug für den großen König war! Diese lächerliche Steifheit und Gravität, welche zum Theil mit den spanischen Königinnen Anna von Oestreich und Maria Theresia nach Frankreich gekommen, beschäftigte den König oft mehr, als seine Kriege und Staatsangelegenheiten, welche doch nur seine Minister besorgten, wobei sie aber thun mußten, als ob wirklich Er Alles leite. Ja er nahm unverschämt die Lobpreisungen hungriger Dichter und Ehrenpforten und Triumphaufzüge für Siege hin, welche seine Feldherren erfochten hatten. Es ist merkwürdig, von diesem Monarchen auch die Tagesordnung zu wissen, weil er sich darin erst ganz in seiner orientalischen Weise zeigt; sie ist beinahe in ganz Europa Sitte geworden und findet zum Theile noch heute bei den höhern und höchsten Ständen statt.

Noch bis zum 16. Jahrhundert war man der Natur getreu geblieben, und wachte am Tage, um in der Nacht zu schlafen. Das änderte sich zuerst in den südlichen Ländern, Italien und Spanien und nun auch in Frankreich. Ludwig XIV. ließ sich erst um acht Uhr Morgens wecken, weil das Abendessen und die Unterhaltung nach demselben bis Mitternacht und, wenn es ein Fest gab, auch bis gegen Sonnenaufgang gedauert hatte. Den ersten Besuch machte ihm die Obersthofmeisterin, welche ihm nach einer alten Hofsitte den Morgenkuß gab. Sodann erschienen zwei Leibärzte, die ihn am ganzen Leibe reiben mußten, und nach ihnen zwei Kammerherren, die ihm mit gehöriger Ehrerbietung das Weihwasser und das Gebetbuch brachten. Da stand er denn auf und fing sich an anzukleiden, während sich das Schlafzimmer mit allen

denjenigen Hofcavalieren füllte, die nach der eingeführten Etiquette zur Morgenaufwartung gehörten. War er angekleidet, — was mit vielem Anstande und vieler Umständlichkeit geschah, so daß die Hofleute Zeit und Gelegenheit hatten, sich über die liebenswürdige Geschicklichkeit zu verwundern, womit sich der König z. B. die Strümpfe anzog, die Perücke aufsetzte u. dgl. m. — da beteten alle Anwesende, die Geistlichen auf den Knieen. Darauf ging der König in sein Kabinet und Alle mit; dort wurde über die Feste des Tages, über Bauten und Gartenanlagen u. dgl. gesprochen. Nun ging er nach der Hofkapelle in die Messe; in der Gallerie, welche von dem Kabinete dahin führte, mußte der ganze Hof aufgestellt sein und ihm seine Verehrung bezeugen. Er überflog dann gewöhnlich die Köpfe und nickte Diesem und Jenem zu und wußte immer sogleich, wenn ein Herr oder eine Dame fehlte und ließ es denselben bei nächster Gelegenheit fühlen, indem er wohl auch sagte, wenn sie sich ihm näherten: „Ich kenne Sie nicht, man sieht Sie nie.“ Es war nämlich die Absicht Ludwigs, alle Großen des Reichs an seinen Hof zu fesseln, damit sie sich an den Gedanken gewöhnten, daß sie seine Diener seien, die keine andere Pflicht hätten, als ihm die Zeit zu vertreiben und durch Pracht und Aufwand seine Feste zu verherrlichen. Sie vergaßen auf diese Weise auch ihr altes Recht und ihre Freiheit, und weil sie dabei auch ihre Einkünfte größtentheils verschwendeten, hingen sie ganz von der königlichen Gnade ab, die ihnen irgend ein einträgliches Amt zukommen ließ, wenn sie sich durch unermüdete Aufmerksamkeit auf die Winke der Majestät solcher Gunst würdig gemacht hatten. Nach der Messe ging er in sein Kabinet, und seine Minister folgten ihm; es wurde Rath gehalten und gearbeitet. Um ein Uhr speiste der König, wobei er in einem Zimmer allein an einem viereckigen Tische saß, während der Herzog von Orleans, sein Bruder, und seine Söhne und Enkel stehend zusahen. Die Kammerherren bedienten ihn und sein Bruder reichte ihm von Zeit zu Zeit die Serviette, erhielt auch zuweilen die Erlaubniß, sich zu setzen. Nach Tische fütterte der König seine Hunde und spielte mit ihnen, kleidete sich um und fuhr aus. Alles das machten nun die Hofleute auch nach, speisten und ließen sich beim Speisen ebenso von ihren Kammerdienern bedienen, fütterten dann auch ihre Hunde und Papageien, wechselten die Kleider und machten eine Spazierfahrt. Nach der Rückkehr nahm der König und der ganze Hof wieder andere Kleider und empfing Besuche, auch wohl Berichte von den Beamten u. dgl. Sodann machte er selbst Besuche meist bei Damen, wo er bis zehn Uhr blieb. Um diese Stunde setzte man sich zum Abendessen, welches glänzender war, als das Mittagsmahl, auch genossen da die meisten Prinzen und Prinzessinnen und viele Hofleute die Ehre mitzuspeisen. Nach der Tafel unterhielt er sich noch eine Weile mit den Anwesenden und zog sich dann in sein Kabinet zurück, wohin ihm nur wenige Günstlinge folgen durften. Nach kurzer Unterhaltung begab er sich dann in sein Schlafzimmer, wo er wieder in Gegenwart der wenigen Personen, welche ihn beim Aufstehen umgeben durften, sein Gebet verrichtete und entkleidet wurde. Diese Tagesordnung litt nun manche Abänderung an großen Gallatagen, wo den Ge-

sandten fremder Mächte feierlicher Zutritt und Gehör bewilligt, oder Hoffeste gehalten wurden. Da ging Alles noch viel ceremoniöser zu, und es war wirklich imposant zu sehen, wie sich der ganze Hof in voller Pracht darstellte. Da gab es Karousselreiten, Ballette, Bälle, Concerte, Theater, Feuerwerke und allerlei andere Festspiele, und in den Gärten zu Versailles wimmelten alle Baumgänge von schimmernden Gestalten und in den Grotten waren gedeckte Tische, mit allen Kostbarkeiten und Leckerbissen der Welt auf krystallenen, goldenen und silbernen Gefäßen, die plätschernden Springbrunnen aber wetteiferten mit den Chören von Sängern und Tonkünstlern aller Art *) Oft führten die Herren und Damen des Hofes Maskenzüge, Ballette und Singspiele auf und zeigten sich dabei in den reichsten Kostümen.

Dieser Hang des Königs, Alles mit dem gehörigen Anstande zu thun, milderte allerdings die gemeine Sinnlichkeit, welche an dem französischen Hofe eingerissen war. Denn Ludwig hatte eben so wenig Scheu vor lasterhafter Uebertretung der heiligsten Pflichten, als die Valois und Heinrich IV., allein wenn er sich neben seiner Gemahlin einen vertrauten Umgang mit andern Damen erlaubte, geschah das Alles in den Schranken der feinsten Hofetiquette. Allein unter diesem Scheine von Schicklichkeit und unter dem feinen Namen der Galanterie wucherte das Sittenverderben nur desto ungestörter fort, und gleich dem Könige hatte auch jeder Hofmann außer seiner rechtmäßigen Gemahlin eine vertraute Freundin, die oft unter allerlei Vorwand in seinem eigenen Hause wohnte und mit Zurücksetzung der Gattin das Hauswesen führte und den Ehrennamen der Hausfrau (Maitresse) erhielt. Man kann sich denken, welchen Einfluß solche Weiber auf die Männer haben mußten, wie die Erziehung der gesetzmäßigen Kinder und das ganze häusliche Glück zerstört werden mußte! Des Königs Maitressen gewannen auch einen großen Einfluß auf die Regierung, sie vertheilten und verkauften die Aemter, sie unterhandelten mit fremden Gesandten, und wer Etwas beim Könige erreichen wollte, mußte ihnen huldigen. Die schuldloseste und liebenswürdigste unter denselben war das Fräulein Louise de la Vallière, die beinahe mit Gewalt in das Hofleben hineingezogen wurde und nie die Neigung des Königs mißbrauchte. Als nach einigen Jahren die Marquise von Montespan, eine hohe und glänzende Gestalt, des wankelmüthigen Königs Leidenschaft erregte, nahm Louise Abschied von dem Hofe und wurde Karmeliterin, um im Kloster durch harte Büßungen ihren Fehltritt auszulöschen. Die herrschsüchtige Montespan nutzte des Königs Gunst schon besser, ja sie beherrschte ihn so, daß er Nichts ohne ihren Rath unternahm und sich dabei die widerwärtigsten Launen gefallen ließ. Zu ihrem Unglücke lernte dieser wieder das Fräulein von Fontagnes kennen, die er im Angesichte des ganzen Hofes so auszeichnete, daß die Marquise in wüthende Eifersucht ausbrach. Die neue Maitresse starb plötzlich, und der König kam durch diesen Fall

*) Fenelon hat diese Herrlichkeiten in seinem Telemach ausführlich beschrieben, und mehrere Denkschriften jener Zeit bestätigen die Wahrheit seiner Dichtungen.

wieder zur Beſinnung; ſein Beichtvater, der Jeſuit la Chaiſe, und Madame Scarron tröſteten ihn, wie ſie ſchon vorher die Ausbrüche der Eiferſucht bei der Marquiſe von Montespan zu mildern geſucht hatten. Von der Zeit an gewann Madame Scarron das ganze Vertrauen Ludwigs, und die Marquiſe, da ſie Alles verloren ſah, zog ſich vom Hofe zurück und büßte durch ſtrenge Kaſteiungen, was ſie geſündigt hatte. Madame Scarron, von franzöſiſchen Eltern in Amerika geboren, kam in ihrem vierzehnten Jahre arm und verwaiſt nach Paris und wurde hier die Gemahlin des berühmten komiſchen Dichters Scarron, eines ganz ausgemergelten und ungeſtalteten Mannes, der aber ſeines unerſchöpflichen Witzes halber immer die gebildetſten Leute der Hauptſtadt in ſeinem Kreiſe ſah. Nach ſeinem baldigen Tode lebte ſie in Einſamkeit und Armuth, bis die Marquiſe Montespan ihr die Pflege und Erziehung ihrer und Ludwigs Kinder übergab. Hier ſah ſie der König öfter, bemerkte und bewunderte ihren ſeltenen Geiſt und wurde von der Treue und Sorgfalt, mit der ſie ſeiner Kinder wartete, ſo eingenommen, daß er halbe Tage lang bei ihr in der Kinderſtube zubrachte. Da lernte Ludwig XIV. das erſte Mal in ſeinem Leben die Süßigkeit eines ſtillen Familienlebens kennen. Er ſah eine zärtliche Mutter, was man in Verſailles nicht ſo leicht ſehen konnte, er ſpielte mit ſeinen Kindern, wie ſein großer Ahne Heinrich IV. that, er wurde Menſch und fühlte, daß er es geworden! Als er Madame Scarron, die von einem Gute, das ſie ſich kaufte, nun Frau von Maintenon hieß, ins königliche Schloß aufnahm, war er 48, ſie 50 Jahre alt; aber ſein ſinnliches Leben, welches er in lauter Vergnügungen und Genüſſen aller Art hinbrachte, hatte ſeinen Körper geſchwächt und ſeine Empfindungen abgeſtumpft, ſo daß ihn die Feſte und Luſtbarkeiten ſeines Hofes anekelten und man beinahe Nichts mehr erſinnen konnte, was ihm Freude machte. Dazu kam noch, daß er in ſeinen Eroberungskriegen, die er bisher meiſt ſiegreich geführt, nach dem Abſterben der größten Feldherren, viel Unglück erfuhr. Da war nun die geduldige, ruhige und überlegte Maintenon ganz an ihrem Platze, und um ſeinem leeren Gemüthe eine Beſchäftigung zu geben, fing ſie mit ſeinen Beichtvätern vereint an, ihn an religiöſe Betrachtungen zu gewöhnen und ſein ſchlafendes Gewiſſen aufzuwecken. Er bereuete nun die Sünden ſeiner Jugend und brachte viele Stunden mit Andachtsübungen in der Kirche zu. Außerdem hielt er ſich halbe Tage lang in ihrem Zimmer auf, gab dort ſeinen Miniſtern Audienz, und oft mußten ſie daſelbſt auch arbeiten, während Madame Maintenon an ihrem Tiſchchen mit weiblicher Arbeit beſchäftigt ſaß. Sie überredete auch den König, das Edikt von Nantes zu widerrufen, wobei man ihm freilich die entſetzlichen Folgen verheimlichte. Endlich ließ er ſich ſogar mit ihr ganz in der Stille trauen, doch wurde ihr nur in ihren Gemächern wie einer Königin, in Gegenwart von Fremden aber wie einer Hofdame begegnet.

Nun kam der ſpaniſche Erbfolgekrieg und mit ihm vermehrten ſich die Beſchwerden einer weit ausgeſponnenen Politik, welchen er mit ſeinem ermatteten Geiſte und mit Männern, die nicht das Geni

eines Louvois, Türenne und Condé hatten, nicht gewachsen war. Zugleich war auch im Lande selbst blutiger Krieg, durch die fortgesetzte Verfolgung der Hugenotten veranlaßt. In den Cevennen waren diese noch so zahlreich, daß sie die hingesandten Missionäre fortzujagen und die königlichen Truppen abzuwehren Muth hatten. Man nannte diese Verfolgten die Camisards, und sie vertheidigten sich wirklich unter der Anführung eines jungen Bäckers, Cavalier, mit verzweifelter Tapferkeit, bis der größte Theil ihrer Städte und Dörfer in Asche lag und die scheinbare Vernichtung der Ketzer dem Kriege ein Ende machte. Doch in den Schluchten und Thälern der Gebirge lebten Tausende verborgen, bis sie wieder hervorzukommen wagten und zum Theil ihre Dörfchen wieder aufbauten, so daß sich der Protestantismus jener Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Zu dem Verdruß über das Mißlingen so mancher politischer Unternehmungen kam nun noch häuslicher Kummer, und die göttliche Vorsehung ließ es Ludwig XIV. recht tief fühlen, was er an der Menschheit verschuldet habe, indem sie ihn alle Grade des Schmerzes durchgehen ließ. Im J. 1711 starb sein ältester Sohn, Ludwig, fünfzig Jahre alt. Jetzt war alle Hoffnung auf dessen Söhne Ludwig, Philipp und Karl gesetzt, die der fromme und gelehrte Erzbischof Fenelon trefflich erzogen hatte. Doch auch diese Hoffnung wurde ihm geraubt, Ludwig starb schon im J. 1712 und Karl zwei Jahre darnach. Es beruhte also die Thronfolge auf den Söhnen Ludwigs, weil Philipp als König von Spanien von der Thronfolge Frankreichs ausgeschlossen war. Aber auch der älteste Urenkel Ludwigs XIV. starb noch vor dem Urgroßvater und es blieb nunmehr dessen Bruder, Ludwig XV., ein Kind von fünf Jahren übrig! Der Schmerz des Königs über dieses Hinsterben seiner Kinder und Kindeskinder äußerte sich durch eine unerträgliche Launenhaftigkeit, welche Madame Maintenon beinahe zur Verzweiflung brachte, weil sie nun Nichts mehr erfinden konnte, was ihn zerstreute. Man verfiel auf die albernsten Dinge, das Gewagteste aber war die Erscheinung eines persischen Gesandten. Man überredete den König, der Perser Schach habe von dem berühmten Namen Sr. Majestät und von seinen Thaten gehört und sende daher einen Großen seines Reichs, um mit ihm ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Der Gesandte, der nichts anders als ein portugiesischer Jesuit war, der die halbe Welt durchstrichen hatte, wurde aufs glänzendste zu Versailles vom Könige und dem ganzen Hofe empfangen und erhielt täglich 100 Louisd'or zu seinem Unterhalte. Indessen wurde das Possenspiel entdeckt, der Jesuit aber entkam glücklich durch die Flucht, und Niemand durfte weiter von dem persischen Gesandten sprechen. Mittlerweile verschlimmerten sich die Gesundheitsumstände des Königs von Tag zu Tag, und Jedermann erwartete seinen Tod. In den letzten Tagen ließ er noch seinen Urenkel Ludwig zu sich kommen und gab ihm allerlei gute Lehren, und warnte ihn, nicht zu viele Kriege zu führen, auch bat er die Herren vom Hofe um Verzeihung, wegen des bösen Beispiels, das er ihnen gegeben. Der große König, vor welchem einst Alles zitterte, lag nun da, meist allein, und wurde beinahe von allen Hofleuten verlassen; selbst Madame Mainte-

non begab ſich in das Fräuleinſtift, das ſie gegründet, um, wie ſie ſagte, für den König zu beten, und der Beichtvater Le Tellier ließ ſich auch nicht mehr ſehen, ſo ſehr er ihn wünſchte; ſogar die Bedienten liefen zu dem Herzog von Orleans, einem Brudersſohn Ludwigs XIV., der während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. zum Regenten ernannt war, und nur zwei Wundärzte harrten aus an ſeinem Sterbebette. Sein Tod erfolgte nach ſchwerem Kampfe am 1. September 1715, und der Jubel darüber bei dem Volke war grenzenlos; dem Leichenzug aber folgten die abſcheulichſten Schimpfreden und Verwünſchungen.

§ 6. England.

Während der Regierung Ludwigs XIV. in Frankreich war auch in England große Bewegung und eine Revolution ausgebrochen, die das Haus Stuart vom Throne ſtieß. Karl II., wie ſchon erzählt, wurde durch das traurige Schickſal ſeines Vaters und ſeine eigenen Leiden nicht klüger gemacht, hatte die Neigung zur katholiſchen Kirche und zur unumſchränkten Gewalt, die allen Stuarts angeboren war, und welche ihn ſchon in den erſten Jahren ſeiner Regierung um die Liebe des Volks brachte. Merkwürdig iſt, wie die Vorſehung auf beinahe wunderbare Weiſe dafür ſorgt, daß bürgerliche und kirchliche Freiheit der Engländer ſich trotz aller Beſtrebungen des Königs und ſeines Anhangs rettete. Noch unter der Regierung ſeines Großvaters kam ein armes Landmädchen, das ihre Eltern verloren hatte, und in der Heimath keine Unterkunft fand, nach London, um einen Dienſt zu ſuchen. Ein reicher Bräuer nahm das friſche Mädchen vom guten Ausſehen in ſein Haus, und weil er ſie gar ſo treu befand, heirathete er ſie und hinterließ ihr nach bald erfolgtem Tode ein großes Vermögen. Die junge Witwe wandte ſich, um ihre Vermögensumſtände zu ordnen, an einen jungen Advocaten, Namens Hyde, der im allgemeinen Rufe der Rechtſchaffenheit und Gelehrſamkeit ſtand. Dieſer Hyde bewarb ſich endlich um ihre Hand, wurde als reicher Mann immer mehr bekannt in London und bewährte auch ſeinen Ruf während der Revolution in Staatsgeſchäften, indem er lange gegen das unlautere Treiben der Independenten ſtritt. Sein edler Charakter, und weil er nie gegen die Freiheit des brittiſchen Volkes geſprochen oder gehandelt, rettete ſein Leben, und als Karl II. wieder in das Reich zurückkehrte, wurde er von ihm zum Herzog von Clarendon und erſten Miniſter erhoben, behielt aber dieſe Stelle nur ſo lange, als der König im Sinne der Geſetze regierte. Demohngeachtet heirathete des Königs Bruder, Jakob Herzog von York, ſeine Tochter Anna, welche dieſem Prinzen zwei Töchter Maria und Anna gab. War es nun gerade dieſer Jakob, der ſich nachher öffentlich zur katholiſchen Kirche bekannte und dadurch allgemeine Unzufriedenheit im Volke erregte, ſo blieb ſeine Gemahlin Anna Hyde mit ihren Töchtern dem proteſtantiſchen Lehrbegriffe getreu. Und dieſes eben beruhigte das brittiſche Volk lange Zeit; denn da König Karl II. keine Kinder hatte, ſo war Jakob der muthmaßliche Thronerbe, und ſo

unwillkommen er auch als ein Katholik sein mußte, tröstete man sich doch damit, daß er nicht mehr lange leben und dann seine protestantischen Töchter zur Regierung kommen würden.

So standen die Dinge um das J. 1670, wo König Karl II. mit aller Gewalt seine herrschsüchtigen Absichten durchsetzen wollte und mehrere widerstrebende Parlamente auflöste. Dabei waren ihm seine fünf Minister Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale behilflich, und man nannte diese Männer nach den Anfangsbuchstaben ihrer Namen das Cabal-Ministerium, woher man späterhin Staatsränke Cabalen zu nennen pflegte. Damals bildeten sich im Parlamente zuerst die zwei entgegengesetzten Parteien der Tories oder Königlichgesinnten, und der Whigs oder Volksfreunde. Einige der letztern, treffliche und allgemein beliebte Männer, wurden des Hochverraths angeklagt und Lord Russel und Lord Sidney auch zum Tode verurtheilt. Karl II. berief sodann kein Parlament mehr und verschaffte sich durch allerlei unerlaubte Mittel Geld zu seiner kostspieligen Hofhaltung, starb aber schon im J. 1685 (nicht ohne Verdacht der Vergiftung) in den Armen seines Bruders, nachdem er vorher noch katholisch geworden. Jakob II. besteigt nun wirklich den brittischen Thron, zeigt aber trotz seines Versprechens, die protestantische Kirche unangetastet zu lassen, nur zu bald seine geheimen Absichten, den Katholicismus in England zu verbreiten. Es erfolgten wieder dieselben Gewaltschritte, die sich sein Bruder und Vater hatten zu Schulden kommen lassen, ein Parlament ums andere wurde aufgelöst oder vertagt und am Ende gar keines mehr zusammenberufen. Die Katholiken mehrten sich im Reiche von Jahr zu Jahr, und in London sah man schon Karmeliter, Benediktiner, Franziskaner, und den verhaßten Jesuiten wurde ein Collegium zur Erziehung der Jugend eingeräumt. Man duldete dieß Alles, weil man hoffnungsvoll auf die protestantischen Töchter des Königs sah, deren eine, Marie, an den Prinzen Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlanden, die andere, Anna, an den Prinzen Georg von Dänemark vermählt waren. Da aber im J. 1688 Jakobs zweite Gemahlin Eleonore von Modena einen Prinzen zur Welt bringt, bricht der allgemeine Unwille der Nation mit einmal aus, weil sie nun die katholische Religion auf dem Throne durch Erbfolge befestigt sieht. Laut und ohne Scheu behauptet man, der Prinz sei nicht von der Königin, und die Stände des Reichs wenden sich förmlich an den Prinzen von Oranien und rufen seinen Beistand an. Prinz Wilhelm von Oranien fährt mit einer holländischen Flotte nach England, landet bei Torbay und wird von einem großen Theil des Adels als Reichsverweser begrüßt, und als die ganze englische Armee zu ihm übertritt, zieht er nach London, welches König Jakob sammt seiner Gemahlin verläßt. Sogleich versammelt sich das Parlament und erklärt: König Jakob habe das Reichsgrundgesetz gebrochen und durch seine Flucht den Thron verlassen. Dadurch ermächtigt, erwählt es den Prinzen Wilhelm und seine Gemahlin Maria zum König und zur Königin von England. Diesem Beispiel folgt auch Schottland, nur in Irland fand Wilhelm Widerstand und konnte diese Insel auch erst

nach zweijährigem Kriege unterwerfen. So kurz die Regierung dieses Königs war (er starb schon im J. 1702), so glorreich und wohlthätig war sie für das ganze Reich, denn sein Wille war immer mit der Wohlfahrt der Nation im Einklang, und so gründete er mit dem Beistande der Whigs den heutigen Flor und das Ansehen dieses großen Inselreichs. Wie thätig er Ludwig XIV. bekämpfte, ist schon erzählt worden. Halb Europa vereinigte er, die herrschsüchtigen Pläne desselben zu vereiteln. Ihm folgte, als eben der spanische Erbfolgekrieg begann, seine Schwägerin Anna, deren Gemahl Georg von Dänemark zwar nicht den königlichen Titel führte, jedoch, so lang er lebte, die Whigs begünstigte. Lord Marlborough erfocht glänzende Siege auf dem festen Lande, und die englische Flotte, vereint mit der holländischen, siegte in allen Meeren. Nach dem Tode des Prinzen Georg 1708 kamen wohl die Tories wieder zur Regierung und wollten dem Sohne Jakob II., den man den Prätendenten hieß, den Weg zum Throne bahnen. Zum Glück starb mitten unter solchen gefährlichen Anschlägen im J. 1714 die Königin Anna, und weil sie alle ihre neunzehn Kinder durch den Tod verloren hatte, machten die Whigs den alten Parlamentsschluß, der das Haus Hannover auf den brittischen Thron berief, geltend. Der regierende Kurfürst von Hannover Georg I. stammte nämlich von der Pfalzgräfin Elisabeth ab, die eine Tochter Jakobs I. war. Er kam auch wirklich nach England, übernahm die Regierung, und behauptete sich mit solchem Nachdrucke, daß des Prätendenten Landungen in Schottland, die Verschwörungen und Aufstände der Katholiken nichts bewirkten, als daß sie die Britten zu völliger Einigkeit und zu einem Volke erwachsen ließen, das nun schon entscheidend auftrat in den Angelegenheiten von Europa. In demselben Geiste regierte auch Georgs I. Sohn, Georg II., vom J. 1728 — 1760, nur daß er zur Erhaltung des Gleichgewichts, einmal für Oestreich und dann für Preußen die Waffen ergriff. Treue Gehilfen des Königs und Lenker des Staats waren die großen Minister Robert Walpole und Wilhelm Pitt.

§ 7. Kaiser Leopold und seine Nachfolger.

Wenden wir uns nach Deutschland, so finden wir es nach den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges erschöpft und durch Zertheilung in so viele unabhängige Staaten so geschwächt, daß es fast hundert Jahre lang sich mehr vertheidigend als angreifend verhalten muß. Zwar hatte sich der Bauernstand bald erholt, und da die Grundstücke nach dem Aussterben so vieler Familien sehr wohlfeil waren, verschaffte er sich hinlängliches Land, das dann, von seiner Hände Fleiß bebaut, reichliche Nahrung bot. Doch die Freudigkeit des Lebens und die Kraft, die aus diesem Landvolk in die ganze Nation gedrungen war, ließen die Edelleute und Fürsten nicht aufkommen, denn sie behandelten die Unterthanen meist noch als Leibeigene und erpreßten den Erwerb ihres Fleißes, um ihren Luxus, den sie von den Franzosen und von Ludwigs XIV. glänzendem Hofe lernten, zu bestreiten. Am schlimmsten waren die

Städte dran, die sich seit ihrer Ausplünderung und Verwüstung nicht wieder ganz erholen konnten. Wohl bauten die Bürger wieder ihre Häuser auf, und begannen wieder getrost ihre Gewerbe, aber die großen Hanseestädte konnten den Weltbandel nicht wieder an sich ziehen, die kleinen mußten sich in ihrer dürftigen Lage den Fürsten unterwerfen, die sie denn auch wie andere Unterthanen so schwer besteuerten, daß ihnen wenig mehr, als kurze Lebensfrist von einem Tag auf den andern übrig blieb, und man sieht all ihren Arbeiten das Arbeitselige und Mühselige an. Dazu kam die Verachtung, womit der Adel, der die Fürsten, um ihn für seine alte Freiheit zu entschädigen, begünstigten und mit Aemtern und Ehren überhäuften, auf die Bürger und Handwerker herabsah. Die Kaiser aber, Ferdinand III., Leopold I., Joseph I. und Karl IV., alle aus dem Hause Oestreich, entfremdeten sich immer mehr dem deutschen Reiche, und sorgten nur für ihre Erbländer. Freilich hatten sie in denselben vollauf zu thun, weil sie eben, durch Jesuiten und andere Ausländer schlecht berathen, daselbst alle bürgerliche und kirchliche Freiheit mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten. Am meisten stemmten sich gegen diese Gewaltherrschaft die Ungarn, die einzigen, die in dieser Periode der Soldatenherrschaft nicht für Sold und Fürstenruhm, sondern für ihr altes Recht und den freigewordenen Glauben kämpften. Die Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Botschkai, Gabriel Bethlen und Georg Rakotzi hatten schon zwei Friedensschlüsse erstritten, in welchen die alte ungarische Verfassung und Gewissensfreiheit wieder bestätigt wurde. Kaiser Leopold, ein schwächlicher Herr von gutem Willen, jedoch in den Händen der Jesuiten, wie seine Vorgänger, schwur vor seiner Krönung im J. 1657 als König von Ungarn, die Rechte des Landes unangetastet zu lassen; doch ohne sein Wissen wurden gleich im Anfang seiner Regierung die Gesetze mannigfach verletzt, und besonders die Protestanten von den Jesuiten aufs heftigste verfolgt, geneckt und um Kirchen und Schulen gebracht. Alle die Beschwerden wurden auf dem Reichstage 1662 dem Könige dargelegt, doch nicht erledigt, weil der Clerus behauptete, daß die Klagen übertrieben oder gar erdichtet seien. Eben so wenig stellte man die gesetzwidrigen Einquartierungen deutscher Soldaten, die das Land aussogen, ab, und die Folge war, daß im darauf folgenden Türkenkriege gar keine Einigkeit zwischen den kaiserlichen und ungrischen Truppen herrschte. Als man darauf nach der glorreichen Schlacht bei St. Gotthard, ohne die Stände zu befragen, mit den Türken, welche die Ungern schon einmal gerne aus dem Lande geschafft hätten, Frieden schloß, wuchs das allgemeine Mißvergnügen immer mehr, und der Palatin nebst vier Magnaten besprechen sich darüber, wie sie sich mehr Einfluß auf die Regierung erwerben, und im Falle, daß der König die Landesbeschwerden nicht abstellen wollte, nach dem Dekrete Königs Andreas II. selbst Recht schaffen könnten. Die Verschwörung wurde aber entdeckt, als eben der Palatin Wesselini plötzlich starb. Die Verschwornen wurden sogleich eingezogen und über sie zu Wien ein Gericht niedergesetzt. Der rechtliche Kaiser, um sich in seinem Gewissen zu beruhigen, sandte das gefällte Todesurtheil an drei deutsche Universitäten, und diese verschärften

es, so daß sie noch gräßliche Todesmarter hinzufügten. Der Kaiser ließ es jedoch bei der bloßen Enthauptung bewenden, folgte aber dem Rathe seiner Minister und behandelte fortan Ungarn wie eine eroberte Provinz, die keine ständische Verfassung habe, schaffte das Palatinat ab und sandte den Deutschmeister Caspar von Ambringen, einen stolzen und harten Mann, als Statthalter dahin. Zugleich wurden auf Antrieb der Jesuiten alle evangelische Prediger beschuldigt, an der Verschwörung Antheil gehabt zu haben, und nach Preßburg vor ein peinliches Gericht geladen. Die Beschuldigung war aber grundlos, denn die verschwornen Magnaten, alle rechtgläubige Katholiken, zeichneten sich durch Verfolgung der Protestanten von jeher aus und konnten keine Gemeinschaft mit den Predigern haben. Inzwischen preßte man durch Folterei, Drohungen und Einkerkerung vielen Predigern das Versprechen ab, nie wieder das Wort Gottes zu predigen; doch die meisten blieben standhaft und litten unsägliche Schmach und Erniedrigung in den scheußlichsten Kerkern, und wurden, weil man es doch nicht wagte, sie hinzurichten, auf das Geheiß des Bischofs Kolonitsch, der bei dem Gerichte den Vorsitz führte, nach Neapel als Galeerensclaven verkauft. Wenige derselben blieben am Leben, und diese befreite endlich der holländische Admiral Ruyter, der eben mit seiner Flotte da vor Anker lag, und sandte sie nach Holland, wo sie freundlich aufgenommen lebten, ohne je wieder ihr Vaterland zu sehen.

Die ihrer Prediger beraubten Gemeinden wurden nun aufs grausamste verfolgt; mit Stockschlägen, mit Schwert und Strang strafte man diejenigen, welche nicht gutwillig zur katholischen Kirche übertraten. Ueberall zogen die Jesuiten an der Spitze unmenschlicher Soldaten einher, nahmen Besitz von den Kirchen und Pfarrhäusern und richteten wieder katholischen Gottesdienst ein *). Der Haß der Slaven und Ungarn gegen die Deutschen wurde durch diesen Soldatenunfug wieder vermehrt, Tausende aber von Protestanten, besonders jene Slaven, die von den alten böhmischen Ausgewanderten abstammten, und in deren Brust noch die Freudigkeit hussitischer Tapferkeit lebte, verließen ihre Dörfer und siedelten sich in unzugänglichen Gebirgsschluchten an, um daselbst Gott nach ihrer Weise anzubeten. Andere, denen man die Kinder geraubt, die Weiber gemißhandelt, Hab und Gut genommen, flohen in die Gegenden, wo Türken oder Siebenbürger herrschten, und rotteten sich schaarenweise zusammen, und fielen dann mit grimmiger Wuth, um sich zu

*) Denkwürdig ist der Glaubensmuth der Bäuerinnen des slavischen Dorfes Miawa, wohin auch um diese Zeit zwei Jesuiten kamen und die verlassene Pfarrwohnung in Besitz nehmen wollten. Die Männer der Gemeinde, alle lutherisch und fest im Glauben, traten auf der Straße zusammen und berathschlagten lange, ob sie diese ungebetenen Gäste dulden sollten. Da kamen auch die Weiber aus den Häusern und besannen sich nicht lange und gingen an die Hundert in die Pfarre und hinein in die Stube, wo sich die Geistlichen befanden. Die Stube wurde immer voller und der Lärm nahm zu, Drohungen und Schmähungen aller Art, bis Eine ihr Taschenmesser, das die Slowakinnen jener Gegend am Gürtel hängen haben, auf der Thürschwelle zu wetzen anfing. Das nicht zu sehen, sprangen die Jesuiten zum Fenster hinaus und liefen in größter Hast davon, und nie ist wieder ein Jesuit nach Miawa gekommen.

rächen und das Leben zu fristen, in katholische Dörfer und Marktflecken. Man nannte sie, wie jene aufrührerischen Kreuzsoldaten unter König Wladislaw II., die Krutzen (Kreuzer), und sie erwuchsen in der Folge zu einer beträchtlichen Anzahl, welche den kaiserlichen Truppen sogar in offener Schlacht die Spitze boten und Oberungarn über vierzig Jahre lang in Furcht und Schrecken setzten. Während dem erlaubten sich die kaiserlichen Officiere alle Frevel, quartirten sich auf den Edelhöfen ein, besteuerten sie und mißhandelten die Widerstrebenden. Da erhoben sich denn im J. 1674 die Adeligen von Oberungarn und machten Bündniß mit dem Fürsten Michael Abbafi von Siebenbürgen, wurden auch durch den französischen Gesandten in Polen, den Marquis von Bethüne, mit 6000 geworbenen Polen verstärkt und warfen mit wildem Ungestüm die Kaiserlichen aller Orten. Der Aufstand gewann noch ein furchtbares Ansehen, als der junge Graf Emerich Tököly, der als neunjähriger Knabe der Religion wegen aus seiner väterlichen Burg Arwa entflohen, nach Polen entwich, und nun zurückkehrend, den Oberbefehl über die Insurgenten übernahm, und in kurzer Zeit ganz Oberungarn, seine Erbgüter und die Bergstädte eroberte und große Beute an Gold und Silber machte. Er heirathete sodann die verwitwete Fürstin Rakotzi, Ilona oder Helena*) Zrini, welche ihm die große Herrschaft und das feste Schloß Munkatsch zubrachte. Da berief Kaiser Leopold im J. 1681 einen Landtag nach Oedenburg, und lud auch den Grafen Tököly ein, um den Frieden wieder herzustellen. Allein Tököly traute nicht und schickte bloß seinen Abgeordneten, der aber von den Kaiserlichgesinnten gar nicht beachtet wurde. Leopold stellte nun wieder die alte Verfassung Ungarns her, ließ in der Person des Grafen Paul Esterhazy von den Ständen einen Palatinus wählen, alle Inquisitionsgerichte und Verfolgung der Protestanten einstellen und den Rebellen, welche sich unterwerfen würden, völlige Verzeihung versprechen. Sehr edelmüthig benahmen sich in der Vertheidigung der Gewissensfreiheit mehrere katholische Deputirte, konnten aber des mächtigen Klerus wegen, der gegen alle kirchliche Freiheit protestirte, wenig ausrichten. Es wurde endlich, ungeachtet aller Protestation des Klerus, das Gesetz gegeben, die Protestanten sollten überall freien Gottesdienst haben, jedoch unbeschadet der grundherrlichen Rechte, wodurch nun zu neuen Verfolgungen Anlaß gegeben war; denn wo konnte eine Dorfgemeinde, die keinen eigenen Grund hat, ihre Kirche und Schule hinbauen, wenn der katholische Grundherr keinen Bauplatz gestatten wollte! Tököly war mit dem Reichstagsabschlusse nicht zufrieden, und der Bürgerkrieg nahm wieder seinen Fortgang, ja er rief nun sogar die Türken, diese Erbfeinde des Kaisers, zu Hülfe und nahm die Krutzen in seine Dienste. Im J. 1683 kam der Vezier Kara-Mustapha nach Ungarn mit einem großen Heere und zog damit bis vor Wien, um diese Hauptstadt zu belagern. Der

---

*) Sie war die Tochter des wegen der Verschwörung enthaupteten Grafen Peter Zrini, und eine so ritterliche Frau, daß sie oft ihre Truppen zu Pferde gegen die Kaiserlichen anführte.

Herzog Karl von Lothringen, der die kaiserliche Armee kommandirte, mußte der Uebermacht weichen und sich zurückziehen; während aber der Graf Rüdiger von Stahremberg die Stadt heldenmüthig vertheidigte, kamen endlich Johann Sobieski, König von Polen und die Kurfürsten von Sachsen und Baiern nebst vielen andern deutschen Fürsten zu Hilfe, und am 12. Sept. siegten diese Helden über die Türken und verfolgten sie bis nach Ungarn. Das war ein freudiger Tag für die deutschen Krieger, die so mannhaft und tapfer für ihren Kaiser fochten und solch einen Sieg über die Türken errangen. Bald darauf fiel Tököly in die Ungnade des Großsultans und wurde in Fesseln nach Adrianopel geführt. Dieß Ereigniß zerstreute die Mißvergnügten, und obgleich Tököly wieder seine Freiheit bekam, konnte er doch kein so bedeutendes Heer wieder zusammenbringen, und mußte sich begnügen, als Unterfeldherr im türkischen Heere zu fechten. Ilona, seine heldenmüthige Gemahlin, vertheidigte sich inzwischen lange in Munkatsch, bis sie, durch Verrath gezwungen, sich ergeben mußte. Sie ward gefangen nach Wien geführt, doch später gegen einen kaiserlichen General, der in Tököly's Gefangenschaft gerathen war, ausgewechselt. Das Heldenpaar zog sich darauf, von Alter und Krankheit geschwächt und aus Verdruß über die ungeschickte Kriegsführung der Türken, nach Constantinopel zurück und lebte sodann von einem ansehnlichen Jahrgehalte des Großsultans zu Nicomedia in Kleinasien in großen Ehren bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Die kaiserlichen Truppen gewannen aber seit dem siegreichen Entsatze Wiens immer mehr Zuversicht und Muth und entrissen den Türken, vereint mit den Nationaltruppen, die sich nun zahlreich einfanden, eine Festung nach der andern, und endlich im J. 1686 kam auch die Hauptstadt Ofen wieder in die Hände der Christen, nachdem sie seit anderthalb hundert Jahren unter dem Joche der Türken seufzte. Als aber die Jesuiten wieder ihr Haupt erhoben und in Oberungarn, das nun den Mißvergnügten und Türken entrissen war, die Protestanten verfolgten und der General Karaffa in Eperies ein Blutgericht über alle diejenigen hielt, welche nur den fernsten Antheil an dem Aufstande hatten, und mehrere ansehnliche Bürger und Edelleute enthauptet, viele ihrer Güter beraubt und Landes verwiesen wurden; da stellte sich der junge Fürst Franz Rakotzi, Stiefsohn des Grafen Tököly, an die Spitze der Mißvergnügten, und ein Bürgerkrieg brach aus, der weit gefährlicher war als alle vorhergehenden. König Ludwig XIV. unterstützte die Mißvergnügten mit Geld, weil er dem Kaiser während des spanischen Erbfolgekrieges in Ungarn zu schaffen machen wollte, und Rakotzi eroberte ganz Oberungarn und drang bis Preßburg vor. Es war nunmehr nicht allein die Rede von Gewissensfreiheit; völligen Umsturz der Regierung wollte die Mehrzahl der Insurgenten, unter denen die ansehnlichsten Magnaten und viele Katholiken standen, wie denn auch Rakotzi selbst (sammt seinem Vater) katholisch war. Leopold sah das Ende des Bürgerkrieges nicht, er starb im J. 1705. Sein Sohn, Kaiser Joseph I. hatte mildere Gesinnung und befolgte den Rath des großen Staatsmanns und Kriegshelden Eugen von Savoien, und durch Schonung der ständischen

Verfassung, durch Begünstigung der Protestanten schwächte er die Conföderation (wie sich der Aufstand selber nannte) und zog mehrere ungrische Magnaten und viele Adelige auf seine Seite. Die Uneinigkeit der Conföderirten benutzte der kluge General Johann Palfi und schloß in Abwesenheit Rakotzi's mit Alexander Karoly im J. 1711 den Frieden zu Satmar. Leider starb während der Unterhandlungen Kaiser Joseph I. an den Pocken; zu früh für seine Erbländer, zu früh für Deutschland und ganz Europa. Er war es, der das Bündniß mit England — der freiesten protestantischen Macht mit dem rechtlichsten katholischen Fürsten — enger knüpfte, und Oestreich, somit auch Deutschland wieder zum Mittelpunkt des europäischen Gleichgewichts erhob. Sein Bruder, Kaiser Karl VI., war ihm nicht ähnlich; Prinz Eugen sagte gewöhnlich: Leopold war mein Vater, Joseph mein Freund und Karl mein Herrscher. Bei dieser hohen Meinung, die Karl von sich und seiner Macht hatte, fehlte ihm die geistige Kraft, sie zu behaupten, er hatte nicht die Liebe seiner Unterthanen, und darum hinterließ er auch seine Monarchie in dem kraftlosesten Zustande. Darum konnte er sich in Spanien nicht behaupten, und darum ließ er sich sogar durch ein Weib, die Königin Elisabeth von Spanien, Neapel und Parma entreißen.

§ 8. Deutschland und Polen.

Dagegen erhob sich Preußen immer mehr, seit der große Kurfürst Friedrich Wilhelm in dem Kampfe gegen Ludwig XIV. so entscheidend auftrat. Er nahm die französischen Flüchtlinge, die der Religion wegen ihr Vaterland verlassen mußten, gastfreundlich auf und verschaffte sich dadurch mehr als 30,000 gewerbfleißige und kunstfertige Unterthanen, welche dann allen den Vortheil, den Manufacturen bisher Frankreich brachten, auf Brandenburg übertrugen. Sein Sohn Friedrich nahm im J. 1701 den Titel eines Königs von Preußen an und fuhr gleich seinem Vater fort, sein Reich zu mehren, Handel, Künste und Wissenschaften zu befördern. Im J. 1713 folgte Friedrich Wilhelm I., der durch eine weise Sparsamkeit, die bis zur Kargheit stieg, seinen Schatz füllte und, obwohl er Krieg vermied, doch ein starkes Heer hielt und beständig in Waffen übte. Auch er nahm sich flüchtiger Protestanten an, die der bigotte Erzbischof von Salzburg aus seinem Lande jagte; mehr denn 20,000 treufleißige Landleute halfen nun den unfruchtbaren Boden seines Landes bearbeiten und versetzten es in einen blühenden Zustand. Aecht deutsch und derb in seinen Sitten, haßte er alles Ausländische, besonders das Französische, welches sich damals gleich einer Seuche über ganz Deutschland verbreitete. Freilich ging er in seiner Derbheit zu weit, denn er verachtete auch schöne Kunst und Wissenschaft, weil all sein Sinnen nur auf das unmittelbar Nützliche gerichtet war. Daher er denn auch mit seinem ältesten Sohne Friedrich, der ganz den schönen Wissenschaften und vorzüglich der französischen Literatur ergeben war, in beständiger Zerwürfniß lebte.

Da geschah es denn, daß der Kronprinz, der strengen Zucht überdrüssig, mit einem jungen Offizier Katt die Flucht ergriff. Sie wurden eingeholt und zurückgebracht, und der König ließ über sie Kriegsrecht halten, und nur durch Fürbitten auswärtiger Mächte und seiner Gemahlin schenkte er dem Sohne das Leben, der unglückliche Katt aber wurde enthauptet.

Als Friedrich darauf seiner Haft entlassen und wieder vom Vater in Gnaden aufgenommen war, fügte er sich ganz dem Willen seines Vaters, besuchte seine Abendgesellschaften, wo mit den alten Generalen Bier getrunken und Tabak geraucht und kein Wort anders als deutsch gesprochen wurde, und war auch eifriger als vorher im Dienste, immer zugegen bei Wachparaden, Musterungen und andern Waffenübungen. Ein Zettel aus dieser Zeit mag uns lehren, wie ein deutscher Prinz zu Gottsched's Zeiten deutsch geschrieben:

Aller Gnädigster König und Vahter!

Weillen ich vernomen, das Mein allergnädigster Vahter gerne Waldschnepen ist, so nehme mihr die Freiheidt 2 so mein jäger geschosen, zu übersenden.

Der ich mit unaufhörlichen respect und submission verharre.

Als Meines allergnädigsten Königs und Vahters

Allerunterthänigster treu
gehorsamster Diner und Sohn
Friedrich.

Reinßberg
den 28 Merz 1738.

Wie ganz anders schrieb er französisch! Nach des Vaters Willen vermählte er sich auch mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig; doch weil sie ihm eben aufgedrungen war, lebte er nach seines Vaters Tode, so schön, gut und verständig sie auch war, nicht mit ihr.

Das benachbarte Sachsen, blühend durch Kunst und Wissenschaft, Handel, Gewerbe und Ackerbau, das reichste Land des deutschen Reiches durch seine Bergwerke, war nicht so glücklich als Preußen, durch kräftige Monarchen immer mehr gehoben und in Aufnahme gebracht zu werden. Die Kurfürsten waren, wie zum Theil schon erwähnt worden ist, treffliche Feldherren und leisteten als solche auch in der That den Kaisern im Türkenkriege wesentliche Dienste; allein für ihr eigenes Land sorgten sie weniger thätig, ja sie waren die Ersten, welche das verderbliche Beispiel König Ludwig's XIV. und sein schwelgerisches Hofleben in Versailles nachahmten, wobei der Reichthum des Landes, die biedere Gesinnung des Adels und selbst die Reinheit der Sitten bei den untern Ständen nicht wenig Schaden litt. Dieß war zuerst der Fall, als Kurfürst Friedrich August auf den königlichen Thron Polens gelangte. In diesem Reiche war nach dem Absterben des Hauses Wasa wieder das Wahlrecht der Nation eingetreten. Kriegerische Könige, wie Michael Koribut und Johann Sobieski bestiegen den Thron, vorzüglich war es letzterer, der ihn durch glänzende Siege über die Türken, welche über die Moldau bis an die polnische Gränze vorgedrungen

waren, und durch den glorreichen Entsatz von Wien verherrlichte. Nach Sobieski's Tode im J. 1697 wurde nach langen Verhandlungen des polnischen Reichstags aus mehreren Thronkandidaten der Kurfürst August von Sachsen zum König erwählt, nachdem er vorher — zur katholischen Kirche übergetreten war. August hatte diese Krone im eigentlichsten Sinne des Wortes gekauft, denn es kosteten ihn nicht nur die Bestechungen der Deputirten große Summen, er mußte auch gleich nach der Wahl 1,666,666 Thaler der Republik auszahlen und sich überhaupt solche Beschränkungen gefallen lassen, daß er nichts, als die Ehre König zu heißen erlangte. Aber auch um diese Ehre sollte er bald kommen; der schwedische König Karl XII., der ihn persönlich haßte, machte, als er die Russen bei Narwa besiegt hatte, einen Einfall in das Königreich Polen und veranlaßte einen Theil der Stände im J. 1705 an August's Stelle den Starosten Stanislaw Lesczynski zum Könige von Polen auszurufen. August mußte sodann mit seinem Anhange, der bedeutend war, in sein Erbland zurückeilen, weil Karl XII. in dasselbe eingefallen war; da er aber nichts vermochte gegen das militärische Genie seines Gegners, war er genöthigt, die polnische Krone dem Stanislaw abzutreten. Nach Karl's XII. Niederlage bei Pultawa aber im J. 1709 gelang es ihm, wieder den polnischen Thron einzunehmen, und sein Gegner Stanislaw Lesczynski mußte das Reich verlassen.

Friedlicher war nun die Regierung August's II., aber seine beschränkte Macht hinderte ihn, für das Wohl Polens zu wirken. Die Jesuiten übten namentlich ihren ganzen verderblichen Einfluß auf diese herrliche Nation. Sie streuten Religionshaß in die jungen Gemüther und lockten durch ihre Ueberredungskunst die Angesehensten vom Adel zur katholischen Kirche zurück. Dadurch erlangten die Katholischen auf dem Reichstage bald das Uebergewicht, und es erfolgten immer mehr Gesetze, welche die Gewissensfreiheit beschränkten. Weil die Bürger der Städte am treuesten bei dem Evangelium beharrten, hielt es der polnische Adel bald für gemein, Protestant zu sein. An die Stelle des deutschen Protestantismus trat dann allmählich französischer Jesuitismus, zumal die Polen längst schon für französische Sprache und Sitte Vorliebe hatten. Doch das Franzosenthum ersetzte das sittliche Element des Protestantismus nicht, und die rohen Sitten zeigten sich nur an Gallatagen nicht, wo man sie unter gefälligen Formen der Etiquette und Galanterie verbarg. Nur der Stolz des Adels gegen die untern Stände nahm zu, wie z. B. das traurige Schicksal von Thorn beweist. Diese alte, von den deutschen Rittern gestiftete Stadt hatte sich schon im 15. Jahrhundert von Preußen losgerissen und dem Schutze der polnischen Krone übergeben. Unter dem Hause Wasa wurden die Freiheiten der Bürger, die der evangelischen Kirche zugethan waren, immer mehr beschränkt; doch blühte der allgemeine Wohlstand noch immer durch Handel und Gewerbe. Da schlichen sich, von den Königen und einigen Großen begünstigt, die Jesuiten ein, erhielten nach und nach ein Collegium daselbst, und zogen durch ihre gewöhnlichen Künste zahlreiche Schüler an sich, die sich dann allerlei Unfug gegen die friedlichen Bürger erlaubten

und ihren eingepflanzten Religionshaß gegen die Schüler des lutherischen Gymnasiums an den Tag legten. Klagen darüber wurden abgewiesen, und so geschah es im J. 1724, daß ein polnischer Jesuitenschüler bei Gelegenheit einer Procession, die sie zum Aerger der Bürger häufig und mit allem Prunke anstellten, einige evangelische Zuschauer, welche nicht niederknien wollten, mißhandelte. Daraus entstand eine Schlägerei, und der Urheber des Lärms wurde von der Wache verhaftet. Zur Wiedervergeltung bemächtigten sich die Jesuitenschüler eines lutherischen Studenten und sperrten ihn in ihr Collegium ein. Darauf versammelt sich eine Menge Studenten und Handwerksburschen, dringen in das Collegium und befreien den Gefangenen. Die Jesuitenschüler dagegen schossen und warfen unter das Volk, das immer zahlreicher zulief und endlich haufenweise in das Haus eindrang, Fenster, Tische und anderes Geräthe zerschlug und von den Trümmern unter freiem Himmel ein Feuer anmachte, von welchem es aber, als es Nacht wurde, durch die Wache vertrieben wurde. Der Magistrat versäumte nun freilich, diesen Unfug zu bestrafen, weil er den Jesuiten die Züchtigung vergönnte; die Jesuiten hingegen erhoben ihre Klage und brachten sie bis vor den Reichstag, der drei Monate darnach in Warschau gehalten wurde. Mit lautem Unwillen und großer Erbitterung wurde diese That von den Bischöfen und Ständen aufgenommen, denn die letztern waren, seitdem man die Dissidenten von der Gesetzgebung ausgeschlossen hatte, alle katholisch, und die Sache wurde einem besondern Gerichte zugewiesen. Dieses begab sich nach Thorn, hielt eine strenge Untersuchung und erklärte das Geschehene für Kirchenfrevel, weil unter den verbrannten Geräthen auch Muttergottesbilder waren. Einem Rathsdiener erpreßte man die Aussage, daß die Bürgermeister den Befehl zu dem Auflauf und zur Bestürmung des Collegiums gegeben hätten, und somit verurtheilte das Gericht die zwei Bürgermeister nebst neun andern Bürgern zur Enthauptung und zum Verlust ihrer Güter. Indessen erfuhren die Verurtheilten, was ihnen bevorstände, als sie noch in Freiheit waren, und hätten sich alle durch die Flucht retten können; allein sie konnten nicht glauben, daß der König solche Ungerechtigkeit, ja Grausamkeit zugeben könne, sondern verlangten, nach deutschen Gesetzen gerichtet zu werden. Jedoch kam bald darnach die Executionscommission, verhaftete die Angeklagten, und am 7. December wurden sie, aller Bitten und Wehklagen der Weiber und Kinder und der gesammten Bürgerschaft ungeachtet, mit Ausnahme des zweiten Bürgermeisters, dem die Jesuiten selbst Begnadigung auswirkten, hingerichtet. So lohnte man die Männer, welche unter der Anführung des ersten Bürgermeisters Rösner die Stadt Thorn gegen die Schweden so mannhaft vertheidigt hatten; sie starben standhaft und wollten ihr Leben auch nicht, wie man es ihnen antrug, durch Religionswechsel retten. König August war zwar nicht unthätig, dennoch wird es ihm die Nachwelt nicht verzeihen, daß er nicht die äußersten Mittel anwandte, diesen Gräuel zu verhüten. Allein August war bei all seinen trefflichen Eigenschaften nie ganz Herr der obwaltenden Umstände, und am liebsten gab er sich dem Hange nach sinnlichen Genüssen hin. Ludwigs XIV. Hofleben diente auch ihm

zum Vorbilde, und was sein kleines Erbland vermochte, was seine Vorfahren gespart hatten, wurde in maßloser Prachtliebe vergeudet und an die unersättliche Gräfin Kosel verschwendet — denn auch dieses ahmte er dem französischen Hofe nach, daß er nebst seiner rechtmäßigen Gemahlin eine sogenannte Maitresse hielt. Nicht zu leugnen ist übrigens, daß durch ihn Dresden ungemein verschönert und durch den Ankauf kostbarer Kunstschätze der Sinn für diese höhern Genüsse in Sachsen geweckt worden ist.

Nach seinem Tode war wieder streitige Wahl, und Stanislaw Lesczynski trat abermal auf Frankreichs Antrieb als Kronbewerber auf. Indessen bewerkstelligte Kaiser Karl VI. und die russische Kaiserin Anna Auguste III. Wahl. Der Krieg, der deshalb zwischen Frankreich und Deutschland am Rheine und in Italien geführt wurde, endete damit, daß Stanislaus Lothringen bekam, wofür der Herzog Franz von Lothringen, Marie Theresiens, Karls VI. Tochter, Gemahl, das Großherzogthum Toscana nahm, wo mit Johann Gasto im J. 1737 das Haus Medicis ausgestorben war. August III. übertraf seinen Vater weit durch unsinnige Verschwendung, ohne seinen Geschmack, seine Liebenswürdigkeit und seine Thätigkeit zu besitzen. Er ließ sich ganz von seinem Minister, dem Grafen Brühl leiten, der die Großen Polens durch den Verkauf der Aemter weidlich ausbeutete und sich durch die Freigebigkeit seines Herrn ein unermeßliches Vermögen sammelte.

Wunderbar erhielt sich unter dieser verschwenderischen Regierung das Volk der Sachsen standhaft im alten evangelischen Glauben, und erholte sich durch Fleiß und Betriebsamkeit, selbst nach den Drangsalen des siebenjährigen Kriegs, bald wieder, denn die Quellen eines arbeitsamen, gottesfürchtigen und gesitteten Volkes sind unerschöpflich.

Schlimmer stand es mit den übrigen deutschen Staaten, deren Fürsten meist im Solde Frankreichs standen. In Baiern war auf Kaiser Karl VII. Maximilian Joseph gefolgt, den in seiner Jugend die Jesuiten ganz untauglich zur Regierung machen wollten, indem sie ihn von allen weltlichen Studien abhielten und zum Andächtler bildeten. Er kam zwar später in bessere Hände, aber im Lande dauerte Jesuitenwirthschaft, Klosterwesen und aller Aberglaube fort; die Universität Ingolstadt war eine Pflanzschule für Ungezogenheit und Rohheit, die vielen Feiertage und Landjunkerherrschaft erstickte den Fleiß der Bauern; der Kurfürst wallfahrtete zum heiligen Nepomuk nach Prag! Heilloser noch war die Regierung des mit Baiern verwandten Hauses Kurpfalz, wo nach Aussterben der reformirten Pfalzgrafen der katholische Pfalzgraf von Neuburg, Karl Philipp, folgte. Da war Alles wie in Versailles, prächtige Schlösser, glänzende Hofhaltung, Jagden, Opern, Feste und dergl. Weiber, Jesuiten und Franzosen regierten, und deutsche Gelehrte lobten die Willkühr der Regierung. Dabei wurden die reformirten Unterthanen verfolgt und mit Abgaben erdrückt. Während im J. 1734 die Franzosen sein Land verwüsteten, lud er die Officiere derselben zur Tafel. Ihm folgte Karl Theodor,

der auch nicht besser regierte und immer in Kriegen gegen Frankreich neutral blieb.

Auch Würtembergs Herzog, Karl Alexander, ist katholisch geworden; während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Karl Eugen, wollte sich der Bischof von Würzburg die Regentschaft zueignen, allein die Stände hinderten dieß. Karl Eugen war lange in Berlin und erhielt von Friedrich II. gute Rathschläge, die er aber nicht befolgte, sondern gleich dem Pfalzgrafen einen Ludwig XIV. spielte: die protestantischen Stände thaten, was sie konnten, Religion und Verfassung zu erhalten. Auch der hessische Erbprinz Friedrich wurde katholisch, allein der Vater, Wilhelm, zwang ihn, eine Urkunde zu unterschreiben, in welcher er versprach, nichts gegen die Gewissensfreiheit zu unternehmen, und seine drei Enkel ließ er in Göttingen in der reformirten Kirche erziehen. In den sächsischen Herzogthümern blieb noch der Hof protestantisch, aber das Franzosenthum spuckte auch hier und verschwendet wurde wie überall.

Wirklich war in dieser Zeit nur das alte Haus Oestreich — obwohl unduldsam gegen die armen Protestanten — deutscher Sittenreinheit, Sparsamkeit und Gerechtigkeit ergeben, und kämpfte vereint mit Preußen für die Erhaltung des deutschen Reichs und der einzelnen Staaten desselben, während die meisten übrigen Fürsten ihr Vaterland an die Franzosen verkauften und verriethen. Schade nur, daß die östreichische Regierung nicht einmal aufhörte, den Protestantismus zu verfolgen, der dem gesunden Kerne dieses deutschen Volkes so verwandt und natürlich ist.

§ 9. Schweden und Rußland.

Während im westlichen Europa Ludwig XIV. alle Staaten in Bewegung setzte, kämpften zwei nordische Reiche, Schweden und Rußland, um die Herrschaft von Ost-Europa, wo bisher nur das Königreich Polen bedeutend war.

In Schweden regierte noch nach dem westphälischen Frieden bis zum Jahre 1654 Gustav Adolfs Tochter, Christine, welche durch eine pedantische Gelehrtenregierung ein wunderliches Wesen von eben so vielen liebenswürdigen als abstoßenden Eigenschaften geworden ist, auf keinen Fall aber die Geschicklichkeit hatte, ein so groß gewordenes Reich und eine so lebensfrische und freisinnige Nation, als die Schweden sind, zu regieren. Sie wußte nur königlich zu verschwenden und wurde der Regierung überdrüssig, weil die Stände nicht allen ihren Launen nachgaben, und entsagte freiwillig dem Throne, zu Gunsten ihres Vetters, Karls X., Herzogs von Zweibrücken, der ein Schwestersohn Gustav Adolfs war. Darauf verließ sie das Reich, von welchem sie sich nichts als bestimmte Jahrgelder ausbedung, wurde*) katholisch und

*) Auch aus Laune, denn sie verlachte die Jesuiten, wo sie konnte, und ärgerte bei der Messe das katholische Christenvolk durch das unanständigste Betragen.

bereiste mehrere Länder von Europa, mit allerlei gelehrten Liebhabereien, Sammlung von Kunstschätzen und Alterthümern beschäftigt, und kam zweimal nach Schweden zurück, um wieder den Thron zu besteigen; abgewiesen jedoch von den Ständen, starb sie endlich nicht ohne Reue, die Krone abgelegt zu haben, im J. 1689 zu Rom. Karl X. und sein Sohn Karl XI. bestreben sich, die verschleuderten Krongüter und das gesunkene Ansehen des Königs wieder zu heben. Letzteres gelingt aber erst Karl XII., der sich durch seinen soldatischen Herrschergeist zum unumschränkten Gebieter macht. Er war erst 15 Jahre alt, als er im J. 1697 den Thron bestieg, duldete aber keine Vormundschaft. Da zu gleicher Zeit Dänemark, Polen und Rußland Schweden gemeinschaftlich angreifen, kommt der erschrockene Reichsrath nicht zur Besinnung. Karl setzt sich sogleich, 17 Jahre alt, an die Spitze seines Heeres und fällt in Dänemark ein. Als ihm hier die ersten Kugeln um das Haupt schwirrten, fragte er seinen Begleiter: „was das sei?“ und auf die Antwort: „es wären Kugeln, die seinem Leben Gefahr drohten“, antwortete er: „das soll künftig meine Musik sein!“ In wenig Monaten zwingt er den König von Dänemark, Frieden zu schließen, und wendet sich sogleich gegen Rußland.

Hier regierte seit 1654 bis 1676 Alexei Michailowitsch, der zweite Romanow, und hinterläßt drei Söhne, Feodor, Iwan nnd Peter. Der erste regiert nur vier Jahre und bestimmt, mit Umgehung des blödsinnigen Iwan, den zwölfjährigen Peter zum Thronfolger. Die herrschsüchtige Schwester beider Prinzen, Sophie, verschafft sich aber mit Hilfe der Strelitzen die Regentschaft, und bringt es dahin, daß beide Brüder zu Czaren ausgerufen werden. Indessen bildet sich Peter durch den Unterricht des Genfers Le Fort, mehr als bisher ein Czar gebildet war, und erhebt sich nach sieben Jahren, als eben seine Schwester Anstalt macht, den Thron selbst zu besteigen, zum Alleinherrscher. Iwan dankt freiwillig ab und Sophie muß ins Kloster wandern. Mittlerweile hatte sich Peter aus lauter Ausländern ein trefflich eingeübtes Heer von 20,000 Mann geworben; meist waren es Hugenotten, die eben durch die Aufhebung des Edicts von Nantes vertrieben worden und froh waren, in Rußland einen Zufluchtsort und ehrenvollen Unterhalt gefunden zu haben. Peters erster Krieg — denn zum Kriege hatte ihn Le Fort erzogen — war gegen die Türken, wo er Asow eroberte und mit einer Flotte, der ersten, die in Rußland gebaut wurde, verjagte er die türkischen Schiffe aus dem Donflusse. Damals war Rußland noch ein Binnenland, welches an keiner Seite an die See stieß. Peter erkannte sogleich, wie nothwendig einem so großen Reiche das Meer, Flotte und Seehandel sei. Um sich eine gründliche Kenntniß des Seewesens und des Schiffbaues zu verschaffen, unternahm er, 25 Jahre alt, eine Reise über Deutschland nach Amsterdam, wo er unerkannt als Schiffszimmermann zu arbeiten anfing. Von Amsterdam begab er sich nach dem Dorfe Saardam, wo er sieben Wochen lang ein Häuschen bewohnte, ohne Diener, sich selbst sein Lager und seine Speisen bereitete und des Tages mit dem Beile Masten und Kiele zimmerte, in der Nacht die

Briefe seiner Minister beantwortete. Sodann ging er wieder nach Amsterdam und ließ ein Kriegsschiff von sechzig Kanonen daselbst bauen; fuhr auch nach England hinüber, wohin ihn König Wilhelm III. eingeladen, und nahm Seeofficiere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte, Zimmerleute und andere Handwerker und Künstler in seine Dienste, welche er mit dem Schiffe nach Rußland sandte. Er eilte sodann über Dresden, Wien und Warschau nach Hause, weil wieder eine furchtbare Verschwörung der Strelitzen ausgebrochen war. Ueber hundert derselben ließ er an den Galgen henken, fünfhundert nach Sibirien verweisen und das Corps der Strelitzen für immer aufheben. Nun suchte er für seine Flotte einen Hafen zu gewinnen und fällt deßhalb in das schwedische Ingermannland ein. Da kommt der junge Held Karl XII. siegreich aus Dänemark zurück und greift die dreimal größere Armee der Russen bei Narva an, schlägt sie aufs Haupt, wendet sich aber, anstatt seine Siege in Rußland zu verfolgen, gegen Polen, verjagt den König August, erobert Sachsen, ohne daß ein deutscher Reichsfürst dem bedrängten Kurfürsten zu Hilfe geeilt wäre. Seine Abwesenheit benutzt Peter trefflich, und erobert im J. 1701 ganz Ingermannland und einen großen Theil von Livland, und führt den Riesenplan aus, am finnischen Meerbusen an der Neva eine Stadt zu bauen, welche St. Petersburg heißen soll. Mit ungeheurem Kostenaufwand werden Steine aus entfernten Gegenden herbeigeführt, Millionen von Leibeigenen arbeiteten unabläßig und bei jeder Witterung, die Moräste auszutrocknen und einzudämmen, worauf die Häuser stehen sollten; er selbst legt Hand an und binnen wenigen Jahren steht eine Stadt da mit herrlichen Marmorpalästen, an Regelmäßigkeit und schöner Bauart den prächtigsten Hauptstädten Europas vergleichbar. Doch sind bei diesem Baue auch viele Tausende der Arbeiter erbärmlich um ihr Leben gekommen, denn nicht immer war hinlänglich Brod da, um die zahllose Menge zu sättigen; schlechte und karge Nahrung, schwere Arbeit in der ungesunden Sumpfluft raffte die Unglücklichen dahin; doch so hochgebildet war Peter noch nicht, daß er gelernt hätte, Menschenleben zu schonen. Erst im J. 1707 kam Karl XII. über Lithauen nach Rußland und rückte in der Straße nach Moskau vor. Den Weg nach dieser alten Hauptstadt eröffnete er sich durch eine siegreiche Schlacht, verließ aber die Straße nach Moskau, weil ihn der Kosakenhetmann Mazeppa nach dem südlichen Rußland rief, wo er ihm vierzigtausend Reiter zuzuführen versprach. Auf dem Marsche dahin rieb Witterung, Mangel an Mundvorrath und Ermüdung auf grundlosem Wege einen großen Theil des Heeres auf; als er aber in der Ukraine anlangte, erschien Mazeppa, durch einen Aufstand seiner Kosaken vertrieben, mit nicht mehr als 400 Mann. Bei Pultawa erreichte ihn der Czar und vernichtete sein ganzes Heer. Karl XII. schwer verwundet, und von seinen Soldaten getragen, flieht zu den Türken, wo er wider Willen des Sultans fünf Jahre lang bleibt, und endlich diesen beredet, Petern den Krieg zu erklären. Am Pruth wird dieser mit seinem Heere von einer Uebermacht so eingeschlossen, daß an kein Entkommen zu denken war. Da sammelt Kathinka, ein junges Soldatenweib aus Livland, was an Gold und

bereiste mehrere
Sammlung von
zweimal nach
abgewiesen jedoch
die Krone abgel
sein Sohn Ka
das gesunkene
aber erst Kar
zum unumsch
im J. 1697
zu gleicher
schaftlich an
Karl setzt si
fällt in D
schwirrten,
Antwort:
wortete e
zwingt e
sich sogl
Hi
der zwe
nnd P
gehung
Thron
versch
bring
dessen
mehr
Jah
beste
phi
laut
wer
Edi
nen
erste
geg
erst
ane
we
wie
ba
Se
übe
ma
De
eh
Ta

...ührst Menzikoff, den er vom Pastetenbäckerjungen zu seinem ... machte, erziehen ließ und dann zu dieser Würde erhob.

...J. 1716 machte Peter in Begleitung seiner Gemahlin seine ...reise. Dießmal reiste er als Kaiser, und gab sich alle Mühe, ...nen zu lernen, was seinem Reiche noch fehlte. Er reiste über ...nd und Holland, auch nach Frankreich, wo eben damals Lud... .V. gestorben war. Den siebenjährigen König Ludwig XV. ... auf seinen Arm, küßte ihn und sagte: „Ich wünsche, daß Ew. ... groß aufwachsen und löblich regieren mögen; vielleicht werden ... der Zeit einander brauchen können.“ Bei seiner Heimkehr be... ihn die Aufführung seines Sohnes Alexis, welcher von den ..., die ihn erzogen hatten, eine entschiedene Abneigung gegen sei... ...ers Neuerungen bekam, und sich auch ihm zum Trotze höchst roh ...gesittet benahm, seine Gemahlin, eine Prinzessin von Braun...g-Wolfenbüttel, so mißhandelte, daß sie sich zu Tode grämte, ... weder um Haus- noch Staatsgeschäfte bekümmerte. Peter, der ...en mußte, daß alles Gute, was er gestiftet hatte, wieder vernich... ...den möchte, forderte die Staatsräthe auf, über den Großfürsten, ...t Willens schien, der Nachfolge zu entsagen, ein rücksichtsloses ... zu fällen. Diese aus Furcht vor den Altgesinnten, die bei Ale... ...egierung sich an den Theilnehmern der Neuerungen rächen würden, ...en über ihn das Todesurtheil aus. Darüber erschrack Alexis so ..., daß er sogleich zum Tode erkrankte. Peter besuchte ihn, und ... Thränen der Reue bat ihn der unglückliche Sohn, nur den väter... ...n Fluch von ihm zu nehmen. Gerührt und ergriffen, gab ihm der ...er seinen Segen und verließ ihn, wankend gemacht, ob er das Ur... ...vollziehen lassen sollte. Der Prinz wurde aber von Tage zu Tage ...nker und verschied bald darauf. Es ging ein Gerücht, daß er wirk... ...hingerichtet worden sei, welches aber ungegründet ist. Von nun an ...ren auch Peters Tage freudenlos. Durch seine wüste Lebensweise ...nd rastlose Thätigkeit war der Körper völlig aufgerieben, als er kaum ...as funfzigste Lebensjahr erreicht hatte. Krank, wie er war, sah er einst ...in Schiff stranden und sprang selbst ins Wasser, um retten zu helfen; die Erkältung, welche er sich dadurch zugezogen, machte nach langen und heftigen Schmerzen im J. 1725 seinem Leben ein Ende.

Er hatte nach seines Sohnes Tode das Gesetz gemacht, daß jeder russische Kaiser künftig seinen Nachfolger selbst ernennen dürfe. Ihm folgte daher, wie er befohlen, seine Gemahlin Katharina, welche aber nur zwei Jahre regierte. Nicht viel länger trug des Alexis Sohn, Peter II., die Krone; er starb funfzehn Jahre alt an den Pocken. Da er keinen Nachfolger ernannt hatte, wählte der Staatsrath Anna Iwanowna, verwittwete Herzogin von Kurland, welche bis zum J. 1740 mit Hilfe des Feldmarschalls Grafen von Münich glücklich regierte. Sie ernannte ihrer Schwester Tochter, Anna, welche an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, und ihren neugebornen Sohn Iwan zu Thronfolgern. Da entsteht aber unter den Großen des Reichs eine Verschwörung, welche noch im J. 1740 die Tochter Peter des Großen, Elisabeth Petrowna, auf den

bereiste mehrere Länder von Europa, mit allerlei gelehrten Liebhabereien, Sammlung von Kunstschätzen und Alterthümern beschäftigt, und kam zweimal nach Schweden zurück, um wieder den Thron zu besteigen; abgewiesen jedoch von den Ständen, starb sie endlich nicht ohne Reue, die Krone abgelegt zu haben, im J. 1689 zu Rom. Karl X. und sein Sohn Karl XI. bestreben sich, die verschleuderten Krongüter und das gesunkene Ansehen des Königs wieder zu heben. Letzteres gelingt aber erst Karl XII., der sich durch seinen soldatischen Herrschergeist zum unumschränkten Gebieter macht. Er war erst 15 Jahre alt, als er im J. 1697 den Thron bestieg, duldete aber keine Vormundschaft. Da zu gleicher Zeit Dänemark, Polen und Rußland Schweden gemeinschaftlich angreifen, kommt der erschrockene Reichsrath nicht zur Besinnung. Karl setzt sich sogleich, 17 Jahre alt, an die Spitze seines Heeres und fällt in Dänemark ein. Als ihm hier die ersten Kugeln um das Haupt schwirrten, fragte er seinen Begleiter: „was das sei?“ und auf die Antwort: „es wären Kugeln, die seinem Leben Gefahr drohten“, antwortete er: „das soll künftig meine Musik sein!“ In wenig Monaten zwingt er den König von Dänemark, Frieden zu schließen, und wendet sich sogleich gegen Rußland.

Hier regierte seit 1654 bis 1676 Alexei Michailowitsch, der zweite Romanow, und hinterläßt drei Söhne, Feodor, Iwan und Peter. Der erste regiert nur vier Jahre und bestimmt, mit Umgehung des blödsinnigen Iwan, den zwölfjährigen Peter zum Thronfolger. Die herrschsüchtige Schwester beider Prinzen, Sophie, verschafft sich aber mit Hilfe der Strelitzen die Regentschaft, und bringt es dahin, daß beide Brüder zu Czaren ausgerufen werden. Indessen bildet sich Peter durch den Unterricht des Genfers Le Fort, mehr als bisher ein Czar gebildet war, und erhebt sich nach sieben Jahren, als eben seine Schwester Anstalt macht, den Thron selbst zu besteigen, zum Alleinherrscher. Iwan dankt freiwillig ab und Sophie muß ins Kloster wandern. Mittlerweile hatte sich Peter aus lauter Ausländern ein trefflich eingeübtes Heer von 20,000 Mann geworben; meist waren es Hugenotten, die eben durch die Aufhebung des Edicts von Nantes vertrieben worden und froh waren, in Rußland einen Zufluchtsort und ehrenvollen Unterhalt gefunden zu haben. Peters erster Krieg — denn zum Kriege hatte ihn Le Fort erzogen — war gegen die Türken, wo er Asow eroberte und mit einer Flotte, der ersten, die in Rußland gebaut wurde, verjagte er die türkischen Schiffe aus dem Donflusse. Damals war Rußland noch ein Binnenland, welches an keiner Seite an die See stieß. Peter erkannte sogleich, wie nothwendig einem so großen Reiche das Meer, Flotte und Seehandel sei. Um sich eine gründliche Kenntniß des Seewesens und des Schiffbaues zu verschaffen, unternahm er, 25 Jahre alt, eine Reise über Deutschland nach Amsterdam, wo er unerkannt als Schiffszimmermann zu arbeiten anfing. Von Amsterdam begab er sich nach dem Dorfe Saardam, wo er sieben Wochen lang ein Häuschen bewohnte, ohne Diener, sich selbst sein Lager und seine Speisen bereitete und des Tages mit dem Beile Masten und Kiele zimmerte, in der Nacht die

Briefe seiner Minister beantwortete. Sodann ging er wieder nach Amsterdam und ließ ein Kriegsschiff von sechzig Kanonen daselbst bauen; fuhr auch nach England hinüber, wohin ihn König Wilhelm III. eingeladen, und nahm Seeofficiere, Ingenieurs, Kanoniere, Wundärzte, Zimmerleute und andere Handwerker und Künstler in seine Dienste, welche er mit dem Schiffe nach Rußland sandte. Er eilte sodann über Dresden, Wien und Warschau nach Hause, weil wieder eine furchtbare Verschwörung der Strelitzen ausgebrochen war. Ueber hundert derselben ließ er an den Galgen henken, fünfhundert nach Sibirien verweisen und das Corps der Strelitzen für immer aufheben. Nun suchte er für seine Flotte einen Hafen zu gewinnen und fällt deßhalb in das schwedische Ingermannland ein. Da kommt der junge Held Karl XII. siegreich aus Dänemark zurück und greift die dreimal größere Armee der Russen bei Narva an, schlägt sie aufs Haupt, wendet sich aber, anstatt seine Siege in Rußland zu verfolgen, gegen Polen, verjagt den König August, erobert Sachsen, ohne daß ein deutscher Reichsfürst dem bedrängten Kurfürsten zu Hilfe geeilt wäre. Seine Abwesenheit benutzt Peter trefflich, und erobert im J. 1701 ganz Ingermannland und einen großen Theil von Liefland, und führt den Riesenplan aus, am finnischen Meerbusen an der Neva eine Stadt zu bauen, welche St. Petersburg heißen soll. Mit ungeheurem Kostenaufwand werden Steine aus entfernten Gegenden herbeigeführt, Millionen von Leibeigenen arbeiteten unablässig und bei jeder Witterung, die Moräste auszutrocknen und einzudämmen, worauf die Häuser stehen sollten; er selbst legt Hand an und binnen wenigen Jahren steht eine Stadt da mit herrlichen Marmorpalästen, an Regelmäßigkeit und schöner Bauart den prächtigsten Hauptstädten Europas vergleichbar. Doch sind bei diesem Baue auch viele Tausende der Arbeiter erbärmlich um ihr Leben gekommen, denn nicht immer war hinlänglich Brod da, um die zahllose Menge zu sättigen; schlechte und karge Nahrung, schwere Arbeit in der ungesunden Sumpfluft raffte die Unglücklichen dahin; doch so hochgebildet war Peter noch nicht, daß er gelernt hätte, Menschenleben zu schonen. Erst im J. 1707 kam Karl XII. über Lithauen nach Rußland und rückte in der Straße nach Moskau vor. Den Weg nach dieser alten Hauptstadt eröffnete er sich durch eine siegreiche Schlacht, verließ aber die Straße nach Moskau, weil ihn der Kosakenhetmann Mazeppa nach dem südlichen Rußland rief, wo er ihm vierzigtausend Reiter zuzuführen versprach. Auf dem Marsche dahin rieb Witterung, Mangel an Mundvorrath und Ermüdung auf grundlosem Wege einen großen Theil des Heeres auf; als er aber in der Ukraine anlangte, erschien Mazeppa, durch einen Aufstand seiner Kosaken vertrieben, mit nicht mehr als 400 Mann. Bei Pultawa erreichte ihn der Czar und vernichtete sein ganzes Heer. Karl XII. schwer vermundet, und von seinen Soldaten getragen, flieht zu den Türken, wo er wider Willen des Sultans fünf Jahre lang bleibt, und endlich diesen beredet, Petern den Krieg zu erklären. Am Pruth wird dieser mit seinem Heere von einer Uebermacht so eingeschlossen, daß an kein Entkommen zu denken war. Da sammelt Kathinka, ein junges Soldatenweib aus Liefland, was an Gold und

Edelsteinen im Lager vorhanden ist, und geht damit hinaus zu den Türken, und bewegt den Großvezier durch den mitgebrachten Schatz und den Liebreiz ihrer Gestalt und Beredtsamkeit, freien Abzug zu gestatten. Der Friede wird durch die Zurückgabe Asows erkauft, und zum Lohn für seine Rettung erhebt Peter Katharinen späterhin zur Czarin. Karl XII. findet bei seiner Rückkehr nach Schweden Krieg mit Dänemark, in welchem er im J. 1718 bei der Belagerung von Friedrichshall erschossen wird. Wahrscheinlich geschah dieß durch Meuchelmord, denn die schwedischen Herren waren schon der Willkür müde, mit welcher Karl sie behandelte, und unaufhörlich Kriegssteuern und Truppen zu Kriegen forderte, welche dem Lande keinen Nutzen brachten.

Auch gelangte die Aristokratie wirklich unter der Regierung Ulrikens, Karls XII. Schwester, und ihren Nachfolgern zu solcher Gewalt, daß der König, wie in Polen, nur von ihr abhing. Dieß benutzten Frankreich und Rußland, und stifteten unter den Reichsständen Parteien, um sich in Schweden Einfluß zu verschaffen. Die Französischgesinnten nannte man die Hüte, dagegen die Russischgesinnten, welche auch am Ende die Oberhand gewannen, die Mützen hießen.

Peter, der sich zuerst Kaiser nannte, fuhr fort, sich eine See- und Landmacht zu gründen, und sein Volk durch Handel und Gewerbe, Unterricht und Gesetze zu gesitteten Europäern umzubilden, da sie bisher mehr den asiatischen Barbaren glichen. Leider konnte er sich selbst, so sehr er an seiner eigenen Ausbildung arbeitete, nicht aller Rohheit entledigen; er war unmäßig im Trinken und allen sinnlichen Genüssen, und beging oft in heftiger Zornwuth entsetzliche Unthaten, ließ vornehme Herren und Damen mit der Knute peitschen und schlug sie mit eigenen Fäusten. Nur seine Gemahlin Katharina hatte in solchen Augenblicken Gewalt über ihn und wußte ihn mit Gelassenheit und Sanftmuth zu beruhigen. Aeußerst roh waren auch seine Lustbarkeiten, die er veranstaltete. Es waren öffentliche Possenspiele, wobei Schalksnarren, deren er wohl an die hundert zählte, als Päpste, Patriarchen, Samojedenkönige u. dgl. in Processionen herumzogen und allerlei unanständige Späße zur Belustigung des Volks und des Hofes machten. Außer den Schalksnarren hielt er auch eine Menge Zwerge, die in den kalten Ländern nicht so selten, als bei uns, sind, und im J. 1710 ließ er sogar eine Zwerghochzeit feiern, wobei 72 Zwerge den Hofstaat des Braupaars, das aus zwei schön gebildeten Zwergen bestand, vorstellen. Es geschah dieses unmittelbar nach der Hochzeit des Herzogs von Kurland mit der Großfürstin Anna, des blödsinnigen Iwans Tochter, und die Zwerge ahmten genau alle die Ceremonien der großfürstlichen Hochzeit nach, der ganze Hof belustigte sich an den vertrackten Gestalten, die am Ende ganz laut und lustig wurden und bei gellender Musik mit einander tanzten und allerlei Kurzweil vornahmen *).

Peters erster Minister nach Leforts und seiner Lehrmeister Tode

*) Eine ausführlichere Beschreibung hiervon gibt: Flögel in seiner Geschichte der Hofnarren. Liegnitz und Leipzig. 1789. S. 524.

war der Fürst Menzikoff, den er vom Pastetenbäckerjungen zu seinem Pagen machte, erziehen ließ und dann zu dieser Würde erhob.

Im J. 1716 machte Peter in Begleitung seiner Gemahlin seine zweite Reise. Dießmal reiste er als Kaiser, und gab sich alle Mühe, Alles kennen zu lernen, was seinem Reiche noch fehlte. Er reiste über Deutschland und Holland, auch nach Frankreich, wo eben damals Ludwig XIV. gestorben war. Den siebenjährigen König Ludwig XV. nahm er auf seinen Arm, küßte ihn und sagte: „Ich wünsche, daß Ew. Majestät groß aufwachsen und löblich regieren mögen; vielleicht werden wir mit der Zeit einander brauchen können." Bei seiner Heimkehr betrübte ihn die Aufführung seines Sohnes Alexis, welcher von den Priestern, die ihn erzogen hatten, eine entschiedene Abneigung gegen seines Vaters Neuerungen bekam, und sich auch ihm zum Trotze höchst roh und ungesittet benahm, seine Gemahlin, eine Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, so mißhandelte, daß sie sich zu Tode grämte, und sich weder um Haus- noch Staatsgeschäfte bekümmerte. Peter, der befürchten mußte, daß alles Gute, was er gestiftet hatte, wieder vernichtet werden möchte, forderte die Staatsräthe auf, über den Großfürsten, der nicht Willens schien, der Nachfolge zu entsagen, ein rücksichtsloses Urtheil zu fällen. Diese aus Furcht vor den Altgesinnten, die bei Alexis Regierung sich an den Theilnehmern der Neuerungen rächen würden, sprachen über ihn das Todesurtheil aus. Darüber erschrack Alexis so heftig, daß er sogleich zum Tode erkrankte. Peter besuchte ihn, und mit Thränen der Reue bat ihn der unglückliche Sohn, nur den väterlichen Fluch von ihm zu nehmen. Gerührt und ergriffen, gab ihm der Vater seinen Segen und verließ ihn, wankend gemacht, ob er das Urtheil vollziehen lassen sollte. Der Prinz wurde aber von Tage zu Tage kränker und verschied bald darauf. Es ging ein Gerücht, daß er wirklich hingerichtet worden sei, welches aber ungegründet ist. Von nun an waren auch Peters Tage freudenlos. Durch seine wüste Lebensweise und rastlose Thätigkeit war der Körper völlig aufgerieben, als er kaum das funfzigste Lebensjahr erreicht hatte. Krank, wie er war, sah er einst ein Schiff stranden und sprang selbst ins Wasser, um retten zu helfen; die Erkältung, welche er sich dadurch zugezogen, machte nach langen und heftigen Schmerzen im J. 1725 seinem Leben ein Ende.

Er hatte nach seines Sohnes Tode das Gesetz gemacht, daß jeder russische Kaiser künftig seinen Nachfolger selbst ernennen dürfe. Ihm folgte daher, wie er befohlen, seine Gemahlin Katharina, welche aber nur zwei Jahre regierte. Nicht viel länger trug des Alexis Sohn, Peter II., die Krone; er starb funfzehn Jahre alt an den Pocken. Da er keinen Nachfolger ernannt hatte, wählte der Staatsrath Anna Iwanowna, verwittwete Herzogin von Kurland, welche bis zum J. 1740 mit Hilfe des Feldmarschalls Grafen von Münich glücklich regierte. Sie ernannte ihrer Schwester Tochter, Anna, welche an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, und ihren neugebornen Sohn Iwan zu Thronfolgern. Da entsteht aber unter den Großen des Reichs eine Verschwörung, welche noch im J. 1740 die Tochter Peter des Großen, Elisabeth Petrowna, auf den

Thron erhebt und das Regentenpaar sammt dem einjährigen Kaiser Iwan ins Gefängniß setzt. Das arme Kind wurde, aus Furcht, eine Partei könnte es mit der Zeit auf den Thron erheben, den Eltern entrissen und auf die Festung Schlüsselburg gebracht. Hier wuchs es auf Befehl der Kaiserin in der größten Unwissenheit auf, und da seinen Wächtern auch verboten war, mit ihm zu sprechen, blieb der Prinz ganz unentwickelt und blödsinnig. Als er 24 Jahre alt war, wollte ein verwegner Officier unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. ihn befreien, wobei aber die Wache, dem kaiserlichen Befehle gemäß, um die That zu vereiteln, den unglücklichen Iwan tödtete. Grauenhaft ist auch noch im 18. Jahrhundert die Geschichte des russischen Hofes, wo französisches Sittenverderbniß mit aller Rohheit im Bunde auch auf der Kaiserin Elisabeth Regierung dunkle Schatten wirft. Die griechisch-katholischen Priester, noch abergläubischer und unwissender, als die römisch-katholischen, durften sich zwar nicht in die Regierung mengen, desto größer war aber ihr Einfluß auf das gemeine Volk, das beinahe hundert Jahre lang auf der Kulturstufe stehen geblieben, zu welcher es Peter der Große erhoben hatte.

§ 10. Maria Theresia.

Das Jahr 1740 rief zwei große Fürstenhäupter auf den Thron: Friedrich II., König von Preußen, und Maria Theresia, Königin von Ungarn. Nicht sobald hatte letztere die Regierung angetreten, als auch ein mächtiger Fürstenbund: Preußen, Frankreich, Spanien, Baiern und Sachsen sich rüstete, ihr die väterlichen Erblande Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Tirol, Böhmen, Mähren und Mailand zu entreißen, auf Ansprüche gestützt, welche die Fürsten dieser Reiche, theils von alten Zeiten her, theils wegen Verbindungen mit östreichischen Prinzessinnen vorgaben. Der junge König Friedrich II. verlangte bloß einige Fürstenthümer von Schlesien, und als man ihm diese abschlug, eroberte er ganz Schlesien und wurde in diesem Lande von den vielen Protestanten daselbst, die unter Karls VI. Regierung verfolgt wurden, mit Freuden aufgenommen. Darauf fielen auch die übrigen Verbündeten in Oestreich und Böhmen ein, und machten reißende Fortschritte, weil Maria Theresia nach ihres Vaters Tode den Schatz leer und das Kriegsheer in dem erbärmlichsten Zustande fand. Prag wurde von den Franzosen und Baiern erobert, und die deutschen Reichsfürsten versammelten sich zu Frankfurt und erwählten den Kurfürsten von Baiern, Karl Albrecht, zum deutschen Kaiser, nachdem er schon vorher in Prag zum Könige von Böhmen war ausgerufen worden. In dieser Noth wandte sich Maria Theresia nach Ungarn, berief einen großen Reichstag nach Preßburg, und mit ihrem Säugling, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., auf dem Arme, trat sie mit thränenerfüllten Augen in die Mitte der Versammlung und sprach: „Von meinen Verwandten und Nachbarn, die alle die pragmatische Sanction beschworen haben, angegriffen, ohne Bundesgenossen und Freund, komme ich zu Euch, ihr Getreuen. Euerer

Tapferkeit übergeben wir uns und unser Kind, mit voller Zuversicht, daß ihr nicht dulden werdet, daß euere Königin von den Feinden ihres väterlichen Erbes beraubt werde." Begeistert von dem Eindrucke der Rede und der Anmuth der schönen Fürstin, riefen die Männer mit gezogenen Säbeln: „Laßt uns sterben für unsern König, Maria Theresia!" Nicht vorübergehend war diese Begeisterung; in aller Eile wurden im ganzen Reiche Truppen geworben, Kriegsvorräthe aller Art herbeigeschafft, außerordentliche Steuern bewilligt, und der sämmtliche Adel eilte in wohlgerüsteten Reiterschaaren, denen auch bald zahlreiches Fußvolk nachfolgte, an die Grenzen, und die Großen des Reichs, die Grafen Nadaschdi, Festetitsch, Batthiani — doch wer wollte alle die Tapfern nennen — führten sie an. Mit Ungestüm warfen sie die Feinde, wo sie dieselben fanden, die Franzosen und Baiern mußten Prag verlassen, ganz Baiern fiel in ihre Hände und der Kaiser Karl VII. irrte flüchtig, ohne sein Land je wieder zu sehen. Doch nicht nur in Ungarn, auch in den übrigen Erbländern sammelte sich zahlreiches Kriegsvolk unter den Fahnen. Am ersten brachen die getreuen Tiroler wieder los, und verjagten die eindringenden Baiern, und Georg II., König von England, kam in Person mit einem Heere nach Deutschland, für die Erhaltung Oestreichs zu kämpfen. Bis an den Rhein und in Italien bis Genua verfolgten die Kaiserlichen den Feind, und erfochten den Aachener Frieden, der im J. 1748 geschlossen wurde, und der Kaiserin Maria Theresia den Besitz aller ihrer Erbländer sicherte, mit Ausnahme Schlesiens, welches König Friedrich nicht wieder herausgab.

Im Ganzen war der Aachner Friede ein erfreuliches Ereigniß für das deutsche Reich, weil in demselben die Franzosen, beraubt, zuerst gedemüthigt erschienen, wodurch das Selbstgefühl der Deutschen wieder gehoben wurde. Auch schien das gute Vernehmen und der Landfriede im Reiche unter den Fürsten hergestellt, und nach Karls VII. Tode im J. 1745 wurde Franz I., Marien Theresiens Gemahl, einstimmig zum deutschen Kaiser gewählt.

Nun erst konnte Maria Theresia ihrer Herrschaft froh werden und ihr Auge auch auf das Innere ihrer Staaten werfen, wo noch so viele Mißbräuche, Unordnung und Uebelstände aller Art stattfanden. Sie hatte so viel klaren Verstand und guten Willen, das Alles einzusehen, und wo möglich abzustellen und zu verbessern. Dem Herrenstand, der so ritterlich ihr väterliches Erbe vertheidigte, schonte sie, erbarmte sich aber auch der armen Bauern, indem sie die Leibeigenschaft aufhob und sich so den Namen einer geliebten Landesmutter erwarb. Ihr Gemahl, der Kaiser Franz I., übernahm die Aufsicht über die Finanzen und die Haushaltung des Hofes, worin er Millionen ersparte, indem er sogar Küchen- und Kellerrechnungen durchsah und ganze Schaaren unnöthiger Diener entließ. Auch auf die Gerichtspflege wandte die Kaiserin ihre Aufmerksamkeit, es wurde die Folter, es wurden die Hexenprocesse abgeschafft, auch die Art der Todesstrafen gemildert. Dankbar bewies sie sich den Ungarn, indem sie eine ungarische Leibgarde stiftete, um zu zeigen, daß sie ihrer Treue ihr Leben anvertraue, und übergab ihren Sohn Joseph einem Ungar, dem Fürsten Karl Batthiani, zur Erziehung

Für Handel und Gewerbe that sie Vieles, Viel auch für Volksunterricht. Die gelehrte Bildung leitete ihr Leibarzt, der große van Swieten, die Volksschulen der verdienstvolle Abt Felbiger, den sie deßhalb aus Schlesien holen ließ; für die Bildung des Adels errichtete sie eine Ritterakademie zu Wien (das Theresianum). Nur gegen die Protestanten verschloß sie ihr großes Herz, denn auch sie hatte noch den alten Glauben, daß es Pflicht eines östreichischen Monarchen sei, alle ihre Unterthanen zur katholischen Kirche zu nöthigen, und der Einfluß der Jesuiten bei ihr war noch sehr groß. Zum Glück für Oestreich hatte sie ihr Vertrauen dem Fürsten Kaunitz geschenkt, der heller sah als sein Jahrhundert, und der auch hierin, wie in Allem, weise Mäßigung und allmähliges Fortschreiten empfahl.

§ 11. Der siebenjährige Krieg. Vom J. 1756—1763.

Kurz nur war die Ruhe, die der Aachner Friede der Welt gewährte; Maria Theresia konnte ihr Schlesien nicht vergessen, und auch die übrigen deutschen Reichsfürsten erfüllte das Wachsthum der preußischen Monarchie mit Neide. Dazu kam noch der unausgesprochene, aber doch in den Tiefen der streitenden Gemüther verborgene Umstand, daß Friedrich II., der Verfechter des Protestantismus, wie er schon bei der Eroberung von Schlesien gezeigt, solch ein Uebergewicht im deutschen Reiche gewinne. Der große Minister Fürst Kaunitz schloß daher mit dem Erbfeinde Oestreichs, mit Frankreich, ein Bündniß, welchem sich König August III. von Polen und Sachsen und das ganze deutsche Reich, ja sogar Schweden und Rußland anschloß, um den König von Preußen zur vorigen Unbedeutsamkeit eines Kurfürsten von Brandenburg, herabzusetzen. Friedrich II., thätig und wachsam wie er war, erfuhr das geheime Bündniß, ehe der Krieg losbrach, und mit seinem schlagfertigen Heere fiel er, um den Feinden zuvorzukommen, in Kursachsen ein, eroberte es in kurzer Zeit, und nahm die sächsische Armee bei Pirna gefangen, August III. aber mußte während des ganzen Krieges, den man seiner Dauer wegen den siebenjährigen nennt, in Polen leben.

Die Verbündeten erschraken nicht wenig über den kühnen Angriff, und klagten laut über Verletzung des Völkerrechts und des Landfriedens, wogegen König Friedrich II. alle die Schriften bekannt machte, welche er im Dresdner Archiv gefunden hatte, und woraus die Absichten der Verbündeten an den Tag kamen. Die östreichischen Truppen sammelten sich indeß zuerst in Böhmen, und verstärkt durch viele sächsische Regimenter, welche zu ihnen übergegangen, kamen sie noch in demselben Jahre bei Lowoschitz mit den Preußen ins Handgemenge, mußten aber der Tapferkeit derselben weichen.

Indessen brach im folgenden Jahre das Ungewitter über Friedrich II. von allen Seiten los. Das deutsche Reich erklärte den König von Preußen, weil er als Kurfürst von Brandenburg gegen seinen Kaiser zu Felde zog, in die Reichsacht, und bewilligte 60,000 Mann (von

denen aber kaum die Hälfte zusammen kam), unter der Anführung des Prinzen von Hildburghausen. Deßgleichen eilten die Franzosen über den Rhein, auch die Schweden fielen in Pommern, und ein mächtiges Heer von Russen in Preußen ein. Friedrich hatte gegen alle diese Feinde nur England, — welches in Seekriege mit Frankreich verwikkelt, für Hannover besorgt war, und darum mit Preußen sich vereinte, — den Landgrafen von Hessenkassel und die Herzoge von Braunschweig und Gotha. Diesen überließ er den Kampf mit den Franzosen und Reichsfürsten, ein kleines Heer sandte er gegen die Schweden und Russen, er wollte mit der ganzen ungetheilten Macht nur auf Oestreich losfallen. Auch siegte er wirklich bei Prag, wo der alte Feldmarschall Schwerin mit der Fahne in der Hand den Heldentod starb, doch bei Kolin lernte er die Tapferkeit des östreichischen Heeres unter Anführung des Feldmarschalls Daun kennen. Er glaubte auch hier siegen zu müssen, war aber, wollte er nicht das ganze Heer aufopfern, genöthigt, sich zurückzuziehen *). Zum Glück für ihn wurde er nicht verfolgt, und konnte noch in demselben Jahre den Franzosen und der Reichsarmee, welche die Engländer in Hannover zum Frieden gezwungen hatten, entgegen ziehen. Der Prinz von Soubise lag mit 8000 Franzosen in Gotha und ließ sich im herzoglichen Schlosse gut bewirthen. Die Herzogin aber gab dem König durch einen Bauer, der einen kleinen Zettel in seinen hohlen Backenzahn steckte, von der Sorglosigkeit der Feinde Nachricht, und dieser schickte den General Seidlitz mit 1500 Reitern hin. Eben hatte der Prinz mit seinem Gefolge sich zur Tafel gesetzt, als die preußischen Trompeten erklangen. Die Herren standen erschrocken auf, warfen sich auf ihre Pferde und jagten zum Thore hinaus. Seidlitz schickte ihnen einige hundert Dragoner nach und setzte sich mit seinen Officieren an die Tafel. Seine Reiter aber konnten von den fliehenden Franzosen nichts erreichen, als den Troß von Kammerdienern, Haarkräuslern, Köchen und Lagerdirnen, und ganze Wagen voll mit Schlafröcken, Pudermänteln, Perücken, Salben und Pomaden, ja auch Affen und Papageien fielen ihnen dabei in die Hände. Einige Wochen nach diesem Reiterschwanke stieß Friedrich auf das vereinigte französische und deutsche Reichsheer bei dem Dorfe Roßbach, wo er eine dreimal stärkere Truppenzahl aufs Haupt schlug. Ueber diesen Sieg, der in anderthalb Stunden erfochten war und sich zuletzt in eine Jagd auflöste, welche die preußischen Husaren auf die gepuderten und geputzten französischen Soldaten und auf die Bagage derselben machten, jubelte ganz Deutschland, selbst die Unterthanen derjenigen Fürsten, welche gegen Friedrich verbündet waren; die sächsischen Bauern brachten dem Könige von Preußen selbst französische Flüchtlinge ein und die sächsischen Dichter sangen Loblieder auf den großen König. Am meisten vergönnte man den Franzosen diese schimpfliche Niederlage, weil sie sich in Freundes und Feindes Land mit so frechem Uebermuthe benahmen und den Deutschen überall Hohn und Verachtung fühlen ließen.

*) Der Sieg der Oestreicher erregte solche Freude in Wien, daß Maria Theresia, ihre tapfern Officiere zu belohnen, den Theresienorden stiftete.

Von nun an war Friedrich II. der Liebling des deutschen Volkes, und gepriesen in allen Ländern, fühlte er sich auch durch diesen Sieg zu neuen Gefahren gestärkt, und mit seinem kleinen Heere, das die Oestreicher spottweise „die Berliner Wachtparade" nannten, eilte er nach Schlesien, wo seine zurückgelassenen Abtheilungen hart bedrängt waren. Doch überfiel sie Friedrich mit dieser Wachtparade bei Leuthen und befreite Schlesien. Auch nach England war nun der Ruhm des preußischen Helden gedrungen, und das Volk bestürmte das Parlament und die Regierung, den eingegangenen Waffenstillstand mit den Franzosen aufzuheben und thätigen Beistand dem Könige von Preußen zu senden. Das geschah, und zum Feldherrn empfahl Friedrich den tapfern Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher die Franzosen vollends aus Deutschland vertrieb und Hannover, ja ganz Norddeutschland gegen die Verbündeten vertheidigte. Friedrich aber schlug bei Zorndorf die Russen in einer mörderischen Schlacht. Nie hat man ihn zorniger gesehen, als an diesem Tage; gleich dem grimmigen Kriegsgotte stürmte er an der Spitze seiner Truppen auf die Barbaren los, die die ganze Gegend aufs unmenschlichste verheert und verwüstet hatten, und befahl, Niemanden zu schonen, weil ja auch sie so schonungslos mit wehrlosen Menschen, ja mit Weibern und Kindern umgegangen waren. Gegen 30,000 Russen lagen auf dem Schlachtfelde, und als man dem König einige gefangene Russen, gleich Bären vom Barte verwachsen, in Lumpen gehüllt, schmutzig und wild aussehend vorführte, brach er in die Worte aus: „Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!" und die gefangenen russischen Generäle ließ er in die Casematten sperren, weil sie die Stadt Küstrin in einen Schutthaufen verwandeln und überall die fürchterlichste Verheerung anrichten ließen. Denn Friedrich war ein Krieger, gleich Gustav Adolf, menschlich, und wo seine Truppen hinkamen, wurde den Einwohnern kein Haar gekrümmt, weil er solche Mannszucht hielt, daß der Bauer mitten unter seinen Soldaten ruhig schlafen konnte und man die Kinder der Landleute zutraulich mit den preußischen Soldaten aus einer Schüssel essen sah. Brandschatzungen mußten wohl die eroberten Städte und Dörfer herschaffen, auch Mundvorrath für sein Heer, allein das wurde durch die Obrigkeit in aller Ordnung und ohne Gewaltthätigkeit zusammengebracht.

Wie unkriegerisch das deutsche Volk unter dem Drucke ihrer Regierungen geworden sei, zeigt schon der Umstand, daß bei der allgemeinen Begeisterung für den großen König er noch immer mit Gewalt seine Rekruten ausheben mußte, um die großen Verluste wieder zu ersetzen, und selbst vom Adel gab es nicht Viele, die gleich Ewald Kleist den Wunsch hegten, den er in einem seiner Gedichte aussprach:

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!"

Nach Ungarn, Polen, Rußland und in alle Welt sah man rüstige Handwerksbursche wandern, um dem Soldatenrocke zu entgehen. Das

ist die Folge der gehegten Sinnlichkeit, die, an den deutschen Höfen gepflegt, sich bis hinab zu den untersten Ständen verpflanzte und kein anderes Ziel kannte, als gemächliches Leben in ungestörter Ruhe, wär's auch in schnöder Dienstbarkeit. Friedrich und seine Helden, Prinz Heinrich, dessen Bruder, Winterfeld, Seidlitz, Ziethen und die andern, kannten keine Ruhe, so lange noch das Reich der alten Vorurtheile und der Finsterniß der allgemeinen Menschenwohlfahrt drohend gegenüber stand. Besiegt und siegend blieb er sich immer gleich, rastlos thätig theilte er alle Gefahren und Beschwerden des Krieges, ritt Tage lang bei dem schlechtesten Wetter an der Spitze seiner Truppen, lag oft unter den Soldaten auf Stroh beim Wachfeuer in seinem Reitermantel eingehüllt. Nur in der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf im J. 1759 verlor er seine Zuversicht. Er stand nämlich unweit Frankfurt an der Oder, dem vereinigten östreichisch-russischen Heere gegenüber, und war zu Anfang der Schlacht so glücklich, den linken Flügel der Russen zu schlagen. Es war sechs Uhr Abends, und die Generäle riethen dem Könige, die Schlacht nicht fortzusetzen, da ihre Leute schon ermattet seien. Allein Friedrich wollte die Russen, deren rechter Flügel sammt den Oestreichern noch nicht in's Treffen gekommen war, völlig und entscheidend schlagen. Er wurde aber, als er das Treffen erneuerte, von einem mörderischen Kanonenfeuer empfangen und seine wiederholten Angriffe vereitelt *). Da ließ er die Reiterei anrücken, doch auch diese wurde von den Kartätschenkugeln schaarenweise hingestreckt und selbst Seidlitz sank schwer verwundet vom Pferde. Noch einmal führte der König selbst das Fußvolk gegen die Batterie, doch eben so vergeblich, es fiel die östreichische Reiterei in die schwankenden Linien, und die Unordnung löste sich in allgemeine Flucht auf. Da war kein Rückzug wie bei Kolin, Jeder eilte sich selbst zu retten. Umsonst sammelte der König einige Bataillone, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und als er das dritte besteigen wollte, zerschmetterte ihm eine Musketenkugel sein goldenes Etui in der Westentasche. Er sah sich endlich mit wenigen Begleitern ganz allein, und verzweifelnd rief aus: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?" Nur mit Mühe konnte ihn der Rittmeister Prittwitz zur Flucht bewegen, indem er sein Pferd beim Zügel mit sich fortriß, als schon ein Trupp östreichischer Reiter daher sprengte. Mehrmals rief der König aus: „Prittwitz, ich bin verloren!" und auf dem Rücken dieses Getreuen schrieb er mit Bleistift an seinen Minister Finkenstein in Berlin das Billet: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie. Adieu für immer!" An der Oder traf er endlich einen kleinen Theil seiner Armee, etwa 5000 Mann. Hier warf er sich in einer halbzerstörten Bauernhütte auf das Stroh, rings um ihn schliefen die bis zum Tod ermatteten Adjutanten. Er allein konnte nicht

*) Da war es, wo der heldenmüthige Major von Kleist an der Spitze seines Bataillons schwer verwundet fiel, und, weil seine Leute zugleich zurückgeworfen wurden, auf der Stelle, wo er stürzte, liegen blieb, bis er, dem Tode nah, am andern Tage von den russischen Wundärzten aufgefunden und nach Frankfurt an der Oder gebracht wurde, wo er nach einigen Tagen seinen Geist aufgab.

schlafen, wild fuhr er öfter von seinem Lager auf und blickte schweigend um sich her. Niemand wagte es, sich ihm zu nähern, nur der alte Artillerie-Oberst Moller sprach zuweilen ein Wort, und als ihn der König mit bebender Stimme fragte — das erste Wort nach langem Schweigen: — „Sage Er mir, Moller, warum stehen meine Preußen nicht mehr wie sonst?“ da antwortete der fromme Moller: „Kann's denn anders sein, da ist keine Gottesfurcht mehr bei den Leuten, und wird mehr geflucht denn gebetet, wo soll da der Muth herkommen, den doch nur Gott kann geben und die Zuversicht auf ihn. Die Betstunden werden auch nicht mehr gehalten wie sonst und die Gottlosigkeit reißt immer mehr ein.“ Da sah ihn der König mit großen Augen an, mit Augen, die Gott bekannten, und rief: „Die Betstunden sollen wieder bei den Regimentern täglich gehalten werden, sorge Er, daß sogleich Befehl dazu gegeben werde.“ Nach einigen Tagen hatte er wieder von allen Seiten Geschütz herbeiführen lassen, und verschanzte sich in einem Lager, weil er erwartete, die Feinde würden ihn verfolgen. Zum Glück waren diese nicht einig. Der russische General meinte, er habe genug gethan, nun sollten die Oestreicher wieder allein den Krieg führen. Mittlerweile machte der Prinz Heinrich den Oestreichern zu schaffen, und der König gewann bald wieder seinen alten Muth.

Noch zwei Jahre dauerte der Krieg mit abwechselndem Glücke fort, allein im J. 1762 war Friedrich schon so erschöpft an allen Hilfsquellen, als der Tod der russischen Kaiserin Elisabeth ihm plötzlich frohere Aussicht gewährte.

§ 12. Katharina II. von Rußland und der Hubertsburger Friede.

So sehr waren die europäischen Staaten, welche an Rußland grenzten, durch Uneinigkeit, schlechte Regierung und Stillstand in allen Dingen zurückgeblieben, daß dieses Nachbarreich, welches man im 16. Jahrhundert noch kaum dem Namen nach kannte, mächtigen Einfluß auf ihre Angelegenheiten gewann. In Schweden herrschten die Mützen, und lenkten König und Reich nach Belieben, in Polen war August III. durch russische Hilfe auf dem Throne befestigt, und so auch Sachsen zu dem Bündniß gezogen, welches Deutschland in seinem Innern zerfleischte. Schwerlich wäre auch Maria Theresia so hartnäckig auf dem Fortgange des Krieges bestanden, wenn nicht die russische Hilfsarmee gewesen wäre. Nun sollte auch wieder Rußland den siebenjährigen Krieg entscheiden. Es starb nämlich im J. 1762 die Kaiserin Elisabeth, nachdem sie vorher ihren Schwestersohn, Herzog Peter von Holstein, zum Nachfolger erwählt hatte. Dieser Prinz vermählte sich mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, und Beide kamen noch bei der Kaiserin Lebzeiten nach Petersburg, wo sie die griechische Religion annehmen mußten und Sophie insbesondere auch ihren Namen mit Katharina vertauschte. Peter war ein Herr von guten Anlagen und menschenfreundlichem Gemüthe, doch übertraf ihn seine Gemahlin an

Geist und Klugheit. Anfangs lebte dieses Paar recht glücklich, doch wirkte der Hof Elisabethens, wo schamlose Sitte herrschte, nachtheilig auf Beide, und es schlich sich in ihr Verhältniß anfangs Kälte, sodann aber völlige Gleichgiltigkeit gegen einander ein. Bei dem Tode seiner Tante unternahm Peter sogleich große Reformen im Reiche, indem er, ein großer Verehrer Friedrichs II., Alles im Staate und beim Heere nach preußischem Fuße einrichtete. Auch der russischen Geistlichkeit wollte er mehr Eifer im Kirchendienste und die Verpflichtung, für Volksbildung zu sorgen, einschärfen. Die zahlreichen Verbannten, welche unter der vorigen Regierung nach Sibirien hatten wandern müssen, wurden größtentheils zurückgerufen. Alle diese Veränderungen mißfielen aber dem größten Theile der Nation, und am meisten murrte die Geistlichkeit, welche befürchtete, der Kaiser möchte am Ende die protestantische Kirche in Rußland einführen. Einige Große des Reichs, der Graf Panin und die Gardeofficiere Gregor und Alexius Orlow, Günstlinge der Kaiserin, benutzten das Mißverhältniß des Kaiserpaars und beredeten Katharinen, sich an die Spitze einer Verschwörung zu stellen, welche den Kaiser entthronen und sie zur Alleinherrscherin erheben sollte. Katharina, der man gesagt, daß ihr Gemahl gedroht habe, sie in ein Kloster sperren zu lassen, willigte ein, und während Peter auf seinem Lustschlosse sich befand, eilte Katharina nach der Hauptstadt und ließ sich von den Soldaten und dem Volke zur Kaiserin ausrufen. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß sie die Regierung darum übernehme, weil Peter mit den geschwornen Feinden Rußlands Frieden und Bündniß geschlossen habe und die russische Kirche in großer Gefahr schwebe. Als diese Nachricht zu Peter gelangte, rieth man ihm, sich an der Spitze der Holsteiner Garde nach Petersburg zu begeben und den Aufruhr zu ersticken; allein er gab den Bitten seiner Freundinnen nach und wollte sich lieber mit seiner Gemahlin versöhnen. So geschah es, daß er gefangen genommen und in einem entlegenen Dorfe nach kurzer Haft von einigen russischen Officieren ermordet wurde. Ob die Kaiserin von dieser schwarzen That wußte, ist noch nicht ausgemittelt worden. In Petersburg hieß es: der Kaiser sei plötzlich an einer Kolik gestorben.

Diese Veränderungen am russischen Hofe hatten nun großen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten. Kaiser Peter III. hatte, sobald er die Regierung angetreten, sogleich seinem Heere in Schlesien befehlen lassen, sich mit den Preußen zu vereinigen. Schon stand Friedrich II. bei Reichenbach den Oestreichern gegenüber, als die Nachricht vom Tode Peters eintraf, und zugleich der Befehl an den General Czernicszew, mit seinem Heere heimzukehren. Da beredete Friedrich II. den General, nur noch drei Tage den Befehl geheim zu halten; das Treffen erfolgte, und Friedrich siegte, weil das russische Heer, in Schlachtordnung aufgestellt, wenn auch unthätig, den östreichischen Feldherrn doch entmuthigte, die Schlacht fortzusetzen. Anfangs hatte Katharina beschlossen, den Krieg gegen Friedrich fortzusetzen, weil sie meinte, er habe ihren Gemahl gegen sie aufgebracht; als sie aber Briefe in ihre Hände bekam, aus welchen sie das Gegentheil erfuhr, verzieh sie dem Czernicszew und schloß mit Preußen Frieden. Auch in Schweden

änderte ſich die Politik, und man trat gleichfalls dem Frieden bei; und ſo wurde Friedrich von zwei Feinden befreit, und obwohl erſchöpft, kämpfte er doch im Verein mit dem heldenmüthigen Ferdinand von Braunſchweig noch ein Jahr lang, bis alle kriegführende Mächte ermüdet und ohne Geld den Frieden wünſchten, der dann wirklich im J. 1763 auf dem ſächſiſchen Jagdſchloſſe Hubertsburg geſchloſſen wurde, und worin Alles in den Zuſtand zurückgeführt wurde, in welchem es vor dem Kriege war. So hatte denn Friedrich II. ſich ſieben Jahre lang gegen einen halben Welttheil vertheidigt und keine Handbreit Landes verloren. War auch ein großer Theil von Deutſchland durch den langen Krieg verwüſtet und viel Blut vergoſſen worden, ſo hat er doch wieder die alte deutſche Tapferkeit erweckt, der Aufklärung, dem Proteſtantismus und dem Gewerbfleiße eine feſte und ſichere Stätte in ſeinem Reiche eröffnet und das Franzoſenthum um ſeine Ehre gebracht im deutſchen Vaterlande *).

Zugleich mit dieſem Kriege war auch eben ſo lange auf dem Meere und in den Colonien zwiſchen England und Frankreich gekämpft. In Nordamerika verdrängten die Engländer mit Gewalt der Waffen die Franzoſen aus Canada und Acadien, wobei die nordamerikaniſchen Anſiedler unter Waſhington und andern Anführern treffliche Dienſte leiſteten. Größer noch war der Verluſt, den die Franzoſen in Oſtindien erlitten, wo eine Geſellſchaft von Kaufleuten, die oſtindiſche Compagnie genannt, mit Bewilligung der Regierung ein Reich geſtiftet hatte, welches an Größe und Reichthum das Mutterland weit übertraf. Auch Portugal und Spanien wurde mit in den ſiebenjährigen Krieg verwickelt, und letzteres theilte meiſt die Niederlagen der Franzoſen zur See und in den Colonien, während Portugal ſich an England anſchloß. Dieſes Bündniſſes wegen rückte ein ſpaniſches Heer in Portugal ein, um es zu zwingen, den Engländern ihre Häfen zu ſperren. Die Portugieſen waren durch die bisherige Jeſuitenregierung zu ſolch einem kraft- und muthloſen Volke herabgeſunken, daß ſie nicht vermögend waren, den Spaniern Widerſtand zu leiſten. Zum Glück für das Land hatte der damalige König Joſeph Emanuel einen großen Miniſter, den Marquis von Pombal, der ſich alle Mühe gab, den geſunkenen Volkscharakter zu heben. Ueberdieß erſchien ein engliſches Hilfsheer unter der Anführung des deutſchen Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, eines kühnen Feldherrn aus der Schule Friedrich des Großen. Dieſer Mann errichtete ein portugieſiſches Heer von 30,000 Mann, welches, zweckmäßig in den Waffen geübt und durch Ehrgefühl gehoben, die Spanier muthig angriff und in kurzer Zeit aus dem Lande jagte.

Aller Vortheile ungeachtet, welche die Engländer aus dieſem Kriege davontrugen, hatte der Krieg doch ſo viel Geld gekoſtet, daß auch ſie den Frieden wünſchten, der denn, faſt zu gleicher Zeit mit dem Hubertsburger, zu Paris zwiſchen England, Frankreich, Spanien und Portugal geſchloſſen wurde.

---

*) In dem Schauſpiele: Leonore, von Karl von Holtei, iſt eine ſchöne Stelle, die den ſiebenjährigen Krieg von dieſer Seite ſchildert.

§ 13. Friedrichs II. Regierung und häusliches Leben.

Auf die Wiederkunft des Königs.

Der Held, um den du bebteſt, wenn im Streite,
Wohin ihn ſein Verhängniß trug,
Der ehrne Donner von den Bergen ihm zur Seite
Die Feldherrn niederſchlug:

Da wider ihn mehr Feinde ſich geſellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und er ſich mit entſchloßner Seele zweien Welten
Allein entgegen warf,

Dein König, o Berlin! durch den du weiſer,
Als alle deine Schweſtern biſt,
Voll Künſte deine Thore, Felſen deine Häuſer,
Die Flur ein Garten iſt;

Dein Vater, der dich oft in deinem Mangel
Geſpeiſt, kehrt wieder in dein Land,
Und hat in Feſſeln an der Höllenpforten Angel
Die Zwietracht hingebannt.

Fall an ſein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Freude; fleuch an ſeine Bruſt,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Luſt

Dich reden läßt; Vermählte ſeiner Brüder,
Küßt ſein friedſelig Angeſicht:
Willkommen, Schutzgeiſt deines Volkes! und ſagt wieder:
Willkommen! und mehr nicht.

Ihr Jungfraun, deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain
Den Weg: miſcht Blumen, die der offnen Erd' entſteigen,
Und frühe Blüthe drein.

Ihr edlen Mütter, opfert Spezereien,
Die Maraba den Tempeln zollt,
Da, wo ſein goldner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

Heil uns, daß unſer Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So ſagt, ihr Jünglinge. Du, Chor der Alten, ſage:
Heil uns, daß wir das Ziel

So viel gekrönter Thaten ſahn! wir ſterben
Von Wonne trunken: Friederich
Bleibt hinter uns: ihr ſtolzen Enkel ſollt ihn erben!
Triumph! ſo ſag' auch ich;

Wenn, unter hohen, jubelvollen Zungen,
Ein ſüßer Ton auch mir gerieth:
Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen geſungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

So ſang Ramler, als König Friedrich II. nach dem Hubertsburger Frieden in Berlin einzog, und die treuen Bürger ſangen es mit, und vergaßen all' der ausgeſtandenen Drangſale, als ſie ihren König wieder ſahen. In allen Provinzen war derſelbe Jubel, und eine allgemeine Begeiſterung ergriff alle Preußen, welche zum erſten Male mit Stolz und Selbſtbewußtſein fühlten, daß ſie ein Volk ſind. Friedrich wandte nun ſein ganzes Augenmerk auf das Innere ſeines Reiches. Vieles war während des Krieges verwüſtet und zerſtört, Vieles verwahrloſt und manche ſeiner weiſen Einrichtungen war in Stockung gerathen. Auch hatte er eine große Schuldenlaſt auf den Staat gewälzt, und alle Quellen waren doch erſchöpft; der Landmann arm, der Bürger ohne Erwerb. Für alles dieſes ſorgte nun der König, mit raſtloſer Anſtrengung auf Mittel ſinnend, um ſowohl ſeinen Unterthanen zu helfen, als auch die Macht des Reichs gegen äußere Feinde zu befeſtigen. Wohl hatte er ſich gleich nach dem Aachner Frieden bei Potsdam ein ſchönes Luſtſchloß erbaut, das er Sans Souci nannte, weil er dort ohne Sorgen den Muſen, der Freundſchaft und der ruhigen Verwaltung ſeines Staats zu leben hoffte. Allein ſo gut iſt es ihm nicht geworden, denn der darauf folgende ſiebenjährige Krieg riß ihn gewaltig aus dieſem ſtillen Lieblingsſitze heraus, und jetzt, nachdem er ſich den Frieden errungen, kehrte er wohl ein daſelbſt, doch mußte er der Natur gewaltſam den Schlaf abtrotzen, um zu ſeinen Geſchäften Zeit zu gewinnen, und auch Zeit zu gewinnen für Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſeinem Geiſte, wenn er nicht erliegen ſollte, ſo nöthig waren. Es iſt erſtaunlich, was er zu leiſten im Stande war, allein er hatte ſich zum Geſetze gemacht, als der erſte Mann im Staate auch der thätigſte zu ſein. Es war aber dieſe Thätigkeit dergeſtalt von dem Geiſte der Ordnung belebt, daß jede Stunde ihre genaueſte Beſtimmung hatte, und nie Etwas aufgeſchoben, die Tageseintheilung nie abgeändert wurde. Im Sommer ſtand er um vier Uhr des Morgens auf, ja wenn Muſterung war, ſaß er ſchon um dieſe Zeit auf dem Pferde. Zum An- und Auskleiden bedurfte er keine fremde Hilfe; ſogleich wie er das Bett verließ, zog er ſeine Stiefel an und blieb geſtiefelt, bis er ſich wieder zu Bette legte. Sein Erſtes war, an den Schreibtiſch zu gehen, um die in der Nacht eingegangenen Briefe zu leſen; dann ließ er die Adjutanten vor, vernahm ihre Berichte, gab Befehle, trank Kaffee und

machte den Speiſezettel. Sodann nahm er ſeine Flöte und man hörte ihn oft zwei Stunden lang ſpielen, wobei er aus einem Zimmer ins andere ging; „meiſt," pflegte er zu ſagen, „kommen mir da die beſten Gedanken." Sobald er die Flöte weglegte, traten die Cabinetsräthe mit den Auszügen aus den Briefen ein, die ſie ihm vorlegten oder vorlaſen und ſodann die Weiſung erhielten, was auf jeden Brief zu erwiedern ſei; oft ſchrieb er ein paar lakoniſche Worte an den Rand mit eigener Hand. So ſehr er die franzöſiſche Sprache liebte, ſo blieb doch die deutſche die Dienſtſprache. Waren die Geſchäfte hiermit abgemacht, dann ſchrieb er Briefe und las, wenn noch Zeit übrig war, in einem Buche. Schlag zwölf Uhr ging er zur Tafel, wo immer eine gewählte Tiſchgeſellſchaft von gebildeten und heitern Männern aus allen Ständen verſammelt war. Er hielt viel auf Leckerbiſſen, aber noch mehr auf eine geiſtreiche Unterhaltung. Nach der Tafel ſpielte er wieder eine halbe Stunde Flöte, dann unterzeichnete er die im Cabinet abgefaßten Briefe, trank Kaffee und beſah ſeine Anlagen. Von vier bis ſechs Uhr beſchäftigte er ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten; ſo ſchrieb er die Denkwürdigkeiten ſeiner Kriege und verſuchte ſich auch in franzöſiſchen Verſen *). Von ſechs bis ſieben war Concert, wo er immer drei Solos zu ſpielen pflegte; zu dieſer Unterhaltung wurden aber nur Kenner oder Liebhaber von Muſik zugelaſſen. Am vergnügteſten war er, wenn ſein Muſikmeiſter Quanz ſpielte. Um ſieben Uhr ging er zum Abendeſſen in derſelben geiſtreichen Geſellſchaft, in welcher ein witziger Einfall den andern jagte, ſo daß oft die Mitternacht die heitere Geſellſchaft überraſchte. War er auf Reiſen, um ſeine Truppen zu muſtern, ſo blieb dieſe Eintheilung des Tages dieſelbe, nur daß die meiſten Morgenſtunden den Waffenübungen zugewendet wurden; während des Carnevals aber, welchen er in Berlin zubrachte, beſuchte er die italieniſche Oper und das franzöſiſche Theater.

Wir kommen hier wieder auf des Königs Vorliebe zum Franzöſiſchen, welches er wirklich mit Geringſchätzung deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft liebte. Die meiſten Mitglieder der königlichen Akademie waren Franzoſen, und er ließ es ſich viel Geld koſten, den berühmten Voltaire nach Berlin zu ziehen, während er große deutſche Schriftſteller und Dichter, wie Klopſtock, Leſſing, Mendelſohn und Andere gar nicht beachtete. Voltaire, der witzigſte Kopf ſeiner Zeit, belebte allerdings die Abendunterhaltungen des Königs ungemein, benahm ſich aber bald mit ſolchem Uebermuthe, daß Jedermann froh war, wenn er ſich der Geſellſchaft entziehen durfte. Er neckte beſonders den ehrwürdigen Maupertuis, einen gründlichen, nur etwas ſteifen Gelehrten; ja er hatte ſogar die Kühnheit, auf ihn eine beißende Schmähſchrift zu verfaſſen und ſie trotz des königlichen Verbotes in Druck herauszugeben. Friedrich ließ die Schrift auf den öffentlichen Plätzen von Berlin durch Henkershand verbrennen, worauf zwiſchen ihm und Voltaire das bisherige gute Verhältniß geſtört war. Voltaire verließ bald darauf den

*) Dieß that er auch auf ſeinen Feldzügen, und oft ſchrieb er kurz vor einer Schlacht die heiterſten Briefe, die zierlichſten Verſe.

Hof, nahm aber ein Heft von des Königs Gedichten mit, die er dann wirklich in Frankreich herausgab. Der König, darüber entrüstet, entzog ihm das versprochene Jahrgehalt und schrieb ihm unter andern: „Ihr Herz ist tausendmal abscheulicher, als Ihr Geist schön ist.“ Obwohl nun der König später seinen Briefwechsel mit Voltaire wieder fortsetzte, kehrte doch die alte Vertraulichkeit nicht mehr zurück. Solche Erfahrungen, wo er Undank für Freundschaft erntete, machten den König mit der Zeit mißtrauisch gegen die Menschen, und er schloß sich endlich lieber an die Thierwelt an; besonders waren es Windhunde, die er beständig um sich hatte und die er beinahe mit Zärtlichkeit liebte. Uebrigens war die Vorliebe für's Französische dem Könige eben so verzeihlich, wie seine Gleichgiltigkeit für das Kirchenthum; die meisten deutschen Gelehrten waren steif und pedantisch, und gegen Vornehme oft bis zum Kriechen demüthig, die Prediger und ihre Kanzelvorträge meist gemüth- und geistlos. Dabei war er in seinem Denken und Leben deutscher, als die deutschen Schriftsteller seiner Zeit, die sich bewußtlos in französischem Regelzwang bewegten, und hatte mehr Religion und Christenliebe, als Ludwig XIV. und die Andern, welche ihre Mitchristen wegen abweichender Meinungen mit Feuer und Schwert verfolgten. Er hielt weder unnützes Hofgesinde, wie jener König, den die Franzosen groß nennen, tanzte und trippelte nicht im Perückenstaate unter langweiligen Hofschranzen herum, vergeudete nicht die Zeit mit eitlem Geschwätz und verpraßte nicht Hab und Gut seiner Unterthanen mit Hoffesten, wie die übrigen deutschen Fürsten. Wie er über die französische Nation dachte, erhellt aus einem Briefe an Voltaire, wo er schreibt:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich Ihre Franzosen ergötzen. Diese nach lauter Neuem haschende Nation gewährt mir beständig neue Auftritte; bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald ihre Zurückberufung; jetzt die Beichtscheine; jetzt die Aufhebung des Parlaments; alle drei Monate neue Minister: kurz, sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie unstreitig dieß Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht.“

Auch in seinen Sitten war Friedrich II. ganz deutsch, gerade und fest und durchaus human. Wahr ist es, daß er den Adel bevorzugte, indem er ihm nach dem siebenjährigen Kriege alle Officierstellen gab; allein seine Absicht war, bei diesem Stande, dessen Bestimmung es sei, das Vaterland zu vertheidigen, den ritterlichen Geist zu wecken. In jedem andern Falle galt bei ihm Gleichheit vor dem Gesetze, denn er schätzte Jedermann und sprach öfter und vertraulicher mit Bürgern und Bauersleuten als mit Adeligen. Er brauchte auch nicht, wie der eitle Ludwig, durch geziertes Hervorheben seiner Persönlichkeit sich erst Achtung und Ansehen zu erwerben, und konnte sich frei und nachlässig bewegen, ohne daß er sich etwas vergab. Sein Anstand war, besonders in den jüngern Jahren, durchaus edel, sein Gang schnell und voll Würde, erst im höhern Alter saß er etwas gekrümmt und nachlässig zu Pferde. Das Königliche aber und zugleich das Menschliche lag in seinem Blicke, dem Nichts widerstehen konnte; denn in seinen schönen, blauen, feurigen

Augen, die Jedem in die Seele drangen, lag aller Zauber seiner Menschengröße und Menschenliebe. Es ist wahr, er herrschte mit Willkür, gab oft Befehle, traf oft Einrichtungen, die schlechten Erfolg hatten und Tausende in Unglück brachten; allein er war seinem Zeitalter vorangeeilt, und hatte keinen Geist, der ihn ganz verstehen konnte, und wenn er besonders in seinen letzten Jahren sein Volk durch Handelssperre und Auflagen drückte, so war es die Nothwendigkeit, seine Finanzen in gutem Stand zu erhalten, denn wie konnte sich Preußen gegen so mächtige Nachbarn erhalten, wenn es nicht immer zum Kriege gerüstet war und auch die Mittel hatte, Krieg zu führen. Wir werden ihn noch in seinen letzten Lebensjahren, die schon durch Krankheit und mancherlei Kummer getrübt waren, mit Kraft und Anstrengung für die deutsche Freiheit auftreten sehen. Zu seinem Nachfolger bestimmte er Friedrich Wilhelm, den Sohn seines Bruders gleichen Namens, und im J. 1786 schrieb er an seine Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, welche ihm den berühmten Doctor Zimmermann gesandt hatte, wie folgt:

Den 10. August 1786.

Meine verehrungswürdige Schwester!

Der hannöversche Arzt hat sich einen Dank bei Ihnen verdienen wollen, aber die Wahrheit ist, daß er mir nicht hat helfen können. Die Alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Menschenalter seine Stelle finde, und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist's nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schwester. Mit der größten Hochachtung, meine verehrte Schwester,

Ihr treuer Bruder und Diener

Friedrich.

Sein Ende war indeß näher, als er glaubte, denn schon sieben Tage, nachdem er diesen Brief geschrieben, verschied er, sanft das Haupt zum ewigen Schlummer senkend. Seine letzten Worte waren: „Ich gehe ruhig hinüber zu dir, du ewiges Wesen! Zwar dort, wo du die Waage hältst, werd' ich nicht König sein, aber thätig doch und nicht mehr von Undank gedrückt.“ Sein Tod erregte allgemeine Bestürzung in Berlin und in ganz Preußen, und das Volk fühlte, was es verloren hatte.

Wie er gewußt, was es bedeute, König zu sein, mögen seine eigenen Worte bezeugen, wenn er sagt:

„Ein Fürst ist gegen sein Volk, was das Herz dem Körper ist. Dieß empfängt das Blut aus allen Gliedern, und stößt es mit Gewalt bis an ihre äußersten Enden zurück. Der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen; er gibt ihnen Ueberfluß, Glückseligkeit, Ruhe, und was er irgend zum Wachsthum und zum Wohl der Gesellschaft thun kann, wieder.

Dieß sind Maximen, die im Herzen jedes Menschen von selbst entspringen müssen; das Gefühl gibt sie, wenn man nur etwas nachdenkt; man hat keinen großen Cursus der Moral nöthig, um sie zu lernen.

Tyrannen betrachten die Sache anders. Sie sehen die Welt als für sie geschaffen an; und um über gewisse gewöhnliche Unglücksfälle erhoben zu sein, verhärten sie ihr Herz vor denselben. Wenn sie ihre Unterthanen unterdrücken, wenn sie hart, gewaltthätig und grausam sind, so kommt dieß daher, daß sie das Böse nicht kennen, das sie verüben; sie haben es nie selbst gefühlt, darum gehen sie so leicht darüber. Sie sind nicht im Fall des Mutius Scävola gewesen, der vorm Porsenna die Hand in's Feuer steckte, und dadurch die Wirkung des Feuers auf seine Hand wohl kennen lernte.

Mit Einem Worte: die ganze Haushaltung des menschlichen Geschlechts ist eingerichtet, um Menschenliebe einzuflößen. Die Aehnlichkeit der Menschen unter einander; die Gleichheit ihres Looses und das unentbehrliche Bedürfniß, das Einer vom Andern hat; Unglücksfälle, die die Bande des Bedürfnisses noch stärker anziehen; die natürliche Neigung, die man zu seines Gleichen hat; unsre Selbsterhaltung, die uns Humanität predigt; die ganze Natur scheint sich zu vereinigen, um uns eine Pflicht einzuprägen, die unser Glück macht und täglich neue Annehmlichkeiten auf unser Leben verbreitet."

Warum hat nicht weiblicher Sinn und weibliche Liebe den Weg gefunden zu dem Herzen dieses großen Fürsten, ihn zu lohnen für seine Rastlosigkeit?

Großer erhabener Geist!
Laß auf deinem Grabe
Späten Bardenklang verklingen,
Dich preisend und dein Herz,

Nicht dem Flammenblick, der dir
Siege schuf am Tage der Schlacht,
Nicht des Herrschers Gewalt,
Menschlich erhab'ne Gewalt.

Nein. Ich singe dein Herz,
Dein glühend heißes Herz,
Das durch die Stürme der Tage
Liebe zu suchen, die Kraft verlor.

Ach, keine fühlende Brust
Nahm den Ermüdeten auf,
Wenn er aus des Lebens
Heißem Gedränge heimgekehrt.

Nur der Flöte Spiel,
Sanft verklingendes Spiel
Gab ihm getreu den Ton,
Der in ihm lebte, zurück.

§ 14. Ludwig XV. und Frankreich.

Ein vollständiges Gegenstück zu Friedrich dem Großen war sein Zeitgenosse Ludwig XV., König von Frankreich, den man den Kleinen nennen könnte. Er hat die Hoffnungen und Erwartungen, welche sich die Nation von ihm machte, schlecht erfüllt, denn mit ihm ist nicht nur die Blüthe des Reichs, sondern auch das königliche Ansehen, welches sein Urgroßvater so trefflich aufrecht hielt, untergegangen. Dieß war nun freilich nicht anders möglich, und man wird verleitet, den Fürsten mehr zu bedauern, als anzuklagen, wenn man erfährt, in welchen Händen der fünfjährige Knabe nach seines Urgroßvaters Tode war. Der Regent während seiner Minderjährigkeit war der Herzog von Orleans, einer der verworfensten Wüstlinge, die es je gegeben hat. Er und sein Liebling, der Abt und nachmalige Cardinal Dübois, wälzten sich in der Gesellschaft der liederlichsten Menschen aus allen Ständen und beiderlei Geschlechts, die der Herzog selbst seine Roués, d. h. Leute, welche verdienen gerädert zu werden, nannte. Dieses Leben kostete unendliche Summen, und das Land war schon erschöpft, das Volk seufzte unter dem Druck der Abgaben. Da machte der Schottländer Johann Law den Vorschlag, eine Bank zu errichten, welche er mit der westindischen Gesellschaft vereinigte, die den Leuten, welche ihr Geld für Actien hingeben würden, reichen Gewinn in den französischen Besitzungen von Nordamerika versprach. Freilich rechnete Law auf ein Volk, wie z. B. die Britten sind, wo noch Treue und Glaube herrscht, allein er und Tausende mit ihm wurden betrogen; das Papiergeld, welches aus den Banknoten und Actienscheinen entstand, stieg im Werthe durch häufige Nachrichten von Goldgruben und anderseitigem Gewinn der westindischen Gesellschaft. Alles wollte nun Actien haben, und es konnte Einer, der eine Actie für 500 Livres gekauft hatte, sie später für 20,000 verkaufen. Schlaue Betrüger, die das Geschäft berechneten, verkauften ihre Actien und gingen mit dem gewonnenen Gelde über die Gränze. Auch wurde es bald bekannt, daß die Nachrichten aus Nordamerika falsch und erdichtet seien. Da fiel mit einem Male der Credit und der Werth der Actien, so daß das Volk zu der Bank hinströmte, um seine Actien einzulösen. Da war aber nicht so viel Geld, und man konnte kaum die Wuth der Betrogenen beschwichtigen. Law floh und starb in Italien in dürftigen Umständen; Tausende waren durch ihre Habsucht an den Bettelstab gebracht.

Nach dem Tode des Regenten und seines Gesellen übernahm Ludwig XV. selbst die Regierung, allein das Beispiel hatte schon gewirkt und er die Sünde liebgewonnen, die er an seinem Erzieher täglich sah. Der Erzbischof Fleury, sein erster Minister, ein redlicher Mann, vermählte ihn mit Marien, der schönen und tugendhaften Tochter des Königs Stanislaw Lesczynski. Allein der König hatte keinen Sinn für Häuslichkeit, und er suchte Zerstreuungen bei gemeinen Weibern, und das Sittenverderben war schon so weit vorgerückt, daß man nicht einmal mehr, wie zu Ludwigs XIV. Zeiten, den Anstand beobach-

ſchlafen, wild fuhr er öfter von ſeinem Lager auf und blickte ſchweigend um ſich her. Niemand wagte es, ſich ihm zu nähern, nur der alte Artillerie-Oberſt Moller ſprach zuweilen ein Wort, und als ihn der König mit bebender Stimme fragte — das erſte Wort nach langem Schweigen: — „Sage Er mir, Moller, warum ſtehen meine Preußen nicht mehr wie ſonſt?“ da antwortete der fromme Moller: „Kann's denn anders ſein, da iſt keine Gottesfurcht mehr bei den Leuten, und wird mehr geflucht denn gebetet, wo ſoll da der Muth herkommen, den doch nur Gott kann geben und die Zuverſicht auf ihn. Die Betſtunden werden auch nicht mehr gehalten wie ſonſt und die Gottloſigkeit reißt immer mehr ein.“ Da ſah ihn der König mit großen Augen an, mit Augen, die Gott bekannten, und rief: „Die Betſtunden ſollen wieder bei den Regimentern täglich gehalten werden, ſorge Er, daß ſogleich Befehl dazu gegeben werde.“ Nach einigen Tagen hatte er wieder von allen Seiten Geſchütz herbeiführen laſſen, und verſchanzte ſich in einem Lager, weil er erwartete, die Feinde würden ihn verfolgen. Zum Glück waren dieſe nicht einig. Der ruſſiſche General meinte, er habe genug gethan, nun ſollten die Oeſtreicher wieder allein den Krieg führen. Mittlerweile machte der Prinz Heinrich den Oeſtreichern zu ſchaffen, und der König gewann bald wieder ſeinen alten Muth.

Noch zwei Jahre dauerte der Krieg mit abwechſelndem Glücke fort, allein im J. 1762 war Friedrich ſchon ſo erſchöpft an allen Hilfsquellen, als der Tod der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth ihm plötzlich frohere Ausſicht gewährte.

§ 12. Katharina II. von Rußland und der Hubertsburger Friede.

So ſehr waren die europäiſchen Staaten, welche an Rußland grenzten, durch Uneinigkeit, ſchlechte Regierung und Stillſtand in allen Dingen zurückgeblieben, daß dieſes Nachbarreich, welches man im 16. Jahrhundert noch kaum dem Namen nach kannte, mächtigen Einfluß auf ihre Angelegenheiten gewann. In Schweden herrſchten die Mützen, und lenkten König und Reich nach Belieben, in Polen war Auguſt III. durch ruſſiſche Hilfe auf dem Throne befeſtigt, und ſo auch Sachſen zu dem Bündniß gezogen, welches Deutſchland in ſeinem Innern zerfleiſchte. Schwerlich wäre auch Maria Thereſia ſo hartnäckig auf dem Fortgange des Krieges beſtanden, wenn nicht die ruſſiſche Hilfsarmee geweſen wäre. Nun ſollte auch wieder Rußland den ſiebenjährigen Krieg entſcheiden. Es ſtarb nämlich im J. 1762 die Kaiſerin Eliſabeth, nachdem ſie vorher ihren Schweſterſohn, Herzog Peter von Holſtein, zum Nachfolger erwählt hatte. Dieſer Prinz vermählte ſich mit der Prinzeſſin Sophie Auguſte von Anhalt-Zerbſt, und Beide kamen noch bei der Kaiſerin Lebzeiten nach Petersburg, wo ſie die griechiſche Religion annehmen mußten und Sophie insbeſondere auch ihren Namen mit Katharina vertauſchte. Peter war ein Herr von guten Anlagen und menſchenfreundlichem Gemüthe, doch übertraf ihn ſeine Gemahlin an

Geist und Klugheit. Anfangs lebte dieses Paar recht glücklich, doch wirkte der Hof Elisabethens, wo schamlose Sitte herrschte, nachtheilig auf Beide, und es schlich sich in ihr Verhältniß anfangs Kälte, sodann aber völlige Gleichgiltigkeit gegen einander ein. Bei dem Tode seiner Tante unternahm Peter sogleich große Reformen im Reiche, indem er, ein großer Verehrer Friedrichs II., Alles im Staate und beim Heere nach preußischem Fuße einrichtete. Auch der russischen Geistlichkeit wollte er mehr Eifer im Kirchendienste und die Verpflichtung, für Volksbildung zu sorgen, einschärfen. Die zahlreichen Verbannten, welche unter der vorigen Regierung nach Sibirien hatten wandern müssen, wurden größtentheils zurückgerufen. Alle diese Veränderungen mißfielen aber dem größten Theile der Nation, und am meisten murrte die Geistlichkeit, welche befürchtete, der Kaiser möchte am Ende die protestantische Kirche in Rußland einführen. Einige Große des Reichs, der Graf Panin und die Gardeofficiere Gregor und Alexius Orlow, Günstlinge der Kaiserin, benutzten das Mißverhältniß des Kaiserpaars und beredeten Katharinen, sich an die Spitze einer Verschwörung zu stellen, welche den Kaiser entthronen und sie zur Alleinherrscherin erheben sollte. Katharina, der man gesagt, daß ihr Gemahl gedroht habe, sie in ein Kloster sperren zu lassen, willigte ein, und während Peter auf seinem Lustschlosse sich befand, eilte Katharina nach der Hauptstadt und ließ sich von den Soldaten und dem Volke zur Kaiserin ausrufen. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß sie die Regierung darum übernehme, weil Peter mit den geschwornen Feinden Rußlands Frieden und Bündniß geschlossen habe und die russische Kirche in großer Gefahr schwebe. Als diese Nachricht zu Peter gelangte, rieth man ihm, sich an der Spitze der Holsteiner Garde nach Petersburg zu begeben und den Aufruhr zu ersticken; allein er gab den Bitten seiner Freundinnen nach und wollte sich lieber mit seiner Gemahlin versöhnen. So geschah es, daß er gefangen genommen und in einem entlegenen Dorfe nach kurzer Haft von einigen russischen Officieren ermordet wurde. Ob die Kaiserin von dieser schwarzen That wußte, ist noch nicht ausgemittelt worden. In Petersburg hieß es: der Kaiser sei plötzlich an einer Kolik gestorben.

Diese Veränderungen am russischen Hofe hatten nun großen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten. Kaiser Peter III. hatte, sobald er die Regierung angetreten, sogleich seinem Heere in Schlesien befehlen lassen, sich mit den Preußen zu vereinigen. Schon stand Friedrich II. bei Reichenbach den Oestreichern gegenüber, als die Nachricht vom Tode Peters eintraf, und zugleich der Befehl an den General Czernicżew, mit seinem Heere heimzukehren. Da beredete Friedrich II. den General, nur noch drei Tage den Befehl geheim zu halten; das Treffen erfolgte, und Friedrich siegte, weil das russische Heer, in Schlachtordnung aufgestellt, wenn auch unthätig, den östreichischen Feldherrn doch entmuthigte, die Schlacht fortzusetzen. Anfangs hatte Katharina beschlossen, den Krieg gegen Friedrich fortzusetzen, weil sie meinte, er habe ihren Gemahl gegen sie aufgebracht; als sie aber Briefe in ihre Hände bekam, aus welchen sie das Gegentheil erfuhr, verzieh sie dem Czernicżew und schloß mit Preußen Frieden. Auch in Schweden

änderte sich die Politik, und man trat gleichfalls dem Frieden bei; und so wurde Friedrich von zwei Feinden befreit, und obwohl erschöpft, kämpfte er doch im Verein mit dem heldenmüthigen Ferdinand von Braunschweig noch ein Jahr lang, bis alle kriegführende Mächte ermüdet und ohne Geld den Frieden wünschten, der dann wirklich im J. 1763 auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg geschlossen wurde, und worin Alles in den Zustand zurückgeführt wurde, in welchem es vor dem Kriege war. So hatte denn Friedrich II. sich sieben Jahre lang gegen einen halben Welttheil vertheidigt und keine Handbreit Landes verloren. War auch ein großer Theil von Deutschland durch den langen Krieg verwüstet und viel Blut vergossen worden, so hat er doch wieder die alte deutsche Tapferkeit erweckt, der Aufklärung, dem Protestantismus und dem Gewerbfleiße eine feste und sichere Stätte in seinem Reiche eröffnet und das Franzosenthum um seine Ehre gebracht im deutschen Vaterlande *).

Zugleich mit diesem Kriege war auch eben so lange auf dem Meere und in den Colonien zwischen England und Frankreich gekämpft. In Nordamerika verdrängten die Engländer mit Gewalt der Waffen die Franzosen aus Canada und Acadien, wobei die nordamerikanischen Ansiedler unter Washington und andern Anführern treffliche Dienste leisteten. Größer noch war der Verlust, den die Franzosen in Ostindien erlitten, wo eine Gesellschaft von Kaufleuten, die ostindische Compagnie genannt, mit Bewilligung der Regierung ein Reich gestiftet hatte, welches an Größe und Reichthum das Mutterland weit übertraf. Auch Portugal und Spanien wurde mit in den siebenjährigen Krieg verwickelt, und letzteres theilte meist die Niederlagen der Franzosen zur See und in den Colonien, während Portugal sich an England anschloß. Dieses Bündnisses wegen rückte ein spanisches Heer in Portugal ein, um es zu zwingen, den Engländern ihre Häfen zu sperren. Die Portugiesen waren durch die bisherige Jesuitenregierung zu solch einem kraft- und muthlosen Volke herabgesunken, daß sie nicht vermögend waren, den Spaniern Widerstand zu leisten. Zum Glück für das Land hatte der damalige König Joseph Emanuel einen großen Minister, den Marquis von Pombal, der sich alle Mühe gab, den gesunkenen Volkscharakter zu heben. Ueberdieß erschien ein englisches Hilfsheer unter der Anführung des deutschen Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, eines kühnen Feldherrn aus der Schule Friedrich des Großen. Dieser Mann errichtete ein portugiesisches Heer von 30,000 Mann, welches, zweckmäßig in den Waffen geübt und durch Ehrgefühl gehoben, die Spanier muthig angriff und in kurzer Zeit aus dem Lande jagte.

Aller Vortheile ungeachtet, welche die Engländer aus diesem Kriege davontrugen, hatte der Krieg doch so viel Geld gekostet, daß auch sie den Frieden wünschten, der denn, fast zu gleicher Zeit mit dem Hubertsburger, zu Paris zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal geschlossen wurde.

---

*) In dem Schauspiele: Leonore, von Karl von Holtei, ist eine schöne Stelle, die den siebenjährigen Krieg von dieser Seite schildert.

§ 13. Friedrichs II. Regierung und häusliches Leben.

Auf die Wiederkunft des Königs.

Der Held, um den du bebteſt, wenn im Streite,
Wohin ihn ſein Verhängniß trug,
Der ehrne Donner von den Bergen ihm zur Seite
Die Feldherrn niederſchlug:

Da wider ihn mehr Feinde ſich geſellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und er ſich mit entſchloßner Seele zweien Welten
Allein entgegen warf,

Dein König, o Berlin! durch den du weiſer,
Als alle deine Schweſtern biſt,
Voll Künſte deine Thore, Felſen deine Häuſer,
Die Flur ein Garten iſt;

Dein Vater, der dich oft in deinem Mangel
Geſpeiſt, kehrt wieder in dein Land,
Und hat in Feſſeln an der Höllenpforten Angel
Die Zwietracht hingebannt.

Fall an ſein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Freude; fleuch an ſeine Bruſt,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Luſt

Dich reden läßt; Vermählte ſeiner Brüder,
Küßt ſein friedſelig Angeſicht:
Willkommen, Schutzgeiſt deines Volkes! und ſagt wieder:
Willkommen! und mehr nicht.

Ihr Jungfraun, deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain
Den Weg: miſcht Blumen, die der offnen Erd' entſteigen,
Und frühe Blüthe drein.

Ihr edlen Mütter, opfert Spezereien,
Die Maraba den Tempeln zollt,
Da, wo ſein goldner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

Heil uns, daß unſer Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So ſagt, ihr Jünglinge. Du, Chor der Alten, ſage:
Heil uns, daß wir das Ziel

So viel gekrönter Thaten sahn! wir sterben
Von Wonne trunken: Friederich
Bleibt hinter uns: ihr stolzen Enkel sollt ihn erben!
Triumph! so sag' auch ich;

Wenn, unter hohen, jubelvollen Zungen,
Ein süßer Ton auch mir gerieth:
Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

So sang Ramler, als König Friedrich II. nach dem Hubertsburger Frieden in Berlin einzog, und die treuen Bürger sangen es mit, und vergaßen all' der ausgestandenen Drangsale, als sie ihren König wieder sahen. In allen Provinzen war derselbe Jubel, und eine allgemeine Begeisterung ergriff alle Preußen, welche zum ersten Male mit Stolz und Selbstbewußtsein fühlten, daß sie ein Volk sind. Friedrich wandte nun sein ganzes Augenmerk auf das Innere seines Reiches. Vieles war während des Krieges verwüstet und zerstört, Vieles verwahrlost und manche seiner weisen Einrichtungen war in Stockung gerathen. Auch hatte er eine große Schuldenlast auf den Staat gewälzt, und alle Quellen waren doch erschöpft; der Landmann arm, der Bürger ohne Erwerb. Für alles dieses sorgte nun der König, mit rastloser Anstrengung auf Mittel sinnend, um sowohl seinen Unterthanen zu helfen, als auch die Macht des Reichs gegen äußere Feinde zu befestigen. Wohl hatte er sich gleich nach dem Aachner Frieden bei Potsdam ein schönes Lustschloß erbaut, das er Sans Souci nannte, weil er dort ohne Sorgen den Musen, der Freundschaft und der ruhigen Verwaltung seines Staats zu leben hoffte. Allein so gut ist es ihm nicht geworden, denn der darauf folgende siebenjährige Krieg riß ihn gewaltig aus diesem stillen Lieblingssitze heraus, und jetzt, nachdem er sich den Frieden errungen, kehrte er wohl ein daselbst, doch mußte er der Natur gewaltsam den Schlaf abtrotzen, um zu seinen Geschäften Zeit zu gewinnen, und auch Zeit zu gewinnen für Kunst und Wissenschaft, die seinem Geiste, wenn er nicht erliegen sollte, so nöthig waren. Es ist erstaunlich, was er zu leisten im Stande war, allein er hatte sich zum Gesetze gemacht, als der erste Mann im Staate auch der thätigste zu sein. Es war aber diese Thätigkeit dergestalt von dem Geiste der Ordnung belebt, daß jede Stunde ihre genaueste Bestimmung hatte, und nie Etwas aufgeschoben, die Tageseintheilung nie abgeändert wurde. Im Sommer stand er um vier Uhr des Morgens auf, ja wenn Musterung war, saß er schon um diese Zeit auf dem Pferde. Zum An- und Auskleiden bedurfte er keine fremde Hilfe; sogleich wie er das Bett verließ, zog er seine Stiefel an und blieb gestiefelt, bis er sich wieder zu Bette legte. Sein Erstes war, an den Schreibtisch zu gehen, um die in der Nacht eingegangenen Briefe zu lesen; dann ließ er die Adjutanten vor, vernahm ihre Berichte, gab Befehle, trank Kaffee und

machte den Speiſezettel. Sodann nahm er ſeine Flöte und man hörte ihn oft zwei Stunden lang ſpielen, wobei er aus einem Zimmer ins andere ging; „meiſt," pflegte er zu ſagen, „kommen mir da die beſten Gedanken." Sobald er die Flöte weglegte, traten die Cabinetsräthe mit den Auszügen aus den Briefen ein, die ſie ihm vorlegten oder vorlaſen und ſodann die Weiſung erhielten, was auf jeden Brief zu erwiedern ſei; oft ſchrieb er ein paar lakoniſche Worte an den Rand mit eigener Hand. So ſehr er die franzöſiſche Sprache liebte, ſo blieb doch die deutſche die Dienſtſprache. Waren die Geſchäfte hiermit abgemacht, dann ſchrieb er Briefe und las, wenn noch Zeit übrig war, in einem Buche. Schlag zwölf Uhr ging er zur Tafel, wo immer eine gewählte Tiſchgeſellſchaft von gebildeten und heitern Männern aus allen Ständen verſammelt war. Er hielt viel auf Leckerbiſſen, aber noch mehr auf eine geiſtreiche Unterhaltung. Nach der Tafel ſpielte er wieder eine halbe Stunde Flöte, dann unterzeichnete er die im Cabinet abgefaßten Briefe, trank Kaffee und beſah ſeine Anlagen. Von vier bis ſechs Uhr beſchäftigte er ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten; ſo ſchrieb er die Denkwürdigkeiten ſeiner Kriege und verſuchte ſich auch in franzöſiſchen Verſen *). Von ſechs bis ſieben war Concert, wo er immer drei Solos zu ſpielen pflegte; zu dieſer Unterhaltung wurden aber nur Kenner oder Liebhaber von Muſik zugelaſſen. Am vergnügteſten war er, wenn ſein Muſikmeiſter Quanz ſpielte. Um ſieben Uhr ging er zum Abendeſſen in derſelben geiſtreichen Geſellſchaft, in welcher ein witziger Einfall den andern jagte, ſo daß oft die Mitternacht die heitere Geſellſchaft überraſchte. War er auf Reiſen, um ſeine Truppen zu muſtern, ſo blieb dieſe Eintheilung des Tages dieſelbe, nur daß die meiſten Morgenſtunden den Waffenübungen zugewendet wurden; während des Carnevals aber, welchen er in Berlin zubrachte, beſuchte er die italieniſche Oper und das franzöſiſche Theater.

Wir kommen hier wieder auf des Königs Vorliebe zum Franzöſiſchen, welches er wirklich mit Geringſchätzung deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft liebte. Die meiſten Mitglieder der königlichen Akademie waren Franzoſen, und er ließ es ſich viel Geld koſten, den berühmten Voltaire nach Berlin zu ziehen, während er große deutſche Schriftſteller und Dichter, wie Klopſtock, Leſſing, Mendelſohn und Andere gar nicht beachtete. Voltaire, der witzigſte Kopf ſeiner Zeit, belebte allerdings die Abendunterhaltungen des Königs ungemein, benahm ſich aber bald mit ſolchem Uebermuthe, daß Jedermann froh war, wenn er ſich der Geſellſchaft entziehen durfte. Er neckte beſonders den ehrwürdigen Maupertuis, einen gründlichen, nur etwas ſteifen Gelehrten; ja er hatte ſogar die Kühnheit, auf ihn eine beißende Schmähſchrift zu verfaſſen und ſie trotz des königlichen Verbotes in Druck herauszugeben. Friedrich ließ die Schrift auf den öffentlichen Plätzen von Berlin durch Henkershand verbrennen, worauf zwiſchen ihm und Voltaire das bisherige gute Verhältniß geſtört war. Voltaire verließ bald darauf den

*) Dieß that er auch auf ſeinen Feldzügen, und oft ſchrieb er kurz vor einer Schlacht die heiterſten Briefe, die zierlichſten Verſe.

Hof, nahm aber ein Heft von des Königs Gedichten mit, die er dann wirklich in Frankreich herausgab. Der König, darüber entrüstet, entzog ihm das versprochene Jahrgehalt und schrieb ihm unter andern: „Ihr Herz ist tausendmal abscheulicher, als Ihr Geist schön ist.“ Obwohl nun der König später seinen Briefwechsel mit Voltaire wieder fortsetzte, kehrte doch die alte Vertraulichkeit nicht mehr zurück. Solche Erfahrungen, wo er Undank für Freundschaft erntete, machten den König mit der Zeit mißtrauisch gegen die Menschen, und er schloß sich endlich lieber an die Thierwelt an; besonders waren es Windhunde, die er beständig um sich hatte und die er beinahe mit Zärtlichkeit liebte. Uebrigens war die Vorliebe für's Französische dem Könige eben so verzeihlich, wie seine Gleichgiltigkeit für das Kirchenthum; die meisten deutschen Gelehrten waren steif und pedantisch, und gegen Vornehme oft bis zum Kriechen demüthig, die Prediger und ihre Kanzelvorträge meist gemüth- und geistlos. Dabei war er in seinem Denken und Leben deutscher, als die deutschen Schriftsteller seiner Zeit, die sich bewußtlos in französischem Regelzwang bewegten, und hatte mehr Religion und Christenliebe, als Ludwig XIV. und die Andern, welche ihre Mitchristen wegen abweichender Meinungen mit Feuer und Schwert verfolgten. Er hielt weder unnützes Hofgesinde, wie jener König, den die Franzosen groß nennen, tanzte und trippelte nicht im Perückenstaate unter langweiligen Hofschranzen herum, vergeudete nicht die Zeit mit eitlem Geschwätz und verpraßte nicht Hab und Gut seiner Unterthanen mit Hoffesten, wie die übrigen deutschen Fürsten. Wie er über die französische Nation dachte, erhellt aus einem Briefe an Voltaire, wo er schreibt:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich Ihre Franzosen ergötzen. Diese nach lauter Neuem haschende Nation gewährt mir beständig neue Auftritte; bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald ihre Zurückberufung; jetzt die Beichtscheine; jetzt die Aufhebung des Parlaments; alle drei Monate neue Minister: kurz, sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie unstreitig dieß Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht.“

Auch in seinen Sitten war Friedrich II. ganz deutsch, gerade und fest und durchaus human. Wahr ist es, daß er den Adel bevorzugte, indem er ihm nach dem siebenjährigen Kriege alle Officierstellen gab; allein seine Absicht war, bei diesem Stande, dessen Bestimmung es sei, das Vaterland zu vertheidigen, den ritterlichen Geist zu wecken. In jedem andern Falle galt bei ihm Gleichheit vor dem Gesetze, denn er schätzte Jedermann und sprach öfter und vertraulicher mit Bürgern und Bauersleuten als mit Adeligen. Er brauchte auch nicht, wie der eitle Ludwig, durch geziertes Hervorheben seiner Persönlichkeit sich erst Achtung und Ansehen zu erwerben, und konnte sich frei und nachlässig bewegen, ohne daß er sich etwas vergab. Sein Anstand war, besonders in den jüngern Jahren, durchaus edel, sein Gang schnell und voll Würde, erst im höhern Alter saß er etwas gekrümmt und nachlässig zu Pferde. Das Königliche aber und zugleich das Menschliche lag in seinem Blicke, dem Nichts widerstehen konnte; denn in seinen schönen, blauen, feurigen

Augen, die Jedem in die Seele drangen, lag aller Zauber seiner Menschengröße und Menschenliebe. Es ist wahr, er herrschte mit Willkür, gab oft Befehle, traf oft Einrichtungen, die schlechten Erfolg hatten und Tausende in Unglück brachten; allein er war seinem Zeitalter vorangeeilt, und hatte keinen Geist, der ihn ganz verstehen konnte, und wenn er besonders in seinen letzten Jahren sein Volk durch Handelssperre und Auflagen drückte, so war es die Nothwendigkeit, seine Finanzen in gutem Stand zu erhalten, denn wie konnte sich Preußen gegen so mächtige Nachbarn erhalten, wenn es nicht immer zum Kriege gerüstet war und auch die Mittel hatte, Krieg zu führen. Wir werden ihn noch in seinen letzten Lebensjahren, die schon durch Krankheit und mancherlei Kummer getrübt waren, mit Kraft und Anstrengung für die deutsche Freiheit auftreten sehen. Zu seinem Nachfolger bestimmte er Friedrich Wilhelm, den Sohn seines Bruders gleichen Namens, und im J. 1786 schrieb er an seine Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, welche ihm den berühmten Doctor Zimmermann gesandt hatte, wie folgt:

Den 10. August 1786.

Meine verehrungswürdige Schwester!

Der hannöversche Arzt hat sich einen Dank bei Ihnen verdienen wollen, aber die Wahrheit ist, daß er mir nicht hat helfen können. Die Alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Menschenalter seine Stelle finde, und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist's nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schwester. Mit der größten Hochachtung, meine verehrte Schwester,

Ihr treuer Bruder und Diener

Friedrich.

Sein Ende war indeß näher, als er glaubte, denn schon sieben Tage, nachdem er diesen Brief geschrieben, verschied er, sanft das Haupt zum ewigen Schlummer senkend. Seine letzten Worte waren: „Ich gehe ruhig hinüber zu dir, du ewiges Wesen! Zwar dort, wo du die Waage hältst, werd' ich nicht König sein, aber thätig doch und nicht mehr von Undank gedrückt.“ Sein Tod erregte allgemeine Bestürzung in Berlin und in ganz Preußen, und das Volk fühlte, was es verloren hatte.

Wie er gewußt, was es bedeute, König zu sein, mögen seine eigenen Worte bezeugen, wenn er sagt:

„Ein Fürst ist gegen sein Volk, was das Herz dem Körper ist. Dieß empfängt das Blut aus allen Gliedern, und stößt es mit Gewalt bis an ihre äußersten Enden zurück. Der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen; er gibt ihnen Ueberfluß, Glückseligkeit, Ruhe, und was er irgend zum Wachsthum und zum Wohl der Gesellschaft thun kann, wieder.

Dieß sind Maximen, die im Herzen jedes Menschen von selbst entspringen müssen; das Gefühl gibt sie, wenn man nur etwas nachdenkt; man hat keinen großen Cursus der Moral nöthig, um sie zu lernen.

Tyrannen betrachten die Sache anders. Sie sehen die Welt als für sie geschaffen an; und um über gewisse gewöhnliche Unglücksfälle erhoben zu sein, verhärten sie ihr Herz vor denselben. Wenn sie ihre Unterthanen unterdrücken, wenn sie hart, gewaltthätig und grausam sind, so kommt dieß daher, daß sie das Böse nicht kennen, das sie verüben; sie haben es nie selbst gefühlt, darum gehen sie so leicht darüber. Sie sind nicht im Fall des Mutius Scävola gewesen, der vorm Porsenna die Hand in's Feuer steckte, und dadurch die Wirkung des Feuers auf seine Hand wohl kennen lernte.

Mit Einem Worte: die ganze Haushaltung des menschlichen Geschlechts ist eingerichtet, um Menschenliebe einzuflößen. Die Aehnlichkeit der Menschen unter einander; die Gleichheit ihres Looses und das unentbehrliche Bedürfniß, das Einer vom Andern hat; Unglücksfälle, die die Bande des Bedürfnisses noch stärker anziehen; die natürliche Neigung, die man zu seines Gleichen hat; unsre Selbsterhaltung, die uns Humanität predigt; die ganze Natur scheint sich zu vereinigen, um uns eine Pflicht einzuprägen, die unser Glück macht und täglich neue Annehmlichkeiten auf unser Leben verbreitet."

Warum hat nicht weiblicher Sinn und weibliche Liebe den Weg gefunden zu dem Herzen dieses großen Fürsten, ihn zu lohnen für seine Rastlosigkeit?

Großer erhabener Geist!
Laß auf deinem Grabe
Späten Bardenklang verklingen,
Dich preisend und dein Herz,

Nicht dem Flammenblick, der dir
Siege schuf am Tage der Schlacht,
Nicht des Herrschers Gewalt,
Menschlich erhab'ne Gewalt.

Nein. Ich singe dein Herz,
Dein glühend heißes Herz,
Das durch die Stürme der Tage
Liebe zu suchen, die Kraft verlor.

Ach, keine fühlende Brust
Nahm den Ermüdeten auf,
Wenn er aus des Lebens
Heißem Gedränge heimgekehrt.

Nur der Flöte Spiel,
Sanft verklingendes Spiel
Gab ihm getreu den Ton,
Der in ihm lebte, zurück.

§ 14. Ludwig XV. und Frankreich.

Ein vollständiges Gegenstück zu Friedrich dem Großen war sein Zeitgenosse Ludwig XV., König von Frankreich, den man den Kleinen nennen könnte. Er hat die Hoffnungen und Erwartungen, welche sich die Nation von ihm machte, schlecht erfüllt, denn mit ihm ist nicht nur die Blüthe des Reichs, sondern auch das königliche Ansehen, welches sein Urgroßvater so trefflich aufrecht hielt, untergegangen. Dieß war nun freilich nicht anders möglich, und man wird verleitet, den Fürsten mehr zu bedauern, als anzuklagen, wenn man erfährt, in welchen Händen der fünfjährige Knabe nach seines Urgroßvaters Tode war. Der Regent während seiner Minderjährigkeit war der Herzog von Orleans, einer der verworfensten Wüstlinge, die es je gegeben hat. Er und sein Liebling, der Abt und nachmalige Cardinal Dübois, wälzten sich in der Gesellschaft der lüderlichsten Menschen aus allen Ständen und beiderlei Geschlechts, die der Herzog selbst seine Roués, d. h. Leute, welche verdienen gerädert zu werden, nannte. Dieses Leben kostete unendliche Summen, und das Land war schon erschöpft, das Volk seufzte unter dem Druck der Abgaben. Da machte der Schottländer Johann Law den Vorschlag, eine Bank zu errichten, welche er mit der westindischen Gesellschaft vereinigte, die den Leuten, welche ihr Geld für Actien hingeben würden, reichen Gewinn in den französischen Besitzungen von Nordamerika versprach. Freilich rechnete Law auf ein Volk, wie z. B. die Britten sind, wo noch Treue und Glaube herrscht, allein er und Tausende mit ihm wurden betrogen; das Papiergeld, welches aus den Banknoten und Actienscheinen entstand, stieg im Werthe durch häufige Nachrichten von Goldgruben und anderseitigem Gewinn der westindischen Gesellschaft. Alles wollte nun Actien haben, und es konnte Einer, der eine Actie für 500 Livres gekauft hatte, sie später für 20,000 verkaufen. Schlaue Betrüger, die das Geschäft berechneten, verkauften ihre Actien und gingen mit dem gewonnenen Gelde über die Gränze. Auch wurde es bald bekannt, daß die Nachrichten aus Nordamerika falsch und erdichtet seien. Da fiel mit einem Male der Credit und der Werth der Actien, so daß das Volk zu der Bank hinströmte, um seine Actien einzulösen. Da war aber nicht so viel Geld, und man konnte kaum die Wuth der Betrogenen beschwichtigen. Law floh und starb in Italien in dürftigen Umständen; Tausende waren durch ihre Habsucht an den Bettelstab gebracht.

Nach dem Tode des Regenten und seines Gesellen übernahm Ludwig XV. selbst die Regierung, allein das Beispiel hatte schon gewirkt und er die Sünde liebgewonnen, die er an seinem Erzieher täglich sah. Der Erzbischof Fleury, sein erster Minister, ein redlicher Mann, vermählte ihn mit Marien, der schönen und tugendhaften Tochter des Königs Stanislaw Lesczynski. Allein der König hatte keinen Sinn für Häuslichkeit, und er suchte Zerstreuungen bei gemeinen Weibern, und das Sittenverderben war schon so weit vorgerückt, daß man nicht einmal mehr, wie zu Ludwigs XIV. Zeiten, den Anstand beobach-

tete. Er taumelte von Vergnügen zu Vergnügen und kümmerte sich nichts um die Geschäfte; wußte nicht, daß das Volk Noth und Elend litt, während der Hof in Pracht und Fülle schwamm.

Indessen verwaltete Fleury das Reich nach Kräften, die freilich nicht weit reichten; suchte durch Sparsamkeit und Erhaltung des Friedens die unermeßliche Schuldenlast zu mindern, wurde aber durch den Cardinal Alberoni sowohl, als durch die Vertreibung des Stanislaus Lesczynski vom polnischen Throne zu neuen Kriegen veranlaßt, die wieder viel Geld kosteten und nichts eintrugen, als die Anwartschaft auf das Herzogthum Lothringen. Dieses Land erhielt der Schwiegervater des Königs Stanislaus, sammt dem Titel eines Königs von Polen, unter der Bedingung, daß es nach seinem Tode der Krone Frankreichs für immer anheimfalle. Auch im östreichischen Erbfolgekriege im J. 1740 ergreift Fleury die Waffen gegen Maria Theresia, und wir haben gesehen, wie wenig Ehre die Franzosen sich in diesem Kriege erworben. Der König selbst wurde nach den Niederlanden zur Armee geschickt, um durch seine Gegenwart das Glück zu wenden, doch vergebens. Hier war es, wo er zu Tode krank wurde, und auf Zureden redlicher Männer seine Buhldirnen wegschickte, worauf die edle Maria, seine Gattin, mit rührender Zärtlichkeit sein pflegte und die Freude hatte, ihn gesund wieder nach Paris zurückzuführen. Die Freude und der Jubel des Volkes, das noch immer sittlicher war, als der Hof, war groß; ganz Paris zog dem Könige entgegen, und er selbst rief gerührt aus: „O Gott, womit habe ich so viele Liebe verdient!“ Doch nicht lange währte diese Besserung des Königs; er verstand es nicht, sich geistig zu beschäftigen, und hatte Langeweile, wenn er nicht durch leichtfertige Gesellschaft lärmend und mit ausgelassener Lustigkeit zerstreut wurde. Da rief er denn wieder seine Buhldirnen an den Hof, und das Sittenverderbniß unter den Vornehmen war so groß, daß sich die meisten Frauen und Mädchen glücklich schätzten, königliche Buhldirnen zu werden. Die Gemahlin eines Finanzpächters, Madame d'Etioles, verließ ihren wackern Gatten und wurde des Königs Maitresse. Dieses Weib, bald zur Marquise von Pompadour erhoben und mit Landgütern und Lustschlössern so reichlich beschenkt, daß ihre Einkünfte den königlichen gleichkamen, beherrschte von nun an den schwachen König ganz, und nach Fleury's Tode hing von ihr die Wahl der Minister, Feldherren und aller höchsten Staatsbeamten ab. Wie schlecht sie zu wählen wußte, beweist die Führung des siebenjährigen Krieges, in welchem Frankreich so viel einbüßte. Nach dem Pariser Frieden starb die mächtige Pompadour und hinterließ Millionen ihren Verwandten.

Besser gingen zwar nach ihrem Tode die Geschäfte, als der Herzog von Choiseul an der Spitze stand, der die Seemacht und die Finanzen wieder herstellte, ohne das Land zu sehr zu belästigen, und den Ackerbau wieder zu beleben strebte. Viel nützte dieser Mann auch dem Reiche durch die Aufhebung der Jesuiten, wovon wir jedoch erst unten weitläufiger sprechen wollen. Auch wurde damals Corsika erworben. Diese Insel, seit mehr als vier Jahrhunderten unter der Herrschaft von

Genua, wollte ſich, weil es den Druck dieſer habſüchtigen Republikaner nicht mehr ertragen konnte, von dem kühnen Paoli angeführt, die Freiheit und Selbſtändigkeit erkämpfen. Da die Genueſer den Aufruhr nicht dämpfen konnten, verkauften ſie Corſika den Franzoſen, welche ſich dieſelbe mit Gewalt der Waffen unterwarfen. Das geſchah im J. 1768, in eben demſelben Jahre, als Napoleon, der Sohn des Advocaten Bonaparte, daſelbſt in der kleinen Stadt Ajaccio geboren wurde.

Indeſſen führte der König ſein laſterhaftes Leben fort, wenig und nur auf Augenblicke gerührt über den Tod ſeines älteſten Sohnes, der zum Theil aus Gram über ſeines Vaters Aufführung ſtarb. Ihm folgte auch ſeine liebenswürdige Gemahlin Maria Joſephe, König Auguſts III. von Polen und Kurfürſten von Sachſen Tochter. Ein Jahr darauf ſtarb auch die fromme Dulderin, die Königin Maria Leszczynſka, und der ſechzigjährige König tröſtete ſich über ihren Verluſt, indem er eine ganz gemeine Dirne ohne Bildung und Erziehung zu ſeiner Maitreſſe erhob und ſie mit einem Grafen Dubarri vermählte. Vergebens ſuchte der edle Choiſeul dieſe elende Perſon zu entfernen, er konnte nichts thun, als den nunmehrigen Dauphin, Ludwig XVI., Enkel des Königs, mit der Erzherzogin Marie Antoinette, Marie Thereſens Tochter, zu vermählen; weil er glaubte, durch eine kaiſerliche Prinzeſſin den ſittlichen Anſtand wieder an den Hof zurückzuführen. Choiſeul täuſchte ſich, denn als das Parlament ſich wieder kräftiger als je gegen eine Steuerausſchreibung auflehnte, wurde nicht nur dieſes aufgehoben, ſondern auch Choiſeul ſeiner Würde entſetzt und vom Hofe verwieſen. Jetzt erſt wurde gränzenlos am Hofe verſchwendet, und der alte König ſchämte ſich nicht, unter dem Namen La France der nichtswürdigen Dubarri als Bedienter aufzuwarten, und während er eines Morgens ihren Kaffee kochte, fuhr ſie aus dem Bette ihn an: „So gib doch Acht, La France, dein Kaffee läuft ja zum Teufel.“ Indeſſen überraſchte ihn der Tod ſchon im J. 1774, und ſchrecklich war ſein Ende. Sein Körper, mit den ekelhafteſten Geſchwüren bedeckt, ging in Fäulniß über, Arme und Beine verweſeten, weil er noch lebte, und der Geſtank, den er verbreitete, war unerträglich. Da war denn auch an kein anſtändiges Leichenbegängniß zu denken, man ſtellte den Sarg in eine Jagdkutſche und fuhr damit in Begleitung von 40 Garden über Stock und Stein, und wo man durchfuhr in Dörfern und Weilern, folgten dem Zuge Schimpfreden und Flüche nach.

§ 15. Aufhebung der Jeſuiten.

Während Friedrich II. im ſiebenjährigen Kriege mit Kanonendonner die Ankunft der neuen Zeit und der Aufklärung verkündete, zog ſich auch in den Ländern, wo die Finſterniß und der Aberglaube mächtiger war als in Deutſchland, über die Urheber derſelben, die Jeſuiten, ein furchtbares Gewitter zuſammen. Die Veranlaſſung hiezu war nicht etwa zufällig, auch nicht durch einen einzelnen kühnen Geiſt hervorgerufen, es war die Stimme der Völker und der Geiſt der Zeit, welcher,

der gewaltthätigen Vormünder müde, die Stunde der Befreiung herbeiführte. Drei Männer, der französische Gesandte Choiseul, Pombal, portugiesischer Gesandter in Wien, und Joseph, Sohn des Kaisers Franz I., nahmen zuerst diese Stimme der Zeit und der Völker wahr, und alle drei bewirkten dann zu verschiedenen Zeiten in ihrem Vaterlande die Aufhebung des Jesuitenordens. Zuerst geschah diese in Portugal, wo Pombal nach seiner Rückkehr von Wien des Königs Josephs erster Minister wurde. Dieser wackere Mann, von dem wir schon oben gesprochen, hatte den Entschluß, Portugal aus seiner Erschlaffung wieder zu erheben, fand aber, daß ihm überall die Jesuiten und die Aristokraten Hindernisse in den Weg legten. Im Pariser Frieden war zwischen Spanien und Portugal ein Tausch einiger Colonien in Südamerika eingegangen, welchem sich aber die Jesuiten daselbst mit Hilfe der aufgewiegelten Indianer gewaltsam widersetzten. Man hat später erfahren, daß die Jesuiten wirklich damit umgingen, sich in Amerika ein Reich zu stiften. Schon dieser Umstand machte sie bei allen Regierungen sehr verhaßt, ein im J. 1758 auf das Leben des Königs angelegter Mordplan, in welchen die ansehnlichsten Familien verwickelt waren, reifte den lang gehegten Anschlag Pombals, die Jesuiten in ganz Portugal abzuschaffen, obwohl der Papst Clemens XIII. feierlich protestirte. Diejenigen Mitglieder, welche unmittelbar an der Verschwörung theilnahmen, wurden öffentlich hingerichtet. Unter ihnen war auch der scheinheilige und mystische Malagrida, welcher die sogenannten Uebungen des heiligen Ignatius, an welchen die vornehmsten Damen zu Lissabon theilnahmen, leitete und zugleich seine Büßerinnen gegen die Regierung aufbrachte. Die übrigen Jesuiten wurden auf sieben Fahrzeugen eingeschifft und an der Küste von Italien abgesetzt, wo man sie der gastlichen Aufnahme des heiligen Vaters überließ.

Nirgends richteten die Jesuiten so vielen Schaden an, als in Frankreich, wo sie die grausame Verfolgung der Hugenotten veranlaßten, und durch den Religionshaß, den sie in die Herzen der Katholiken pflanzten, die wenigen Ueberreste der protestantischen Gemeinden zu vernichten strebten. Da ihr Einfluß bei Hof und in den Provinzen groß war, kamen nur Personen, die diesen Religionshaß theilten, zu den Magistratsämtern, und darum waren die Provinzialparlamente wahrhafte Inquisitionstribunale, wie das die Hinrichtung des unglücklichen Johann Calas beurkundet. Dieser Mann, ein wohlhabender Kaufmann zu Toulouse, war seiner Rechtschaffenheit wegen, obgleich Protestant, von der Regierung geduldet, erregte aber durch seinen Wohlstand schon längst den Neid der katholischen Mitbürger, und die Jesuiten ruhten nicht, bis sie seinen Sohn zur katholischen Kirche bekehrten. Dieß schmerzte den Vater sehr, hinderte ihn aber nicht, denselben väterlich zu unterstützen. Er hatte aber noch einen andern Sohn, der geisteskrank und zu allen Geschäften untauglich war. Diesen fand man eines Tages im Vorhofe des väterlichen Hauses erhenkt, und man hatte alle Spuren, daß sich der Unglückliche selbst das Leben genommen habe. Demungeachtet klagten einige böswillige Menschen den siebzigjährigen Calas an, er habe ihn selbst ermordet, um ihn vom Uebergange zur katholischen Religion

abzuhalten. Er wurde verhaftet, gefoltert, und, ſo ſehr er auch ſeine Unſchuld betheuerte, vom Parlament zu Toulouſe zum Rade verurtheilt. Dieſes Urtheil wurde im J. 1762 auf die unmenſchlichſte Weiſe vollzogen, und erſt nach dreiſtündigen Qualen machte ein Keulenſchlag des Henkers ſeinem Leiden und Leben ein Ende. Die Wittwe, welche auch durch Urtheilsſpruch Hab und Gut verlor, flüchtete nach Genf, und kam auch zu Voltaire, der das Ereigniß durch eine Schrift in ganz Europa bekannt machte und allgemeinen Abſcheu gegen ſolche Unmenſchlichkeit erregte. Der edle Choiſeul befahl ſogleich, das gerichtliche Verfahren ſtrenge zu unterſuchen, und als die Unſchuld des Geopferten bewieſen ward, ließ er die Familie aus dem öffentlichen Schatze entſchädigen. Solche und ähnliche Unthaten deckten endlich das Schändliche des Religionshaſſes und aller Umtriebe der Jeſuiten vor aller Welt auf, und am meiſten waren franzöſiſche Schriftſteller befliſſen, mit Spott und Witz nicht nur Unduldſamkeit und Aberglauben, ſondern alles Heilige und Ehrwürdige herabzuſetzen und lächerlich zu machen; dieß war die Freigeiſterei, welche ſich in Frankreich allgemein verbreitete, aber bei dem großen Sittenverderbniß nicht zu einer heilſamen Aufklärung, ſondern nur zur Unkirchlichkeit und Geringſchätzung des Glaubens führte. Uebrigens diente dieſe Stimmung dem freiſinnigen Choiſeul und dem Parlamente von Paris, im J. 1762 den Beſchluß zu faſſen, die Jeſuiten unter keiner Bedingung länger in Frankreich zu dulden. Daſſelbe geſchah dann in den darauf folgenden Jahren in Neapel und Sicilien, ja ſogar in Spanien.

Am längſten erhielt ſich noch der Orden in Deutſchland, wer ſollte es glauben, in dem Lande der Reformation hielt er ſich am längſten! Das war aber ein beſonderer Kunſtgriff der Jeſuiten, daß ſie eben die Fürſtenhäuſer, welche für die Reformation einſt kämpften, in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückzuführen trachteten. So gelang es ihnen mit Guſtav Adolfs Tochter Chriſtina und mit dem Kurfürſten Auguſt von Sachſen, doch ohne Erfolg auf die Völker derſelben, denn ſowohl Schweden als Sachſen blieben feſt und unerſchütterlich in ihrem Glauben. Als die franzöſiſche Prachtliebe und Verſchwendung die kleinern deutſchen Reichsfürſten ergriff, und dieſe häufig nach Paris und Verſailles reiſeten, um daſelbſt das Idol der Höfe zu ſchauen, kehrten ſie meiſt mit undeutſchen, leichtfertigen und wandelbaren Herzen zurück, denen der ſtrengſittliche Proteſtantismus nicht mehr zuſagte, und da gelang es denn jenen Schleichern, einen Kurprinzen von Heſſen-Kaſſel, einen von Würtemberg, die Pfalzgrafen am Rhein und von Zweibrücken und mehrere minder bedeutende regierende Fürſten und Grafen zu bekehren. In der Rheinpfalz und Zweibrücken wurden auch die Unterthanen zum Theil zu dem Glauben des Regenten genöthigt. Am übelſten hauſten aber die Jeſuiten in Baiern, wo das ganze kräftige Volk in Unwiſſenheit, Trägheit und Sittenloſigkeit verſenkt wurde. In Oeſtreich erlaubte man zwar ſeit Eugens kräftiger Regierung den Vätern dieſes Ordens keine unmittelbaren Eingriffe in die Angelegenheiten des Staats, und gegen das Gift ihrer Lehre bewahrte der natürliche Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit das Volk;

jedoch das Aergste, die Unterdrückung des Protestantismus, der nur in den Hochwäldern noch mühselig fortdauerte, und das Verlöschen der Wissenschaft auf Universitäten und Schulen, war ja schon durch sie in den Zeiten der Ferdinande vollendet! Und doch sind die Jesuiten eben durch Oestreich und einen Nachfolger derselben Ferdinande, ohne Zuthun der protestantischen Fürsten, in Deutschland aufgehoben worden. Maria Theresia war noch ganz in den Lehren derselben befangen, und die verfolgten Protestanten konnten bei der sonst so menschenfreundlichen, ja aufgeklärten Frau selten und nur mit Mühe Schutz und Hilfe finden. Aber in ihrem Sohne Joseph war der Keim des Zeitalters mitten unter jesuitischen Beichtvätern mächtig aufgesprossen, und aus seinen hinterlassenen Briefen sieht man, wie er Pombal und Choiseul in ihren Unternehmungen aufmunterte *). Als er nun im J. 1768 nach seines Vaters Tode zum Kaiser erwählt wurde, war sein Erstes,

---

*) An Choiseul, Duc und Pair, wie auch Staatssekretär in Frankreich.

Mein Herr!

Für das Zutrauen danke ich Ihnen. Auf meine Unterstützung könnten Sie, wenn ich Regent wäre, Staat machen, und meinen Beifall in Absicht der Jesuiten und des Plans zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen.

Auf meine Mutter rechnen Sie nicht sehr; die Anhänglichkeit für diesen Orden ist in der Familie des Hauses Habsburg erblich geworden. Clemens XIV. hat selbst hievon Beweise.

Indeß ist Kaunitz Ihr Freund; er vermag Alles bei der Kaiserin; hält es in Ansehung ihrer Aufhebung mit Ihnen und dem Marquis Pombal, der keine Sache zur Hälfte ausgeführt läßt.

Choiseul! ich kenne diese Leute so gut, wie irgend einer; weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten, und Europa von Cap finis terrae bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren.

In Deutschland waren sie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugal die Grandes der Nation, und in Paraguay Könige.

Wäre mein Großonkel Joseph I. nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich Malagridas, Aveiros, und einen Versuch des Königsmordes erleben können. Er kannte sie aber vollkommen, und als das Synedrium des Ordens seinen Beichtvater einstens im Verdacht der Redlichkeit gehabt hatte, und daß dieser Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiser, als für den Vatikan bewies, so wurde er nach Rom citirt. Er sah sein ganzes grausames Schicksal voraus, wenn er dahin müßte, und bat den Kaiser, es zu verhindern. Umsonst war Alles, was der Monarch gethan, um diesem Schritt vorzubeugen. Selbst der Nuntius verlangte im Namen seines Hofes seine Entfernung. Aufgebracht gegen diesen Despotismus Roms, erklärte der Kaiser, daß, wenn dieser Priester ja unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft dahin reisen solle, und daß ihn alle Jesuiten in östreichischen Ländern dahin begleiten müßten, von denen er keinen wieder sehen wolle. Diese in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entschlossene Antwort des Kaisers machte die Jesuiten von ihrem Vorhaben zurückgehen.

So war es einst, Choiseul! ich sehe voraus, daß es anders werden muß.

Adieu! Der Himmel erhalte Sie noch lange für Frankreich, für mich und für das Heer Ihrer Freunde.

Joseph.

das alte Reich der Finsterniß anzugreifen, und es gelang ihm auch, seine Mutter zu bewegen, daß sie zur Aufhebung des Jesuitenordens einwilligte. Zum Glück bestieg eben zu der Zeit der weise Ganganelli unter dem Namen Clemens XIV. den päpstlichen Thron. An ihn wandte sich Kaiser Joseph, und erhielt im J. 1773 das Breve, in welchem der Jesuitenorden, wie er sich ausdrückt, um des Friedens in aller Christenheit willen, für alle Zeiten aufgelöst wurde. Der Dank aller Völker und insbesondere der Beifall der Mönchsorden und ein allgemeiner Jubel in Rom lohnten ihm die kühne That; doch überlebte er sie nur zwei Monate; ein langsam wirkendes Gift machte in demselben Jahre seinem Leben ein Ende. Leider haben von der Aufhebung der Jesuiten nur die Regierungen unmittelbaren Vortheil gezogen, denn sie nahmen die Güter derselben, wie zur Zeit der Reformation die Güter der katholischen Geistlichkeit in Anspruch, ohne die Schulen der Jesuiten, die bei allen Mängeln ihr Gutes hatten, auf andere Weise zu ersetzen. Auch dürfen wir, so sehr wir den ganzen Orden verdammen, einzelnen Mitgliedern desselben, die edel und menschlich fühlten und Wahrheit zu sagen nicht scheuten, ein ehrendes Denkmal nicht versagen. Vor allen nennt das deutsche Volk mit Stolz einen Friedrich von Spee, einen Jakob Balde und einen Michael Denis.

§ 16. Kunst und Wissenschaft.

Wohlthätig war für die Staaten die Abschaffung der Jesuiten, wohlthätiger aber noch für die Wissenschaft, welche schon zu Ende des 17. Jahrhunderts große Fortschritte machte, weit größere aber im 18. Doch ging diese nicht allein von Deutschland aus, Frankreich und England hatte großen Antheil an der allgemeinen Aufklärung der europäischen Menschheit. Den Weg zu einem freiern Denken, welcher in der Religionslehre, sowie in der Philosophie bisher verschlossen war, bahnten die Naturwissenschaften, welche im Zeitalter Ludwigs XIV., weil sie auch im Leben unmittelbaren Nutzen versprachen, eifrig betrieben wurden. Um's J. 1680 erfand der Bürgermeister von Magdeburg Otto von Guerrike die Luftpumpe, und der Graf Buffon ergötzte und belehrte durch seine Naturgeschichte. Tiefsinniger und gelehrter waren die Forschungen des großen Newton, und erst in neueren Zeiten sind die Erfindungen von Dampfmaschinen, welche zuerst im J. 1699 der Engländer Savary erfand und im J. 1764 sein Landsmann Wadt verbesserte, auf Gewerbe, Fuhrwesen und Schiffahrt angewandt worden. Merkwürdig ist, daß ein Schwede, der große Linné, in einem so pflanzenarmen Lande, wie seine Heimath ist, zuerst einen tiefern Blick in Bildung und Entstehung der Pflanzen that. Solche Vorarbeiten in der Naturwissenschaft förderten auch die Philosophie, welche schon im 17. Jahrhundert der Franzose Descartes und der holländische Israelit Spinoza mit freierm Geiste, als die Scholastiker, bearbeitet hatten. Ein gesundes Denken über menschliche Angelegenheiten empfahl der Engländer Locke, wissenschaftliche Begründung der Philosophie und die gesammte deutsche Literatur Leibnitz. Allein diese Wissenschaft wurde

von den Jesuiten und den Regierungen gleich dem Protestantismus verfolgt; Descartes fand eine Zuflucht in Schweden, und die deutsche Philosophie, welche Christian Wolf in den Hochschulen einführte, bei dem philosophischen König Friedrich II. Nicht so redlich meinten es die französischen Philosophen dieses Zeitalters, welche unter dem Namen einer Encyclopädie der Wissenschaften ihre Ansichten verbreiteten, mit der Wahrheit und der Religion; sie glichen einerseits, durch ihre Begünstigung sinnlicher Zwecke den Jesuiten, und indem sie den Aberglauben mächtig bekämpften, griffen sie auch die Wurzeln menschlicher Wohlfahrt, wahre Religion und Tugend mit ihrer schimmernden Beredtsamkeit und blendendem Witze an. Solch ein Mann war auch der allberühmte Voltaire, welcher durch seine poetischen Schriften schon als Jüngling bekannt in einer unübertrefflichen Schreibart Alles bezauberte. Weil er aber sowohl Religion als Regierung mit seinem beißenden Witze angriff, wurde er auf eine Zeit in die Bastille gesetzt, und auch nach seiner Freilassung hart verfolgt, bis er durch niedrige Schmeichelei, welche er der Madame Pompadour bewies (die er eine Philosophin nannte), in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Seiner Eitelkeit wurde übrigens mehr geschmeichelt, als irgend einem Schriftsteller, denn da die französische Sprache an allen europäischen Höfen herrschte, bekam er die schmeichelhaftesten Zuschriften von den russischen Kaiserinnen Elisabeth und Katharina und vielen deutschen Reichsfürsten, und wie ihn Friedrich II. schätzte, ist schon erzählt worden. Er war lange Zeit auch bei edler denkenden Menschen wegen seiner Kühnheit, mit welcher er den Aberglauben bekämpfte, bewundert; wenn man aber seine Schriften liest, so sieht man, daß es ihm nicht so sehr um Wahrheit und Veredelung der Menschheit, als darum zu thun war, mit solch gefürchteten Schreckbildern sein Spiel zu treiben. Den Protestantismus kannte er gar nicht, und beurtheilte die christliche Religion nach dem jesuitischen Lehrbegriffe. So ist denn auch seine Darstellung der Reformation in seiner Weltgeschichte höchst leichtfertig und gemein: er meint, Luther sei darum gegen den Ablaß aufgetreten, weil die Augustiner den Dominikanern den Verkauf desselben mißgönnten! Als seine Vertheidigung des unglücklichen Calas alle Menschenfreunde entzückte, schrieb er in einem Briefe: „Daß meine Schrift den Protestanten nicht Gewissensfreiheit verschafft hat, thut mir leid; nicht als ob diese nicht eben solche Narren wären, als die Katholiken; aber es ist doch weise, Jeden auf seine Weise närrisch sein zu lassen.“ So ist auch seine gerühmte Freiheitsliebe nicht lauter, wenn er an einen Freund schreiben konnte: „Wir Philosophen bekümmern uns nicht darum, daß unsere Landleute und Handwerker aufgeklärt seien, sondern wir wollen, daß es die gens du monde seien.“ Eben so einseitig, ja lächerlich sind seine Urtheile über alte und neue Literatur, wenn er z. B. sagt, die Werke eines Sophokles, Aeschylus, Aristophanes und anderer seien Schülerarbeiten gegen die Werke der Franzosen, wenn er Dante für einen Narren und ein Ungeheuer erklärt, Petrarca einen einförmigen Schwätzer, Calderon ein Genie aus dem Tollhause nennt. Beinahe mit Worten schreibt Friedrich II., man fände die abscheulichen Stücke

von Shakespeare auf dem jetzigen Theater, die nur würdig wären, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden. Uebrigens bleibt ihm das Verdienst unbenommen, daß er es war, der den Aberglauben und die Despotie in so unwiderstehlichem Reize der Darstellung vor den Großen der Erde herabzusetzen gewagt habe, und bei dem großen Haufen, der nicht gerne liest, ohne unterhalten zu werden, hat er gewiß zuerst einiges Denken über die höchsten Ideen der Menschheit aufgeregt. In seinem Privatleben war er wohlthätig und menschenfreundlich, und wenn ihn auch der katholische Clerus nicht begraben wollte, segneten doch viele Arme, deren Noth er gemildert, seine Asche. Ganz eine entgegengesetzte Richtung nahm der schwärmerische und ernste Rousseau vom J. 1712 bis 1778, von armen Eltern in Genf geboren, der nach mannigfaltigen Schicksalen meist in gedrückten Umständen, die er sich eines Theils durch seine wunderlichen Launen herbeiführte, endlich in Paris in stiller Zurückgezogenheit lebte. Seine Hauptwerke sind: die neue Heloise, Emil über die Erziehung und über den gesellschaftlichen Grundvertrag, worin er das Ideal eines naturgemäßen Zustandes des Menschengeschlechts verfolgt. Nach seinen Schriften sind alle Menschen gleich, zur Freiheit und zu gleichen Ansprüchen geboren; Kunst, Wissenschaft und Bildung macht die Menschen schlechter und unglücklicher, darum er auch gegen Theater und Künste eifert, obgleich ihm selbst nächst der Natur die Musik den höchsten Lebensreiz gewährt. Am meisten hat er durch sein Buch über die Erziehung genützt, aber auch viel geschadet; eine zweite Erlösung war der Aufruf an die Eltern, die Kinder naturgemäß zu erziehen, und nicht durch Verzärtelung und Ueberspannung der Geisteskräfte den Keim eines gesunden und heitern Lebenssinnes und Denkens zu ersticken. Wie wohlthätig mußte eine solche Stimme auf die verkehrte Pariser Welt wirken, wo das Familienleben längst nicht mehr bestand, die Mütter nicht mehr ihre Säuglinge stillten, sondern Ammen überließen, und gewöhnlich auf's Land zur Pflege und Erziehung schickten, und sie nur erst erwachsen wieder heimholten. Allein Vieles ist in dem Buche so dichterisch und unüberlegt, daß nach seinem Rathe gewöhnlich körperlich gesunde und gewandte, aber auch zugleich so eigenwillige Menschen wurden, die sich in die Verhältnisse des Lebens nicht fügen und Alles nach ihrem Sinne gestalten wollten. Auch er wurde von katholischen und reformirten Geistlichen verfolgt, während ihn ganze Nationen, wie z. B. die Corsikaner und die Polen, einluden, ihr Gesetzgeber zu werden. So wenig sein gegen die herrschende Sitte abstoßendes Leben zu entschuldigen ist, bleibt ihm doch der Preis, nie die Tugend und Sittlichkeit in seinen Schriften absichtlich verletzt zu haben. Edler in seinen Schriften und Leben als Beide und ein strenger Denker war Baron von Montesquieu, berühmt durch sein Buch über den Geist der Gesetze und die persischen Briefe, in welchen er nicht nur die Sitten und Thorheiten der Franzosen, sondern auch Kirche und Regierung geißelt. Mit mehr Ernst, darum auch schärfer und tiefgreifender waren die englischen Schriftsteller dieser Zeit, bis nicht auch hier französischer Witz und französische Oberflächlichkeit sich, wie in die höhere Gesellschaft, so auch in die Literatur einschlich. Schon

an den Dichtern Pope und Dryden vermißt man die Kühnheit und die Tiefe Shakespeare's; zierliche Wendungen, leichter Versbau und kalte Belehrung ist Alles, was man in diesen Dichtern findet, nur wenig Natur und wenig Poesie.

In Deutschland, wo die sogenannte gute Gesellschaft noch nicht zum Nachtheil des häuslichen Lebens überhand genommen — denn die deutschen Höfe bildeten doch mehr ein abgesondertes und dem Volke ganz fremdes Element — konnte die Literatur auch nicht von dannen ausgehen. Kirche und Schule waren seit der Reformation der einzige Ort, wo sich das deutsche Volk, vorzüglich das protestantische, zum geistigen Leben vereinigte. Es ist schon gesagt worden, wie wenig Leben die Kirche bot; auch die Schule war nicht besser, so lange darin nichts als Latein gelehrt wurde. Zu Ende des 17. Jahrhunderts traten drei Männer auf, welche in Kirche und Schulen statt des todten Buchstabs wieder Geist, und statt der lateinischen Sprache die deutsche einführten. Dieß waren Jakob Spener, Hermann Franke und Christian Thomasius. Spener (geboren in Elsaß im J. 1635), zuerst Prediger in Frankfurt am Main, dann zu Straßburg und Dresden und endlich Propst und Consistorialrath zu Berlin. Um den christlichen Glauben in den Gemeinden zu beleben, führte er häusliche Andachtszusammenkünfte ein, und empfahl den Theologen das Lesen der heiligen Schrift, hielt auch für Studirende darüber deutsche Vorlesungen, und gab sich besonders Mühe, durch katechetische Belehrungen, die seit Luther ganz vernachlässigt wurden, die unmündige Jugend im Christenthum zu unterweisen. Er mußte viele Verfolgungen dulden von den Predigern und Professoren der Theologie, deren Dogmatik er unfruchtbar nannte. Man wollte ihm nach seinem Tode nicht einmal den Beinamen des seligen geben, und seine Schüler nannte man auf der Leipziger Universität die Frömmler oder Pietisten. In seinem Geiste wirkte auch August Hermann Franke, aus Sachsen, der im J. 1685 in Leipzig mit allgemeinem Beifall deutsche Vorlesungen über die Religionslehre hielt. Er wurde durch die Professoren und Geistlichen verfolgt, und ging nach Erfurt, wo er als Prediger angestellt und abermals, ungeachtet der Bitten seiner Zuhörer, abgesetzt wurde. Auch ihn nahm, wie Spenern, Brandenburg in seinen Schutz, denn er wurde als Professor der morgenländischen Sprachen und als Prediger nach Halle berufen. Hier stiftete er im J. 1696 das große Waisenhaus, in welchem zuerst nur vier, bei seinem Tode schon 134 Waisen versorgt und unterrichtet worden. Mit diesem Waisenhause verband er eine Schulanstalt, von 130 Lehrern und 3 Lehrerinnen, in welchem über 2000 Kinder unterrichtet wurden, und ein Pädagogium für adelige und wohlbemittelte Zöglinge, auch eine Missionsanstalt, eine Buchhandlung und Apotheke. Er starb im J. 1727, und nahm den Segen der Menschheit mit sich in's Grab. Christian Thomasius, in Leipzig 1655 geboren, war zuerst Professor der Philosophie und der Rechte daselbst, und hielt auch über allgemein faßliche Gegenstände, über die Hexenprocesse, die damals noch im Gange waren, und andere Mißbräuche in deutscher Sprache Vorlesungen, zu welchen nicht nur Studirende, sondern auch Leute aus allen

Ständen zuſtrömten. Da er aber ſcholaſtiſche Philoſophie und Theologie freimüthig beſprach, und z. B. die Ehe zwiſchen Lutheranern und Reformirten vertheidigte und ſich des würdigen Franke annahm, entging er nur durch freiwillige Verbannung dem Gefängniſſe. Als er im J. 1690 aus den Thoren ſeiner Vaterſtadt wandern mußte, läutete man ihm zum Schimpfe das Armeſünderglöckchen. Auch er fand in Halle eine Freiſtätte und die Erlaubniß, an der Ritterakademie daſelbſt Vorleſungen zu halten. Sein Ruf zog zahlreiche Studirende dahin, und als der Kurfürſt Friedrich von Brandenburg (der nachherige König von Preußen) durch Halle reiſte und daſelbſt 300 Studirende fand, ſtiftete er daſelbſt eine Univerſität. Durch ſeine Bemühungen wurde denn die Mutterſprache von den Studirenden fleißig betrieben, und ſtatt der bisherigen Pedanterei kam lebendige Wiſſenſchaft in die deutſchen Schulen. Er ſtarb, allgemein verehrt, im J. 1728, und kann als der Wecker deutſcher Denk- und Lehrweiſe mit Recht denen beigeſellt werden, die Luthers und Melanchthons Werk am beſten gefördert haben.

Nun bildete ſich auch die deutſche Proſa allmählig, und Sachſen ſtrebte in dem Eifer für deutſche Sprache dem Brandenburg rühmlich nach. Profeſſor Gottſched in Leipzig ſtiftete im J. 1728 eine deutſche Geſellſchaft, und hielt deutſche Vorleſungen über Philoſophie, Dichtkunſt und Beredtſamkeit. Eben daſelbſt war auch das erſte ſtehende deutſche Theater, unter der Leitung der genialen Karoline Neuberin, nachdem bis dahin nur franzöſiſchen und italieniſchen Schauſpielern und Sängern ein anſtändiges Theater an den Höfen geſtattet wurde, und die deutſchen Schauſpieler nur in wandernden Truppen von Stadt zu Stadt ziehen mußten. Gottſched förderte auch dieſes Theater aus allen Kräften, ſchadete aber dadurch der freien Entwickelung deutſcher Dramatik, daß er das Stegreifſpiel und den Hanswurſt von der Bühne verbannte, und dem deutſchen Schauſpiel franzöſiſche Regelmäßigkeit zu geben bemüht war. Jakob Bodmer, Profeſſor zu Zürch, hielt ſich mehr an die engliſchen Dichter, und empfahl ein freies und ungebundenes Walten in der Poeſie. Da entſpann ſich ein heftiger Streit zwiſchen den Leipzigern und Zürchern. Unbekümmert um ſolche Streitfragen, dichteten Haller, Hagedorn, Gellert, Kleiſt und Andere mit mehr Anmuth und Leben, als Gottſched und Bodmer. Das meiſte Verdienſt um das deutſche Volk hat Fürchtegott Gellert, in dem Dorfe Hainichen, bei Leipzig, im J. 1715 geboren, Profeſſor der Moral und ſchönen Wiſſenſchaften in Leipzig, wo er auch im J. 1769, allgemein beliebt und verehrt, ſtarb. Seine Fabeln und Erzählungen, und vor allen ſeine erhebenden, bis zur Rührung frommen Kirchenlieder haben die Herzen des deutſchen Volks eben ſo erhoben und veredelt, wie einſt Luthers Lieder. Nicht für die verderbten Höfe damaliger Zeit, für den tugendreichen Bürger- und Bauernſtand hat er geſchrieben, obwohl manche wahrhaft deutſche Fürſtin, wie z. B. die Gemahlin Friedrichs II., und die Königin Mathilde von Dänemark, ſeine Schriften allen andern vorzogen, und mancher Junker durch ſie von ſeinen Verirrungen wieder auf gute Bahn zurückgelenkt wurde. Doch gleich einem Aar,

der höher fliegt, als alle seines Geschlechts, erhob sich Gottlieb Klopstock, im J. 1724 zu Quedlinburg geboren. Seine glühende Vaterlandsliebe versenkte tief in die alte Vorwelt der Deutschen, er rief ihre Götter und Helden aus den Gräbern hervor, und weckte dadurch die Deutschen zu Empfindungen, die sie in den französischen Gedichten nicht finden konnten. Zugleich war er aber auch äußerst fromm, und diese Frömmigkeit begeisterte ihn zu seinem Messias, in welchem er mit hoher lyrischer Kraft und unerreichbarer Stärke des Ausdrucks alle Dichter übertroffen hätte, wäre der Stoff, den er wählte, geeigneter zu einem Epos. Er lebte und starb als Dichter, unterstützt von dem Markgrafen Friedrich von Baden, und zuletzt vom König Christian IV. von Dänemark und dessen großem Minister Bernstorf. Was er als Dichter war, ist Ephraim Lessing, geb. 1729 zu Kamenz, als Kritiker für die deutsche Literatur geworden. Seit Luther hat kein Gelehrter mit so viel Geist und so viel Muth am deutschen Volke gerüttelt. Als wenig gekannter und gering geachteter Schriftsteller zu Berlin wagte er es, den hochbeliebten Hof- und Weltdichter Voltaire anzugreifen und die Armuth und die Mängel der französischen Poesie aufzudecken. Dem Theater zeigte er, während seines Aufenthaltes zu Hamburg, wie es deutsch und mustergiltig werden könne. In seinem Nathan lehrte er die Welt Duldsamkeit, und gelehrter als alle Theologen seiner Zeit verbreitete er Licht in allen göttlichen und menschlichen Wissenschaften. Den größten Dienst aber leistete er den Deutschen, daß er sie dahin führte, wo der Quell des Schönen, Wahren und Edlen so kräftig fließt, zu den Schriften der alten Griechen und Römer. Die bisherige Art, Latein und Griechisch zu lernen und lateinische und griechische Schriften zu lesen, war ein lebloses Buchstabiren; er lenkte auf das, was bei den Alten zu suchen sei, auf Kunst, Leben und gesundes Denken. Seit Herkulanum im J. 1720 und Pompeji im J. 1750 aufgefunden ward, sah man erst mit Augen, was die Alten gewesen seien. Den ersten nebelfreien Blick in diese schöne versunkene Welt wagte Johann Winkelmann, geb. 1717 zu Stendal, der in Italien die alten Kunstschätze aufsuchte, mit seinem hohen Genius belebte und aller Welt deutete. Gottlob Heyne, Professor in Göttingen, erklärte daselbst Homer und die andern Griechen und Römer, und es schloß sich unter seinen Schülern ein Dichterbund, der immer freier und der griechischen Lebensfülle näher deutsche Dichtungsweise entwickelte. Voß, die Grafen Stolberg, Hölty, Bürger und Miller.

Gleichen Schritt beinahe mit der Poesie gingen auch die übrigen Künste. Im Fürstendienste, besonders am Hofe Ludwigs XIV., mußte Bildhauerei und Baukunst Pracht und Zierlichkeit und eine gewisse Regelmäßigkeit annehmen, die sich immer mehr von der Natur entfernte. So sind die Lustschlösser und Paläste damaliger Zeit in Frankreich, Spanien, England, Deutschland und Italien. Unter den wenigen Denkmälern eines edlen Styls, die davon eine Ausnahme machen, zeichnet sich die St. Paulus Kirche in London aus, welche Christoph Wren (st. 1723) in vierzig Jahren bauete, und worin er auch sein Grabmal hat mit der Inschrift: „Leser, suchst du ein Denkmal: blick um dich

her!“ Die einzige Kunst, welche noch immer im Steigen war, ist die Musik. Schon zu Anfange des 18. Jahrhunderts entrissen die Deutschen den Italienern hierin die Siegespalme. Händel, zu Halle geboren und im J. 1759 zu London gestorben, Sebastian Bach, Musikdirektor in Leipzig (st. 1750), er und seine vier Söhne, die größten Orgelspieler. Friedrichs II. Capellmeister Graun aus Sachsen, bei dessen Tode sein König ausrief: „Vor acht Tagen verlor ich meinen ersten Feldmarschall (Schwerin), jetzt meinen Graun. Groß ist überall groß. Ich werde keinen Feldmarschall und keinen Capellmeister mehr machen, bis ich einen Schwerin und Graun werde gefunden haben.“ Alle diese deutschen Künstler weihten ihre Meisterwerke der Kirche, und weil die Protestanten keine Messe haben, schufen sie eine neue Art von geistlichen Musikstücken, die Oratorien. Gluck gebührt das Verdienst, der Oper ihre dramatische Vollendung gegeben zu haben. Er war in der Oberpfalz geboren, bildete sich dann in Böhmen und Italien, und nachdem er mehr als funfzig Opern geschrieben, schrieb er in Wien seine Iphigenia, welche er als sechzigjähriger Greis in Paris aufführen ließ und damit Kenner und Volk in Erstaunen und Entzücken setzte. Er starb zu Wien im J. 1787, wo er zuerst bei der großherzigen Kaiserin, ihrem Sohne Joseph und ihrer Tochter Marie Antoinette, nachmaliger Königin von Frankreich, ausgezeichnete Anerkennung fand.

§ 17. Handel, Gewerbe, Erfindungen und Entdeckungen.

Der große Welthandel, den, wie schon gesagt worden, England größtentheils an sich zog, erhob um diese Zeit, freilich zum Nachtheil des festen Landes, den Gewerbfleiß in diesem Inselreiche ungemein. Die Engländer überschwemmten nun den europäischen Markt nicht nur mit ostindischen und amerikanischen Produkten, sondern auch mit eigenen Kunstwaaren, und das feste Land konnte seine Vorräthe nicht so wohlfeil geben. Darum war König Friedrich von Preußen der erste, der schweren Zoll auf Kaffee, Zucker, Tabak u. dgl., wie auch auf englische Kunstwaaren legte, um so die inländischen Fabriken zu heben, welche auch schon treffliche Arbeiten in Seide, Wolle, Metall u. dgl., lieferten. So gewann auch der deutsche Handel wieder einiges Leben; besonders gesucht war deutsche Leinwand und Leingarn, und in Sachsen blühte die Landwirthschaft, Obstzucht und der Bergbau, und Leipzig nebst Frankfurt am Main und Hamburg waren die besuchtesten Handelsplätze. Von den Dampfmaschinen und andern Erfindungen ist schon gesagt worden; von nun an kamen immer neue Maschinen und Werkzeuge auch in Deutschland auf.

Bald sollten auch diejenigen verwahrloseten Menschen, welche ein lasterhaftes Leben in schnödem Müßiggange zubringen, statt in finstern Gefängnissen zu verfaulen, in sogenannten Arbeitshäusern zu arbeitsamen und nützlichen Menschen umgeschaffen werden. Der Britte Howard (st. 1790) besuchte in allen Ländern Europas die Gefängnisse und Kran-

kenhäuser, und that überall Vorschläge zu ihrer Verbesserung. Man konnte von ihm sagen, wie von dem Heilande: „Er zog umher und that wohl!“ welches wirklich der Text zu seiner Standrede war. Nun erhoben sich auch in Deutschland zweckmäßige Zucht- und Krankenhäuser; das größte Krankenhaus dieser Zeit stiftete die Kaiserin Maria Theresia, nach dem Plane des großen van Swieten. Recht zur Zeit ist auch die Arzneikunde und Krankenpflege verbessert worden, denn eine neue Krankheit, die zwar durch die Kreuzfahrer nach Europa gekommen war, doch erst jetzt aus Frankreich und Italien auch in die übrigen Länder kam — die Blattern oder Pocken wütheten im 18. Jahrhundert so sehr, daß der zwanzigste Theil des Menschengeschlechts Schönheit und Gesundheit und der zwölfte das Leben einbüßte. Lady Worthley Montagüe, Gemahlin des englischen Gesandten in Constantinopel, hörte, daß in Cirkassien, um sich vor den verderblichen Folgen dieser Krankheit zu bewahren, die Blattern eingeimpft werden, so daß man im ganzen Lande dadurch diese Pest verscheucht und sowohl Männer als Frauen von außerordentlicher Schönheit finde. Sie machte nun diese Pockenimpfung auch in England bekannt, fand aber vielen Widerstand, weil man es für Frevel hielt, der Hand Gottes vorzugreifen.

Durch das verbesserte Seewesen war nun auch schon die Verbindung mit allen Welttheilen und Inseln leichter, und es schifften insonderheit die englischen Seefahrer in die entferntesten Weltmeere hin. Am wenigsten war noch die Südsee bekannt, denn die Entdeckung von Neu-Holland im J. 1615 wurde nicht sogleich fortgesetzt, erst im J. 1768 machte der englische Seekapitain James Cook seine erste Reise dahin, und entdeckte außer Neu-Holland fast alle übrige Inseln Australiens. Auf seiner zweiten Reise, die er im J. 1772 mit zwei Deutschen, Forster, Vater und Sohn, unternahm, landete er wieder auf der Insel Otahaiti. Durch die beiden Forster haben wir dieses anmuthige Eiland, worauf außer Kokosnüssen, Platanen und andern südlichen Gewächsen der herrliche Brodfruchtbaum wächst, und die anmuthigen, unschuldigen und schönen Einwohner kennen gelernt. Es war als wollte uns die Vorsehung noch einmal die Menschen in ihrem ersten paradiesischen Zustande vorführen, damit wir in einer Zeit der Unnatur wieder uns zurecht finden möchten, unschuldig und naturgemäß zu leben mit gebildetem Geiste.

§ 18. Die Frauen.

Wenn es die Bestimmung des Weibes ist, der Natur getreu zu bleiben, so sind die harmlosen Otahaiterinnen, wie sie uns beschrieben werden, derselben näher gekommen, als die Hofdamen Ludwigs XIV.

„Da saß die holde Wilde sanft und lind *),
An Wuchs ein Weib, an Jahren noch ein Kind,

*) Aus Byrons: Insel.

Was Kindheit unser kaltes Klima nennt,
Wo nur das Laster schnelle Reise kennt.
Kind einer Kindheitswelt, ganz ohne Harm,
Rein von Natur, frühreif und hold und warm;
Mit Augen, die ganz offen sprechend lagen,
Schlank, Aphroditen gleich im Muschelwagen,
Wenn alle Liebesgötter sie umfahn."

Wo ist die harmlose Unschuld, die sanfte Liebenswürdigkeit, die stille in sich gekehrte Weiblichkeit bei diesen prunksüchtigen und eitlen Puppen, die uns noch heute auf Gemälden, oder wenn sie über die Bretter an uns vorüberziehen, so lächerlich vorkommen? Zwar ist nicht zu läugnen, daß die glänzenden Feste Ludwigs XIV. während seiner Eroberungskriege im 17. Jahrhundert noch an die schöne Ritterzeit erinnerten, wo die minniglichen Damen im Saale gleich Blumen gereiht die Sieger der Turniere und der Fehden mit holdem Gruß empfingen. So empfingen jene Hofdamen die Condé's und Türenne's, und Tanz und Spiel mit solchen Männern hatte Bedeutung, und Huldigungen von solchen Männern dargebracht konnten die Damen selbst erheben, daß sie sich edler fühlten und besser. Allein schon im spanischen Erbfolgekriege, als Condé und Türenne und die Helden des alten Frankreichs heimgegangen waren, verloren diese Feste an innerer Würde und Hoheit. Noch mehr war dieß der Fall unter Ludwig XV., wo leichtfertige Junker, von den Maitressen zu Marschällen erhoben, nach verlornen Schlachten und mit Schimpf und Schande belastet eintraten in die hellbeleuchteten Säle, und sich den Damen mit aller Zierlichkeit eines Ballettänzers zu Füßen warfen. Unmännliches, weibisches Wesen und kindische Tändelei trat an die Stelle der Galanterie, und so kam es, daß ein König seiner Maitresse den Kaffee kochte. Wo die Mannheit und die den Frauen erwiesene Verehrung zu solch gemeiner Dienstbarkeit herabsinkt, da ist kein Raum mehr für wechselseitige Erhebung, Sittenlosigkeit und Geringschätzung des weiblichen Geschlechts ist die natürliche Folge.

Indessen fehlte es auch in dieser Zeit nicht an erfreulichen Gestalten aus der Frauenwelt, und bemerkenswerth ist, daß bei der Pedanterei der französischen Gelehrten die Frauen in den Wissenschaften den freiesten Aufschwung genommen, wie z. B. eine Dacier die lateinischen und griechischen Classiker mit Geschmack erläutert und übersetzt hat. Sie war die Tochter eines reformirten Professors, welche ihrer Gelehrsamkeit wegen, die sie schon als sechzehnjähriges Mädchen zeigte, vom Könige nach Paris berufen wurde, wo sie ihre gelehrten Arbeiten fortsetzte, doch, mit dem Gespielen ihrer Jugend vermählt, nie die Pflichten einer Hausfrau oder Mutter vernachlässigte, und zugleich durch die Anmuth ihrer Gestalt und ihrer Sitten die Gesellschaft bezauberte, die sich zahlreich in ihrem Hause einfand. Und wie schön, leicht und witzig sind nicht die

Briefe der Madame Sevigne, die am Hofe tugendhafte Gesinnung und ächte Geistesbildung bewahrte. Uebrigens bleibt doch der Preis wahrer Weiblichkeit den brittischen und deutschen Frauen. Wenn man die Geschichte der deutschen Fürstenhöfe durchläuft, findet man meist die Fürstinnen treuer an der alten deutschen Sitte hangend, tugendhafter und weiser als die Fürsten. Wie so manche mußte zurückgezogen auf ein einsames Schloß ihre Tage verleben, während der Gatte sein Versaillerleben mit einer unwürdigen Stellvertreterin hinschwärmte. Doch das häusliche Leben gestaltete sich am schönsten in den Bürgerfamilien und in den stillen Pfarrhäusern, wo noch immer die züchtige Hausfrau waltete, wie zu Luthers Zeiten, und die Kinder in Gottesfurcht und Sittsamkeit erzog, und des Gatten Gehülfin, Freundin und tägliche Gesellschafterin blieb. Es wäre leicht, unzählige Beispiele solcher Frauen aufzuführen, die, wie Hallers Mariana, Klopstocks Meta und Rabeners Charitas werth des Liedes geworden sind, das ihnen die Dichter sangen, und des Andenkens, das ihnen das deutsche Volk bis heute bewahrt. Darum sind auch die weiblichen Charaktere, die uns Weiße, Cronegk und Lessing (Minna von Barnhelm) darstellen, seelenvoller als die gezierten Theaterheldinnen Racine's und Voltaire's. Auch Künstlerinnen und gelehrte Frauen hatten in dieser Zeit die Deutschen. Wir nennen nur die liebenswürdige Gräfin von Uhlefeld, eine natürliche Tochter König Christians IV. von Dänemark, welche in der Musik, im Zeichnen, in fremden Sprachen und in allen Wissenschaften ausgezeichnet war, ohne durch diese Vorzüge an Weiblichkeit zu verlieren. Nach ihres Vaters Tode wurde sie von der Königin Sophie verfolgt und in den Kerker geworfen, wo sie getrennt von ihrem Gemahl, der in der Verbannung starb, zweiundzwanzig Jahre, nur durch den Trost der Wissenschaften und mit allerlei künstlicher Arbeit beschäftigt, ihr Leben fristete. Als ihre unversöhnliche Feindin, die Königin Sophie, starb, verfertigte sie der neuen Königin Charlotte einen Beutel, auf welchen sie mit Perlen die deutschen Verse stickte:

In des Kerkers düstern Mauern,
Unter Schmerzen, Gram und Trauern
Hebt zu dir sich Herz und Sinn;
Meinen Kummer wirst du wenden,
Meine Leiden wirst du enden,
Gnadenreiche Königin!

König Christian V. gab ihr endlich die Freiheit, einen Jahrgehalt und eine Wohnung im Kloster Mariboe, wo sie im J. 1698 in einem hohen Alter starb. Sie hat ein größeres Werk unter dem Titel: Preis der Heldinnen, Lustspiele und verschiedene andere Poesien hinterlassen, wovon aber nur sehr wenig bekannt ist. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges lebte in Deutschland die Dichterin Louise Karsch, welche als deutsche Sängerin von König Friedrich II., zu dem sie ihre Zuflucht nahm, mit zwei Thalern abgefertigt wurde. Sie gab das Geschenk zurück mit folgenden Versen:

„Zwei Thaler gibt kein großer König,
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück."

Der König besann sich eines bessern und schenkte ihr ein Haus. Nicht ohne Einfluß auf die Bildung der Deutschen war auch die Erscheinung deutscher Schauspielerinnen und Sängerinnen, die wie die Neuberin und Ackermann*) sich durch edle Gesinnung und sittliches Betragen vortheilhaft auszeichneten vor den genußsüchtigen und eitlen Geschöpfen, die im französischen und italienischen Theater die höhern Stände entzückten. Von den Buhlerinnen der Höfe, so geistreich und anziehend sie auch geschildert werden mögen, kein Wort, sie haben ihren Lohn dahin, und in der Geschichte verdienen sie keinen Platz, außer, daß ihr Name und ihr Dasein des Einflusses wegen, den sie hatten, erwähnt werden muß. Viele Frauen hat es auch in diesem Zeitalter gegeben, die als gekrönte Häupter Völker zu regieren bestimmt waren. Der Raum gestattet nicht, von allen zu sprechen, nur drei sollen am Schlusse noch besonders genannt werden: Christine von Schweden, Katharine II. von Rußland und Maria Theresia von Oestreich. Von Christinen ist schon gesprochen worden; sie hat über der errungenen Gelehrsamkeit ihre Weiblichkeit eingebüßt, und weil sie sich nicht selbst zu beherrschen wußte, verlor sie den Muth, Königin eines freien Volks zu sein. Welch eine Despotenseele in ihrer Brust verborgen lag, beweist die Ermordung ihres Stallmeisters Monaldeschi, den sie, weil er es gewagt, ihre Launen und vielleicht auch Schwächen bekannt zu machen, während ihres Aufenthalts in Frankreich, also in einem fremden Lande, wo sie weder Recht noch Gewalt hatte, so zu strafen, durch ihre Hofcavaliere niederstechen ließ. Gerne möchten wir von der Größe, der Thätigkeit und der Weisheit Katharinens viel erzählen, womit sie das große Werk Peters I., Rußland zu civilisiren, fortsetzte, allein die Art, wie sie auf den Thron gelangt, und die Ermordung ihres Gemahls und ihr mit manchen Flecken beschattetes Privatleben stört die Freudigkeit, mit der man so gerne das Leben würdiger Frauen schildert. Höher als beide Fürstinnen steht Maria Theresia, die wir Deutschen mit Stolz unsere Kaiserin nennen. Von ihrer Regierung, ihrer Entschlossenheit, mit der sie ihr Land vertheidigte, und ihrer Menschenfreundlichkeit haben wir schon gesprochen. Nun noch von dem, was sie als Frau, als deutsche Frau gewesen. Ihr Hof ermangelte keineswegs des kaiserlichen Glanzes, doch war alle Pracht und aller Aufwand der Größe ihrer Staaten angemessen, und die Lustbarkeiten und Feste waren nicht so an der Tagesordnung, wie an andern Höfen. Sie hielt es gleich Friedrich II. für Pflicht, als Herrscherin thätig zu sein, und war es auch in vollem Maaße. Des Sommers stand sie jeden Morgen um fünf, im Winter um sechs Uhr auf. Nach dem Gebete ging sie sogleich an ihre Geschäfte, denen sie den ganzen Vormittag ohne Unter-

*) Diese liebenswürdige Künstlerin starb schon in ihrem siebzehnten Jahre.

brechung widmete. Dabei gab ſie oft ſogenannte Audienzen, wo ſie, wie eine wahre Landesmutter, jede Klage, auch die des niedrigſten ihrer Unterthanen, anhörte, und, wo ſie konnte und es den Geſetzen gemäß war, auch meiſt gewährte, was gebeten wurde. Die Mittagstafel verſammelte die ganze kaiſerliche Familie, und nach Tiſche wurde gewöhnlich wieder im Kabinet gearbeitet; eine Spazierfahrt oder ein Luſtgang in den Garten, zuweilen eine Jagd, mit nie zu großem Gefolge, oder eine Spielpartie füllte die übrige Zeit des Tages aus. Abends hörte ſie gerne Muſik, ſah ein Ballet und am liebſten ein Volksſchauſpiel. Mit Jubel wurde ſie da von dem Volke empfangen, und zwanglos gab ſie ſich der heiterſten Stimmung hin, wenn die Zuſchauer in lauten Beifall und Gelächter ausbrachen. Ihre Frömmigkeit war nicht Heuchelei, ſondern eine Sache des Herzens, wie ihre Mildthätigkeit, mit der ſie ſo gerne Unglückliche unterſtützte. Ihren Gemahl beweinte ſie, ſo lange ſie lebte, und legte auch nicht mehr das Trauerkleid ab, bis auch ſie ihm nachfolgte. Auf ein kurzes Krankenlager erfolgte ihr Tod, dem ſie mit chriſtlicher Ergebung entgegenſah. Als ſie noch in ihren letzten Stunden mit geſchloſſenen Augen da lag, flüſterte eine der herumſtehenden Frauen: „Ihro Majeſtät ſcheinen zu ſchlafen.“ Da rief ſie, ohne ihr Auge zu öffnen: „Ich ſchlafe nicht, obwohl ich könnte, wenn ich wollte, aber ich fühle, daß meine Stunde kommt, und die ſoll mich nicht im Schlafe überfallen, wachend will ich meiner Auflöſung entgegengehen.“

Schlaf' ſanft, du, Größte deines Stammes,
Weil du die Menſchlichſte warſt!
Die warſt du, und das gräbt die ernſte Geſchichte,
Die Todtenrichterin, in ihre Felſen.

Oft wollt' ich dich ſingen. Die Laute ſtand,
Klang von ſelbſt in innigen Tönen von dir.
Ich ließ ſie klingen. Denn, wie du
Alles, was nicht edel war, haßteſt,

So haß' ich, bis auf ihren
Verlorenſten Schein,
Auch das leichteſte Wölkchen
Des Räucheraltars, die Schmeichelei.

Jetzt kann ich dich ſingen. Die Schlangenzunge ſelbſt
Darf nun von jenem Scheine nicht ziſchen. Denn du biſt todt!
Aber ich habe geliebt, und vor Wehmuth
Sinket mir die Hand die Saiten herab.

Doch ein Laut der Götterſprache,
Ein Flammenwort! Dein Sohn mag forſchen ſtrebend,
Ringend, dürſtend, weinend vor Ehrbegier,
Ob er dich erreichen könne.

Klopſtock.

4. Periode.

Von dem Aufstande der brittischen Colonien in Nordamerika bis auf unsere Zeiten.

Vom J. 1773 bis 1842.

§ 1. Eingang.

Die neueste Zeit und ihre Geschichte bestätigt die alte Lehre, daß es in der Welt besser werde, sobald wir selbst besser geworden sind. Haben auch nicht alle Blüthen voriger Jahrhunderte Früchte getragen, ist auch das gegenwärtige Zeitalter nicht golden zu nennen, so ist doch des Guten so viel in unsern Tagen, und im Vergleiche mit allen Zeiten das neunzehnte Jahrhundert so reich an neuen Hoffnungen, daß wir uns weder in die alte, noch in die mittlere Welt zurücksehnen mögen. Das ist aber das Verdienst dieser vor uns liegenden Zeit von siebzig Jahren, daß die Menschen darin Alles, was sie seit jeher erfunden, entdeckt, erkannt und gelernt, gethan und gebildet, in wechselseitige Verbindung gebracht, durch gesundes Denken geprüft, von Unnützem und Hemmendem befreit, mit neuen Ideen bereichert und auf das Wohl des ganzen Geschlechts angewandt haben. Die Wohnungen, die sich die einzelnen Völker im Mittelalter eroberten und im 16. und 17. Jahrhundert in Ordnung gebracht hatten, suchten sie nun so bequem und freundlich als möglich ist einzurichten, und das zwar nicht nur, wie bisher, für Fürsten und für den Herrenstand, sondern für alles Volk und alle Stände. Leider konnten alle diese Verbesserungen der Zustände nicht so friedlich vor sich gehen, als weise Fürsten, Gesetzgeber und Lehrer der Welt gewollt hätten. Statt einer allmählig fortschreitenden Reformation, traten Revolutionen, d. h. gewaltsame Umwälzungen der bestehenden Ordnung, ein, welche, sobald sich wilde Leidenschaften drein mengten, oft blutig und mehr zerstörend als aufbauend wirkten. So ist denn dieses Zeitalter mit Recht das revolutionäre genannt worden, in welchem in den meisten Staaten Europas das alte Lehnsystem abgeschafft und eine zeitgemäße Verfassung, welche alle Stände berücksichtigt, an dessen Stelle getreten. Wo dieß nicht geschah, ist wenigstens zu einer künftigen Verbesserung des Gemeinwesens durch die Regierungen selbst der Anfang gemacht worden. Die Hierarchie, einige Mal bis in's Innerste

erschüttert, hat sich zwar in neuester Zeit wieder erholt, doch steht in der öffentlichen Meinung, die immer mehr Macht gewinnt, ein stets rüstiger Wächter und Verfechter der Kirchen- und Gewissensfreiheit ihr entgegen.

Im Vordergrunde der neuesten Zeitgeschichte stellen sich zwei Nationen, die Nordamerikaner und Polen, als Vorläufer der großen französischen Revolution unsern Blicken dar. Darauf nimmt Frankreich das ganze Welttheater ein, dem zur Seite England, Oestreich und Rußland im beständigen Kampfe nur ihre Selbständigkeit behaupten. Nach dem Falle des großen französischen Kaiserreichs bilden endlich England, Oestreich, Frankreich, Preußen und Rußland die fünf Hauptstaaten Europas.

§ 2. Aufstand der brittischen Colonien in Nordamerika.

Das brittische Reich in Nordamerika wurde im Pariser Frieden durch das französische Canada und Acadien ungemein vergrößert; allein der siebenjährige Krieg, durch welchen dieser Zuwachs erkämpft worden, kostete England ein schweres Geld. Der Minister Grenvill bewirkte einen Parlamentsschluß, durch welchen die nordamerikanischen Colonien beisteuern sollten, die Kriegskosten zu decken; dagegen die Colonien erklären, das englische Parlament habe nicht das Recht, sie zu besteuern. Dasselbe behaupten auch mehrere Parlamentsglieder in England, sogar der alte Pitt, welcher nun schon vom Ministerium ausgetreten war, und der Oberst Barre, einer der heftigsten Gegner des Ministeriums, ließ sich also vernehmen: „Wer sind diese Amerikaner? freilich unsere Kinder, die aber nicht mütterliche Sorgfalt und Liebe, sondern Unterdrückung und Grausamkeit nach Amerika brachten? Diese Puritaner, diese Katholiken, diese Quäker flohen vor Eurer Tyrannei und kamen in ein Land, das, noch wild und unbebaut, Tausenden ein frühes Grab wurde. Und die Wenigen, die alles Ungemach duldeten, das menschliche Natur irgendwo ertragen hat, haben diese Wildniß in ein schönes, fruchtbares Land umgewandelt, worin freundliche Städte und blühende Fluren von der Freudigkeit und dem Fleiße eines wackern Volkes zeugen. Nur von den Grundsätzen wahrer englischer Freiheit beseelt, ertrugen sie dieß Alles mit Freude, und jetzt, da sie emporgekommen sind ohne Euer Zuthun und ohne Euere Milde, wollt Ihr sie besteuern?“

Das Ministerium sowohl, als das Parlament kamen in große Verlegenheit, und man nahm bald die Steuern zurück, erneuerte sie dann wieder; standhaft aber vertheidigten besonders die Tories den Grundsatz: England habe das Recht, die Colonien zu besteuern, und man läßt zuletzt noch eine höchst geringe Auflage auf eingeführten Thee, nachdem alle übrigen Steuern aufgehoben worden. Obwohl nun der Thee ein bis jetzt unentbehrliches Lieblingsgetränk der Nordamerikaner war, vereinigten sich doch vor allen die Bewohner der Provinz Massachuset, meist Puritaner, und gelobten sich, um dem Grundsatze, sich nicht be-

steuern zu lassen, treu zu bleiben, keinen Thee mehr zu trinken. Eben kamen mehrere Schiffe aus Ostindien mit Thee beladen in den Hafen von Boston an, welches zu einem Tumulte in der Stadt Anlaß gab, so daß mehrere Amerikaner verkleidet auf die Schiffe kamen und drei Ladungen von Thee in's Meer versenkten. Das geschah am 31. October 1773, und von nun an verbreitete sich durch die Zeitungsblätter, welche der Buchdrucker Benjamin Franklin herausgab, und durch wiederholte Versammlungen der Geist der Widersetzlichkeit in alle Provinzen. England schickt auf diese Nachricht vier Regimenter nach Boston, und da alle Versöhnungsversuche vergeblich sind, werden die Nordamerikaner endlich vom Parlamente für Rebellen erklärt. Diese bewaffnen sich, so gut sie können, und zwingen die Engländer nach einem glücklichen Treffen, Boston zu verlassen. Zugleich versammeln sich die Abgeordneten aller Provinzen zu einem Congresse in Philadelphia und ernennen den Obristen Washington zum Oberfeldherrn aller Landsoldaten. Diese Landsoldaten waren aber in kläglichem Zustande, hatten weder Waffen noch Pulvervorrath, wenig Uebung im Dienste und keinen Begriff vom soldatischen Gehorsam, so daß es beinahe einzig Washingtons Verdienst ist, mit solchen Leuten gegen eine wohlausgerüstete, wohlgeübte und kriegskundige Armee anzukämpfen. Oefter besiegt als siegend, blieb er doch immer Sieger durch die vortheilhaften Stellungen, die er seinen kleinen Heerabtheilungen zu geben wußte, und schon im J. 1776 gibt der gute Fortgang seiner Waffen dem Congresse den Muth, die nördlichen Provinzen zu einem unabhängigen und souveränen Staate zu erklären. Indessen blieben die südlichen Provinzen meist noch den Engländern getreu, und ein Heer von 50,000 Mann kam aus England, um, wie es schien, mit einem Male den Aufstand niederzuschlagen. Das Ministerium hatte, um eine so große Macht aufzubringen, deutsche Truppen von Hessenkassel, Braunschweig, Waldeck, Anhalt und Anspach gekauft! — Doch auch die Amerikaner bekamen ihre Bundesgenossen. Benjamin Franklin, der gleich zu Anfang der Revolution in England gewesen, und dort vergeblich Gehör und Beistand gesucht hatte, begab sich nun nach Frankreich, konnte aber erst nach langen Unterhandlungen ein Bündniß mit dieser Krone gegen England zu Stande bringen. Noch ehe dieß abgeschlossen wurde, schiffte der junge Marquis Lafayette trotz dem Verbote des Königs und den Drohungen der Engländer, die einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, nach Nordamerika ein. Der junge Mann riß sich aus den Armen einer liebenden Gattin los und verwendete den größten Theil seiner Reichthümer auf diese Fahrt, um unter den Fahnen Washingtons für die Freiheit der Nordamerikaner zu kämpfen. Außer ihm kam auch der Baron Steuben, ein preußischer Officier aus der Schule Friedrichs, der die nordamerikanische Miliz in den Waffen übte; die Polen Kosciusko und Pulawski und mehrere andere für Freiheit begeisterte Europäer. Indessen wurde der Krieg mit abwechselndem Glücke geführt. Im Nachtheil stand meistens die französische Flotte, mit der sich auch die spanische vereinigte, und Gibraltar, von Elliot heldenmüthig vertheidigt, wird vergeblich belagert. Als endlich im J. 1780 Washington sich in die südlichen Provinzen wagt, und dort

den General Cornwallis zwingt, ſich mit 5000 Mann zu ergeben, verhalten ſich die Engländer nur mehr vertheidigend, und das neue Whigminiſterium (Shelburn, Fox, Burke, Pitt, der Sohn) führt im J. 1783 endlich den Frieden von Verſailles herbei, worin England die nordamerikaniſchen Colonien für unabhängig erklärt, weil die Kriegsunkoſten und der mit Amerika geſtörte Handel nachtheiliger ſchienen, als der Verluſt der Colonien. So verlor Britannien ein Gebiet von 20,000 □Meilen mit dritthalb Millionen freien Einwohnern und 600,000 Sklaven. Sobald die brittiſchen Soldaten das Land verlaſſen hatten, legte Waſhington ſein Commando nieder, empfahl dem Congreſſe das Heer, ſein Vaterland der Obhut Gottes und begab ſich auf ſein Landgut in Virginien, gleich dem Römer Cincinnatus, den Pflug zu führen mit der Hand, die ſo rühmlich für das Vaterland den Commandoſtab geführt. Darum ſtifteten die Officiere des amerikaniſchen Heeres, zum Angedenken an ihre gemeinſchaftliche Verbindung, den Cincinnatus-Orden, und auch die ſchöne Stadt Cincinnati am Ohio bekam davon ihren Namen. Doch genoß Waſhington nicht lange der Ruhe; der Congreß hatte indeſſen eine Verfaſſung für die neue Republik entworfen und ihn, als Inhaber der vollziehenden Gewalt, zum Präſidenten erwählt, welche Würde er acht Jahre mit Ruhm und Glück trug. Die Grundgeſetze der nordamerikaniſchen Freiſtaaten aber ſind: unbeſchränkte Religionsfreiheit, Freiheit der Preſſe und Freiheit jedes einzelnen Bürgers, dem Congreſſe Vorſchläge zu machen und Fragen zu ſtellen. Da beſteht nun weder Ariſtokratie noch Hierarchie, weder Zunftweſen noch irgend ein anderes Vorrecht; denn alle Nordamerikaner ſind ſich gleich vor dem Geſetze. Die geſetzgebende Verſammlung beſteht wie in England aus zwei Kammern, aus der Kammer des Senats und der Kammer der Repräſentanten. Freilich wurde die Freiheit nicht auf die Negerſklaven ausgedehnt, deren Emancipation noch bis heutigen Tag nicht in allen Provinzen durchgeſetzt worden iſt. Uebrigens hat ſich dieſe neue Republik in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Weltmacht erhoben, da mit jedem Jahre die Volksmenge wuchs und immer neue Provinzen hinzutraten, auch den Indianern große Gebiete abgenommen wurden. Die Urſache des zunehmenden Wohlſtandes war der Fleiß und die Sparſamkeit der Nordamerikaner, welche Tugenden von den Puritanern und Quäkern auf alle übrige Colonien übergegangen zu ſein ſcheinen. Viel trug zur Erhaltung dieſer Nationaltugenden das Beiſpiel Franklins bei, der in ſeinen Zeit- und Volksſchriften unaufhörlich auf Verſchwendung und Trägheit, als die größten Feinde der Freiheit, losgeht*). Ihm verdanken wir auch die Erfindung der Harmonika und des Blitzableiters. Er ſtarb im J. 1790. Waſhington lebte noch bis 1799, und gab in ſeinem Teſtamente allen ſeinen Sklaven die Freiheit, was er bei Lebzeiten, Unruhen zu verhüten, nicht thun konnte.

*) Das Beſte davon iſt geſammelt in Franklins kleinen Schriften, worin: die Geſchichte vom armen, wohlhabend gewordenen Richard.

§ 3. Polens Theilung.

Nicht so glücklich als Nordamerika war Polen, seine alte Freiheit gegen das mächtige Rußland zu behaupten; es konnte aber auch nicht anders sein, da nicht jene Tugenden und jene Freiheitsliebe, sondern Adelsstolz, Religionshaß, Selbstsucht und alle Leidenschaften eines der Ueppigkeit verfallenen Volkes mit in den Kampf sich mengten. Es ist gesagt worden, wie schon zu Augusts III. Regierung Katharinens Einfluß in die polnischen Angelegenheiten groß war; mit dem Tode dieses Königs, der unmittelbar nach dem Hubertsburger Frieden im J. 1764 erfolgte, zeigte die Kaiserin ganz unverholen ihre Absicht, Polen zu beherrschen. Ihr Gesandter begünstigte eine Conföderation unter den polnischen Großen, welche in der Person ihres Günstlings, des Grafen Stanislaw August Poniatowski, einen gebornen Polen auf den Thron setzen wollte. Zu dieser Conföderation gehörten die vornehmsten Familien, besonders die Fürsten Czartoryski, die mit Poniatowski verwandt waren, und sie machten Anstalt, in Warschau, wohin der Reichstag durch den Primas berufen worden, zur Königswahl zu schreiten. Indessen war eine andere mächtige Conföderation zusammengetreten, welche Katharinens Absicht errieth und mit bewaffneten Schaaren nach Warschau kam, an der Spitze der General Mokronowski und der Krongroßfeldherr Branicki. Sie suchen vergebens Sachsens Beistand, wo man wegen Minderjährigkeit des Enkels Augusts III. sich in Nichts einlassen will; vergebens bietet man dem Prinzen Heinrich von Preußen die Krone an, Friedrich II. wollte es nicht zulassen. So wurde nun nach einer stürmischen Wahl, nach mehreren blutigen Gefechten zwischen den Russen und Polen, Poniatowski unter dem Namen August IV. zum König von Polen erwählt; zugleich aber blieben, angeblich zur Erhaltung des Friedens, unter dem Gesandten Repnin, einem stolzen und hochfahrenden Manne, russische Truppen im Reiche. Demohngeachtet bereden die Czartoryskis und andere Patrioten den König, durch Verbesserung der Verfassung dem Reiche mehr Festigkeit zu geben, und so allmählig der Russen sich zu entledigen. Katharine erfährt dieses nicht so bald, als sie auch durch neue Umtriebe Zwietracht unter den Ständen anzustiften weiß. Die Dissidenten waren noch immer von dem Reichstage ausgeschlossen, und Soltyk, Bischof von Krakau, war so unklug, durch Verfolgung derselben der Kaiserin neuen Anlaß zur Einmischung in die Regierung zu geben, welche unter dem Fürsten Radziwil eine Conföderation der Dissidenten stiftet, und, als man ihre Forderungen für Religionsfreiheit auf dem Reichstage abgewiesen, den Wojewoden von Krakau und die Bischöfe von Krakau und Kiew aufheben und nach Sibirien schicken läßt. Dagegen erhebt sich die Conföderation der Katholiken zu Bar, welche sogar den König aus Warschau entführte, weil sie seinem Wankelmuthe und seiner Schwäche mißtraute. Er wurde zwar sehr bald wieder frei, und Katharine hatte nun Veranlassung, über Verletzung der Person des Königs offene Klage zu führen, und um nicht in ihren Absichten durch die Nachbarstaaten

erschüttert, hat sich zwar in neuester Zeit wieder erholt, doch steht in der öffentlichen Meinung, die immer mehr Macht gewinnt, ein stets rüstiger Wächter und Verfechter der Kirchen- und Gewissensfreiheit ihr entgegen.

Im Vordergrunde der neuesten Zeitgeschichte stellen sich zwei Nationen, die Nordamerikaner und Polen, als Vorläufer der großen französischen Revolution unsern Blicken dar. Darauf nimmt Frankreich das ganze Welttheater ein, dem zur Seite England, Oestreich und Rußland im beständigen Kampfe nur ihre Selbständigkeit behaupten. Nach dem Falle des großen französischen Kaiserreichs bilden endlich England, Oestreich, Frankreich, Preußen und Rußland die fünf Hauptstaaten Europas.

§ 2. Aufstand der brittischen Colonien in Nordamerika.

Das brittische Reich in Nordamerika wurde im Pariser Frieden durch das französische Canada und Acadien ungemein vergrößert; allein der siebenjährige Krieg, durch welchen dieser Zuwachs erkämpft worden, kostete England ein schweres Geld. Der Minister Grenvill bewirkte einen Parlamentsschluß, durch welchen die nordamerikanischen Colonien beisteuern sollten, die Kriegskosten zu decken; dagegen die Colonien erklären, das englische Parlament habe nicht das Recht, sie zu besteuern. Dasselbe behaupten auch mehrere Parlamentsglieder in England, sogar der alte Pitt, welcher nun schon vom Ministerium ausgetreten war, und der Oberst Barre, einer der heftigsten Gegner des Ministeriums, ließ sich also vernehmen: „Wer sind diese Amerikaner? freilich unsere Kinder, die aber nicht mütterliche Sorgfalt und Liebe, sondern Unterdrückung und Grausamkeit nach Amerika brachten? Diese Puritaner, diese Katholiken, diese Quäker flohen vor Eurer Tyrannei und kamen in ein Land, das, noch wild und unbebaut, Tausenden ein frühes Grab wurde. Und die Wenigen, die alles Ungemach duldeten, das menschliche Natur irgendwo ertragen hat, haben diese Wildniß in ein schönes, fruchtbares Land umgewandelt, worin freundliche Städte und blühende Fluren von der Freudigkeit und dem Fleiße eines wackern Volkes zeugen. Nur von den Grundsätzen wahrer englischer Freiheit beseelt, ertrugen sie dieß Alles mit Freude, und jetzt, da sie emporgekommen sind ohne Euer Zuthun und ohne Euere Milde, wollt Ihr sie besteuern?“

Das Ministerium sowohl, als das Parlament kamen in große Verlegenheit, und man nahm bald die Steuern zurück, erneuerte sie dann wieder; standhaft aber vertheidigten besonders die Tories den Grundsatz: England habe das Recht, die Colonien zu besteuern, und man läßt zuletzt noch eine höchst geringe Auflage auf eingeführten Thee, nachdem alle übrigen Steuern aufgehoben worden. Obwohl nun der Thee ein bis jetzt unentbehrliches Lieblingsgetränk der Nordamerikaner war, vereinigten sich doch vor allen die Bewohner der Provinz Massachuset, meist Puritaner, und gelobten sich, um dem Grundsatze, sich nicht be-

steuern zu lassen, treu zu bleiben, keinen Thee mehr zu trinken. Eben kamen mehrere Schiffe aus Ostindien mit Thee beladen in den Hafen von Boston an, welches zu einem Tumulte in der Stadt Anlaß gab, so daß mehrere Amerikaner verkleidet auf die Schiffe kamen und drei Ladungen von Thee in's Meer versenkten. Das geschah am 31. October 1773, und von nun an verbreitete sich durch die Zeitungsblätter, welche der Buchdrucker Benjamin Franklin herausgab, und durch wiederholte Versammlungen der Geist der Widersetzlichkeit in alle Provinzen. England schickt auf diese Nachricht vier Regimenter nach Boston, und da alle Versöhnungsversuche vergeblich sind, werden die Nordamerikaner endlich vom Parlamente für Rebellen erklärt. Diese bewaffnen sich, so gut sie können, und zwingen die Engländer nach einem glücklichen Treffen, Boston zu verlassen. Zugleich versammeln sich die Abgeordneten aller Provinzen zu einem Congresse in Philadelphia und ernennen den Obristen Washington zum Oberfeldherrn aller Landsoldaten. Diese Landsoldaten waren aber in kläglichem Zustande, hatten weder Waffen noch Pulvervorrath, wenig Uebung im Dienste und keinen Begriff vom soldatischen Gehorsam, so daß es beinahe einzig Washingtons Verdienst ist, mit solchen Leuten gegen eine wohlausgerüstete, wohlgeübte und kriegskundige Armee anzukämpfen. Oefter besiegt als siegend, blieb er doch immer Sieger durch die vortheilhaften Stellungen, die er seinen kleinen Heerabtheilungen zu geben wußte, und schon im J. 1776 gibt der gute Fortgang seiner Waffen dem Congresse den Muth, die nördlichen Provinzen zu einem unabhängigen und souveränen Staate zu erklären. Indessen blieben die südlichen Provinzen meist noch den Engländern getreu, und ein Heer von 50,000 Mann kam aus England, um, wie es schien, mit einem Male den Aufstand niederzuschlagen. Das Ministerium hatte, um eine so große Macht aufzubringen, deutsche Truppen von Hessenkassel, Braunschweig, Waldeck, Anhalt und Anspach gekauft! — Doch auch die Amerikaner bekamen ihre Bundesgenossen. Benjamin Franklin, der gleich zu Anfang der Revolution in England gewesen, und dort vergeblich Gehör und Beistand gesucht hatte, begab sich nun nach Frankreich, konnte aber erst nach langen Unterhandlungen ein Bündniß mit dieser Krone gegen England zu Stande bringen. Noch ehe dieß abgeschlossen wurde, schiffte der junge Marquis Lafayette trotz dem Verbote des Königs und den Drohungen der Engländer, die einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, nach Nordamerika ein. Der junge Mann riß sich aus den Armen einer liebenden Gattin los und verwendete den größten Theil seiner Reichthümer auf diese Fahrt, um unter den Fahnen Washingtons für die Freiheit der Nordamerikaner zu kämpfen. Außer ihm kam auch der Baron Steuben, ein preußischer Officier aus der Schule Friedrichs, der die nordamerikanische Miliz in den Waffen übte; die Polen Kosciusko und Pulawski und mehrere andere für Freiheit begeisterte Europäer. Indessen wurde der Krieg mit abwechselndem Glücke geführt. Im Nachtheil stand meistens die französische Flotte, mit der sich auch die spanische vereinigte, und Gibraltar, von Elliot heldenmüthig vertheidigt, wird vergeblich belagert. Als endlich im J. 1780 Washington sich in die südlichen Provinzen wagt, und dort

den General Cornwallis zwingt, sich mit 6000 Mann zu ergeben, verhalten sich die Engländer nur mehr vertheidigend, und das neue Whigministerium (Shelburn, Fox, Burke, Pitt, der Sohn) führt im J. 1783 endlich den Frieden von Versailles herbei, worin England die nordamerikanischen Colonien für unabhängig erklärt, weil die Kriegsunkosten und der mit Amerika gestörte Handel nachtheiliger schienen, als der Verlust der Colonien. So verlor Britannien ein Gebiet von 20,000 □Meilen mit dritthalb Millionen freien Einwohnern und 600,000 Sklaven. Sobald die brittischen Soldaten das Land verlassen hatten, legte Washington sein Commando nieder, empfahl dem Congresse das Heer, sein Vaterland der Obhut Gottes und begab sich auf sein Landgut in Virginien, gleich dem Römer Cincinnatus, den Pflug zu führen mit der Hand, die so rühmlich für das Vaterland den Commandostab geführt. Darum stifteten die Officiere des amerikanischen Heeres, zum Angedenken an ihre gemeinschaftliche Verbindung, den Cincinnatus-Orden, und auch die schöne Stadt Cincinnati am Ohio bekam davon ihren Namen. Doch genoß Washington nicht lange der Ruhe; der Congreß hatte indessen eine Verfassung für die neue Republik entworfen und ihn, als Inhaber der vollziehenden Gewalt, zum Präsidenten erwählt, welche Würde er acht Jahre mit Ruhm und Glück trug. Die Grundgesetze der nordamerikanischen Freistaaten aber sind: unbeschränkte Religionsfreiheit, Freiheit der Presse und Freiheit jedes einzelnen Bürgers, dem Congresse Vorschläge zu machen und Fragen zu stellen. Da besteht nun weder Aristokratie noch Hierarchie, weder Zunftwesen noch irgend ein anderes Vorrecht; denn alle Nordamerikaner sind sich gleich vor dem Gesetze. Die gesetzgebende Versammlung besteht wie in England aus zwei Kammern, aus der Kammer des Senats und der Kammer der Repräsentanten. Freilich wurde die Freiheit nicht auf die Negersklaven ausgedehnt, deren Emancipation noch bis heutigen Tag nicht in allen Provinzen durchgesetzt worden ist. Uebrigens hat sich diese neue Republik in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Weltmacht erhoben, da mit jedem Jahre die Volksmenge wuchs und immer neue Provinzen hinzutraten, auch den Indianern große Gebiete abgenommen wurden. Die Ursache des zunehmenden Wohlstandes war der Fleiß und die Sparsamkeit der Nordamerikaner, welche Tugenden von den Puritanern und Quäkern auf alle übrige Colonien übergegangen zu sein scheinen. Viel trug zur Erhaltung dieser Nationaltugenden das Beispiel Franklins bei, der in seinen Zeit- und Volksschriften unaufhörlich auf Verschwendung und Trägheit, als die größten Feinde der Freiheit, losgeht*). Ihm verdanken wir auch die Erfindung der Harmonika und des Blitzableiters. Er starb im J. 1790. Washington lebte noch bis 1799, und gab in seinem Testamente allen seinen Sklaven die Freiheit, was er bei Lebzeiten, Unruhen zu verhüten, nicht thun konnte.

---

*) Das Beste davon ist gesammelt in Franklins kleinen Schriften, worin: die Geschichte vom armen, wohlhabend gewordenen Richard.

§ 8. Polens Theilung.

Nicht so glücklich als Nordamerika war Polen, seine alte Freiheit gegen das mächtige Rußland zu behaupten; es konnte aber auch nicht anders sein, da nicht jene Tugenden und jene Freiheitsliebe, sondern Adelsstolz, Religionshaß, Selbstsucht und alle Leidenschaften eines der Ueppigkeit verfallenen Volkes mit in den Kampf sich mengten. Es ist gesagt worden, wie schon zu Augusts III. Regierung Katharinens Einfluß in die polnischen Angelegenheiten groß war; mit dem Tode dieses Königs, der unmittelbar nach dem Hubertsburger Frieden im J. 1764 erfolgte, zeigte die Kaiserin ganz unverholen ihre Absicht, Polen zu beherrschen. Ihr Gesandter begünstigte eine Conföderation unter den polnischen Großen, welche in der Person ihres Günstlings, des Grafen Stanislaw August Poniatowski, einen gebornen Polen auf den Thron setzen wollte. Zu dieser Conföderation gehörten die vornehmsten Familien, besonders die Fürsten Czartoryski, die mit Poniatowski verwandt waren, und sie machten Anstalt, in Warschau, wohin der Reichstag durch den Primas berufen worden, zur Königswahl zu schreiten. Indessen war eine andere mächtige Conföderation zusammengetreten, welche Katharinens Absicht errieth und mit bewaffneten Schaaren nach Warschau kam, an der Spitze der General Mokronowski und der Krongroßfeldherr Branicki. Sie suchen vergebens Sachsens Beistand, wo man wegen Minderjährigkeit des Enkels Augusts III. sich in Nichts einlassen will; vergebens bietet man dem Prinzen Heinrich von Preußen die Krone an, Friedrich II. wollte es nicht zulassen. So wurde nun nach einer stürmischen Wahl, nach mehreren blutigen Gefechten zwischen den Russen und Polen, Poniatowski unter dem Namen August IV. zum König von Polen erwählt; zugleich aber blieben, angeblich zur Erhaltung des Friedens, unter dem Gesandten Repnin, einem stolzen und hochfahrenden Manne, russische Truppen im Reiche. Demohngeachtet bereden die Czartoryskis und andere Patrioten den König, durch Verbesserung der Verfassung dem Reiche mehr Festigkeit zu geben, und so allmählig der Russen sich zu entledigen. Katharine erfährt dieses nicht so bald, als sie auch durch neue Umtriebe Zwietracht unter den Ständen anzustiften weiß. Die Dissidenten waren noch immer von dem Reichstage ausgeschlossen, und Soltyk, Bischof von Krakau, war so unklug, durch Verfolgung derselben der Kaiserin neuen Anlaß zur Einmischung in die Regierung zu geben, welche unter dem Fürsten Radziwil eine Conföderation der Dissidenten stiftet, und, als man ihre Forderungen für Religionsfreiheit auf dem Reichstage abgewiesen, den Wojewoden von Krakau und die Bischöfe von Krakau und Kiew aufheben und nach Sibirien schicken läßt. Dagegen erhebt sich die Conföderation der Katholiken zu Bar, welche sogar den König aus Warschau entführte, weil sie seinem Wankelmuthe und seiner Schwäche mißtraute. Er wurde zwar sehr bald wieder frei, und Katharine hatte nun Veranlassung, über Verletzung der Person des Königs offene Klage zu führen, und um nicht in ihren Absichten durch die Nachbarstaaten

gehindert zu werden, bewies sie dem Könige Friedrich II. und der Kaiserin Theresia, Polen müsse der Anarchie wegen in engere Grenzen zurückgedrängt werden, und forderte sie auf, gemeinschaftlich mit ihr einen Theil des Reiches an sich zu reißen. Friedrich II., der seinen neuen Staat nur durch Zuwachs zu sichern hoffte, griff sogleich zu. Marie Theresiens Schreiben über diese Angelegenheit zeigt von ihrem rechtlichen Sinne, und verdient hier seine Stelle: „Als alle meine Länder," schrieb sie an Kaunitz, „angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig hingehen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beystand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, waß wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stück von Pohlen oder von der Moldau und Walachey unser ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

Kaiser Joseph, der schon bei seiner Zusammenkunft mit Friedrich II. in Neisse gesehen hatte, daß dieser mit Rußland nicht brechen wolle, beredete nun seine Mutter, und fiel in Galicien und Lodomerien ein. Ein Gleiches that Friedrich II. in Westpolen, den größten Theil aber eignete sich Katharina zu. Es blieben nun von 13,400 □Meilen noch 10,000 dem Könige August IV., unter der Gewährleistung aller drei theilenden Mächte; allein überwiegend war doch nur Katharinens Macht und Einfluß. Wirklich strebte Katharina, den Namen der nordischen Semiramis, den ihr die Dichter spendeten, verdienen zu wollen, indem sie auch in Schweden, durch Begünstigung der Mützen, das Ansehen des Königs untergrub. Gustav III. war aber nicht der Mann, solche Schmach zu dulden; er wendete sich an das Volk, an den Bürger- und Bauernstand, um seine königliche Macht zu sichern, die Factionen der Aristokratie zu unterdrücken und ungehindert Flotte und Kriegsheer zu vermehren, womit er dann Rußland angriff und es in einem lebhaften Kriege zum Frieden zwang, der Katharinens Einfluß in Schweden ganz vernichtete. Glücklicher war Katharina gegen die Türken, wo ihre Feldherren, Potemkin, Galicin, Orlow, Romanzow, Panin und zuletzt der entsetzliche Suwarow mit Strömen von Menschenblut Siege zu Land und Wasser erkämpften. Es war ihre Absicht nichts anderes, als Constantinopel zu erobern, und das griechische Reich für einen ihrer Enkel, der deßhalb den Namen Constantin erhielt und mit einer Anzahl junger Griechen ganz auf hellenische Weise erzogen wurde, wieder herzustellen. Es gelang ihr auch wirklich, die Griechen in Morea aufzuwiegeln, welche nach Vertreibung der Türken unter russischem Schutze ihre Selbständigkeit erfochten, aber im J. 1770 wieder durch die den Türken ergebenen Albanesen, ohne daß es die Russen hinderten, unterjocht wurden.

Währenddem erholte sich Polen, und im Einverständniß mit König Wilhelm II. von Preußen, der seinem Oheim gefolgt war, gibt

ſich dieſes Reich im J. 1791 eine neue Verfaſſung, welche, aller Geſetzloſigkeit und Zwietracht der Stände zu ſteuern, folgende in der That treffliche Staatsgeſetze enthält:

1. Soll der Thron, damit die ſtürmiſchen Königswahlen aufhörten, erblich und zwar bei der kurfürſtlich ſächſiſchen Familie erblich ſein.

2. Soll das ſogenannte Veto, d. h. das Recht, vermöge deſſen jedem einzelnen Landboten erlaubt war, einen Geſetzvorſchlag umzuſtoßen, für immer abgeſchafft werden.

3. Sollte der Reichstag aus zwei Kammern beſtehen, und auch der dritte Stand (der Bürger) in der zweiten Sitz und Stimme haben.

4. Sollte völlige Religionsfreiheit im Reiche herrſchen.

Der 3. Mai 1791, an welchem dieſe Conſtitution vom Könige und von den Reichsſtänden beſchworen wurde, war ein Freudentag für ganz Polen; alle Parteien ſchienen ausgeſöhnt, und man ſah einer beſſern Zukunft entgegen. Da erhob ſich Katharina wieder und erklärte dem Könige und dem Reichstage ihre Unzufriedenheit mit der Verfaſſung, und bewies den Polen, daß durch die Abſchaffung des Veto die polniſche Freiheit vernichtet ſei. König Auguſt IV., dem die Aufſicht ſeiner ehemaligen Freundin längſt läſtig war, antwortete ihr kräftig und entſchieden; doch fand ſich eine Partei Mißvergnügter, welche ſich zu Targowitz conföderirte und eine ruſſiſche Armee in's Land rief. Der König und der Reichstag erklären Rußland den Krieg, und unter der Anführung ſeines Neffen, Joſeph Poniatowski, und des edlen Thaddäus Kosciusko, der unter Waſhington für die Freiheit gefochten, eilt das Heer an die Grenze, und Preußen wird an ſein Verſprechen erinnert, der Republik beizuſtehen. Allein Preußen zögert, das polniſche Heer wird bei Dubienka geſchlagen, der König muß ſich mit der Targowitzer Conföderation vereinigen, und auf dem Reichstage zu Grodno unternehmen Rußland und Preußen die zweite Theilung. Der König muß die alte Verfaſſung und das verderbliche Veto wiederherſtellen und es dulden, daß wieder Ruſſen in Warſchau ihm und der Nation Geſetze vorſchreiben. Das geſchah im J. 1793; die Patrioten Kosciusko, Madalinski und die übrigen hatten das Land verlaſſen und vergebens Schutz und Hilfe bei dem Hauſe Sachſen, welches erblich regieren ſollte in Polen, angefleht. Da reifte in ihrer Bruſt der Entſchluß, ſich ſelbſt zu helfen. Madalinski und Dombrowski rufen den polniſchen Adel im J. 1794 zu den Waffen, Kosciusko erſcheint im Lager und ſiegt über die Ruſſen bei Raklawice (4000 Polen gegen 12,000 Ruſſen), die Bürger von Warſchau und Wilna verjagen die ruſſiſche Beſatzung, Kosciusko zieht im Triumphe in der Hauptſtadt ein, und ohne den König, der ſeine Freude über das Gelingen des Aufſtandes bezeugt, in Anſpruch zu nehmen, ſorgte er für Ordnung und ſetzt die Rüſtungen aufs lebhafteſte fort. Da rückt König Wilhelm II. in Perſon mit einem großen Heere in Polen ein, von der andern Seite Suwarow und Ferſen, und in der Schlacht bei Macziewice fällt Kosciusko vom Pferde mit dem Rufe: „Das Ende Polens!“ Sein Fall wird bald das Zeichen zur allgemeinen Flucht, und in alle Welt zerſtreut fliehen die Helden, welche dem Schwerte der Ruſſen noch entrinnen.

Kosciusko wandert als Gefangener nach Rußland, und als ihm Katharinens Sohn und Nachfolger, Paul, die Freiheit schenkt, verläßt er Rußland und weigert sich, einen Jahrgehalt und ein Landgut von dem Feinde seines Vaterlandes anzunehmen. Er reiste nach Amerika zu seinem Freunde Washington, der noch lebte; kehrte dann später nach Europa zurück und starb in Solothurn in der Schweiz. Seine Leiche wurde in der Königsgruft zu Krakau beigesetzt. Nach der Schlacht bei Macziewice erstürmt der wildherzige Suwarow Warschaus Vorstadt Praga, und läßt dort eben so morden und wüthen, wie in den eroberten Festungen der Türken, und als die Warschauer das Angstgeschrei und Wehklagen jenseits der Weichsel hörten, erschraken sie und ergaben sich den Russen, welche alsogleich ihren Einzug in der Hauptstadt Polens halten. Der König dankt ab und begibt sich nach Petersburg, Polen aber verschwindet aus der Reihe der Staaten; denn nun geschieht zwischen Rußland, Oestreich und Preußen die dritte Theilung.

§ 4. Kaiser Joseph.

Nicht das einseitige Bestreben der Polen, nur das Wohl der höhern Stände zu befördern, — allgemeine Menschenliebe, wie sie einst Kaiser Titus und im Mittelalter dem Kaiser Friedrich II., dem Hohenstaufen, eigen war, beseelte den Kaiser Joseph II., allem Volke zu helfen, und Jedem, auch dem Geringsten seiner Unterthanen, Gleichheit vor dem Gesetze zu verschaffen. Er begriff seine Zeit vollkommen und hielt sich verpflichtet, Alles, was in derselben zum Heil der Menschheit aufkeimte, für sein Volk und für die Deutschen zur Reife zu bringen. So lange noch seine Mutter lebte, die ihm trefflich vorgearbeitet, doch noch in manchen Vorurtheilen befangen war und keine andern Interessen des Volkes kannte, als solche, die Bezug auf die leibliche Wohlfahrt desselben haben, machte er Reisen in ganz Europa, um Alles zu sehen, was seinen Ländern noch fehlte.

Dabei übersah er nicht, wie das kaiserliche Ansehen im Reiche gesunken sei, und suchte es durch Vergrößerung seiner Erbländer zu heben. Als nämlich mit Kurfürst Maximilian Joseph, im J. 1778, das Haus Wittelsbach erlosch, und Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, in Baiern nachfolgte, machte er seine Ansprüche auf einen Theil dieses Landes geltend. König Friedrich II., besorgt für sein Preußen, wenn Oestreich mächtiger würde, that dagegen Einspruch, und es kam zum Kriege, der jedoch bald durch den Teschner Frieden beigelegt wurde. Doch blieb der alte Friedrich immer auf der Lauer, und als Kaiser Joseph für Baiern seine Niederlande eintauschen wollte, um seine Länder in der Nähe beisammen zu haben, schloß Jener den Fürstenbund mit Sachsen, Hannover nnd andern deutschen Staaten, der diesen Tausch hinderte.

Im J. 1780 starb Maria Theresia, und nun trat Kaiser Joseph II. auch die Regierung seiner Erbländer an. Zuerst wendete er sein Augenmerk auf die Finanzen, die noch immer von den Kriegen und

schlechter Verwaltung in Unordnung waren. Zwar hat seine Mutter schon Vieles zur Einführung einer besseren Haushaltung begonnen, allein ihr weibliches Herz konnte nicht immer dem Hange widerstehen, alte Mißbräuche zu schonen. Kaiser Joseph hingegen, der selbst gleich einem schlichten Bürger zu leben gewohnt war, und sich keinen Aufwand, nicht einmal Bequemlichkeiten und ausgesuchte Genüsse erlaubte, forderte diese Mäßigkeit auch von Andern. Zuerst wurde der Hof vereinfacht, und was an demselben entbehrliche Dienste leistete, verabschiedet, Gnadengehalte eingezogen, Einnahme und Ausgabe geregelt, überall strenge Rechnung gehalten und jede Nachlässigkeit, jede Veruntreuung rücksichtlos und strenge bestraft. Um aber den Staatshaushalt zu heben, sollten alle Staatsbürger mit gleichem Eifer mitwirken.

So sollten denn künftig alle Ausnahmen und Vorrechte aufhören, und der Güterbesitzer eben so zu den Staatseinkünften beitragen, als der Bürger und Bauer, und damit letzterer desto mehr leisten könne, wurde die Leibeigenschaft gänzlich abgeschafft. Somit hätte er das Lehnwesen in seinen Staaten völlig aufgehoben, und darin übertraf er sogar König Friedrich II., daß er bei Aemtern im Staats- und Kriegsdienste keine Rücksicht auf den Adel nahm.

Das zweite Hauptwerk seiner Reformen betraf die Kirche, welche er durchaus von allem Einflusse des römischen Stuhls befreite und von allen schädlichen Mißbräuchen, die Thätigkeit und das Gedeihen seiner Unterthanen hemmenden Einrichtungen säuberte. Da gingen ihm manche würdige Prälaten, wie z. B. Heinrich von Kerens, Bischof von Wienerisch Neustadt, und aus Böhmen der Erzbischof von Prag, Graf Przichowsky, der Bischof von Königsgrätz, Johann Leopold von Hay, der Abt Rautenstrauch und der Prälat Augustin Zippe, hilfreich und mit wahrem Priestersinne an die Hand. Auch auswärtige Bischöfe, die Erzbischöfe von Salzburg, Mainz und Würzburg, folgten dem Beispiele ihres Kaisers und zeigten den Katholicismus in einer edlern Gestalt, als er bisher, durch Römlinge und Jesuiten entstellt, erschienen war. Alle Mönchs- und Nonnenklöster, welche sich nicht mit Krankenpflege oder Unterricht beschäftigten, wurden aufgehoben, und alle Geldversendungen nach Rom sowohl, als überhaupt jedes Einverständniß mit dem päpstlichen Stuhle auf's strengste verboten. Doch nicht nur die katholische Kirche, auch die protestantische und alle Secten in seinem Lande sollten frei und unangetastet Gott nach ihrer Weise verehren. Das war das berühmte Duldungs- oder Toleranzedict, welches er im J. 1787 ergehen ließ, und welches dem Hause Oestreich einen schönern Glanz verlieh, als die blutigen Siege und Schlachten der Ferdinande. Auch der verachteten und gedrückten Juden nahm er sich an und schloß sie mit ein in das Duldungsgesetz; machte aber zugleich Anstalt zu ihrer bürgerlichen Verbesserung und Veredlung. Dasselbe that er auch zu Gunsten der in ganz Europa gleich vogelfreien Räubern verfolgten und aus der menschlichen Gesellschaft gestoßenen Zigeuner, welche in großer Zahl im Königreich Ungarn wohnten. Er ließ sie unter dem Namen der Neuungarn entweder den Dorfgemeinden einverleiben, oder unter eigenen Richtern auf dieselbe Art wie die übrigen Bauern halten,

und durch sorgfältigen Unterricht der Kinder zu thätigen und sittlichen Landleuten und Handwerkern umbilden.

Man kann sich denken, daß die vielen Mönche und Nonnen, die um ihr bequemes und müßiges Leben gebracht und nun außerhalb der Klöster zu Arbeit und beschwerlichen Berufspflichten genöthigt waren, solche Reformen mit Verwünschungen des Monarchen annahmen und bei dem abergläubischen Volke Mitleid erregten, so daß manche Maßregel nur mit Widerstand durchgesetzt werden konnte, und mehr Unzufriedenheit über diese Werke der Liebe und der Weisheit sich erhob, als ehedem über Religionsverfolgungen. Mit Entsetzen vernahm aber alles dieses der römische Hof, und als der Papst Pius VI. vergebens Vorstellungen nach Wien sandte, entschloß er sich endlich, selbst nach Wien zu kommen. So sah denn die Welt wieder seit Karl dem Großen zum ersten Mal den römischen Bischof zum deutschen Kaiser reisen, zu welchem im Mittelalter so viele Kaiser demüthig um Segen oder um Vergebung flehend gepilgert waren. Der Kaiser empfing ihn mit allen Ehren, ohne jedoch irgend ein demüthigendes Ceremoniel zu beobachten; er empfing ihn — als Kaiser, und verhinderte auf jede Weise Zusammenkünfte mit seinem Clerus, so daß er alle Thüren in seiner Wohnung (in der Burg) bis auf eine vermauern ließ, damit Niemand heimlich und ohne sein Wissen zu ihm gelange. Auch erhielt Pius VI. Nichts von dem, was er wünschte, und die östreichische Kirche blieb unabhängig von Rom, wie der Kaiser es haben wollte. Nur auf das Duldungsgesetz scheint die Anwesenheit des Papstes eingewirkt zu haben; denn bald hernach wurde dasselbe auf eine Weise beschränkt, die bis auf heutigen Tag die protestantische Kirche schwer bedrückt. Der edle Kaiser versicherte nämlich, er wolle durch die Begünstigung der Protestanten auf keinen Fall die katholische Kirche bevortheilen. Dieß war genug, um ihm begreiflich zu machen, daß durch Entstehung so vieler neuen akatholischen Gemeinden ganze katholische Pfarreien eingehen, viele Geistliche aber und Bischöfe in ihren Einkünften stark geschmälert würden. Da kam denn der Zusatz zu dem Toleranzgesetze, daß die protestantischen Pfarrkinder außer der Erhaltung ihres Seelsorgers (dem der Name eines Pfarrers versagt wurde) dem katholischen Pfarrer des Orts alle Kirchengebühren wie vorhin bezahlen müßten. Manche andere Beschränkungen, die nach Verschiedenheit der betreffenden geistlichen Behörde oft milder, oft härter waren, kamen mit der Zeit hinzu, und da die Neigung der östreichischen Völker zum Protestantismus so stark war, daß ganze Dörfer und Gemeinden, die bisher aus Zwang katholisch waren, nun öffentlich ihren Glauben bekannten, war der Plackereien und Neckereien kein Ende. Selbst in Ungarn, wo die Religionsfreiheit durch den Wiener und Linzer Frieden gesichert war, und die Protestanten von den katholischen Pfarrern ganz unabhängig blieben, fand mit der Zeit mehr Verfolgung wieder statt.

Was das Duldungsgesetz nicht ausgleichen konnte, sollte eine allgemeine Aufklärung des Volkes, welche Kaiser Joseph, selbst über alle Vorurtheile erhaben, durch verbesserten Schulunterricht und Preßfreiheit zu fördern strebte, ermitteln. Er wollte sein Volk betriebsam, wohlhabend und in allen Kriegs- und Friedenskünsten ausgezeichnet machen, und darum

errichtete er nicht nur höhere Lehranstalten, sondern, was bisher selbst in Deutschland noch selten war, Volksschulen. Hier war es, wo er nicht sparte; denn außer den eingezogenen Kirchengütern verwendete er noch große Summen zu diesem Zwecke. Aber ein Jahrhundert wiegen die zehn Jahre seiner Regierung in Hinsicht des gewaltigen Schwunges auf, den Oestreich durch die freie Presse gewann.

Doch leider vereinigte sich bald Hochmuth und Habsucht der Herren mit der Lichtscheu und Herrschsucht der Geistlichen, dem edlen Monarchen, der nur das Heil seines Volkes im Auge hatte, mit gewaltsamem Widerstande entgegen zu treten, und es gelang ihrer Hinterlist und ihrer Macht, selbst das bethörte Volk gegen seinen Vater aufzuwiegeln. Nicht zu läugnen ist, daß Joseph in seinen Unternehmungen viel zu rasch zu Werke ging, und Dinge in Jahren ausführen wollte, die nur mehrere Menschenalter reifen können. Am meisten war dieß der Fall in Ungarn, wo er mit einem Schlage die alte Verfassung umstürzen, die deutsche Sprache in Gerichten und Schulen einführen und so dieses Reich, gleich einer Provinz, mit seinen übrigen Erbländern vereinigen wollte. Darum war auch hier der Widerstand am stärksten, und seine trefflichen Anstalten, den Handel daselbst durch Anlegung von Landstraßen zu heben, und seine Feldzüge gegen die Türken, diesen Erbfeind der Ungarn, konnten die Gemüther nicht besänftigen. Zu gleicher Zeit brach auch die Unzufriedenheit in den Niederlanden aus, welche durch einen fanatischen Clerus zu einem furchtbaren Aufstande gesteigert wurde. Joseph war indeß im Lager an der türkischen Grenze, wo er die Beschwerden des Krieges mit seinen Soldaten muthig theilte; doch mit dem Keime einer gefährlichen Krankheit eilte er nach Wien zurück, um den Bewegungen in den Niederlanden und in Ungarn entgegenzuwirken. Er überwand das schmerzliche Gefühl, für seine großen Entwürfe Undank und Verkennung geerntet zu haben, und nahm selbst den größten Theil seiner Reformen in diesen Ländern zurück, um die Ruhe wieder herzustellen. Diesem Kummer sollte ihn aber bald der Tod entheben, denn seine Krankheit nahm zu, und mit männlicher Entschlossenheit ging er seinem Ende entgegen, rastlos thätig bis auf die letzte Stunde. Noch mußte er, nachdem er seine beiden Gattinnen und seine Kinder zu Grabe tragen sah, kurz vor seinem Tode die Erzherzogin Elisabeth von Würtemberg, Gemahlin seines Lieblings, des Erzherzogs Franz (ein Sohn seines Bruders, des Großherzogs Leopold von Toscana), verlieren; die Nachricht von ihrem Tode erschütterte ihn tief. Nachdem er zuvor von seinen Generalen Haddik und Laudon Abschied genommen, und auch den geistreichen und liebenswürdigen Damen, welche seinen gewählten Abendzirkel bildeten, ein schriftliches Lebewohl gesagt, starb er am 20. Februar 1790, und seine letzten Worte waren, die er zu seinem Beichtvater sprach: „Beten Sie, in deine Hände, o Herr, empfehle ich meine Seele!“ und mit schwacher Stimme setzte er hinzu: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben!“

„Joseph — so ruft ihm sein Leichenredner, J. G. Jacobi, nach — verließ sein Reich wie ein Arbeiter das ihm anvertraute Feld, das er vor Ueberschwemmung zu sichern gedachte; wo die Fluth mehr als

einmal die Dämme zerbrach, und, durch den Widerstand reißender geworden, einen Theil der Saaten mit sich fortspülte. Wenn der Abend einfällt, geht er betrübt, aber mit gutem Gewissen von dannen, weil er treulich gearbeitet hat."

Ja gearbeitet hast du, Unsterblicher, für dein Volk, und was du gewirkt, ist nicht untergegangen mit dir, es ist unvergänglich in ewigen Zeiten. Den Keim zur Größe Oestreichs hast du gelegt, und in den darauf folgenden schweren Kämpfen ist dieß Reich darum bestanden, während selbst Deutschland sank, weil es von deinem Geiste beseelt war, und an deinem Geiste wird es sich fort und fort erheben zum Heil der ganzen deutschen Nation. Noch jetzt sprechen alte Leute mit Thränen von dem liebreichen Kaiser, der im schlichten grauen Offizierrocke dort mit einem Landmann, hier mit einem Soldaten, mit Kindern auf der Straße sprach und in Dörfern in die Bauernhöfe trat, und wie im Tode noch auf dem Paradebette auf seinem Antlitz hohe Freundlichkeit und sanfte Verklärung ruhte, immer auch im Leben voll Liebe und Würde war. Sein Neffe, der Kaiser Franz II., ließ ihm ein ehernes Denkmal setzen mit der Inschrift: Joseph dem Zweiten, welcher dem öffentlichen Wohle lebte, nicht lang, aber ganz. Und mit A. Grün, der die Enthüllung dieses Monuments besang, rufen alle Menschenfreunde ihm nach:

Ruhig auf granit'nem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfen keine Krone, nur den selbsterrungnen Kranz!
Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd, und empor die rechte Hand
Sanft erhoben wie zum Segen über sein geliebtes Land.

Ja, Du bist es, weiser Joseph! — Voll von Kraft und Mark und Klang,
So im Bilde von Metalle, wie Dein Leben all' entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel Du erkannt,
Und an Deinem großen Werke bauend fest mit ehrner Hand!

Ein Despot bist Du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunkeln Diebesschlüchten die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist Du gewesen! Doch fürwahr ein solcher bloß,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ernsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Drum mit Recht gab Dir der Bildner Brust und Stirn und Hand von Erz;
Aber küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz! —
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand,
Aber eine Rose gerne säh' ich in der ehrnen Hand!

All' Dein Ringen nach dem Lichte, all' Dein Thun in ernster Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte, ehrne Hand!

---

§ 5. Anfang der französischen Revolution.

Was Kaiser Joseph II. seinem Volke aufdringen mußte, Gleichheit vor dem Gesetze und gleiche Vertheilung der Staatslasten, das wollte sich fast zu gleicher Zeit das französische Volk verschaffen. Das französische Volk, welches unter der heillosen Regierung der Ludwige nicht nur um allen Wohlstand, sondern auch durch das Beispiel des Hofes um Glauben und Sittlichkeit gekommen war. Die Millionen, welche die Verschwendungen am Hofe und die nutzlosen Kriege kosteten, zu erschwingen, wurden Steuern auf Steuern ausgeschrieben, die allein nur der Bürger und Bauer zahlen, und obendrein, was im Mittelalter des Adels Pflicht war, Kriegsdienste thun mußte. Außer diesen Steuern plagten den Bauer auch noch Zehent, den er dem Geistlichen, Abgaben und Frohnen, die er dem Grundherrn zu leisten schuldig war. Die Herren aber und die Geistlichen schwelgten, gleich dem Hofe, von dem sauererworbenen Gute des Landmanns, der mit Weib und Kind nicht mehr, wie zu Heinrichs IV. Zeit, ein Huhn im Topfe, sondern kaum trocken Brod zur Nahrung hatte. Wenn noch obendrein der Sohn, der rüstigste Arbeiter des Hauses, zum Soldaten weggeholt wurde, da ergriff wohl den armen Franzmann, der ohnehin von Natur wenig Geduld hat, der Unmuth, und man hörte im ganzen Lande über die Herren lästern und fluchen. Diese Unzufriedenheit wurde lauter, als die Soldaten aus Nordamerika zurückkamen und ihren Landsleuten erzählten, wie gut es dort der gemeine Mann habe, wie ihn Niemand hudeln dürfe und wie er verhältnißmäßig nur eben so viel zahle, als jeder Herr bei dem Congresse und der reichste Kaufmann oder Grundbesitzer; da hörte er die Worte: Freiheit und Gleichheit, und sie klangen ihm immer süßer, je öfter er sie hörte; ach und leider predigte ihm sein Pfarrer nicht in eindringlicher Rede von Treue und Gehorsam, von Geduld und Feindesliebe; sein lateinischer Gottesdienst milderte nicht die Verwilderung seines Gemüths, und das ärgerliche Beispiel des Priesters lehrte ihn nicht Sittlichkeit und Tugend.

So standen die Sachen, als Ludwig XVI. redliche Männer, deren es freilich nur wenige beim Hofe gab, von dem Elende des Volkes sagten, und ihm bewiesen, daß es nicht mehr im Stande sei, die Last der Abgaben zu ertragen. Und doch war der Schatz erschöpft, denn der nordamerikanische Krieg hatte Millionen verschlungen und wenig eingetragen. Der edle Minister Turgot rieth zur Sparsamkeit, wozu sich der einfache König sehr gerne verstand; doch seine Brüder und die übrigen Hofleute, welche noch die Lebensweise aus Ludwigs XV. Zeit gewohnt waren, wollten nichts davon hören, und Turgot wurde

entfernt. Ihm folgte als Finanzverwalter der Wechsler Necker, der Sohn eines reformirten Predigers aus Genf, der wegen seiner kaufmännischen Kenntnisse und Genauigkeit sowohl, als Rechtlichkeit in großem Rufe stand und selbst von dem gemeinen Volke verehrt wurde. Dieser treffliche Mann hoffte die Finanzen wie seine Handelsgeschäfte betreiben zu können, und handelte frei und offen, weil er meinte, der Hof sowohl als das Volk sei von derselben uneigennützigen Vaterlandsliebe beseelt, die seine eigenen Handlungen leitete. Er berechnete Einnahme und Ausgabe und machte sie durch den Druck bekannt, wobei freilich viel Eitelkeit mitunterlief, der Nation zu zeigen, wie sehr er alle vorhergehenden Minister an Genauigkeit und Einsicht übertreffe. Als er aber auch auf Sparsamkeit drang und von gleicher Besteuerung aller Stände sprach, ja sogar einen Platz in dem hohen Staatsrathe, wo die Prinzen und Pairs des Reichs saßen, und für seine Frau Zutritt am Hofe verlangte, wurde er vom Könige, der selten selbständig handelte, entlassen. Mehrere Finanzminister folgten nun in raschem Wechsel auf einander und verwirrten die Sache immer mehr. So wurden im J. 1787 die Notabeln, d. i. ein Ausschuß der Reichsstände, nach Versailles berufen, weil man hoffte, diese würden von selbst die Steuerfreiheit des Adels aufheben und dem bedrängten Vaterlande ein Opfer bringen. Allein sie wollten nichts von Opfer hören und wurden entlassen; dem Ministerium aber vom Könige erlaubt, die Unwillfährigkeit der Notabeln durch die Pfarrer in allen Gemeinden Frankreichs bekannt zu machen; worauf eine Unzahl von Flugschriften folgte, welche die mißliche Lage des Staats erst recht bekannt machten und das Volk gegen die bevorrechteten Stände erbitterten. Aber auch diese schwiegen nicht, und suchten auf jede Weise den König in das gehässigste Licht zu setzen, und der ganze Hof mit Ausnahme seines ältern Bruders Ludwig Stanislaus, Graf von der Provence, arbeiteten ihm entgegen. Der jüngere Bruder Karl, Graf von Artois, stand an der Spitze des Adels, an welchen sich sogar die Königin Marie Antoinette, der ihres Gemahls einfaches Wesen eben so wenig, als sein Mangel an Selbständigkeit zusagte, anschloß. Ein dritter Prinz, der Herzog von Orleans, der reichste Privatmann in Frankreich, welcher die Königin haßte, verfeindete sich bald mit dem ganzen Hofe, und verbreitete über denselben die abscheulichsten Gerüchte, welche durch Gassenlieder, Zerrbilder (Caricaturen) und Pasquille in Paris in Umlauf gebracht wurden. Besonders wußte er der Königin, welche bei ihrer Lebhaftigkeit nicht immer bösen Schein vermied, Allerlei anzudichten. Am meisten schadete ihrem Rufe die berüchtigte Halsbandgeschichte, an der sie doch ganz unschuldig war. Eine Gräfin de la Mothe lebte in Versailles mit dem Cardinal von Rohan, Bischof von Straßburg, auf einem vertrauten Fuße. Dieser Prälat war bei Hofe in Ungnade gefallen, und gab sich alle Mühe, sich wieder daselbst in Gunst zu setzen. Dazu fand sich nun folgende Gelegenheit. Ein Juwelier hatte der Königin ein sehr kostbares Halsband zum Kaufe angeboten, das sie aber, weil sie eben nicht bei Gelde war, nicht bestehen konnte. Das erfuhr die de la Mothe, und rieth dem Cardinal, das Halsband

zu kaufen, und es der Königin zuzusenden. Der Cardinal erhielt mehrere nachgeahmte Briefe, angeblich von der Königin, und hatte sogar eine nächtliche Zusammenkunft im Garten zu Versailles, wo ein gedungenes Frauenzimmer die Rolle der Königin spielte, einige räthselhafte Worte sprach und ihm eine Rose überreichte. Rohan kaufte den Schmuck, ohne ihn jedoch ganz bezahlen zu können, und übergab denselben der de la Mothe, deren Gatte mit dem Raube nach England floh. Der Juwelier, um seine volle Zahlung zu erhalten, wendete sich, da er von dem Cardinal auf unbestimmte Zeit vertröstet wurde, an die Königin selbst. Diese hinterbrachte den schändlichen Handel dem Könige, welcher den Proceß vor dem Parlamente führen ließ. Die Feinde der Königin unterließen nicht, alle die Verhöre unter das Volk zu bringen, und obgleich sie nicht beschuldigt werden konnte, ließ es sich der Pöbel doch nicht nehmen, daß man die Sache nur beschönigen wolle. Rohan wurde seiner Würden entsetzt und aus Paris verbannt, und die Gräfin de la Mothe zur Brandmarkung und ewigem Gefängniß verurtheilt. Sie entfloh aber und ging nach England, wo sie eine schändliche Schmähschrift gegen die Königin drucken ließ. Dergleichen Hofgeschichten beschäftigten das Publikum von Paris, und gewöhnten es, von der königlichen Familie höchst unehrerbietig zu sprechen. Im Palais Royal, einem großen Hause des Herzogs von Orleans, wurde der Sammelplatz aller derjenigen, die Neuigkeiten anzubringen hatten, oder welche zu hören begierig waren. Der Herzog von Orleans selbst und noch andere Herren vom Hofe mengten sich unter die Haufen, oder ließen durch ihre Leute das Volk zu lauten Ausbrüchen ihrer Unzufriedenheit über die Regierung und den Hof aufreizen. Das Mißjahr 1788, welches eine Theuerung zur Folge hatte, erzeugte allerlei Pöbelunfug, welchem von der Polizei nicht gesteuert werden konnte, weil man wußte, daß der König bei ähnlicher Veranlassung aufgefordert, strenge Maßregeln zu ergreifen, gesagt habe: „Nur keine Gewalt, mein Thron wäre mit dem Leben eines einzigen Franzosen zu theuer bezahlt!“ Zu den Mißvergnügten gesellten sich nun bald auch alle Pensionärs, welchen wegen Geldmangels ihre Gehalte nicht ausgezahlt werden konnten, und die Besitzer von Staatsobligationen, welche einen Bankerot befürchteten. In dieser Noth rief der König, es war im J. 1789, Necker wieder zurück, und übergab ihm die Finanzen. Dieser fand nun den König und den Hof schon ganz verändert, und frei durfte er sich über Dinge aussprechen, vor welchen sich acht Jahre früher Alles entsetzte. Er hatte im Sinne, eine der englischen Verfassung ähnliche in Frankreich einzuführen, und gab darum den Rath, der gar nicht befremdete, weil er schon vielfach von Andern war besprochen worden, die alten Reichsstände, welche seit 1614 nicht beisammen waren, einzuberufen. Es war nun die Frage, in welcher Anzahl und welche nach den neuen Begriffen der Zeit eigentlich die Reichsstände sein sollten? Zu den Reichstagen des siebzehnten Jahrhunderts kamen nur der Adel und die Geistlichkeit und von dem dritten Stande einige Abgeordnete, die wenig berücksichtigt wurden. Wiederum erlaubte man, weil das Ministerium nicht wagte, selbständig zu entscheiden, die Fragen in Flugschriften zu erörtern.

und der Herzog von Orleans war geschäftig, Schriftsteller von den freiesten Ansichten für den dritten Stand zu gewinnen, darunter der Abbé Sieyes der eindringlichste war. Ohne fremden Antrieb, nur von lebhaftem Hasse der Aristokratie, seiner Standesgenossen, aufgeregt, brachte der Graf Mirabeau seine kühnen Ideen in Umlauf. Necker selbst war für das demokratische Uebergewicht, und also wurde beschlossen, zwölfhundert Abgeordnete zu berufen, so daß die Hälfte davon aus Adel und Geistlichkeit, die andere aus dem Bürgerstande wäre. Bei der Wahl der Abgeordneten war die Gegenpartei des Hofes wieder bemüht, meist Advocaten ohne Vermögen und von der dreistesten Sinnesart zu ernennen. Der Graf Mirabeau hatte sich, um als Deputirter des dritten Standes gewählt zu werden, einen Tuchladen in Marseille gekauft, und erschien nun mit seinem furchtbaren Hasse und seinem aristokratischen Selbstgefühl unter den Vertretern des Mittelstandes. Noch bei der Vorstellung der sämmtlichen Reichsstände ließ man den Bürgerlichen die alte Rangordnung fühlen. Den Adeligen war vorgeschrieben, in schwarzsammtenen, mit Goldstoff gefütterten Mänteln und Federhüten zu erscheinen.

Als sie im königlichen Palaste angekommen waren, wurden sie sogleich durch weitgeöffnete Flügelthüren in einen prächtigen Saal eingelassen und vom Könige empfangen. Die Bürgerlichen mußten in einfach schwarzen Mänteln und Hüten ohne alles Abzeichen kommen, lange im Vorzimmer warten, und wurden sodann durch eine kleine Thüre in ein prunkloses Gemach des Königs eingelassen.

Im Mai desselben Jahres begannen die Versammlungen, welche von dem König und von Necker eröffnet wurden; doch gleich in den ersten Tagen zerfielen die Gemeinen mit dem Adel und der Geistlichkeit, weil letztere verlangten, daß die Vollmachten der einzelnen Reichsstände in allgemeiner Versammlung untersucht werden sollten. Es vergingen Wochen über dieser Frage, und der König kam selbst und befahl, daß beide Theile in getrennten Kammern berathschlagen sollten. Allein der dritte Stand erklärte sich zu einer Nationalversammlung, mit dem Zusatze, daß jede andere Versammlung gesetzwidrig sei. Als die Deputirten des dritten Standes am folgenden Tage ihre Sitzungen eröffnen wollten, fanden sie den Saal verschlossen und wurden von den Wachen zurückgewiesen. Da war in der Nähe ein Ballhaus, die ganze Versammlung eilt dahin und schwört, nicht eher auseinander zu gehen, bis sie Frankreich eine Constitution gegeben hätten, und als der König seinen Kammerherrn hinsandte, mit dem Befehle, die Sitzung aufzuheben, rief Mirabeau: „sie würden nur der Gewalt der Bajonette weichen!“ Darauf vereinigte sich der größte Theil der Geistlichkeit und auch einige von Adel freiwillig mit der Nationalversammlung, und auf des Königs ausdrückliches Verlangen thaten es endlich auch die übrigen.

Die Freude und der Jubel des Volkes in Paris darüber war grenzenlos, Werkstätten und Kaufläden blieben geschlossen wie an Feiertagen, alle Welt, Weiber und Kinder sind auf den Straßen, einzelne Redner versammeln um sich die Menge, erzählen, was Mirabeau, was der und jener gesprochen, wie der Bürger nun den höchsten Standesperso-

nen gleich, wie von ihm alles Heil zu erwarten sei. Der Hof mit dem Adel, erschrocken über die Stimmung des Volkes und die Dreistigkeit des dritten Standes, beredete den König, eiligst Truppen nach Paris kommen zu lassen, und Necker, der bei der unerwarteten Wendung der Dinge den Muth verliert, wird wiederum entlassen. Sobald dieses bekannt ward, und die Truppen, an die 20,000 Mann, meist Italiener, Schweizer und Deutsche, ankamen, und sich außerhalb der Stadt lagerten, erhob sich das Volk, strömte nach dem Palais Royal, wo stündlich Nachrichten aus Versailles einliefen, und hörte da von Rednern, die der Herzog von Orleans und seine Partei gedungen hatten, daß Paris von den Truppen gestürmt und alles Volk niedergemacht, die Nationalversammlung aufgehoben werden sollte. Die französischen Garden, welche in Paris lagen und die Ruhe wieder hätten herstellen sollen, waren, wie fast alle Soldaten, durch die Officiere im kleinen Dienste auf's unerträglichste gequält, ebenso unzufrieden mit der Regierung wie das Volk, und anstatt Gewalt zu gebrauchen, wenn ihnen, als sie dastanden in geschlossenen Reihen, der Pöbel Hohn sprach, warfen sie die Waffen weg und vereinigten sich mit dem Haufen. Da wurden sie im Triumphe von den angesehensten Bürgern nach dem Palais Royal geführt, wo sie von Frauen und Mädchen bewirthet, mit Blumensträußern und Kränzen geschmückt, und mit dem Namen, (den man nun mit einem gewissen Stolze aussprach) „Bürger" beehrt wurden. Zugleich schreit Alles nach den Waffen, an die Stelle des Magistrats treten die Wahlmänner der Bürgerschaft, und die Bürger werden in Regimenter getheilt, stürzen nach den Zeughäusern und den Werkstätten der Waffenschmiede, und rüsten sich. Das Wort Bastille, das einigen Schreiern entfahren, bestimmt die Menge, dieses Bollwerk der ehemaligen Tyrannei mit Sturm zu nehmen. Die Bastille wird angegriffen, die schwache Besatzung von Invaliden leistet wenig Widerstand, und wird, sobald die Menge eingedrungen, größtentheils niedergemetzelt, die Festung selbst der Erde gleichgemacht. In den Gefängnissen selbst fand man nicht mehr als fünf Gefangene, welche gemeiner Verbrechen wegen eingekerkert waren. Als die Nachricht von diesem furchtbarem Ereigniß nach Versailles kam, verlor der Hof alle Fassung, und der König, der noch immer dabei beharrte, kein Blut zu vergießen, befahl den Truppen, abzuziehen, und berief, weil es das Volk verlangte, Neckern wieder in's Ministerium. Auch sandte er nach Paris, um dem Volke die Versicherung zu geben, daß es nie seine Absicht gewesen sei, etwas Gewaltthätiges gegen seine gute Stadt Paris zu unternehmen. Die bewaffnete Bürgerschaft wählte den Marquis Lafayette, den Helden des nordamerikanischen Freiheitskrieges, zu ihrem Befehlshaber, die sich von nun an die Nationalgarde nannte, und gleich dem Volke eine Kokarde aus den drei Farben der Stadt Paris: roth, weiß und blau, an den Hüten trugen. Darauf kam der König selbst nach Paris, und wurde kalt von dem Volke empfangen, jedoch, als er auf dem Rathhause die Nationalkokarde aufsteckte, mit allen Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit entlassen, denn man küßte ihm Hände und Kleider, ja Viele warfen sich nieder, um seinen Fußstapfen zu küssen. Das war der Anfang der Revolution,

die vielleicht mit diesem Tage auch wäre beendet worden, wenn nicht [illegible], und mit ihm der Graf von [illegible], Versailles mit Frankreich entzweiet hätten. Weil dieß [illegible], suchte der [illegible] mit den [illegible] der [illegible], und er [illegible] von neuem [illegible], die bei weitem die [illegible] der [illegible] in England an edlen Gesinnungen übertrafen.

§ 6. Frankreich ein beschränktes Königreich.

Necker war inzwischen angekommen, und die Nationalversammlung arbeitete nun eifrig daran, eine Constitution zu entwerfen. Viele Männer waren darunter, die, gleich dem edlen Lafayette, von wahrer Vaterlandsliebe getrieben, jede Gewaltthat verabscheuten, und nur eine gesetzmäßige Verfassung mit beschränktem Königthum zu Stande bringen wollten. Selbst der leidenschaftliche Mirabeau wollte nicht den Umsturz des Throns, regte aber unaufhörlich das Volk durch seine Schriften und Reden auf, aus Furcht, die Aristokratie möchte wieder Oberhand gewinnen, und wurde dadurch Theilnehmer der Gräuel, welche der Herzog von Orleans aus schlechten Absichten bewirkte und durch gedungene Pöbelhaufen ausüben ließ. Dieser Mann hatte weder für Vaterland noch für Freiheit einen Sinn, sondern wollte sich nur an dem Hofe rächen, der ihn von sich gestoßen hatte. Rasch gingen nun die Verhandlungen in der Nationalversammlung vorwärts, und in der Nacht des vierten Augusts wurden die Frohnen, der Zehent, die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit, die Zünfte, beinahe alle Vorrechte einzelner Stände und also das ganze Lehnwesen abgeschafft. Hohe Standespersonen, wie z. B. der Vicomte von Noailles, Graf Lally Tolendal u. a. machten diese Vorschläge, und der Beifall der Zuhörer, welche sich gegen alles Verbot des Königs haufenweis in dem Saale täglich versammelten, begleitete ihre feurigen Reden, und als die Nachricht davon nach Paris kam, war der Jubel aller Volksklassen grenzenlos. Desto wilder äußerte sich der allgemeine Unwille, als man später erfuhr, daß der König diese Vorschläge nicht alle annehmen wolle. Wirklich hatte der König wieder den Rath einiger Aristokraten angenommen und sich einigen Beschlüssen der Nationalversammlung widersetzt, ja sogar ein Regiment nach Versailles kommen lassen, dessen Officiere von den Leibgarden mit einem Gastmahle beehrt wurden, wobei der Volksfreunde und des Pöbels in Paris spottweise erwähnt wurde. Alles dieses schob man auf die Rechnung des Königs; die Volksredner im Palais Royal raseten nach ihrer Weise und lästerten den König und die Aristokraten, der Herzog von Orleans bewirkte durch Aufkäufe des Getreides gänzlichen Brodmangel, und so erhoben sich zuerst die Fischweiber mit mehreren Tausend Männern aus dem untersten Pöbel, schrieen nach Brod, erstürmten und plünderten das Stadthaus und zogen dann mit wildem Lärm gerade nach Versailles, um den König nach Paris abzuholen. Auch die Bürgerschaft, hingerissen von dem allgemeinen Aufruhr, bewaffnete sich, und Lafayette, Gewaltthaten zu verhindern,

ſetzte ſich ſelbſt an ihre Spitze und führte ſie nach Verſailles, wohin ſie wollten. In Verſailles angelangt, gelang es ihm noch denſelben Abend, die raſenden Weiber und den Pöbel im Zaum zu halten, welche ſchon Miene machten, in den königlichen Palaſt einzudringen, und er ließ dem Könige ſagen, daß er ruhig ſchlafen könne. Allein in der Morgendämmerung brach die Menge, welche in der Nacht von dem Herzog von Orleans und ſeinen Leuten aufgewiegelt wurde, plötzlich los, überfiel die Leibgarde, ermordete ſie, drang in die Gemächer der Königin, welche kaum Zeit hatte, aus ihrem Bette zu entſpringen und ſich zum Könige zu flüchten. Auch dahin folgten die Meuchelmörder mit blutenden Dolchen, da ſtürzte Lafayette herbei und beſchwichtigte die raſende Menge, während der Tag anbrach und die matte Sonne die Gräuel der Nacht beleuchtete. Der König und die Königin zeigten ſich dem Volke auf dem Balkone, und als ſie verſprachen, dem Verlangen des Volkes zu willfahren und nach Paris zu kommen, brachte man ihnen ein Lebehoch und ſogleich wurden Anſtalten zur Reiſe gemacht. In Begleitung von vielen Tauſend Menſchen, welche ganz dicht neben dem Wagen hergingen, die Köpfe der ermordeten Leibgarden auf Piken trugen und unaufhörlich Drohungen, Verwünſchungen und Spottreden hören ließen, fuhr der König mit ſeiner Familie und ſeinem ältern Bruder nach der Hauptſtadt und nahm im Schloſſe der Tuilerien ſeine Wohnung. Auch die Nationalverſammlung folgte dahin; doch verließen dieſelbe von dieſem Tage an mehrere ehrbare Mitglieder, welche ſich ſchämten, Sklaven des verworfenſten Pöbels zu ſein; und mußte auch der Herzog von Orleans, deſſen Theilnahme an dem Mordanſchlag von den gutgeſinnten Mitgliedern der Nationalverſammlung entdeckt wurde, in die Verweiſung nach England ziehen, ſo war doch der Geiſt der wildeſten Geſetzloſigkeit ſchon zu ſehr verbreitet, als daß man hoffen konnte, an der Conſtitution mit Beſonnenheit und Redlichkeit fortarbeiten zu können. Auch Necker nahm ſeine Entlaſſung und verließ das Reich, und in der Nationalverſammlung gewannen die Königsfeinde die Oberhand. Dieſe — Robespierre war ihr Anführer — verſammelten ſich zur Vereinigung und Vorberathung in einem aufgehobenen Jakobinerkloſter und bekamen daher den Namen der Jakobiner. Dieſer Klub gebrauchte nun den aufgeregten Pöbel, um alle ſeine fürchterlichen Entwürfe durchzuſetzen. Da wurden denn die Güter der Geiſtlichkeit und des Königs eingezogen, die Klöſter aufgehoben, der Erbadel und alle Titel abgeſchafft. Während dieſer Ereigniſſe ſtarb Mirabeau, welcher die letzte Stütze des Königthums war, deſſen Beredtſamkeit allein noch den Verfechtern der Geſetzloſigkeit Widerſtand leiſten konnte. Während dem dauerten die Tumulte in Paris immer fort, ja in allen Städten Frankreichs hatten ſich Nationalgarden und Jakobinerklubs gebildet und bekannte Feinde der Freiheit wurden durch den wüthenden Pöbel ermordet und auf dem Lande fielen die Bauern über die Schlöſſer der Edelleute her, plünderten, mordeten und ſengten. Im ganzen Lande war Aufruhr, die alten Geſetze galten nichts, die neuen ſollten erſt geſchaffen werden. Da verließen Unzählige vom Adel das Reich, und ſelbſt der König, der ſich nimmer ſicher glaubte, entfloh am 20. Juni im J.

1791 mit ſeiner Gemahlin, Schweſter und Kindern und dem Grafen von Provence aus Paris. Doch nur letzterer, der vorausgeeilt war, erreichte die Grenze, der König wurde in Varennes angefallen und zurückgebracht. Der General Bouillé war ihm mit einem Dragonerregiment zu Hilfe gekommen und hätte ihn noch auf dem Rückwege gerettet, allein der König gab ihm den Befehl, ſich zurückzuziehen, damit kein Blut vergoſſen werde! Ein düſteres Schweigen empfing ihn in Paris, die Nationalgarde verhinderte jegliche Gewaltthat, Lafayette mit vielen Andern bewirken in der Nationalverſammlung, daß die Flucht des Königs nicht weiter gerügt wurde, obwohl die Jakobiner, unter denen auch der Herzog von Orleans, der bereits aus England zurückgekommen war, ſich befand, ſchon damals auf Abſchaffung der Königswürde antrugen. Im September 1791 war nun die neue Verfaſſung fertig, worin dem König zwar ſeine Würde blieb, doch ſeine Rechte und Macht der Nation übergeben wurden. Der König, deſſen Perſon in der Verfaſſung für unverletzlich erklärt wurde, beſchwor die Conſtitution, welches auch die übrigen Mitglieder der Nationalverſammlung und ſämmtliche Prieſter thun mußten. Von Letztern wanderte eine große Anzahl, die den Eid nicht leiſten wollte, aus. Somit hatte die Nationalverſammlung ihr Werk beſchloſſen und löſte ſich hiermit auf, um der geſetzgebenden Verſammlung Platz zu machen. Nun war im ganzen Reiche Alles in Bewegung, die neuen Deputirten zu wählen, und da die helle Menge und übelgeſinnte Menſchen den größten Einfluß hatten, fielen meiſt junge, unerfahrene Männer oder rohe Schwärmer aus, welche, ſtatt Geſetze für die Conſtitution zu entwerfen, ſichtlich dahin arbeiteten, dieſelbe und den königlichen Thron umzuſtürzen. Der König ſchwankte zwiſchen übereilten Maaßregeln und bezeigte meiſt zur Unzeit eine Hartnäckigkeit, die ihn immer mehr verwickelte. Um das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, wählte er ſich gerade aus den Jakobinern ſeine Miniſter. Dieſe beredeten ihn, weil ſich Kaiſer Leopold, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und Friedrich Auguſt III., Kurfürſt von Sachſen, zu Pillnitz gegen Frankreich verbunden hatten, dem Kaiſer den Krieg anzukündigen. Als nun aber die Jakobiner immer weiter gingen in ihren Forderungen, die der König nicht gewähren wollte, ſuchten ſie ihn durch aufgewiegelte Pöbelhaufen, die bis in ſein Gemach eindrangen, zu ſchrecken. Einmal gelang es ihm, den wilden Sturm zu beſchwichtigen, er trat den Meutern mit Ruhe und Feſtigkeit entgegen, ſetzte die angebotene rothe (ſogenannte) Jakobinermütze auf, und dieſe verließen die Tuilerien. Damals ſtand Lafayette als General bei der Armee an den Grenzen und ſchrieb an die Nationalverſammlung kräftige Mahnbriefe, das Königthum und die Conſtitution zu ſchonen, ja er hatte ſelbſt den Muth, zurückzukommen, und vor der Nationalverſammlung zu erſcheinen und dieſelbe Mahnung zu wiederholen. Die Jakobiner überſchrieen ihn aber und drohten ihm den Untergang; er wandte ſich an die Nationalgarde, in dieſe war aber ſchon allerlei gemeines Geſindel aufgenommen, und der gute Geiſt des ganzen Corps verſchwunden, der früher ſo verehrte Anführer ward nicht gehört. Lafayette wollte dann den König bewegen, mit zur Armee zu kommen, doch

Ludwig hatte Vertrauen auf die Constitution, und blieb. Da kam das preußische Heer, mit welchem sich die ausgewanderten Franzosen (Emigranten) vereinigten, und drangen bis in die Champagne vor, und ihr Anführer, der Herzog von Braunschweig, sandte eine furchtbare Drohschrift an die Nation. Das setzte Paris in Wuth, und in der Nacht zum 10. August brachen die Rotten aus den Vorstädten herein und auf die Tuilerien los; die Leibgarden und die Schweizer, so tapfer sie sich wehrten, wurden niedergemacht, Alles zertrümmert, und der König rettet sich mit seiner Familie in den Saal der Nationalversammlung. Hier muß er zuhören, wie die heftigsten Redner von seiner Absetzung sprechen. Darauf löst sich die Nationalversammlung auf, weil an keine Gesetzgebung zu denken wäre, so lange Frankreich in Gefahr stehe, ein Nationalconvent sollte zusammentreten und im Namen des souveränen Volkes regieren. Indessen herrschten aber, unterstützt von dem grimmigen Pöbel, die Ungeheuer Danton, Robespierre, Pethion und Marat, die königliche Familie wurde in engeres Gewahrsam, in den sogenannten Tempel (er hat seinen Namen von den Tempelrittern, die ihn erbauten und auch da, als sie von Philipp IV. verurtheilt wurden, gefangen saßen) gebracht; alle Königsfreunde, deren man habhaft werden konnte, alle Geistlichen, welche die Constitution, die man doch eben vernichtet hatte, nicht beschwören wollten, an die 5000 wurden in Orleans und Paris eingekerkert; eine eigene Maschine, die man nach dem Erfinder (dem Arzte Guillotin) die Guillotine nannte, dazu gebraucht, um die Verurtheilten schnell hinzurichten. Entsetzlicher aber war das Schicksal derjenigen, die von den wüthenden Sanscülotten (so nannte man die zerlumpten Mordgesellen) und einer Bande, die von Marseille durch den Herzog von Orleans (der sich nun Egalité, d. i. Gleichheit, nannte) soll nach Paris gerufen worden sein, ermordet wurden. Vom 2. bis 7. September dauerte dieß Blutbad, wo diese Rotten auf die Gefängnisse losstürzten und ungehindert die unglücklichen Schlachtopfer herausschleppten und auf's grausamste ermordeten. Wir verweilen nicht bei diesen Gräuelscenen, welche die Menschheit entehren und die Nation, bei welcher sie geschehen konnten, — nur einer Unglücklichen wollen wir gedenken. Dieß war die junge ebenso liebenswürdige als schuldlose Prinzessin von Lamballe, die schon mit den Emigranten außer Frankreich in Sicherheit war, als sie aber hörte, wie die Königin, welche sie außerordentlich liebte, in großer Gefahr schwebe, wieder nach Paris zurückkam, und nebst andern Herrn und Damen vom Hofe verhaftet wurde. Auch sie schleppte man in den Septembertagen aus dem Gefängnisse, und sogleich schlug sie ein Mordknecht mit einer Keule nieder, andere fielen um sie her und trennten das Haupt vom Rumpfe, steckten es auf eine Pike und trugen es unter wildem Geschrei bis zum Tempel, um es der königlichen Familie, die man zum Fenster nöthigte, zu zeigen. Die Königin erkannte das Haupt an den blonden Locken und fiel vor Entsetzen in Ohnmacht. —

Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher,
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.

---

§ 7. Frankreich eine Republik.

Die Unthaten der Pöbelherrſchaft empörten ganz Europa, ſelbſt Waſhington und manche andere freiſinnige Männer, die mit hoher Freude die Morgenröthe der Freiheit, welche in Frankreich aufging, begrüßten, wandten ſich mit Abſcheu von den Scenen des 10. Auguſts und der Septembertage. Ungemein hat auch dieſes geſetz- und maaßloſe Wüthen dadurch geſchadet, daß man darauf, als auf natürliche Folgen der Freiheit hinweiſen konnte, indem man die Beſtrebungen einer reinen Vaterlandsliebe mit dem Wahnſinne entmenſchter Volkshaufen und der Bosheit herrſchſüchtiger Volksaufwiegler (Demagogen) zugleich verdammte. Zuerſt, wie ſchon geſagt worden, vereinigten ſich Oeſtreich, Preußen und Sachſen, und Franz II., der ſeinem im J. 1792 verſtorbenen Vater Leopold II. folgte, ſandte ſeine Heere zugleich mit den Preußen, und zwar zuvörderſt ſein Belgien zu ſchützen. Auch König Guſtav III. von Schweden hatte ſich mit der Kaiſerin Katharina gegen Frankreich

gegen Frankreich alliirt, allein er wurde auf einem Maskenballe von einem schwedischen Edelmann im J. 1791 meuchlings ermordet, und Katharina war zu sehr mit Polen beschäftigt, um thätigen Antheil an dem Kriege wider die neue Republik zu nehmen.

Inzwischen widerstanden die französischen Heere, die schlecht bewaffnet und bekleidet mit fanatischem Muthe auf die Feinde stürzten, einer lebhaften Kanonade der Preußen bei Valmy so lange, bis diese, überflügelt und während eines unaufhörlichen Regenwetters muthlos gemacht, einen Waffenstillstand schließen und den Rückzug antreten mußten. Eben so glücklich waren die Franzosen in Belgien, das, schon seit Kaiser Joseph mit der östreichischen Regierung unzufrieden, die Republikaner mit Freuden aufnahm, und auf dem jenseitigen Rheinufer, wo bald der größte Theil der erzbischöflichen Länder in ihre Hände fiel. Bald eroberten sie auch Mainz, wo sie bereits Revolutionsfreunde fanden, welche damit umgingen, eine deutsche Republik am Rheine zu stiften. Ebenso willfährig kamen ihnen die Unterthanen des Königs von Sardinien entgegen, der wegen seiner Mißbilligung der Revolution angegriffen wurde und gleich im ersten Anlaufe Savoyen und Nizza verlor. Am 6. November 1792 war es, wo die Franzosen zuerst, in einer großen Schlacht siegten. Das Treffen wurde bei Jemappe in Belgien geliefert, General Dumouriez war der französische Feldherr, und auch Ludwig Philipp, der Sohn des Herzogs von Orleans, war unter den Kämpfenden. Dieser Sieg über ein wohlgeübtes Heer erhob das Selbstgefühl der Republikaner, deren jeder einzelne, da kein Vorrang der Geburt oder des Reichthums galt, nebst der Idee der Freiheit, für die er stritt, auch noch die Anwartschaft auf die höchsten Ehrenstellen hatte.

Während dieß im Felde geschah, hatte der Nationalconvent in seiner ersten Sitzung, den 21. September 1792, Frankreich für eine untheilbare Republik erklärt; trennte sich aber auch in zwei Hauptparteien, in die der Girondisten unter Brissot, Vergniaud und Gensonne, welche keine Pöbelherrschaft wollten, und den Berg, d. i. in diejenigen Jakobiner, welche die höhern Sitze im Conventsaale einnahmen und unter allen Revolutionsmännern die heftigsten waren. Die Letztern leiteten Robespierre, Danton und Marat, welche Fortsetzung der Revolution bezweckten. Diese trugen leider, durch ihre Freunde die Sansculotten unterstützt, den Sieg davon, und klagten den König an, daß er mit den Emigranten und Feinden des Vaterlandes heimlich Briefe gewechselt und am 10. August durch seine Schweizer und Leibgarden gegen die Pariser Bürger habe Gewalt gebraucht. Vergebens vertheidigten ihn Deseze und Malesherbes mit allem Aufwand der Beredtsamkeit, vergebens benahm sich der König mit edlem Bewußtsein und solcher Ruhe, die Barbaren hätte erweichen müssen. Er, der nie eingewilligt hatte, daß man seinetwegen Blut vergieße, wurde zum Tode verurtheilt und am 21. Jänner 1793 durch die Guillotine hingerichtet. Wie das Schicksal gekrönter Häupter in das Leben und die Schicksale der Völker eingreife, hat dieser Fall bewiesen, denn alle bisherigen Gräuel waren nur ein Schattenbild, gegen die schaudervollen Ereignisse,

und der Herzog von Orleans war geschäftig, Schriftsteller von den freiesten Ansichten für den dritten Stand zu gewinnen, darunter der Abbé Sieyes der eindringlichste war. Ohne fremden Antrieb, nur von lebhaftem Hasse der Aristokratie, seiner Standesgenossen, aufgeregt, brachte der Graf Mirabeau seine kühnen Ideen in Umlauf. Necker selbst war für das demokratische Uebergewicht, und also wurde beschlossen, zwölfhundert Abgeordnete zu berufen, so daß die Hälfte davon aus Adel und Geistlichkeit, die andere aus dem Bürgerstande wäre. Bei der Wahl der Abgeordneten war die Gegenpartei des Hofes wieder bemüht, meist Advocaten ohne Vermögen und von der dreistesten Sinnesart zu ernennen. Der Graf Mirabeau hatte sich, um als Deputirter des dritten Standes gewählt zu werden, einen Tuchladen in Marseille gekauft, und erschien nun mit seinem furchtbaren Hasse und seinem aristokratischen Selbstgefühl unter den Vertretern des Mittelstandes. Noch bei der Vorstellung der sämmtlichen Reichsstände ließ man den Bürgerlichen die alte Rangordnung fühlen. Den Adeligen war vorgeschrieben, in schwarzsammtenen, mit Goldstoff gefütterten Mänteln und Federhüten zu erscheinen.

Als sie im königlichen Palaste angekommen waren, wurden sie sogleich durch weitgeöffnete Flügelthüren in einen prächtigen Saal eingelassen und vom Könige empfangen. Die Bürgerlichen mußten in einfach schwarzen Mänteln und Hüten ohne alles Abzeichen kommen, lange im Vorzimmer warten, und wurden sodann durch eine kleine Thüre in ein prunkloses Gemach des Königs eingelassen.

Im Mai desselben Jahres begannen die Versammlungen, welche von dem König und von Necker eröffnet wurden; doch gleich in den ersten Tagen zerfielen die Gemeinen mit dem Adel und der Geistlichkeit, weil letztere verlangten, daß die Vollmachten der einzelnen Reichsstände in allgemeiner Versammlung untersucht werden sollten. Es vergingen Wochen über dieser Frage, und der König kam selbst und befahl, daß beide Theile in getrennten Kammern berathschlagen sollten. Allein der dritte Stand erklärte sich zu einer Nationalversammlung, mit dem Zusatze, daß jede andere Versammlung gesetzwidrig sei. Als die Deputirten des dritten Standes am folgenden Tage ihre Sitzungen eröffnen wollten, fanden sie den Saal verschlossen und wurden von den Wachen zurückgewiesen. Da war in der Nähe ein Ballhaus, die ganze Versammlung eilt dahin und schwört, nicht eher auseinander zu gehen, bis sie Frankreich eine Constitution gegeben hätten, und als der König seinen Kammerherrn hinsandte, mit dem Befehle, die Sitzung aufzuheben, rief Mirabeau: „sie würden nur der Gewalt der Bajonette weichen!“ Darauf vereinigte sich der größte Theil der Geistlichkeit und auch einige von Adel freiwillig mit der Nationalversammlung, und auf des Königs ausdrückliches Verlangen thaten es endlich auch die übrigen.

Die Freude und der Jubel des Volkes in Paris darüber war grenzenlos, Werkstätten und Kaufläden blieben geschlossen wie an Feiertagen, alle Welt, Weiber und Kinder sind auf den Straßen, einzelne Redner versammeln um sich die Menge, erzählen, was Mirabeau, was der und jener gesprochen, wie der Bürger nun den höchsten Standesperso-

nen gleich, wie von ihm alles Heil zu erwarten sei. Der Hof mit dem Adel, erschrocken über die Stimmung des Volkes und die Dreistigkeit des dritten Standes, beredete den König, eiligst Truppen nach Paris kommen zu lassen, und Necker, der bei der unerwarteten Wendung der Dinge den Muth verliert, wird wiederum entlassen. Sobald dieses bekannt ward, und die Truppen, an die 20,000 Mann, meist Italiener, Schweizer und Deutsche, ankamen, und sich außerhalb der Stadt lagerten, erhob sich das Volk, strömte nach dem Palais Royal, wo stündlich Nachrichten aus Versailles einliefen, und hörte da von Rednern, die der Herzog von Orleans und seine Partei gedungen hatten, daß Paris von den Truppen gestürmt und alles Volk niedergemacht, die Nationalversammlung aufgehoben werden sollte. Die französischen Garden, welche in Paris lagen und die Ruhe wieder hätten herstellen sollen, waren, wie fast alle Soldaten, durch die Officiere im kleinen Dienste auf's unerträglichste gequält, ebenso unzufrieden mit der Regierung wie das Volk, und anstatt Gewalt zu gebrauchen, wenn ihnen, als sie dastanden in geschlossenen Reihen, der Pöbel Hohn sprach, warfen sie die Waffen weg und vereinigten sich mit dem Haufen. Da wurden sie im Triumphe von den angesehensten Bürgern nach dem Palais Royal geführt, wo sie von Frauen und Mädchen bewirthet, mit Blumensträußern und Kränzen geschmückt, und mit dem Namen, (den man nun mit einem gewissen Stolze aussprach) „Bürger" beehrt wurden. Zugleich schreit Alles nach den Waffen, an die Stelle des Magistrats treten die Wahlmänner der Bürgerschaft, und die Bürger werden in Regimenter getheilt, stürzen nach den Zeughäusern und den Werkstätten der Waffenschmiede, und rüsten sich. Das Wort Bastille, das einigen Schreiern entfahren, bestimmt die Menge, dieses Bollwerk der ehemaligen Tyrannei mit Sturm zu nehmen. Die Bastille wird angegriffen, die schwache Besatzung von Invaliden leistet wenig Widerstand, und wird, sobald die Menge eingedrungen, größtentheils niedergemetzelt, die Festung selbst der Erde gleichgemacht. In den Gefängnissen selbst fand man nicht mehr als fünf Gefangene, welche gemeiner Verbrechen wegen eingekerkert waren. Als die Nachricht von diesem furchtbarem Ereigniß nach Versailles kam, verlor der Hof alle Fassung, und der König, der noch immer dabei beharrte, kein Blut zu vergießen, befahl den Truppen, abzuziehen, und berief, weil es das Volk verlangte, Neckern wieder in's Ministerium. Auch sandte er nach Paris, um dem Volke die Versicherung zu geben, daß es nie seine Absicht gewesen sei, etwas Gewaltthätiges gegen seine gute Stadt Paris zu unternehmen. Die bewaffnete Bürgerschaft wählte den Marquis Lafayette, den Helden des nordamerikanischen Freiheitskrieges, zu ihrem Befehlshaber, die sich von nun an die Nationalgarde nannte, und gleich dem Volke eine Kokarde aus den drei Farben der Stadt Paris: roth, weiß und blau, an den Hüten trugen. Darauf kam der König selbst nach Paris, und wurde kalt von dem Volke empfangen, jedoch, als er auf dem Rathhause die Nationalkokarde aufsteckte, mit allen Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit entlassen, denn man küßte ihm Hände und Kleider, ja Viele warfen sich nieder, um seinen Fußstapfen zu küssen. Das war der Anfang der Revolution,

die vielleicht mit diesem Tage auch wäre beendet gewesen, wenn nicht Viele vom Hofadel, und mit ihnen der Graf von Artois, Versailles und Frankreich verlassen hätten. Weil dieß Furcht verrieth, wuchs den Schlechtgesinnten und den Volksaufwieglern der Muth, und es erfolgten von nun Auftritte, die bei weitem die Tumulte der Independenten in England an wilder Grausamkeit übertreffen.

§ 6. Frankreich ein beschränktes Königreich.

Necker war inzwischen angekommen, und die Nationalversammlung arbeitete nun eifrig daran, eine Constitution zu entwerfen. Viele Männer waren darunter, die, gleich dem edlen Lafayette, von wahrer Vaterlandsliebe getrieben, jede Gewaltthat verabscheuten, und nur eine gesetzmäßige Verfassung mit beschränktem Königthum zu Stande bringen wollten. Selbst der leidenschaftliche Mirabeau wollte nicht den Umsturz des Throns, regte aber unaufhörlich das Volk durch seine Schriften und Reden auf, aus Furcht, die Aristokratie möchte wieder Oberhand gewinnen, und wurde dadurch Theilnehmer der Gräuel, welche der Herzog von Orleans aus schlechten Absichten bewirkte und durch gedungene Pöbelhaufen ausüben ließ. Dieser Mann hatte weder für Vaterland noch für Freiheit einen Sinn, sondern wollte sich nur an dem Hofe rächen, der ihn von sich gestoßen hatte. Rasch gingen nun die Verhandlungen in der Nationalversammlung vorwärts, und in der Nacht des vierten Augusts wurden die Frohnen, der Zehend, die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit, die Zünfte, beinahe alle Vorrechte einzelner Stände und also das ganze Lehnwesen abgeschafft. Hohe Standespersonen, wie z. B. der Vicomte von Noailles, Graf Lally Tolendal u. a. machten diese Vorschläge, und der Beifall der Zuhörer, welche sich gegen alles Verbot des Königs haufenweis in dem Saale täglich versammelten, begleitete ihre feurigen Reden, und als die Nachricht davon nach Paris kam, war der Jubel aller Volksklassen grenzenlos. Desto wilder äußerte sich der allgemeine Unwille, als man später erfuhr, daß der König diese Vorschläge nicht alle annehmen wolle. Wirklich hatte der König wieder den Rath einiger Aristokraten angenommen und sich einigen Beschlüssen der Nationalversammlung widersetzt, ja sogar ein Regiment nach Versailles kommen lassen, dessen Officiere von den Leibgarden mit einem Gastmahle beehrt wurden, wobei der Volksfreunde und des Pöbels in Paris spottweise erwähnt wurde. Alles dieses schob man auf die Rechnung des Königs; die Volksredner im Palais Royal raseten nach ihrer Weise und lästerten den König und die Aristokraten, der Herzog von Orleans bewirkte durch Aufkäufe des Getreides gänzlichen Brodmangel, und so erhoben sich zuerst die Fischerweiber mit mehreren Tausend Männern aus dem untersten Pöbel, schrieen nach Brod, erstürmten und plünderten das Stadthaus und zogen dann mit wildem Lärm gerade nach Versailles, um den König nach Paris abzuholen. Auch die Bürgerschaft, hingerissen von dem allgemeinen Aufruhr, bewaffnete sich, und Lafayette, Gewaltthaten zu verhindern,

ſetzte ſich ſelbſt an ihre Spitze und führte ſie nach Verſailles, wohin ſie wollten. In Verſailles angelangt, gelang es ihm noch denſelben Abend, die raſenden Weiber und den Pöbel im Zaum zu halten, welche ſchon Miene machten, in den königlichen Palaſt einzudringen, und er ließ dem Könige ſagen, daß er ruhig ſchlafen könne. Allein in der Morgendämmerung brach die Menge, welche in der Nacht von dem Herzog von Orleans und ſeinen Leuten aufgewiegelt wurde, plötzlich los, überfiel die Leibgarde, ermordete ſie, drang in die Gemächer der Königin, welche kaum Zeit hatte, aus ihrem Bette zu entſpringen und ſich zum Könige zu flüchten. Auch dahin folgten die Meuchelmörder mit blutenden Dolchen, da ſtürzte Lafayette herbei und beſchwichtigte die raſende Menge, während der Tag anbrach und die matte Sonne die Gräuel der Nacht beleuchtete. Der König und die Königin zeigten ſich dem Volke auf dem Balkone, und als ſie verſprachen, dem Verlangen des Volkes zu willfahren und nach Paris zu kommen, brachte man ihnen ein Lebehoch und ſogleich wurden Anſtalten zur Reiſe gemacht. In Begleitung von vielen Tauſend Menſchen, welche ganz dicht neben dem Wagen hergingen, die Köpfe der ermordeten Leibgarden auf Piken trugen und unaufhörlich Drohungen, Verwünſchungen und Spottreden hören ließen, fuhr der König mit ſeiner Familie und ſeinem ältern Bruder nach der Hauptſtadt und nahm im Schloſſe der Tuilerien ſeine Wohnung. Auch die Nationalverſammlung folgte dahin; doch verließen dieſelbe von dieſem Tage an mehrere ehrbare Mitglieder, welche ſich ſchämten, Sklaven des verworfenſten Pöbels zu ſein; und mußte auch der Herzog von Orleans, deſſen Theilnahme an dem Mordanſchlag von den gutgeſinnten Mitgliedern der Nationalverſammlung entdeckt wurde, in die Verweiſung nach England ziehen, ſo war doch der Geiſt der wildeſten Geſetzloſigkeit ſchon zu ſehr verbreitet, als daß man hoffen konnte, an der Conſtitution mit Beſonnenheit und Redlichkeit fortarbeiten zu können. Auch Necker nahm ſeine Entlaſſung und verließ das Reich, und in der Nationalverſammlung gewannen die Königsfeinde die Oberhand. Dieſe — Robespierre war ihr Anführer — verſammelten ſich zur Vereinigung und Vorberathung in einem aufgehobenen Jakobinerkloſter und bekamen daher den Namen der Jakobiner. Dieſer Klub gebrauchte nun den aufgeregten Pöbel, um alle ſeine fürchterlichen Entwürfe durchzuſetzen. Da wurden denn die Güter der Geiſtlichkeit und des Königs eingezogen, die Klöſter aufgehoben, der Erbadel und alle Titel abgeſchafft. Während dieſer Ereigniſſe ſtarb Mirabeau, welcher die letzte Stütze des Königthums war, deſſen Beredtſamkeit allein noch den Verfechtern der Geſetzloſigkeit Widerſtand leiſten konnte. Während dem dauerten die Tumulte in Paris immer fort, ja in allen Städten Frankreichs hatten ſich Nationalgarden und Jakobinerklubs gebildet und bekannte Feinde der Freiheit wurden durch den wüthenden Pöbel ermordet und auf dem Lande fielen die Bauern über die Schlöſſer der Edelleute her, plünderten, mordeten und ſengten. Im ganzen Lande war Aufruhr, die alten Geſetze galten nichts, die neuen ſollten erſt geſchaffen werden. Da verließen Unzählige vom Adel das Reich, und ſelbſt der König, der ſich nimmer ſicher glaubte, entfloh am 20. Juni im J.

1791 mit seiner Gemahlin, Schwester und Kindern und dem Grafen von Provence aus Paris. Doch nur letzterer, der vorausgeeilt war, erreichte die Grenze, der König wurde in Varennes angefallen und zurückgebracht. Der General Bouillé war ihm mit einem Dragonerregiment zu Hilfe gekommen und hätte ihn noch auf dem Rückwege gerettet, allein der König gab ihm den Befehl, sich zurückzuziehen, damit kein Blut vergossen werde! Ein düsteres Schweigen empfing ihn in Paris, die Nationalgarde verhinderte jegliche Gewaltthat, Lafayette mit vielen Andern bewirken in der Nationalversammlung, daß die Flucht des Königs nicht weiter gerügt wurde, obwohl die Jakobiner, unter denen auch der Herzog von Orleans, der bereits aus England zurückgekommen war, sich befand, schon damals auf Abschaffung der Königswürde antrugen. Im September 1791 war nun die neue Verfassung fertig, worin dem König zwar seine Würde blieb, doch seine Rechte und Macht der Nation übergeben wurden. Der König, dessen Person in der Verfassung für unverletzlich erklärt wurde, beschwor die Constitution, welches auch die übrigen Mitglieder der Nationalversammlung und sämmtliche Priester thun mußten. Von Letztern wanderte eine große Anzahl, die den Eid nicht leisten wollte, aus. Somit hatte die Nationalversammlung ihr Werk beschlossen und löste sich hiermit auf, um der gesetzgebenden Versammlung Platz zu machen. Nun war im ganzen Reiche Alles in Bewegung, die neuen Deputirten zu wählen, und da die tolle Menge und übelgesinnte Menschen den größten Einfluß hatten, fielen meist junge, unerfahrene Männer oder rohe Schwärmer aus, welche, statt Gesetze für die Constitution zu entwerfen, sichtlich dahin arbeiteten, dieselbe und den königlichen Thron umzustürzen. Der König schwankte zwischen übereilten Maaßregeln und bezeigte meist zur Unzeit eine Hartnäckigkeit, die ihn immer mehr verwickelte. Um das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, wählte er sich gerade aus den Jakobinern seine Minister. Diese beredeten ihn, weil sich Kaiser Leopold, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und Friedrich August III., Kurfürst von Sachsen, zu Pillnitz gegen Frankreich verbunden hatten, dem Kaiser den Krieg anzukündigen. Als nun aber die Jakobiner immer weiter gingen in ihren Forderungen, die der König nicht gewähren wollte, suchten sie ihn durch aufgewiegelte Pöbelhaufen, die bis in sein Gemach eindrangen, zu schrecken. Einmal gelang es ihm, den wilden Sturm zu beschwichtigen, er trat den Meutern mit Ruhe und Festigkeit entgegen, setzte die angebotene rothe (sogenannte) Jakobinermütze auf, und diese verließen die Tuilerien. Damals stand Lafayette als General bei der Armee an den Grenzen und schrieb an die Nationalversammlung kräftige Mahnbriefe, das Königthum und die Constitution zu schonen, ja er hatte selbst den Muth, zurückzukommen, und vor der Nationalversammlung zu erscheinen und dieselbe Mahnung zu wiederholen. Die Jakobiner überschrieen ihn aber und drohten ihm den Untergang; er wandte sich an die Nationalgarde, in diese war aber schon allerlei gemeines Gesindel aufgenommen, und der gute Geist des ganzen Corps verschwunden, der früher so verehrte Anführer ward nicht gehört. Lafayette wollte dann den König bewegen, mit zur Armee zu kommen, doch

Ludwig hatte Vertrauen auf die Constitution, und blieb. Da kam das preußische Heer, mit welchem sich die ausgewanderten Franzosen (Emigranten) vereinigten, und drangen bis in die Champagne vor, und ihr Anführer, der Herzog von Braunschweig, sandte eine furchtbare Drohschrift an die Nation. Das setzte Paris in Wuth, und in der Nacht zum 10. August brachen die Rotten aus den Vorstädten herein und auf die Tuilerien los; die Leibgarden und die Schweizer, so tapfer sie sich wehrten, wurden niedergemacht, Alles zertrümmert, und der König rettet sich mit seiner Familie in den Saal der Nationalversammlung. Hier muß er zuhören, wie die heftigsten Redner von seiner Absetzung sprechen. Darauf löst sich die Nationalversammlung auf, weil an keine Gesetzgebung zu denken wäre, so lange Frankreich in Gefahr stehe, ein Nationalconvent sollte zusammentreten und im Namen des souveränen Volkes regieren. Indessen herrschten aber, unterstützt von dem grimmigen Pöbel, die Ungeheuer Danton, Robespierre, Pethion und Marat, die königliche Familie wurde in engeres Gewahrsam, in den sogenannten Tempel (er hat seinen Namen von den Tempelrittern, die ihn erbauten und auch da, als sie von Philipp IV. verurtheilt wurden, gefangen saßen) gebracht; alle Königsfreunde, deren man habhaft werden konnte, alle Geistlichen, welche die Constitution, die man doch eben vernichtet hatte, nicht beschwören wollten, an die 5000 wurden in Orleans und Paris eingekerkert; eine eigene Maschine, die man nach dem Erfinder (dem Arzte Guillotin) die Guillotine nannte, dazu gebraucht, um die Verurtheilten schnell hinzurichten. Entsetzlicher aber war das Schicksal derjenigen, die von den wüthenden Sanscülotten (so nannte man die zerlumpten Mordgesellen) und einer Bande, die von Marseille durch den Herzog von Orleans (der sich nun Egalité, d. i. Gleichheit, nannte) soll nach Paris gerufen worden sein, ermordet wurden. Vom 2. bis 7. September dauerte dieß Blutbad, wo diese Rotten auf die Gefängnisse losstürzten und ungehindert die unglücklichen Schlachtopfer herausschleppten und auf's grausamste ermordeten. Wir verweilen nicht bei diesen Gräuelscenen, welche die Menschheit entehren und die Nation, bei welcher sie geschehen konnten, — nur einer Unglücklichen wollen wir gedenken. Dieß war die junge ebenso liebenswürdige als schuldlose Prinzessin von Lamballe, die schon mit den Emigranten außer Frankreich in Sicherheit war, als sie aber hörte, wie die Königin, welche sie außerordentlich liebte, in großer Gefahr schwebe, wieder nach Paris zurückkam, und nebst andern Herrn und Damen vom Hofe verhaftet wurde. Auch sie schleppte man in den Septembertagen aus dem Gefängnisse, und sogleich schlug sie ein Mordknecht mit einer Keule nieder, andere fielen um sie her und trennten das Haupt vom Rumpfe, steckten es auf eine Pike und trugen es unter wildem Geschrei bis zum Tempel, um es der königlichen Familie, die man zum Fenster nöthigte, zu zeigen. Die Königin erkannte das Haupt an den blonden Locken und fiel vor Entsetzen in Ohnmacht. —

die vielleicht mit diesem Tage auch wäre beendet gewesen, wenn nicht Viele vom Hofadel, und mit ihnen der Graf von Artois, Versailles und Frankreich verlassen hätten. Weil dieß Furcht verrieth, wuchs den Schlechtgesinnten und den Volksaufwieglern der Muth, und es erfolgten von nun Auftritte, die bei weitem die Tumulte der Independenten in England an wilder Grausamkeit übertreffen.

§ 6. Frankreich ein beschränktes Königreich.

Necker war inzwischen angekommen, und die Nationalversammlung arbeitete nun eifrig daran, eine Constitution zu entwerfen. Viele Männer waren darunter, die, gleich dem edlen Lafayette, von wahrer Vaterlandsliebe getrieben, jede Gewaltthat verabscheuten, und nur eine gesetzmäßige Verfassung mit beschränktem Königthum zu Stande bringen wollten. Selbst der leidenschaftliche Mirabeau wollte nicht den Umsturz des Throns, regte aber unaufhörlich das Volk durch seine Schriften und Reden auf, aus Furcht, die Aristokratie möchte wieder Oberhand gewinnen, und wurde dadurch Theilnehmer der Gräuel, welche der Herzog von Orleans aus schlechten Absichten bewirkte und durch gedungene Pöbelhaufen ausüben ließ. Dieser Mann hatte weder für Vaterland noch für Freiheit einen Sinn, sondern wollte sich nur an dem Hofe rächen, der ihn von sich gestoßen hatte. Rasch gingen nun die Verhandlungen in der Nationalversammlung vorwärts, und in der Nacht des vierten Augusts wurden die Frohnen, der Zehend, die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit, die Zünfte, beinahe alle Vorrechte einzelner Stände und also das ganze Lehnwesen abgeschafft. Hohe Standespersonen, wie z. B. der Vicomte von Noailles, Graf Lally Tolendal u. a. machten diese Vorschläge, und der Beifall der Zuhörer, welche sich gegen alles Verbot des Königs haufenweis in dem Saale täglich versammelten, begleitete ihre feurigen Reden, und als die Nachricht davon nach Paris kam, war der Jubel aller Volksklassen grenzenlos. Desto wilder äußerte sich der allgemeine Unwille, als man später erfuhr, daß der König diese Vorschläge nicht alle annehmen wolle. Wirklich hatte der König wieder den Rath einiger Aristokraten angenommen und sich einigen Beschlüssen der Nationalversammlung widersetzt, ja sogar ein Regiment nach Versailles kommen lassen, dessen Officiere von den Leibgarden mit einem Gastmahle beehrt wurden, wobei der Volksfreunde und des Pöbels in Paris spottweise erwähnt wurde. Alles dieses schob man auf die Rechnung des Königs; die Volksredner im Palais Royal raseten nach ihrer Weise und lästerten den König und die Aristokraten, der Herzog von Orleans bewirkte durch Aufkäufe des Getreides gänzlichen Brodmangel, und so erhoben sich zuerst die Fischerweiber mit mehreren Tausend Männern aus dem untersten Pöbel, schrieen nach Brod, erstürmten und plünderten das Stadthaus und zogen dann mit wildem Lärm gerade nach Versailles, um den König nach Paris abzuholen. Auch die Bürgerschaft, hingerissen von dem allgemeinen Aufruhr, bewaffnete sich, und Lafayette, Gewaltthaten zu verhindern,

setzte sich selbst an ihre Spitze und führte sie nach Versailles, wohin sie wollten. In Versailles angelangt, gelang es ihm noch denselben Abend, die rasenden Weiber und den Pöbel im Zaum zu halten, welche schon Miene machten, in den königlichen Palast einzudringen, und er ließ dem Könige sagen, daß er ruhig schlafen könne. Allein in der Morgendämmerung brach die Menge, welche in der Nacht von dem Herzog von Orleans und seinen Leuten aufgewiegelt wurde, plötzlich los, überfiel die Leibgarde, ermordete sie, drang in die Gemächer der Königin, welche kaum Zeit hatte, aus ihrem Bette zu entspringen und sich zum Könige zu flüchten. Auch dahin folgten die Meuchelmörder mit blutenden Dolchen, da stürzte Lafayette herbei und beschwichtigte die rasende Menge, während der Tag anbrach und die matte Sonne die Gräuel der Nacht beleuchtete. Der König und die Königin zeigten sich dem Volke auf dem Balkone, und als sie versprachen, dem Verlangen des Volkes zu willfahren und nach Paris zu kommen, brachte man ihnen ein Lebehoch und sogleich wurden Anstalten zur Reise gemacht. In Begleitung von vielen Tausend Menschen, welche ganz dicht neben dem Wagen hergingen, die Köpfe der ermordeten Leibgarden auf Piken trugen und unaufhörlich Drohungen, Verwünschungen und Spottreden hören ließen, fuhr der König mit seiner Familie und seinem ältern Bruder nach der Hauptstadt und nahm im Schlosse der Tuilerien seine Wohnung. Auch die Nationalversammlung folgte dahin; doch verließen dieselbe von diesem Tage an mehrere ehrbare Mitglieder, welche sich schämten, Sklaven des verworfensten Pöbels zu sein; und mußte auch der Herzog von Orleans, dessen Theilnahme an dem Mordanschlag von den gutgesinnten Mitgliedern der Nationalversammlung entdeckt wurde, in die Verweisung nach England ziehen, so war doch der Geist der wildesten Gesetzlosigkeit schon zu sehr verbreitet, als daß man hoffen konnte, an der Constitution mit Besonnenheit und Redlichkeit fortarbeiten zu können. Auch Necker nahm seine Entlassung und verließ das Reich, und in der Nationalversammlung gewannen die Königsfeinde die Oberhand. Diese — Robespierre war ihr Anführer — versammelten sich zur Vereinigung und Vorberathung in einem aufgehobenen Jakobinerkloster und bekamen daher den Namen der Jakobiner. Dieser Klub gebrauchte nun den aufgeregten Pöbel, um alle seine fürchterlichen Entwürfe durchzusetzen. Da wurden denn die Güter der Geistlichkeit und des Königs eingezogen, die Klöster aufgehoben, der Erbadel und alle Titel abgeschafft. Während dieser Ereignisse starb Mirabeau, welcher die letzte Stütze des Königthums war, dessen Beredtsamkeit allein noch den Verfechtern der Gesetzlosigkeit Widerstand leisten konnte. Während dem dauerten die Tumulte in Paris immer fort, ja in allen Städten Frankreichs hatten sich Nationalgarden und Jakobinerklubs gebildet und bekannte Feinde der Freiheit wurden durch den wüthenden Pöbel ermordet und auf dem Lande fielen die Bauern über die Schlösser der Edelleute her, plünderten, mordeten und sengten. Im ganzen Lande war Aufruhr, die alten Gesetze galten nichts, die neuen sollten erst geschaffen werden. Da verließen Unzählige vom Adel das Reich, und selbst der König, der sich nimmer sicher glaubte, entfloh am 20. Juni im J.

1791 mit seiner Gemahlin, Schwester und Kindern und dem Grafen von Provence aus Paris. Doch nur letzterer, der vorausgeeilt war, erreichte die Grenze, der König wurde in Varennes angefallen und zurückgebracht. Der General Bouillé war ihm mit einem Dragonerregiment zu Hilfe gekommen und hätte ihn noch auf dem Rückwege gerettet, allein der König gab ihm den Befehl, sich zurückzuziehen, damit kein Blut vergossen werde! Ein düsteres Schweigen empfing ihn in Paris, die Nationalgarde verhinderte jegliche Gewaltthat, Lafayette mit vielen Andern bewirken in der Nationalversammlung, daß die Flucht des Königs nicht weiter gerügt wurde, obwohl die Jakobiner, unter denen auch der Herzog von Orleans, der bereits aus England zurückgekommen war, sich befand, schon damals auf Abschaffung der Königswürde antrugen. Im September 1791 war nun die neue Verfassung fertig, worin dem König zwar seine Würde blieb, doch seine Rechte und Macht der Nation übergeben wurden. Der König, dessen Person in der Verfassung für unverletzlich erklärt wurde, beschwor die Constitution, welches auch die übrigen Mitglieder der Nationalversammlung und sämmtliche Priester thun mußten. Von Letztern wanderte eine große Anzahl, die den Eid nicht leisten wollte, aus. Somit hatte die Nationalversammlung ihr Werk beschlossen und löste sich hiermit auf, um der gesetzgebenden Versammlung Platz zu machen. Nun war im ganzen Reiche Alles in Bewegung, die neuen Deputirten zu wählen, und da die tolle Menge und übelgesinnte Menschen den größten Einfluß hatten, fielen meist junge, unerfahrene Männer oder rohe Schwärmer aus, welche, statt Gesetze für die Constitution zu entwerfen, sichtlich dahin arbeiteten, dieselbe und den königlichen Thron umzustürzen. Der König schwankte zwischen übereilten Maaßregeln und bezeigte meist zur Unzeit eine Hartnäckigkeit, die ihn immer mehr verwickelte. Um das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, wählte er sich gerade aus den Jakobinern seine Minister. Diese beredeten ihn, weil sich Kaiser Leopold, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und Friedrich August III., Kurfürst von Sachsen, zu Pillnitz gegen Frankreich verbunden hatten, dem Kaiser den Krieg anzukündigen. Als nun aber die Jakobiner immer weiter gingen in ihren Forderungen, die der König nicht gewähren wollte, suchten sie ihn durch aufgewiegelte Pöbelhaufen, die bis in sein Gemach eindrangen, zu schrecken. Einmal gelang es ihm, den wilden Sturm zu beschwichtigen, er trat den Meutern mit Ruhe und Festigkeit entgegen, setzte die angebotene rothe (sogenannte) Jakobinermütze auf, und diese verließen die Tuilerien. Damals stand Lafayette als General bei der Armee an den Grenzen und schrieb an die Nationalversammlung kräftige Mahnbriefe, das Königthum und die Constitution zu schonen, ja er hatte selbst den Muth, zurückzukommen, und vor der Nationalversammlung zu erscheinen und dieselbe Mahnung zu wiederholen. Die Jakobiner überschrieen ihn aber und drohten ihm den Untergang; er wandte sich an die Nationalgarde, in diese war aber schon allerlei gemeines Gesindel aufgenommen, und der gute Geist des ganzen Corps verschwunden, der früher so verehrte Anführer ward nicht gehört. Lafayette wollte dann den König bewegen, mit zur Armee zu kommen, doch

Ludwig hatte Vertrauen auf die Constitution, und blieb. Da kam das preußische Heer, mit welchem sich die ausgewanderten Franzosen (Emigranten) vereinigten, und drangen bis in die Champagne vor, und ihr Anführer, der Herzog von Braunschweig, sandte eine furchtbare Drohschrift an die Nation. Das setzte Paris in Wuth, und in der Nacht zum 10. August brachen die Rotten aus den Vorstädten herein und auf die Tuilerien los; die Leibgarden und die Schweizer, so tapfer sie sich wehrten, wurden niedergemacht, Alles zertrümmert, und der König rettet sich mit seiner Familie in den Saal der Nationalversammlung. Hier muß er zuhören, wie die heftigsten Redner von seiner Absetzung sprechen. Darauf löst sich die Nationalversammlung auf, weil an keine Gesetzgebung zu denken wäre, so lange Frankreich in Gefahr stehe, ein Nationalconvent sollte zusammentreten und im Namen des souveränen Volkes regieren. Indessen herrschten aber, unterstützt von dem grimmigen Pöbel, die Ungeheuer Danton, Robespierre, Pethion und Marat, die königliche Familie wurde in engeres Gewahrsam, in den sogenannten Tempel (er hat seinen Namen von den Tempelrittern, die ihn erbauten und auch da, als sie von Philipp IV. verurtheilt wurden, gefangen saßen) gebracht; alle Königsfreunde, deren man habhaft werden konnte, alle Geistlichen, welche die Constitution, die man doch eben vernichtet hatte, nicht beschwören wollten, an die 5000 wurden in Orleans und Paris eingekerkert; eine eigene Maschine, die man nach dem Erfinder (dem Arzte Guillotin) die Guillotine nannte, dazu gebraucht, um die Verurtheilten schnell hinzurichten. Entsetzlicher aber war das Schicksal derjenigen, die von den wüthenden Sanscülotten (so nannte man die zerlumpten Mordgesellen) und einer Bande, die von Marseille durch den Herzog von Orleans (der sich nun Egalité, d. i. Gleichheit, nannte) soll nach Paris gerufen worden sein, ermordet wurden. Vom 2. bis 7. September dauerte dieß Blutbad, wo diese Rotten auf die Gefängnisse losstürzten und ungehindert die unglücklichen Schlachtopfer herausschleppten und auf's grausamste ermordeten. Wir verweilen nicht bei diesen Gräuelscenen, welche die Menschheit entehren und die Nation, bei welcher sie geschehen konnten, — nur einer Unglücklichen wollen wir gedenken. Dieß war die junge ebenso liebenswürdige als schuldlose Prinzessin von Lamballe, die schon mit den Emigranten außer Frankreich in Sicherheit war, als sie aber hörte, wie die Königin, welche sie außerordentlich liebte, in großer Gefahr schwebe, wieder nach Paris zurückkam, und nebst andern Herrn und Damen vom Hofe verhaftet wurde. Auch sie schleppte man in den Septembertagen aus dem Gefängnisse, und sogleich schlug sie ein Mordknecht mit einer Keule nieder, andere fielen um sie her und trennten das Haupt vom Rumpfe, steckten es auf eine Pike und trugen es unter wildem Geschrei bis zum Tempel, um es der königlichen Familie, die man zum Fenster nöthigte, zu zeigen. Die Königin erkannte das Haupt an den blonden Locken und fiel vor Entsetzen in Ohnmacht. —

Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher,
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.

---

§ 7. Frankreich eine Republik.

Die Unthaten der Pöbelherrſchaft empörten ganz Europa, ſelbſt Waſhington und manche andere freiſinnige Männer, die mit hoher Freude die Morgenröthe der Freiheit, welche in Frankreich aufging, begrüßten, wandten ſich mit Abſcheu von den Scenen des 10. Auguſts und der Septembertage. Ungemein hat auch dieſes geſetz- und maaßloſe Wüthen dadurch geſchadet, daß man darauf, als auf natürliche Folgen der Freiheit hinweiſen konnte, indem man die Beſtrebungen einer reinen Vaterlandsliebe mit dem Wahnſinne entmenſchter Volkshaufen und der Bosheit herrſchſüchtiger Volksaufwiegler (Demagogen) zugleich verdammte. Zuerſt, wie ſchon geſagt worden, vereinigten ſich Oeſtreich, Preußen und Sachſen, und Franz II., der ſeinem im J. 1792 verſtorbenen Vater Leopold II. folgte, ſandte ſeine Heere zugleich mit den Preußen, und zwar zuvörderſt ſein Belgien zu ſchützen. Auch König Guſtav III. von Schweden hatte ſich mit der Kaiſerin Katharina gegen Frankreich

gegen Frankreich alliirt, allein er wurde auf einem Maskenballe von einem schwedischen Edelmann im J. 1791 meuchlings ermordet, und Katharina war zu sehr mit Polen beschäftigt, um thätigen Antheil an dem Kriege wider die neue Republik zu nehmen.

Inzwischen widerstanden die französischen Heere, die schlecht bewaffnet und bekleidet mit fanatischem Muthe auf die Feinde stürzten, einer lebhaften Kanonade der Preußen bei Valmy so lange, bis diese, überflügelt und während eines unaufhörlichen Regenwetters muthlos gemacht, einen Waffenstillstand schließen und den Rückzug antreten mußten. Eben so glücklich waren die Franzosen in Belgien, das, schon seit Kaiser Joseph mit der östreichischen Regierung unzufrieden, die Republikaner mit Freuden aufnahm, und auf dem jenseitigen Rheinufer, wo bald der größte Theil der erzbischöflichen Länder in ihre Hände fiel. Bald eroberten sie auch Mainz, wo sie bereits Revolutionsfreunde fanden, welche damit umgingen, eine deutsche Republik am Rheine zu stiften. Ebenso willfährig kamen ihnen die Unterthanen des Königs von Sardinien entgegen, der wegen seiner Mißbilligung der Revolution angegriffen wurde und gleich im ersten Anlaufe Savoyen und Nizza verlor. Am 6. November 1792 war es, wo die Franzosen zuerst, in einer großen Schlacht siegten. Das Treffen wurde bei Jemappe in Belgien geliefert, General Dumouriez war der französische Feldherr, und auch Ludwig Philipp, der Sohn des Herzogs von Orleans, war unter den Kämpfenden. Dieser Sieg über ein wohlgeübtes Heer erhob das Selbstgefühl der Republikaner, deren jeder einzelne, da kein Vorrang der Geburt oder des Reichthums galt, nebst der Idee der Freiheit, für die er stritt, auch noch die Anwartschaft auf die höchsten Ehrenstellen hatte.

Während dieß im Felde geschah, hatte der Nationalconvent in seiner ersten Sitzung, den 21. September 1792, Frankreich für eine untheilbare Republik erklärt; trennte sich aber auch in zwei Hauptparteien, in die der Girondisten unter Brissot, Vergniaud und Gensonne, welche keine Pöbelherrschaft wollten, und den Berg, d. i. in diejenigen Jakobiner, welche die höhern Sitze im Conventsaale einnahmen und unter allen Revolutionsmännern die heftigsten waren. Die Letztern leiteten Robespierre, Danton und Marat, welche Fortsetzung der Revolution bezweckten. Diese trugen leider, durch ihre Freunde die Sansculotten unterstützt, den Sieg davon, und klagten den König an, daß er mit den Emigranten und Feinden des Vaterlandes heimlich Briefe gewechselt und am 10. August durch seine Schweizer und Leibgarden gegen die Pariser Bürger habe Gewalt gebraucht. Vergebens vertheidigten ihn Deseze und Malesherbes mit allem Aufwand der Beredtsamkeit, vergebens benahm sich der König mit edlem Bewußtsein und solcher Ruhe, die Barbaren hätte erweichen müssen. Er, der nie eingewilligt hatte, daß man seinetwegen Blut vergieße, wurde zum Tode verurtheilt und am 21. Jänner 1793 durch die Guillotine hingerichtet. Wie das Schicksal gekrönter Häupter in das Leben und die Schicksale der Völker eingreife, hat dieser Fall bewiesen, denn alle bisherigen Gräuel waren nur ein Schattenbild, gegen die schaudervollen Ereignisse,

zu welchen die französische Nation von nun an wie im Taumel des Wahnsinns fortgerissen wurde. Nunmehr ergriffen, außer den Türken, alle übrigen Mächte Europas, England, Spanien, das deutsche Reich, die Waffen, um den Tod des Königs zu rächen, und selbst in Frankreich erhoben sich die Vendée, eine Provinz, die immer mit besonderer Liebe an dem Könige hing, und die Städte Bordeaux, Marseille, Toulon, Lyon u. a. gegen die Gewalt des Convents, und die Engländer, welche im Verein mit Spaniern Toulon eroberten und dort den größten Theil der französischen Flotte wegnahmen, erklären den achtjährigen Dauphin, Ludwig XVII. zum Könige von Frankreich, welcher unter der Aufsicht eines Schusters absichtlich zu einem Krüppel an Leib und Seele gemacht wurde. Die Seele der großen Coalition (Verbindung) aller europäischen Mächte wider Frankreich war der brittische Minister, Pitt der jüngere, seinem großen Vater gleich an Vaterlandsliebe, Muth und Geist, die Angelegenheiten eines ganzen Welttheils zu leiten. Doch auch in Frankreich erhob sich ein Mann, der solchen Kampf zu bestehen wußte, Carnot, einer der Machthaber im Convente, dem man die Kriegsführung übergab. Er rief in der allgemeinen Noth die ganze Nation in Masse zu den Waffen. Ganz Frankreich sollte ein Feldlager sein, überall Waffenschmieden, Waffenübungen, Kanonengießereien und Pulvermühlen. Doch sollte das gesammte Volk, nur auf die höchste Gefahr gerüstet, noch in seinen Wohnsitzen bleiben, nur die junge Mannschaft von 18—25 Jahren eilte in drei Kriegsheeren an die Grenzen.

Während dem wüthete der Convent und darin besonders die Bergpartei unter Robespierre und Danton fort, alle der Revolution und ihren Nebenzwecken widerstrebende Personen zu vertilgen. Es wurde ein Wohlfahrtsausschuß gegründet, dessen zehn Mitglieder, die wüthendsten Jakobiner, sich über den Convent erhoben. Ihnen erlagen zuerst die Girondisten, die nur ungern in den Tod des Königs gewilligt hatten und unter allen Republikanern die redlichsten Absichten hegten. Als Marat, Einer der Bergpartei, eben so lasterhaft als grausam, 60,000 Köpfe verlangte, um die Republik sicher zu stellen, widersetzten sie sich, und wurden deshalb, verrätherischer Umtriebe beschuldigt, verhaftet und einundzwanzig an der Zahl hingerichtet. Sie starben muthig und stimmten, als man sie zum Tode führte, in das Geschrei des Volkes ein und riefen: „Es lebe die Republik, es lebe die Freiheit!“

Noch vor den Girondisten bestieg die Königin Marie Antoinette das Blutgerüst. Sie wurde gleich nach der Hinrichtung ihres Gatten auf das grausamste gemißhandelt und von ihren Kindern getrennt. Als man ihr den Sohn nehmen wollte, der eben im Bette lag, wehrte sie sich gleich einer Löwin, und ließ erst nach, als ihr die Schergen erklärten, sie müßten ihn entweder lebendig oder todt haben, und nahm mit Thränen der Verzweiflung von dem Kinde Abschied. Von dieser Zeit an ertrug sie Alles mit großer Standhaftigkeit. Man nahm ihr alle Bedienung, gab ihr schlechte Nahrung und kränkte sie auf alle Weise. Endlich schleppte man sie aus dem Tempel in die Conciergerie, welches das schmutzigste für ganz gemeine Verbrecher bestimmte Gefängniß war.

Der Gefangenwärter erbarmte sich ihrer und räumte ihr mit eigener Lebensgefahr eins von seinen Gemächern ein; und ein Bürgersmädchen, Fouche, erbat sich von demselben die Erlaubniß, sie heimlich bedienen zu dürfen. Nun wurde sie zum Verhör gezogen, und weil man nichts Gründliches vorbringen konnte, so beschuldigte man sie erdichteter Schandthaten und zum Theil solcher, über welche selbst die anwesenden Weiber, die es besonders auf die Unglückliche abgesehen hatten, Mitleid fühlten: Marie Antoinette antwortete auf alle Fragen mit Anstand und Besonnenheit, nicht weil sie zu sterben fürchtete, sondern weil sie es für Pflicht hielt, für ihre Kinder zu leben. Ohne ihre Vertheidigung zu berücksichtigen, wurde sie zum Tode verurtheilt, und unter dem tollen Geschrei des Pöbels starb sie auf der Guillotine, am 16. October 1793, die Tochter Marie Thereſiens, die Schwester der Kaiser Joſeph und Leopold, und Kaiser Franzens Muhme, von dem sie vergebens Tag für Tag Rettung erwartete. Nach ihr starb auch der nichtswürdige Egalité, dessen Partei ihn zum König erheben wollte; doch feige wie er war, konnte er sich nicht behaupten und wurde vom Convente verhaftet und bald darauf am 6. November hingerichtet. Viele edle Männer, die es noch gut meinten mit dem Vaterlande, fielen darauf in kurzer Zeit, und auch eine Frau, welche als eine Ausgezeichnete ihres Geschlechts verdient genannt zu werden. Dieß war Philippine Roland. Ihr Gemahl erhob sich, nicht so sehr durch hohen Geist, als durch Fleiß und Rechtlichkeit, vom Bürgerlichen bis zum Minister des Königs, obgleich er zu den Freunden (jedoch zu den Gemäßigten) der Republik gehörte. Hier war es, wo seine geistreiche Gemahlin mit ihm in Staatsgeschäften arbeitete und bald durch ihre Einsicht so bekannt wurde, daß sich die thätigsten Mitglieder des Convents häufig in ihrem Hause versammelten. Nach der Hinrichtung des Königs gab sie sich viel Mühe, Einigkeit im Convente zu erhalten, wurde aber, weil sie sich zur Gironde neigte und ihr Gatte auf ihren Rath sich durch die Flucht rettete, verhaftet und als gefährliche Staatsbürgerin zum Tode verurtheilt. Sie war erst 39 Jahre alt und noch sehr schön, und als sie zur Guillotine geführt wurde, rief sie bei dem Anblicke einer riesenmäßigen Statue der Freiheit aus: „O Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen.“ Sie starb mit vielem Muthe, und tröstete ihren Gefährten, den vormaligen Minister Lebrün, noch auf dem Blutgerüste. Als Roland, der schon in der Normandie in Sicherheit war, von ihrer Verhaftung hörte, eilte er zurück, sie zu retten; denn er liebte sie sehr, doch schon auf dem Wege hörte er von ihrem Tode und nahm sich nun aus Verzweiflung selbst das Leben.

Durch die Hinrichtung der Girondiſten bereitete sich aber die Bergpartei ihr eigenes Grab; denn nun war der Grundsatz umgestoßen, daß die Conventsmitglieder unverletzlich seien, und diese schwebten selbst in beständiger Gefahr und Einer fürchtete den Andern. Es blieb nichts übrig, Jeder mußte darauf bedacht sein, sich durch die grausamsten Thaten furchtbar zu machen, um so das Volk abzuschrecken, auch ihre Köpfe zu verlangen. Da geschah es, daß ein Mädchen aus der Normandie, Charlotte Corday, deren Freund, einen jungen Officier,

Weh, wenn ſich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Das Volk, zerreißend ſeine Kette,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß ſie heulend ſchallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Loſung anſtimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man ſchallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen ſich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher,
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen ſie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Böſen,
Und alle Laſter walten frei.
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie ſtrahlt ihm nicht, ſie kann nur zünden
Und äſchert Städt' und Länder ein.

---

§ 7. Frankreich eine Republik.

Die Unthaten der Pöbelherrſchaft empörten ganz Europa, ſelbſt Waſhington und manche andere freiſinnige Männer, die mit hoher Freude die Morgenröthe der Freiheit, welche in Frankreich aufging, begrüßten, wandten ſich mit Abſcheu von den Scenen des 10. Auguſts und der Septembertage. Ungemein hat auch dieſes geſetz- und maaßloſe Wüthen dadurch geſchadet, daß man darauf, als auf natürliche Folgen der Freiheit hinweiſen konnte, indem man die Beſtrebungen einer reinen Vaterlandsliebe mit dem Wahnſinne entmenſchter Volkshaufen und der Bosheit herrſchſüchtiger Volksaufwiegler (Demagogen) zugleich verdammte. Zuerſt, wie ſchon geſagt worden, vereinigten ſich Oeſtreich, Preußen und Sachſen, und Franz II., der ſeinem im J. 1792 verſtorbenen Vater Leopold II. folgte, ſandte ſeine Heere zugleich mit den Preußen, und zwar zuvörderſt ſein Belgien zu ſchützen. Auch König Guſtav III. von Schweden hatte ſich mit der Kaiſerin Katharina gegen Frankreich

gegen Frankreich alliirt, allein er wurde auf einem Maskenballe von einem schwedischen Edelmann im J. 1791 meuchlings ermordet, und Katharina war zu sehr mit Polen beschäftigt, um thätigen Antheil an dem Kriege wider die neue Republik zu nehmen.

Inzwischen widerstanden die französischen Heere, die schlecht bewaffnet und bekleidet mit fanatischem Muthe auf die Feinde stürzten, einer lebhaften Kanonade der Preußen bei Valmy so lange, bis diese, überflügelt und während eines unaufhörlichen Regenwetters muthlos gemacht, einen Waffenstillstand schließen und den Rückzug antreten mußten. Eben so glücklich waren die Franzosen in Belgien, das, schon seit Kaiser Joseph mit der östreichischen Regierung unzufrieden, die Republikaner mit Freuden aufnahm, und auf dem jenseitigen Rheinufer, wo bald der größte Theil der erzbischöflichen Länder in ihre Hände fiel. Bald eroberten sie auch Mainz, wo sie bereits Revolutionsfreunde fanden, welche damit umgingen, eine deutsche Republik am Rheine zu stiften. Ebenso willfährig kamen ihnen die Unterthanen des Königs von Sardinien entgegen, der wegen seiner Mißbilligung der Revolution angegriffen wurde und gleich im ersten Anlaufe Savoyen und Nizza verlor. Am 6. November 1792 war es, wo die Franzosen zuerst, in einer großen Schlacht siegten. Das Treffen wurde bei Jemappe in Belgien geliefert, General Dumouriez war der französische Feldherr, und auch Ludwig Philipp, der Sohn des Herzogs von Orleans, war unter den Kämpfenden. Dieser Sieg über ein wohlgeübtes Heer erhob das Selbstgefühl der Republikaner, deren jeder einzelne, da kein Vorrang der Geburt oder des Reichthums galt, nebst der Idee der Freiheit, für die er stritt, auch noch die Anwartschaft auf die höchsten Ehrenstellen hatte.

Während dieß im Felde geschah, hatte der Nationalconvent in seiner ersten Sitzung, den 21. September 1792, Frankreich für eine untheilbare Republik erklärt; trennte sich aber auch in zwei Hauptparteien, in die der Girondisten unter Brissot, Vergniaud und Gensonne, welche keine Pöbelherrschaft wollten, und den Berg, d. i. in diejenigen Jakobiner, welche die höhern Sitze im Conventsaale einnahmen und unter allen Revolutionsmännern die heftigsten waren. Die Letztern leiteten Robespierre, Danton und Marat, welche Fortsetzung der Revolution bezweckten. Diese trugen leider, durch ihre Freunde die Sansculotten unterstützt, den Sieg davon, und klagten den König an, daß er mit den Emigranten und Feinden des Vaterlandes heimlich Briefe gewechselt und am 10. August durch seine Schweizer und Leibgarden gegen die Pariser Bürger habe Gewalt gebraucht. Vergebens vertheidigten ihn Deseze und Malesherbes mit allem Aufwand der Beredtsamkeit, vergebens benahm sich der König mit edlem Bewußtsein und solcher Ruhe, die Barbaren hätte erweichen müssen. Er, der nie eingewilligt hatte, daß man seinetwegen Blut vergieße, wurde zum Tode verurtheilt und am 21. Jänner 1793 durch die Guillotine hingerichtet. Wie das Schicksal gekrönter Häupter in das Leben und die Schicksale der Völker eingreife, hat dieser Fall bewiesen, denn alle bisherigen Gräuel waren nur ein Schattenbild, gegen die schaudervollen Ereignisse,

zu welchen die französische Nation von nun an wie im Taumel des Wahnsinns fortgerissen wurde. Nunmehr ergriffen, außer den Türken, alle übrigen Mächte Europas, England, Spanien, das deutsche Reich, die Waffen, um den Tod des Königs zu rächen, und selbst in Frankreich erhoben sich die Vendée, eine Provinz, die immer mit besonderer Liebe an dem Könige hing, und die Städte Bordeaux, Marseille, Toulon, Lyon u. a. gegen die Gewalt des Convents, und die Engländer, welche im Verein mit Spaniern Toulen eroberten und dort den größten Theil der französischen Flotte wegnahmen, erklären den achtjährigen Dauphin, Ludwig XVII. zum Könige von Frankreich, welcher unter der Aufsicht eines Schusters absichtlich zu einem Krüppel an Leib und Seele gemacht wurde. Die Seele der großen Coalition (Verbindung) aller europäischen Mächte wider Frankreich war der brittische Minister, Pitt der jüngere, seinem großen Vater gleich an Vaterlandsliebe, Muth und Geist, die Angelegenheiten eines ganzen Welttheils zu leiten. Doch auch in Frankreich erhob sich ein Mann, der solchen Kampf zu bestehen wußte, Carnot, einer der Machthaber im Convente, dem man die Kriegsführung übergab. Er rief in der allgemeinen Noth die ganze Nation in Masse zu den Waffen. Ganz Frankreich sollte ein Feldlager sein, überall Waffenschmieden, Waffenübungen, Kanonengießereien und Pulvermühlen. Doch sollte das gesammte Volk, nur auf die höchste Gefahr gerüstet, noch in seinen Wohnsitzen bleiben, nur die junge Mannschaft von 18—25 Jahren eilte in drei Kriegsheeren an die Grenzen.

Während dem wüthete der Convent und darin besonders die Bergpartei unter Robespierre und Danton fort, alle der Revolution und ihren Nebenzwecken widerstrebende Personen zu vertilgen. Es wurde ein Wohlfahrtsausschuß gegründet, dessen zehn Mitglieder, die wüthendsten Jakobiner, sich über den Convent erhoben. Ihnen erlagen zuerst die Girondisten, die nur ungern in den Tod des Königs gewilligt hatten und unter allen Republikanern die redlichsten Absichten hegten. Als Marat, Einer der Bergpartei, eben so lasterhaft als grausam, 60,000 Köpfe verlangte, um die Republik sicher zu stellen, widersetzten sie sich, und wurden deshalb, verrätherischer Umtriebe beschuldigt, verhaftet und einundzwanzig an der Zahl hingerichtet. Sie starben muthig und stimmten, als man sie zum Tode führte, in das Geschrei des Volkes ein und riefen: „Es lebe die Republik, es lebe die Freiheit!“

Noch vor den Girondisten bestieg die Königin Marie Antoinette das Blutgerüst. Sie wurde gleich nach der Hinrichtung ihres Gatten auf das grausamste gemißhandelt und von ihren Kindern getrennt. Als man ihr den Sohn nehmen wollte, der eben im Bette lag, wehrte sie sich gleich einer Löwin, und ließ erst nach, als ihr die Schergen erklärten, sie müßten ihn entweder lebendig oder todt haben, und nahm mit Thränen der Verzweiflung von dem Kinde Abschied. Von dieser Zeit an ertrug sie Alles mit großer Standhaftigkeit. Man nahm ihr alle Bedienung, gab ihr schlechte Nahrung und kränkte sie auf alle Weise. Endlich schleppte man sie aus dem Tempel in die Conciergerie, welches das schmutzigste für ganz gemeine Verbrecher bestimmte Gefängniß war.

Der Gefangenwärter erbarmte ſich ihrer und räumte ihr mit eigener Lebensgefahr eins von ſeinen Gemächern ein; und ein Bürgersmädchen, Fouche, erbat ſich von demſelben die Erlaubniß, ſie heimlich bedienen zu dürfen. Nun wurde ſie zum Verhör gezogen, und weil man nichts Gründliches vorbringen konnte, ſo beſchuldigte man ſie erdichteter Schandthaten und zum Theil ſolcher, über welche ſelbſt die anweſenden Weiber, die es beſonders auf die Unglückliche abgeſehen hatten, Mitleid fühlten: Marie Antoinette antwortete auf alle Fragen mit Anſtand und Beſonnenheit, nicht weil ſie zu ſterben fürchtete, ſondern weil ſie es für Pflicht hielt, für ihre Kinder zu leben. Ohne ihre Vertheidigung zu berückſichtigen, wurde ſie zum Tode verurtheilt, und unter dem tollen Geſchrei des Pöbels ſtarb ſie auf der Guillotine, am 16. October 1793, die Tochter Marie Thereſiens, die Schweſter der Kaiſer Joſeph und Leopold, und Kaiſer Franzens Muhme, von dem ſie vergebens Tag für Tag Rettung erwartete. Nach ihr ſtarb auch der nichtswürdige Egalité, deſſen Partei ihn zum König erheben wollte; doch feige wie er war, konnte er ſich nicht behaupten und wurde vom Convente verhaftet und bald darauf am 6. November hingerichtet. Viele edle Männer, die es noch gut meinten mit dem Vaterlande, fielen darauf in kurzer Zeit, und auch eine Frau, welche als eine Ausgezeichnete ihres Geſchlechts verdient genannt zu werden. Dieß war Philippine Roland. Ihr Gemahl erhob ſich, nicht ſo ſehr durch hohen Geiſt, als durch Fleiß und Rechtlichkeit, vom Bürgerlichen bis zum Miniſter des Königs, obgleich er zu den Freunden (jedoch zu den Gemäßigten) der Republik gehörte. Hier war es, wo ſeine geiſtreiche Gemahlin mit ihm in Staatsgeſchäften arbeitete und bald durch ihre Einſicht ſo bekannt wurde, daß ſich die thätigſten Mitglieder des Convents häufig in ihrem Hauſe verſammelten. Nach der Hinrichtung des Königs gab ſie ſich viel Mühe, Einigkeit im Convente zu erhalten, wurde aber, weil ſie ſich zur Gironde neigte und ihr Gatte auf ihren Rath ſich durch die Flucht rettete, verhaftet und als gefährliche Staatsbürgerin zum Tode verurtheilt. Sie war erſt 39 Jahre alt und noch ſehr ſchön, und als ſie zur Guillotine geführt wurde, rief ſie bei dem Anblicke einer rieſenmäßigen Statue der Freiheit aus: „O Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen.“ Sie ſtarb mit vielem Muthe, und tröſtete ihren Gefährten, den vormaligen Miniſter Lebrün, noch auf dem Blutgerüſte. Als Roland, der ſchon in der Normandie in Sicherheit war, von ihrer Verhaftung hörte, eilte er zurück, ſie zu retten; denn er liebte ſie ſehr, doch ſchon auf dem Wege hörte er von ihrem Tode und nahm ſich nun aus Verzweiflung ſelbſt das Leben.

Durch die Hinrichtung der Girondiſten bereitete ſich aber die Bergpartei ihr eigenes Grab; denn nun war der Grundſatz umgeſtoßen, daß die Conventsmitglieder unverletzlich ſeien, und dieſe ſchwebten ſelbſt in beſtändiger Gefahr und Einer fürchtete den Andern. Es blieb nichts übrig, Jeder mußte darauf bedacht ſein, ſich durch die grauſamſten Thaten furchtbar zu machen, um ſo das Volk abzuſchrecken, auch ihre Köpfe zu verlangen. Da geſchah es, daß ein Mädchen aus der Normandie, Charlotte Corday, deren Freund, einen jungen Officier,

Marat hatte hinrichten lassen, nach Paris kam und diesen Wütherich, wie er eben im Bade saß, erdolchte. Sie wurde zwar hingerichtet, allein die That erregte mehr Bewunderung als Abscheu, und die Machthaber der Republik führten nun aus Furcht die Schreckensregierung ein, in welcher diese vorgeblichen Verfechter der Menschenrechte vollends aller Humanität, allen Tugenden, ja Gott selbst und der Religion den Krieg ankündigten. Also legte sich Robespierre den Grundsatz Rousseau's, daß Wissenschaft und Bildung das Menschengeschlecht verderbe, aus, daß er Alles dasjenige vernichten wollte, was Menschen erst zu Menschen macht, weil er behauptete, nur im Zustande der Wildheit seien die Menschen glücklich. Darum wurde zuerst die christliche Religion abgeschafft, die Kirchen, die schon längst verlassen waren, zu Freiheitstempeln umgeschaffen, ja der Glaube an einen Gott verworfen, und auf die Altäre liederliche Dirnen gestellt, welche die Vernunft, die von nun an sollte angebetet werden, vorstellten. So wurde auch der Kalender ganz umgestaltet, die Namen der Monate verändert. Das Jahr begann mit dem 22. September, als dem ersten Tag der Republik, weil am 21. September 1792 der Nationalconvent zusammengetreten sei und die Abschaffung des Königthums beschlossen habe. Die Herbstmonate hießen: Vendemiaire, Brumaire, Frimaire; die im Winter: Nivose, Pluviose, Ventose; die im Frühling: Germinal, Floreal, Prairial; die im Sommer: Messidor, Thermidor, Fruktidor. Jeder Monat von 30 Tagen wurde in drei Dekaden, von zehn Tagen, getheilt. Auch Wissenschaft und Bildung wurde geächtet, weil die Gelehrsamkeit zur Aristokratie führe, darum wurde die Universität aufgehoben, ebenso die meisten übrigen Schulen, und die gelehrtesten Männer wurden hingerichtet. Leider muß man gestehen, daß katholische Priester selbst als Kirchenschänder auftraten und unter denjenigen saßen, welche fromme Christen, die betend getroffen wurden, zum Tode verurtheilten. Es war eine Zeit des Wahnsinns und der Gräuel, in welcher alle häusliche und öffentliche Wohlfahrt zu Grabe ging. Leer waren die Straßen von Paris, denn auch Handel und Wandel hörten auf, keine Kutschen, keine Wagen sah man fahren, nur aus Furcht vor dem Pöbel öffneten Bäcker, Fleischer und dergleichen Gewerbsleute ihre Läden und mußten ihre Waaren für den geringsten Preis hergeben, wollten sie nicht, des Wuchers angeklagt, zum Tode verurtheilt werden. Die Schreckensmänner, Robespierre, Danton und die übrigen ließen täglich einige Hundert verdächtige Personen verhaften, und täglich wurde eine Anzahl derselben, ohne ihre Vertheidigung zu hören, zur Guillotine geführt und hingerichtet. Daher denn auch die meisten Bewohner von Paris, um nicht bei den Republikanern in Verdacht zu kommen, schlecht gekleidet, gleich den Sansculotten mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, einhergingen und sich stellten, als ob sie dem Unwesen ihren vollen Beifall schenkten.

War so der Tag glücklich und ohne Anfechtung vorübergegangen, dann schlichen sie nach Hause zu ihren Familien und horchten ängstlich auf jedes Getöse; wenn aber Schläge an die Hausthür ertönten, wie erbebten sie da; die Kinder drängten sich um Vater und Mutter, weil sie befürchten mußten, daß nun Häscher einträten, um dieselben nach

dem Gefängniſſe zu ſchleppen. Doch nicht nur in Paris ſuchten die Tyrannen ihre Schlachtopfer aus, aus allen Städten und Provinzen holten ſie ſich dieſelben. Kein Alter — einen Greis von 97 Jahren ſah man auf der Guillotine bluten, und einen Knaben von 14 — kein Geſchlecht wurde verſchont, — vierzehn junge Mädchen aus Verdun wurden deßhalb hingerichtet, weil ſie auf einem Balle tanzten, den die Preußen bei der Einnahme dieſer Stadt feierten. Auch die ganz ſchuldloſe Prinzeſſin Eliſabeth, Schweſter des Königs Ludwig XVI., die man ihrer Frömmigkeit wegen den Engel des Tempels nannte, wurde hervorgezogen und — weil ſie die Schweſter des Königs war, hingerichtet. Merkwürdig iſt, wie Männer und Frauen mit der größten Standhaftigkeit das Schaffot beſtiegen. Da ſah man keine Thräne, da hörte man keine Bitte, und darum auch bei dem Volke, das zuſah, weder Rührung, noch Mitleid, noch Entſetzen. Laut pries man die Todesverachtung und den Muth, und es gab Beiſpiele, daß Dienſtboten, Söhne und Töchter, beſonders aber Gattinnen mit ihren Angehörigen zu ſterben verlangten, ja die franzöſiſche Eitelkeit zeigte ſich auch in ſolch verrückten Menſchen, die nach der Ehre ſtrebten, in Geſellſchaft von Prinzeſſinnen und Gräfinnen guillotinirt zu werden*).

Endlich war dem ſchwelgeriſchen Danton des Mordens zu viel, und er beſchloß mit ſeinen Freunden, Robespierre ſelbſt zu ſtürzen. Allein dieſer kam ihm zuvor und Danton fiel mit ſeinen Verſchwornen auf der Guillotine. Jetzt war Robespierre Allein-Herr, und wirklich ſchien es, als ob er die Rolle eines Cromwell ſpielen wollte, doch hatte er dazu weder den militäriſchen Muth, noch Danton's Geiſt. Seine Seele war von dieſer Zeit an umlagert von den Schreckbildern eines geängſteten Gewiſſens, und ſo bereitete er ſich ſelbſt ſeinen Untergang. Im Anfalle ſeiner ſchwärmeriſchen Träume, trat er plötzlich im Convente auf und bewies das Daſein Gottes, und gab auch zugleich den Befehl, das höchſte Weſen und die Unſterblichkeit der Seele zu glauben. So ſchlecht und verworfen das Volk war, ſo lachte es doch über dieſe alberne Vermeſſenheit, mit der ein Menſch wie er einen Verfechter und Lobredner der Gottheit ſpielen wollte, und er wurde von nun an dem Pöbel ſowohl als dem Convente verächtlich. Da wurde es bekannt, daß er 47 ſeiner mächtigſten Anhänger wolle hinrichten laſſen. Das gab dem Tallien und Billaud, welche auch unter den 47 waren, den Muth, ihn öffentlich anzuklagen, daß er nach der Alleinherrſchaft ſtrebe. Mit Hilfe eines Volksaufſtandes, dem ſich Robespierre nicht den Muth hatte mit gewaffneter Hand entgegenzuſtellen, wurde er nebſt einigen ſeiner Anhänger ergriffen und am 28. Juli 1794 hingerichtet. Als man ihn zum Tode führte, trat ein alter Mann zu ihm und ſprach: „Es gibt doch einen Gott!“

Nun erlangten die gemäßigteren Conventsmitglieder das Uebergewicht, die Gefängniſſe wurden geöffnet und die unzähligen Gefangenen freigelaſſen, der Jakobinerklub geſchloſſen, und nach Unterdrückung eines

*) Die einzige Dübarri, welche auch in ihrem hohen Alter für ihr ſchändliches Leben auf der Guillotine büßen mußte, weinte.

Volksaufstandes auch der Wohlfahrtsausschuß beschränkt*). Im J. 1795 entwarf sodann der Nationalconvent eine neue Verfassung mit gemäßigter Volksherrschaft, in welcher zwei gesetzgebende Versammlungen, nämlich ein Rath der Fünfhundert, die da Gesetze vorschlagen und abfassen, und ein Rath der Alten aus 250 Mitgliedern, welche die Gesetze bestätigen sollten. Die vollziehende Gewalt erhielten fünf Directoren, unter denen auch Carnot war, und nachdem ein Aufstand der Pariser durch den kühnen General Buonaparte unterdrückt worden, löste sich der Convent völlig auf.

§ 8. Napoleon Buonaparte und seine Feldzüge in Italien und Aegypten.

Dieselbe Todesverachtung, welche im innern Frankreich herrschte, machte auch die Kriegsheere der Franzosen beinahe unüberwindlich; denn durch sie, die keine Ruhetage, keine Lage unter Zelten und gleich den Sansculotten in Paris wenig Bedürfnisse hatten, und weder Hunger noch Kälte noch irgend ein anderes Ungemach scheuten, wurde mit einem Male die ganze bisherige Art, Krieg zu führen, umgestaltet; ohne Rast, ohne Berücksichtigung der Ortsbeschaffenheit, ohne Menschen zu schonen, stürzten sie, unaufhörlich schlagend, auf den ermüdeten, gedrängten, überraschten Feind los, der sich noch immer wie in den bisherigen Kriegen zu jeder Schlacht gehörig vorbereiten und nach jedem Treffen, war es Sieg oder Niederlage, sammeln und erholen mußte.

Zuerst wurde der Bürgerkrieg in Frankreich unterdrückt, und überall, wo sich Feinde der Revolution zeigten, mit Gewalt der Waffen Alles in Furcht und Schrecken gesetzt. Am hartnäckigsten war der Aufruhr in der Vendée, welcher von Engländern und Emigranten unter der Anführung der Grafen von Artois immer gefährlicher wurde, bis im J. 1796 General Hoche diese Provinz nach der Besiegung Stoflets und Charette's der Republik unterwarf.

An den Grenzen kämpften die Franzosen nach Carnots Plane mit abwechselndem Glücke, eroberten jedoch schon im J. 1793 Holland und nöthigten im J. 1795 Spanien zum Frieden, welchem auch Preußen beitrat, indem es seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer in Händen ließ. Jetzt standen nur mehr die Oestreicher im Felde, und die Franzosen drangen über den Rhein bis Würzburg und Baiern vor, wurden aber im J. 1796 von dem Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Karl, über den Rhein zurückgeworfen.

Einen gewaltigen Umschwung gab dem Kriegsglücke der Franzosen

---

*) Damals zog man auch den unglücklichen Ludwig XVII., einen Knaben von etwa 10 Jahren, und seine Schwester hervor; ersterer war aber schon so blödsinnig und entkräftet, daß er kaum zum Sprechen gebracht werden konnte; er erfreute sich nicht lange einer guten Behandlung, sondern starb noch in demselben Jahre. Seine Schwester wurde hernach für französische Gefangene an Oestreich ausgewechselt, und vermählte sich später mit dem Herzoge von Angoulème, einem Sohne des Grafen von Artois.

damals der Mann, welcher nachher die Früchte der Revolution als Alleinherrscher und Kaiser der Franzosen genoß. Napoleon Buonaparte, aus Corsika gebürtig, ward zuerst genannt, als Toulon den Engländern entrissen wurde. Zum zweiten Mal erkannte man seinen kaltblütigen Muth bei dem Aufstande der Pariser gegen das Directorium, wie schon oben erzählt worden, und er erhielt im J. 1796 durch die Verwendung des Directors Barras und die von den Machthabern hochgeachtete Josephine Beauharnois, deren Gatte, ein ausgezeichneter General, vom Convente hingerichtet worden war, den Oberbefehl über die italienische Armee. Der Zustand derselben war erbärmlich; ohne Kleidung, ohne Verpflegung, ohne Mannszucht, war sie der Auflösung nahe; er verstand es, die französischen Krieger durch begeisterte Reden und durch die Kühnheit seines Genies so aufzurichten, daß sie blindlings seinem Rufe folgten, und sich durch die rasche Eroberung von Piemont Vorrath an Allem, reiche Beute und also auch Muth und Zuversicht gewannen. Von nun an hemmte nichts seinen Siegeslauf; es folgte Schlacht auf Schlacht, bis er Mailand eingenommen, Parma, Lucca, Neapel und den Papst zum Waffenstillstand gezwungen, im J. 1797 Mantua durch Capitulation eingenommen und über die julischen Alpen in's Herz der östreichischen Monarchie eingedrungen. Als die Bewohner von Verona mit Hilfe Venedigs im Rücken seiner Armee die französische Besatzung niedermetzelten, führten sie so den Untergang der alten Republik Venedig herbei. Ludwig Manini war der letzte Doge; Buonaparte besetzte Venedig und machte der Republik ein Ende. Alle eroberten Länder erhielten sogleich französische Verfassung, und die ganze Lombardei nebst Piemont und Savoyen bekamen den Namen der cisalpinischen Republik. Dasselbe geschah im folgenden Jahre auch mit Rom, wo wegen eines Volksaufstandes die alte päpstliche Regierung abgeschafft und eine römische Republik mit fünf Consuln errichtet wurde. Papst Pius VI. (derselbe, welcher in Wien gewesen) wurde mit seinen Cardinälen als Gefangener nach Frankreich geschleppt. Denselben Weg gingen die kostbaren Sammlungen von Gemälden, Alterthümern, Büchern und Kunstgegenständen aller Art. Durch unermeßliche Brandschatzungen, womit der junge General sein geldarmes Vaterland bereicherte, mußten die neuen Republiken ihre Verfassung theuer bezahlen.

Währenddem hatte sich Kaiser Franz durch ein Aufgebot aller seiner Erbstaaten, an dessen Spitze sein Bruder, der Erzherzog Karl, stand, zum äußersten Kampfe gerüstet. Buonaparte bot die Hand zum Frieden, und dieser wurde noch in demselben Jahre (1797) in dem Friaulischen Dorfe Campo Formio geschlossen, worin Oestreich die Lombardei und die Niederlande verlor und dafür das venetianische Land erhielt.

Die Eigenmächtigkeit Buonaparte's, mit welcher er handelte, erregte Unzufriedenheit im Directorium; doch er, benachrichtigt davon, sandte den General Augereau, welcher mit Hilfe der ihm ergebenen Directoren und Senatoren in einer Revolution die Directoren Carnot und Barthélemi stürzt, und sie nebst elf Mitgliedern aus dem Rathe der Alten und zweiundvierzig der Fünfhundert zur Deportation (Landes-

verweisung) verurtheilt. Schon jetzt hat Buonaparte den größten Einfluß auf die Regierung Frankreichs; er ist durch seine Siege der Mann des Volkes und des Heeres, das ihm blindlings folgt; ja in ganz Europa ist sein Name groß und herrlich. Ganz richtig schildert ihn Rotteck mit folgenden Worten: „Er war das Schooßkind des Sieges und des Glücks, geborener Kriegsmeister und Herrscher, stark und schlau, heftig und unermüdet, tiefen und schnellen Blickes, überall nach dem Größten und Höchsten strebend; aber auch selbstsüchtig, unersättlich wie kein anderer Sterblicher, Alles auf das einige Ich, auf seinen Ruhm und seine Macht beziehend, die Menschen verachtend und der Ideen spottend, beide jedoch zu seinen Zwecken trefflich nutzend, auch frevelhaft niedertretend, vom Schicksal zum Werkzeug der größten Umwälzung erkoren, eine Geisel Gottes."

Dabei war er schweigsam und in sich gekehrt, weder zu Tafelfreuden, noch andern sinnlichen Genüssen geneiget und gleich den Republikanern seiner Zeit in Kleidung und im äußern Benehmen nachlässig und rücksichtslos; dadurch aber zeichnete er sich vor ihnen aus, daß er, von dem Geiste der alten Römerwelt angehaucht, Kunst und Wissenschaft ehrte, wenn er auch nicht in ihre Tiefen eingeweiht war. Er war — obschon er für einen Franzosen gelten wollte, und darum in seinem Namen das Buona in Bona verwandelte — ein Italiener, und bei diesem Volke lebt noch immer Liebe für Kunst und Wissenschaft instinktmäßig fort. Darum ward mit seinem Auftreten dem Vandalismus der Franzosen, womit sie Alles zerstörten und verpönten, was an diese Blüthen der Humanität erinnert, gesteuert; darum die äußern Formen seiner militärischen Einrichtungen, die Adler der Legionen, die Helme, die Mannszucht selbst und Strafen und Belohnungen — römisch; darum die Namen und Einrichtungen der neugeschaffnen Republiken in Italien mit Consuln, Senat und Tribunat — römisch.

Nach dem Frieden von Campo Formio waren die Directoren verlegen, was sie mit diesem Manne machen sollten, der nur zu befehlen begehrte. Er schlug vor, den einzigen Feind, der noch unbesiegt war, die Britten, durch einen kühnen Streich um die Herrschaft des mittelländischen Meeres zu bringen. Er wollte Aegypten erobern, wodurch sogar der Weg nach Ostindien geöffnet werden sollte, um auch dort, vereinigt mit den kriegerischen Maratten, England zu bekriegen. Es war aber Aegypten damals zwar eine türkische Provinz, allein der Pascha oder Statthalter daselbst hing von der Gewalt der Mameluken ab, die sich aus Miethsoldaten zu dieser Macht erhoben hatten. Die Directoren willigten gern ein, um den gefährlichen Mann los zu werden, und so schiffte Buonaparte mit 300 Seglern, worauf 36,000 Soldaten waren, aus dem Hafen von Toulon ab; doch so, daß die Absicht in ganz Frankreich geheim gehalten wurde, damit der brittische Admiral Nelson, der schon einen großen Theil der französischen Flotte vernichtet hatte, nichts erfahre. Es mochte ein herrlicher Anblick sein, diese große Flotte im offnen Meere zu schauen, und darauf außer Buonaparte die größten Feldherren der Franzosen: Kleber, ein riesenstarker Elsaßer; Desaix, der kühne Liebling des Oberfeldherrn; die Admirale: Bruéys

und Villeneuve, Caffareli, mit einem Beine, Berthier, Murat, Lannes, Marmont, Beſſières u. A.; außerdem mehrere Künſtler und Gelehrte, welche die Kunſtdenkmale und Alterthümer dieſes merkwürdigen Landes ſammeln und beſchreiben, und die Natur mit ihren Erzeugniſſen daſelbſt erforſchen und dem Vaterlande, ja der ganzen gebildeten Welt in treuen Schilderungen darſtellen ſollten. Die ganze Mannſchaft, Krieger und Matroſen, voll Zuverſicht auf gewiſſen Sieg und reiche Beute, erfüllen die Luft mit Jubelgeſchrei. Das Erſte, was dieſer Zug ausführt, iſt die Beſitznahme der Inſel Malta, welche der Großmeiſter und die franzöſiſchen Ritter des Ordens ohne Widerſtand den Franzoſen übergeben. Nach viertägigem Aufenthalte ſegelt die Flotte weiter und kommt, obgleich die engliſchen Schiffe beſtändig im mittelländiſchen Meere kreuzen, unentdeckt nach Alexandrien. Hier wird die Landung durch die kühne Entſchloſſenheit des Feldherrn und die Tapferkeit der Krieger bewerkſtelligt und bald darauf die Stadt genommen. Die Bewohner, der Mamelukenherrſchaft müde, fügen ſich, zumal Buonaparte folgenden Aufruf an ſie ergehen läßt: „Ihr Kadis, Scheiks und Imans, ſagt es dem Volke, daß auch wir wahre Muſelmänner ſind. Haben wir nicht den Papſt vernichtet, der da ſagte, daß man zu allen Zeiten gegen die Muſelmänner Krieg führen müſſe? ſind wir nicht immer Freunde des Sultans und Feinde ſeiner Feinde geweſen? Nur gegen die Mameluken ziehen wir zu Felde, die dem Großſultan den Gehorſam verweigern.“ Darauf zog Buonaparte den Mameluken und Arabern, die in großen Schaaren anrückten, entgegen. Durch brennende Sandwüſten ging der Marſch, und das Heer, von Hunger und Durſt gequält, wäre muthlos geworden, hätten es nicht der Feldherr und ſeine Generäle durch Beiſpiel und Zuſpruch wieder aufgerichtet. So gelang es, die Mameluken in zwei Treffen zu ſchlagen. Das zweite lieferte Buonaparte bei den Pyramiden, und ehe der Kampf begann, redete er die Soldaten alſo an: „Franzoſen, erwägt, daß von den Höhen dieſer Denkmäler vier Jahrtauſende auf euch herniederſchauen!“ Nach dieſem Siege öffnete Cairo, die Hauptſtadt Aegyptens, ihre Thore, und ſogleich wurde daſelbſt franzöſiſche Regierung und Ordnung eingeführt, eine Nationalgarde geſtiftet, ein Divan oder Senat zur Verwaltung der inneren Angelegenheiten und eine Polizei eingeſetzt. Wirklich gewann er die Achtung und Ergebenheit der Aegypter, und das Volk nannte ihn Sultan Kebir, den Vater des Feuers.

Indeß dauerte ſein Glück hier nicht ſo lange als in Italien, und ſeine großartigen Hoffnungen von Civiliſirung dieſes barbariſchen Landes ſind leider nur zu bald zerronnen. Das Vorſpiel unzähliger Unglücksfälle war die Zerſtörung ſeiner Flotte, welche Nelſon nach langem Suchen endlich am 1. Auguſt bei Abukir gefunden hatte. Der Admiral Bruéys fiel gleich im erſten Angriffe, und in der Verwirrung der Nacht brach Feuer auf dem Admiralſchiffe aus, erreichte die Pulverkammer und es flog mit 120 Kanonen und 500 Menſchen in die Luft; nur zwei Linienſchiffe und zwei Fregatten entkamen mit dem Gegenadmiral Villeneuve nach Europa. Buonaparte ertrug dieſen Schlag mit Faſſung; allein ſeiner Leute bemeiſterte ſich nebſt der Sehn-

ſucht nach Hauſe auch noch Unmuth, ja Verzweiflung bei den unerhörten Mühſeligkeiten dieſes Feldzugs. Noch immer verfolgte der Feldherr unerſchütterlich ſeinen Plan, ganz Aegypten zu erobern, ohngeachtet Aufruhr in Cairo, Krankheit und Peſt*) und endlich die Kriegserklärung der Pforte ſeine Lage immer bedenklicher machten. Um die Araber zu verfolgen, welche aus Syrien herüberkamen, die Mameluken zu unterſtützen, zog er über die Erdenge von Suez bis vor St. Jean d'Acre, konnte aber die Veſte, welche der Engländer Sir Sidney Smith vertheidigte, nicht erobern. Da erhielt er ſchlimme Nachrichten aus Frankreich; England hatte eine neue Coalition zuſammengebracht, welcher außer Oeſtreich und Neapel auch Rußland und die Türkei beitraten, und im Directorium ſelbſt herrſchte Zwietracht, gefährliche Bewegungen im Rathe der Fünfhundert. Da verläßt er mit einigen Generälen ganz geheim das Heer und ſchifft ſich in Alexandrien ein, nachdem er der Armee bloß eine ſchriftliche Bekanntmachung ſeiner Abreiſe und dem General Kleber den Oberbefehl hinterlaſſen. Dieſer tapfere Feldherr war des Vertrauens würdig, und in Erwartung, bald Unterſtützung vom Vaterlande zu erhalten, behauptete er ſich glücklich, wurde aber von einem Mameluken meuchlings ermordet. Der kleine Reſt von Franzoſen erhielt ſich in Aegypten bis 1801, wo mit der Pforte Friede geſchloſſen wurde und Aegypten wieder unter türkiſche Gewalt kam. Viele Grauſamkeiten, die Niedermetzelung von 4000 Kriegsgefangenen, die Vergiftung der Kranken in den Spitälern, die man Buonaparte Schuld gibt, ſind nicht erwieſen, wenigſtens ſind manche obwaltende Umſtände nicht bekannt.

§ 9. Napoleon als Conſul und Kaiſer.

In Europa war indeß wieder Alles in Waffen, und Paul I., Sohn und Nachfolger der Kaiſerin Katharina, ſandte Suwarow mit einem mächtigen Heere, der wenn auch nicht die Kriegskunſt der Franzoſen hatte, doch eben ſo wenig als dieſe Menſchenleben ſchonte. Und das war die neue Art, Krieg zu führen; nicht wie im ſiebenjährigen Kriege lagen nach einem Treffen 5—8000 auf dem Wahlplatze, die gräßlichen Kanonaden ſtreckten 20 und 30,000 Mann dahin. So geſchah es, daß die franzöſiſchen Heere am Rhein, in der Schweiz und in Italien zurückgeſchlagen wurden, als Buonaparte am 9. October 1799 in Frankreich landete. Vom Volke, das, der republikaniſchen Tyrannei müde, ihm als den Retter aus allen Nöthen gerne die Herrſchaft gönnte, die er ſchon über alle Gemüther der Nation erlangt hatte, mit Jubel empfangen, wagte er es, das Directorium mit Hilfe der ihm ergebenen Soldaten zu ſtürzen, und führte am 25. December 1799 eine

*) Wahrhaft groß und muthig zeigte ſich Buonaparte, als er in die Spitäler der peſtkranken Soldaten trat; die Unglücklichen richteten ſich ſterbend auf, um ihn zu ſehen, der ſie mit eigener Lebensgefahr zu beſuchen gekommen war.

neue Verfassung ein. Nach dieser bekam die Republik drei Consuln, auf zehn Jahre gewählt, deren erster Buonaparte mit monarchischer Gewalt sein sollte; die andern zwei, Cambaceres und Lebrün, waren bloß berathende, in der That von ihm abhängige Amtsgehilfen. Außerdem bestand noch ein Tribunat, ein Senat und ein gesetzgebender Körper. Nun gewann Frankreich sogleich ein neues Leben, und der Kriegsschauplatz wurde mit Siegen eröffnet. Moreau ging über den Rhein, Buonaparte selbst über den großen Bernhardsberg, gleich Cäsar, nach Italien, wo er am 5. Mai 1800 die große Schlacht bei Marengo schlug. Der tapfere Desair gewann ihm hier sterbend den Sieg. Die Eroberung von Oberitalien war die Folge dieses Sieges, und als Moreau in Deutschland bis Linz vordrang, in Italien wieder Neapel erobert wurde, kam es im J. 1801 zum Lüneviller Frieden, den Kaiser Franz, erschöpft von einem zehnjährigen Kampfe, eingehen mußte, nachdem der launenhafte Kaiser von Rußland, mit den Fortschritten seiner Truppen unzufrieden, vom Kriegsschauplatze abtrat, und das deutsche Reich büßte nun, daß es nicht alle seine Kräfte vereinigte, den gefährlichen Feind zurückzuschlagen. Die französische Republik oder vielmehr Buonaparte forderte — und was er verlangte, bekam er auch — das ganze linke Rheinufer, also daß die drei geistlichen Kurfürsten alle ihre Länder verloren; nur Dalberg, Kurfürst von Mainz, erhielt als Kurerzkanzler ein sehr beschränktes Gebiet mit der Hauptstadt Regensburg. Die weltlichen Fürsten aber, welche überm Rheine Besitzungen hatten, als Preußen, Baiern, Baden, Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt und Hannover, wurden in Deutschland selbst durch eingezogene geistliche Güter und Bisthümer entschädigt (das nennt man säculariſiren), so daß sie drei- bis siebenfachen Ersatz von Ländern erhielten, meist dafür, daß sie dem Kaiser im letzten Kriege nicht beigestanden. Der Großherzog von Toscana, ein Bruder des Kaisers, erhielt das Erzbisthum Salzburg; auch der Herzog von Modena und der bisherige Erbstatthalter der Niederlande, Fürst von Oranien, wurden in Deutschland entschädigt, und die Reichsstädte verloren bis auf sechs: Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen, ihre Selbständigkeit.

Nach dieser Vergrößerung des Reiches führte Buonaparte die Regierung mit solcher Kraft und Einsicht, daß in Kurzem nicht nur der öffentliche, sondern auch der besondere Wohlstand des einzelnen Bürgers von Frankreich unter dem Schutze weiser Gesetze sich erhob. Das rührige Volk der Franzosen verwand gar bald die furchtbaren Schläge der Schreckensregierung, und der alte Nationalcharakter, in welchem sich kräftige Lebensäußerung mit leichtfertigem Spiele der Eitelkeit verbindet, war wieder auf der Bahn. Der so eben errungene Waffenruhm und das politische Uebergewicht, welches Frankreich nun in Europa hatte, zeigte ihnen ein anderes Ziel, als die Männer der Revolution befolgten. Alles drängte sich nun zu dem Consul, der in den Tuilerien, dem Palaste der alten Könige, wohnte, um von ihm Ehrenstellen in der Armee und im Staate zu erhalten. Buonaparte, in Allem groß, war auch groß in seinen Gunstbezeugungen, und kein Monarch der Welt lohnte

ſo königlich als er. Weil er ſah, wie Ehrgeiz und Eitelkeit dem Franzoſen angeboren ſei, erneuerte er wieder, wenn auch nicht den Erbadel, doch die Ariſtokratie durch die Errichtung der Ehrenlegion. Auch die chriſtliche Kirche ſtellte er wieder ganz her, jedoch mit Beibehaltung allgemeiner Glaubensfreiheit, von der auch die Juden nicht ausgenommen waren. Er ſchloß mit dem neugewählten Papſte Pius VII. ein Concordat und ließ die Biſchöfe wieder ihre Stellen einnehmen, jedoch ohne Güter, erhielten ſie bloß anſtändige Gehalte. Später erſt wurde der chriſtliche Kalender und die Sonntagsfeier wieder hergeſtellt, nur von Klöſtern und Mönchen war keine Rede. Ebenſo wurde auch der öffentliche Unterricht wieder eröffnet, viele neue Schulen errichtet, in welchen jedoch hauptſächlich nur die Bildung für Kriegsdienſt und bürgerlichen Erwerb beabſichtigt wurde; letzteres beſonders in dem polytechniſchen Inſtitute zu Paris. Indeß konnte man bei dieſen Anſtalten recht wohl merken, daß es dem Conſul nicht ſowohl um freie Entwickelung der Geiſtesbildung, um das Wahre, Schöne und Gute, als darum zu thun war, ſeine Franzoſen zu geſchickten und treuen Soldaten und Bürgern zu bilden. Alle dieſe Schritte machten den Bourbonen Hoffnung, die Monarchie wieder hergeſtellt und Ludwig XVIII. auf dem Throne von Frankreich zu ſehen; welche Hoffnung aber der Conſul mit den Worten: „nur über 500,000 Leichen würden die Bourbonen nach Frankreich zurückkommen!“ niederſchlug. Vielmehr entſtand ſchon jetzt der Gedanke in ihm, ſeine Herrſchaft lebenslänglich, ja in ſeiner Familie erblich zu machen; nur bei den Veteranen der Armee, ſeinen alten Waffenbrüdern, die noch republikaniſche Geſinnungen hatten, fürchtete er Widerſtand; die beabſichtigte Wiedereroberung von St. Domingo gab ihm Gelegenheit an die Hand, ſich ihrer zu entledigen. Dieſe weſtindiſche Inſel war vor der Revolution zu einer Hälfte franzöſiſch, zur andern ſpaniſch. Als in der Nationalverſammlung auch die Freilaſſung der Negerſklaven in den Colonien beſchloſſen wurde, kam es hier zu großen Bewegungen, weil nur wenige Pflanzer ihre Sklaven loslaſſen wollten. Indeß vernahmen die Neger nicht ſo bald die Wiederherſtellung ihrer Menſchenrechte, als ſie auch haufenweiſe in die Gebirge entwichen, wo ſie ſich unter dem Namen der Buſchneger ſammelten und in großen Schaaren in die Pflanzungen einfielen und ſich ſowohl Lebensmittel, als Waffen und Pulvervorrath erbeuteten. Unter dieſen Buſchnegern zeichnete ſich beſonders ein junger Mann, Touſſaint l'Ouverture, als kühner und einſichtsvoller Anführer aus. Er ſoll von einem menſchenfreundlichen Prieſter in europäiſchen Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet worden ſein; das iſt gewiß, daß er die Geſchichte alter und neuer Zeit kannte und von der chriſtlichen Religion die würdigſten Begriffe hatte, welche Kenntniſſe, verbunden mit einer hohen Begeiſterung für Freiheit und Menſchenrecht, ihn zum Wohlthäter der unglücklichen Neger auf St. Domingo machten. Der Aufſtand wurde bald zu einem furchtbaren Kriege, in welchem die Neger die unmenſchlichſten Thaten verübten, indem ſie alle Weiße auf der Inſel vertilgten, um ſich an der Grauſamkeit zu rächen, mit welcher ihre bisherigen Herren ſie behandelt hatten, und wahr iſt es geworden wiederum, was Schiller ſagt:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht!“

Touſſaint l'Ouvertüre allein hatte keinen Theil an dieſen Grauſamkeiten, wiewohl er ſie nicht immer hindern konnte; und ſobald es beſchloſſen ward, alle Weiße zu ermorden, eilte er, ſeinen ehemaligen Gebieter, der wohl auch menſchlicher war als die übrigen Pflanzer, zu retten, und führte ihn ſelbſt mit allen Angehörigen in Sicherheit auf's feſte Land. Nachdem der erſte Sturm vorüber und der Blutdurſt ſeiner Neger geſättigt war, ſuchte er durch weiſe Geſetze und beſonders durch Einführung eines chriſtlichen Gottesdienſtes das Negervolk zu beſſern und menſchliche Geſinnungen zu erwecken. Da ſah man ihn die Negerſchaaren in den Waffen üben und auch wieder die Kanzel beſteigen und mit hinreißender Beredtſamkeit von des Erlöſers Hauptgebote, der Menſchenliebe, ſprechen. Als darauf die Engländer die Inſel an ſich ziehen wollten, widerſetzte er ſich ſtandhaft, ließ ſich aber in Unterhandlungen mit der franzöſiſchen Republik ein, weil er wohl einſah, daß ſich ſeine Colonie allein noch nicht werde erhalten können. Er wurde darauf vom franzöſiſchen Directorium zum Diviſionsgeneral ernannt; als aber die Franzoſen die Freiheit des Negerſtaats zu beſchränken anfingen, behauptete er ſein Recht mit gewaffneter Hand, und ſiegte in einem blutigen Bürgerkriege, welchen franzöſiſche Abgeordnete unter den Mulatten und Negern angefacht hatten. Bei allen dem verharrte er treu im Bündniſſe mit Frankreich, ſchickte ſeine eigenen Söhne dahin zur Erziehung und ſchrieb in ſtolzem Selbſtgefühle an den Conſul Buonaparte ganz im römiſchen Style: „Der Erſte der Schwarzen an den Erſten der Weißen!“ Allein dem Sieger von Marengo war dieſe Gleichſtellung nicht anſtändig, und damals ſandte er den General Le Clerc, ſeinen Schwager, mit einer Flotte und den gefürchteten Veteranen nach St. Domingo. Touſſaint wehrte ihnen die Landung, und in dem darauf folgenden Kampfe fanden die meiſten Veteranen der franzöſiſchen Armee, die nicht das ungewohnte Klima hinraffte, den Tod. Was Le Clerc nicht durch Gewalt ausrichten konnte, gelang ihm durch Liſt; er zog die übrigen Negergenerale auf ſeine Seite, und dieſe, voll Neid und Haß, opferten Touſſaint auf; er mußte auf ihren argliſtigen Rath einen Waffenſtillſtand eingehen und wurde plötzlich von der Seite ſeiner Gattin Elavoe durch franzöſiſche Soldaten weggeriſſen und nach Frankreich gebracht. „Frankreich wird es bedauern!“ ſprach der große Mann, als man ihn verhaftete, und wirklich hat die Folgezeit bewieſen, daß er recht geſehen. Andere Negerhäupter, grauſamer und unmenſchlicher als er, vertilgten alle Weiße auf der Inſel, und zerriſſen das Band, welches dieſe Colonie an Frankreich knüpfte. Touſſaint aber ſtarb im J. 1803, 58 Jahre alt, im Kerker an Gifte. Die, welche ihn kannten, können nicht ohne Bewunderung von ihm ſprechen. Mit einem gewandten Körper verband er edlen Anſtand und ein kräftiges Ausſehen; ſein ſchwarzes Geſicht war voll Ausdruck, ſein Blick glühend und durchdringend, ſeine Haltung Ehrfurcht gebietend. Was er geſäet auf ſeiner Inſel, hat erſt in neueſter Zeit Früchte getragen; denn in neueſter Zeit

besteht auf St. Domingo (das nun wieder Haiti heißt) ein unabhängiger Negerstaat; Toussaint aber und seine Landsleute haben das Vorurtheil widerlegt, daß die Neger keiner Geistesbildung fähig wären. Buonaparte, der bei seinen großen Eigenschaften die Größe nicht hatte, fremdes Verdienst zu dulden, gelang es indessen, zum lebenslänglichen Consul ernannt zu werden. Mehrere seiner Waffenbrüder, unter andern der große Feldherr Moreau, ohne welchen er den Frieden von Lüneville schwerlich geschlossen hätte, unwillig über seine Herrschsucht, die nun am Tage lag, vereinigten sich zur Wiederherstellung der Bourbons. Die Verschwörung wurde entdeckt, die Theilnehmer verhaftet und zum Tode verurtheilt; Moreau wurde nach Amerika verbannt. Der Herzog von Enghien, ein Bourbon von der Seitenlinie Condé, der sich unbesonnen der französischen Grenze näherte, vielleicht um die Stimmung vieler Mißvergnügten gegen Buonaparte zu nützen, wurde im Badenschen durch französische Soldaten aufgehoben und nach kurzem Verhöre zu Vincennes bei Paris erschossen. Einen Mordanschlag auf des Consuls Leben benutzten seine Freunde, um dem Volke begreiflich zu machen, es werde keine Ruhe sein, bis nicht Buonaparte, den es als seinen Wohlthäter verehrte, zum Monarchen erklärt würde. Weil der Königstitel verhaßt war, sollte er Kaiser heißen, und auf diese Weise das große fränkische Kaiserreich Karls des Großen wieder herstellen. Der gefügige Senat übernahm die feierliche Ernennung, und der neue Papst Pius VII. kam selbst nach Paris, um ihn, der nun nicht mehr Buonaparte, sondern mit seinem Taufnamen Napoleon hieß, nebst seiner Gemahlin Josephine am 2. December 1804 zu krönen. In demselben Jahre, doch schon am 14. August, hatte sich Franz II., der die Auflösung des deutschen Kaiserreichs kommen sah, den Titel eines Erbkaisers von Oestreich beigelegt.

§ 10. Die französischen Kriege bis 1809.

So sehr die Gewaltschritte des neuen französischen Kaisers alle Fürsten Europa's empörten, war er doch noch immer als ein Sohn der Revolution, die in ganz Europa ihre Anhänger hatte, als Gründer einer neuen Kriegskunst und Verkünder einer neuen Ordnung der Dinge, nach welcher Aberglaube, Vorurtheile, Mönchthum, Lehnwesen und andere Mißbräuche des Mittelalters aufhören sollten, der Abgott der Menge, und selbst gekrönte Häupter, wie der russische Kaiser Paul, der König von Dänemark und Maximilian, Kurfürst von Baiern, waren seine erklärten Freunde, und alle die gewaltsamen Anstrengungen waren vergebens, ihn zu bekriegen; nur freie Völker, denen ihre Fürsten das gegeben hätten, was Napoleon versprach, konnten ihn besiegen. Das einzige Volk, was seiner Weltherrschaft Grenzen setzte, war das brittische, weil es freier war damals als das französische, und Wilhelm Pitt war der Mann, alle die Riesenkräfte dieses Volkes, ja die von ganz Europa gegen Napoleon in Bewegung

zu setzen. Nachdem Paul I. in einer Verschwörung 1801 (woran Engländer Theil nahmen) ermordet wurde, und sein Sohn Alexander I. den Thron bestieg, war für ein Bündniß mit Frankreich keine Hoffnung mehr, und somit bildete Wilhelm Pitt schon im J. 1805 mit England, Oestreich, Rußland und Schweden die dritte Coalition gegen Frankreich. Da verließ wieder Baiern zuerst die deutsche Sache, und vereinigte sich nebst Baden und Würtemberg (die wohl der geographischen Lage ihres Landes wegen nicht anders konnten) mit dem Feinde des Vaterlandes. Mit Blitzesschnelle war Napoleon über den Rhein, zwang ein östreichisches Heer bei Ulm zur Uebergabe, besetzte Wien, die alte Hauptstadt Oestreichs, und schlug die östreichisch-russische Armee bei Austerlitz, so daß der Krieg in drei Monaten beendet war. Im Preßburger Frieden den 26. December 1805 trat Oestreich alle seine italienischen Besitzungen ab und mußte außerdem den Baiern Tirol, den Würtembergern und Badnern seine schwäbischen Besitzungen überlassen; der Bruder des Kaisers, einst Großherzog von Toscana, erhielt für Salzburg, das nun östreichisch wurde, das bisher baiersche Würzburg. Darauf gab Napoleon seinem Bruder Joseph das Königreich Neapel, weil sich der König von Neapel an die Coalition angeschlossen hatte; letzterm blieb nur Sicilien, wohin er auf englischen Schiffen mit seiner Familie flüchtete. Deßgleichen verwandelte Napoleon die batavische Republik in ein Königreich Holland, das sein edler Bruder Ludwig ungern übernahm, weil er einsah, daß er nur ein Statthalter des herrschsüchtigen Bruders sein solle. In der italienischen Republik, welche schon früher in ein Königreich verwandelt worden, und als dessen König er sich die eiserne Krone aufgesetzt hatte, ernannte er seinen heldenmüthigen Stiefsohn Eugen Beauharnois zum Vicekönig. Eben so erhob er die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg zu souveränen Königen und machte im J. 1806 dadurch dem deutschen Reiche ein Ende, daß er von diesen neuen Königen und vierzehn kleinern deutschen Fürsten unter seinem Protectorat den Rheinbund stiftete. Damals verloren die Reichsstädte Augsburg, Nürnberg und Frankfurt a. M. ihre Unabhängigkeit; die erstern kamen an Baiern, Frankfurt erhielt der Fürst Primas Dalberg, und alle Besitzungen von Fürsten, Grafen und Reichsrittern, die zwischen den Gebieten der Bundesglieder lagen, wurden mediatisirt, d. h. sie wurden, da sie bis jetzt unter dem deutschen Kaiser standen, nun den rheinischen Bundesfürsten unterworfen. Nichts als Wahrheit enthielt das zu dieser Zeit erschienene Büchlein: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.“ Der Buchhändler Palm aus Nürnberg, der das Buch versandt hatte, wurde auf Befehl des französischen Kaisers erschossen. Doch während Napoleon also siegreich und nach Willkür in Deutschland hauste, ging England allein siegreich aus dem Kampfe; denn in der Seeschlacht bei dem Vorgebirge Trafalgar besiegte und vernichtete der brittische Admiral Nelson die ganze französische und spanische Flotte*). Zum Glück für Napoleon starb bald nach diesem

*) Spanien ward nämlich auch genöthigt, sich mit Frankreich zu verbinden.

Sieger der große Pitt, sein unversöhnlicher Gegner, und dessen Nachfolger Fox ließ einen vortheilhaften Frieden machen. Dieser zu erlangen, mußte Preußen, welches bis jetzt ruhig zusah, wie das deutsche Reich zerrüttet und zerstückt, wie Oesterreich gedemüthigt ward, fallen. Leider war auch dieses Reich seit Friedrichs II. Tode im raschen Abschwunge seines Staatslebens unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. mehr zurückgegangen, als vorgeschritten. Im J. 1797 folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm III., vermählt mit Louise Auguste Wilhelmine Amalie, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, und mit ihm begann wieder eine freiere Entwickelung. Doch mehr auf eigenes Interesse als auf die Erhaltung des deutschen Reichs gewendet, vereinigte es sich mit Rußland, Dänemark und Schweden gegen England schon im J. 1800, um der brittischen Willkür in der Ostsee, die für Preußen so drückend war, Einhalt zu thun. Darum trat es auch der dritten Coalition nicht bei und durfte dafür Hannover besetzen. Als nun aber Napoleon im J. 1806 mit England Frieden wünschte, verlangte er, Preußen solle Hannover räumen. Friedrich Wilhelm III., empört über solch herrisches Betragen des neuen Kaisers, rüstete sich zum Kriege. Die Stimmung gegen den Dränger war höchste Erbitterung; Palms Schicksal, der Uebermuth und die Härte, mit der er die Deutschen behandelte, verwandelte die bisherige Bewunderung des Mannes in furchtbaren Grimm. Hoch war der Muth, beinahe vermessen, womit die Officiere, meist aus dem Ritterstande, dem Welteroberer entgegentraten; nur war die Kenntniß des Krieges und des Gegners diesem Selbstgefühle nicht angemessen. Auch der Kurfürst August von Sachsen wurde mit in das Bündniß gezogen, und seine Truppen vereinigten sich mit den preußischen. Nur ungerne that der weise Fürst diesen Schritt; er sah eine Zeit kommen, gegen welche mit solchen Streitkräften, wie Deutschland jetzt hatte, nicht anzukämpfen war. Schon am 10. October 1806 ward die Vorhut der preußischen Armee bei Saalfeld von einer überlegenen Feindeszahl zersprengt, und der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, Sohn des Großoheims des Königs, die Zierde der Ritterschaft und des Hofes, verlor im Reitergefechte sein Leben. Rasch und mit Eilmärschen rückte die große Armee Napoleons in Thüringen ein, und die Preußen in zwei Abtheilungen, die eine unter dem alten Herzog von Braunschweig, die andere unter dem Fürsten von Hohenlohe, bei Auerstädt und Jena, hatten, ehe sie sich versahen, den Feind im Rücken, und mußten sich wenden, um zu schlagen. Da geschah am 4. October die Doppelschlacht bei Auerstädt und Jena, in welcher gleich zu Anfang des Treffens der Herzog von Braunschweig, von einer feindlichen Kugel über dem rechten Auge getroffen, besinnungslos niederstürzte. Vergebens theilte der König, ja sogar die Königin die Gefahren der Schlacht; vergebens wiederholte sein Bruder, Prinz Wilhelm, seine Reiterangriffe; so tapfer die Preußen stritten, sie mußten weichen. Der König zog sich zurück, hoffend, die Schlacht am andern Tage mit dem Hohenlohischen Corps fortzusetzen; doch auch dieses wurde an demselben Tage bei Jena geschlagen und stieß in wilder Flucht noch in der Nacht auf das königliche Heer. Einer beispiellosen

Verwirrung folgte bald die gänzliche Auflösung der preußischen Armee; die einzelnen Abtheilungen, die sich retteten, wurden von den Franzosen eingeholt und entweder entwaffnet oder niedergehauen. Zwei Männer verdienen ihrer Tapferkeit wegen genannt zu werden: General Blücher, der sich bis nach Lübeck durchschlug und erst dort durch Uebermacht zur Capitulation gezwungen wurde. Der zweite war der Lieutenant Schill, welcher sich mit einer Reiterschaar bis an die östreichische Grenze durchschlug und dem Feinde glücklich entging. Der alte Herzog von Braunschweig langte, auf einer Bahre getragen, in seiner Residenz an und sandte an den französischen Kaiser, sich seiner Gnade empfehlend. Rauh empfing Napoleon seine Abgeordneten und äußerte bald darauf, das Haus Braunschweig habe aufgehört zu regieren. Auf diese Nachricht reiste der unglückliche Greis, um nicht ein Kriegsgefangener der Franzosen zu werden, nach Altona, um sich unter dänischen Schutz zu begeben. Wenige Tage nach seiner Ankunft starb er an den Folgen seiner Kopfwunde; sein Sohn aber irrte flüchtig in Deutschland umher und schiffte sich endlich nach England ein. Der Kurfürst von Sachsen, um sein Land vor Verheerung zu schützen, schloß Frieden nach der Schlacht bei Auerstädt und trat als König von Sachsen, von Napoleon besonders ausgezeichnet, dem rheinischen Bunde bei; während die Nachhut der großen Armee das Kurfürstenthum Hessen-Cassel, dem doch Neutralität zugestanden war, eroberte. Schon am 24. October war Napoleon in Berlin; seine Truppen verfolgten den König, welcher sich bis nach Westpreußen zurückzog. Hier erwartete ihn ein neuer Feind; die Polen, von Napoleon zur Wiederherstellung ihres Vaterlandes aufgerufen, standen unter Poniatowski und Dombrowski in Waffen, das große Unrecht jetzt zu rächen, welches Preußen ihnen bei der Theilung ihres Reiches angethan, nicht ahnend, wie wenig Napoleon gesonnen sei, ihre Hoffnungen zu erfüllen. Friedrich Wilhelm bot vergebens dem Kaiser Napoleon Frieden an, konnte aber nur Waffenstillstand erhalten, und erfuhr gar bald, daß dieser es auf die gänzliche Auflösung Preußens angelegt habe.

Nachdem nun auch Schlesien bis auf wenige Festungen erobert war, trat Kaiser Alexander als Bundesgenosse Friedrich Wilhelms auf. Bei Eylau, unweit Königsberg, kam es am 7. Februar im J. 1807 zum Treffen, und zwei Tage kämpften gegen 200,000 Mann bei furchtbarer Kälte unter Schnee und Wintersturm eine der blutigsten Schlachten, die es je gegeben. Der Sieg blieb unentschieden. Doch zog sich die russisch-preußische Armee, um dem erschöpften Heere Ruhe zu gönnen, zurück. Nun trat eine Waffenruhe von vier Monaten ein, während welcher die Festung Danzig an der Ostsee nach muthiger Vertheidigung erobert wurde. Im Juni griffen die Russen und Preußen die Franzosen an der Passarge an; acht Tage wurde gekämpft, und erst am 12. Juni erfolgte die entscheidende Schlacht bei Friedland, in welcher endlich Napoleon siegte und die Verbündeten bis an den Grenzfluß Niemen zurückdrängte. In Tilsit kamen dann Alexander, Napoleon und Friedrich Wilhelm zusammen. Mit Alexander war Napoleon, der auch zu schmeicheln verstand, bald vertraulich,

[illegible]

*) Das Königreich Neapel gab er seinem Schwager, dem tapfern Joachim Murat, bisherigen Herzog von Berg.

von den Welthändeln und den Veränderungen in Europa wußte, sondern des Glaubens lebte, die Spanier seien noch, wie vor dreihundert Jahren unter Kaiser Karl V., die erste Nation der Welt. Fest hing es an seinen alten Sitten und Gesetzen und an seinem Glauben, und es kostete nicht viel Mühe, dieses kräftige, abgehärtete und kühne Volk gegen die Franzosen aufzuwiegeln. Unter Palafox Ballesteros, Morillo, Odonel und Andern sammelten sich Hunderttausende, und also sprachen sie zu dem unersättlichen Welteroberer: „Was, dreimalhunderttausend Spanier willst Du über Berge und Meere treiben? Nehmen willst Du unser Geld, damit uns nichts bleibt als das Auge, um unser Elend und unsre Armuth zu beweinen? Du bist Europa's gemeinschaftlicher Feind; Du zerstörst den Handel, die friedliche Kunst und den Landbau!“ In jeder Provinz bildete sich unter dem Namen der Junta ein Regierungsverein, und an die Spitze der ganzen Bewegung setzte sich die Junta von Sevilla. Diese proclamirte von Neuem Ferdinand VII. zum König von Spanien, forderte in seinem Namen alle Spanier zur Vertheidigung des Vaterlandes auf, sandte nach London, um dort zuerst Frieden und dann ein Bündniß zu schließen; sandte an alle Mächte Europa's und forderte sie auf, die französische Kette zu brechen. Zugleich lehrte sie, wie der Krieg gegen Frankreich zu führen sei: nicht in regelmäßigen großen Schlachten, sondern im kleinen Kriege durch einzelne Haufen, welche bald die französischen Truppen in ihrem Zuge hindern, bald einzelne getrennte Abtheilungen derselben aufreiben sollten. Zu solch einem kleinen Kriege war Spanien seiner Lage nach mit den vielen Bergen, Schluchten, engen Pässen und Strömen vorzüglich geeignet. Auf solch einen Widerstand hatte Napoleon nicht gerechnet; überall hatte er es nur mit schlecht besoldeten und zum Kriegsdienst gezwungenen Truppen zu thun, hier stand ein ganzes Volk, freiwillig, ohne Sold, für Heerd und Altar streitend, in allen Gegenden des Reiches schlagfertig.

Ehe noch dieser gefährliche Kampf, der Europa zeigte, daß Napoleon nicht unüberwindlich sei, geendet war, erhob sich wieder das alte Oestreich gegen Frankreich, um die Schmach von Ulm und Austerlitz zu rächen und Europa's Freiheit wieder herzustellen. Wahrhaft groß erscheint diese Macht in diesem Kriege, ohne Bundesgenossen, — war ja selbst Rußland mit Napoleon verbündet, — nur auf die gerechte Sache bauend, wagte sie diesen Kampf. Doch belehrt durch die Unglücksfälle der vorigen Kriege, daß es mit dem Kriegsheer allein nicht gethan sei, sondern daß das ganze Volk von der Idee eines Kriegs für Unabhängigkeit und Vaterland beseelt werden müsse, wurden sämmtliche Erbländer wehrhaft gemacht, und es stand nebst einer ungemein vermehrten Armee die sogenannte Landwehr in den deutschen Erblanden, die Insurrection in Ungarn gerüstet da, als im J. 1809 der Krieg an Frankreich erklärt wurde. Der Erzherzog Karl, der Stolz Deutschlands und schon zweimal Oestreichs Retter, führte die begeisterten Schaaren in Deutschland, sein trefflicher Bruder, Erzherzog Johann, in Italien, der ritterliche Erzherzog Ferdinand von Modena in Polen gegen Rußland. Während das große östreichische Heer nach fünftägigem Kampfe

ſucht nach Hauſe auch noch Unmuth, ja Verzweiflung bei den unerhörten Mühſeligkeiten dieſes Feldzugs. Noch immer verfolgte der Feldherr unerſchütterlich ſeinen Plan, ganz Aegypten zu erobern, ohngeachtet Aufruhr in Cairo, Krankheit und Peſt*) und endlich die Kriegserklärung der Pforte ſeine Lage immer bedenklicher machten. Um die Araber zu verfolgen, welche aus Syrien herüberkamen, die Mameluken zu unterſtützen, zog er über die Erdenge von Suez bis vor St. Jean d'Acre, konnte aber die Veſte, welche der Engländer Sir Sidney Smith vertheidigte, nicht erobern. Da erhielt er ſchlimme Nachrichten aus Frankreich; England hatte eine neue Coalition zuſammengebracht, welcher außer Oeſtreich und Neapel auch Rußland und die Türkei beitraten, und im Directorium ſelbſt herrſchte Zwietracht, gefährliche Bewegungen im Rathe der Fünfhundert. Da verläßt er mit einigen Generälen ganz geheim das Heer und ſchifft ſich in Alexandrien ein, nachdem er der Armee bloß eine ſchriftliche Bekanntmachung ſeiner Abreiſe und dem General Kleber den Oberbefehl hinterlaſſen. Dieſer tapfere Feldherr war des Vertrauens würdig, und in Erwartung, bald Unterſtützung vom Vaterlande zu erhalten, behauptete er ſich glücklich, wurde aber von einem Mameluken meuchlings ermordet. Der kleine Reſt von Franzoſen erhielt ſich in Aegypten bis 1801, wo mit der Pforte Friede geſchloſſen wurde und Aegypten wieder unter türkiſche Gewalt kam. Viele Grauſamkeiten, die Niedermetzelung von 4000 Kriegsgefangenen, die Vergiftung der Kranken in den Spitälern, die man Buonaparte Schuld gibt, ſind nicht erwieſen, wenigſtens ſind manche obwaltende Umſtände nicht bekannt.

§ 9. Napoleon als Conſul und Kaiſer.

In Europa war indeß wieder Alles in Waffen, und Paul I., Sohn und Nachfolger der Kaiſerin Katharina, ſandte Suwarow mit einem mächtigen Heere, der wenn auch nicht die Kriegskunſt der Franzoſen hatte, doch eben ſo wenig als dieſe Menſchenleben ſchonte. Und das war die neue Art, Krieg zu führen; nicht wie im ſiebenjährigen Kriege lagen nach einem Treffen 5—8000 auf dem Wahlplatze, die gräßlichen Kanonaden ſtreckten 20 und 30,000 Mann dahin. So geſchah es, daß die franzöſiſchen Heere am Rhein, in der Schweiz und in Italien zurückgeſchlagen wurden, als Buonaparte am 9. October 1799 in Frankreich landete. Vom Volke, das, der republikaniſchen Tyrannei müde, ihm als den Retter aus allen Nöthen gerne die Herrſchaft gönnte, die er ſchon über alle Gemüther der Nation erlangt hatte, mit Jubel empfangen, wagte er es, das Directorium mit Hilfe der ihm ergebenen Soldaten zu ſtürzen, und führte am 25. December 1799 eine

*) Wahrhaft groß und muthig zeigte ſich Buonaparte, als er in die Spitäler der peſtkranken Soldaten trat; die Unglücklichen richteten ſich ſterbend auf, um ihn zu ſehen, der ſie mit eigener Lebensgefahr zu beſuchen gekommen war.

neue Verfassung ein. Nach dieser bekam die Republik drei Consuln, auf zehn Jahre gewählt, deren erster Buonaparte mit monarchischer Gewalt sein sollte; die andern zwei, Cambaceres und Lebrün, waren bloß berathende, in der That von ihm abhängige Amtsgehilfen. Außerdem bestand noch ein Tribunat, ein Senat und ein gesetzgebender Körper. Nun gewann Frankreich sogleich ein neues Leben, und der Kriegsschauplatz wurde mit Siegen eröffnet. Moreau ging über den Rhein, Buonaparte selbst über den großen Bernhardsberg, gleich Cäsar, nach Italien, wo er am 5. Mai 1800 die große Schlacht bei Marengo schlug. Der tapfere Desair gewann ihm hier sterbend den Sieg. Die Eroberung von Oberitalien war die Folge dieses Sieges, und als Moreau in Deutschland bis Linz vordrang, in Italien wieder Neapel erobert wurde, kam es im J. 1801 zum Lüneviller Frieden, den Kaiser Franz, erschöpft von einem zehnjährigen Kampfe, eingehen mußte, nachdem der launenhafte Kaiser von Rußland, mit den Fortschritten seiner Truppen unzufrieden, vom Kriegsschauplatze abtrat, und das deutsche Reich büßte nun, daß es nicht alle seine Kräfte vereinigte, den gefährlichen Feind zurückzuschlagen. Die französische Republik oder vielmehr Buonaparte forderte — und was er verlangte, bekam er auch — das ganze linke Rheinufer, also daß die drei geistlichen Kurfürsten alle ihre Länder verloren; nur Dalberg, Kurfürst von Mainz, erhielt als Kurerzkanzler ein sehr beschränktes Gebiet mit der Hauptstadt Regensburg. Die weltlichen Fürsten aber, welche überm Rheine Besitzungen hatten, als Preußen, Baiern, Baden, Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt und Hannover, wurden in Deutschland selbst durch eingezogene geistliche Güter und Bisthümer entschädigt (das nennt man säculariſiren), so daß sie drei- bis siebenfachen Ersatz von Ländern erhielten, meist dafür, daß sie dem Kaiser im letzten Kriege nicht beigestanden. Der Großherzog von Toscana, ein Bruder des Kaisers, erhielt das Erzbisthum Salzburg; auch der Herzog von Modena und der bisherige Erbstatthalter der Niederlande, Fürst von Oranien, wurden in Deutschland entschädigt, und die Reichsstädte verloren bis auf sechs: Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen, ihre Selbständigkeit.

Nach dieser Vergrößerung des Reiches führte Buonaparte die Regierung mit solcher Kraft und Einsicht, daß in Kurzem nicht nur der öffentliche, sondern auch der besondere Wohlstand des einzelnen Bürgers von Frankreich unter dem Schutze weiser Gesetze sich erhob. Das rührige Volk der Franzosen verwand gar bald die furchtbaren Schläge der Schreckensregierung, und der alte Nationalcharakter, in welchem sich kräftige Lebensäußerung mit leichtfertigem Spiele der Eitelkeit verbindet, war wieder auf der Bahn. Der so eben errungene Waffenruhm und das politische Uebergewicht, welches Frankreich nun in Europa hatte, zeigte ihnen ein anderes Ziel, als die Männer der Revolution befolgten. Alles drängte sich nun zu dem Consul, der in den Tuilerien, dem Palaste der alten Könige, wohnte, um von ihm Ehrenstellen in der Armee und im Staate zu erhalten. Buonaparte, in Allem groß, war auch groß in seinen Gunstbezeugungen, und kein Monarch der Welt lohnte

so königlich als er. Weil er sah, wie Ehrgeiz und Eitelkeit dem Franzosen angeboren sei, erneuerte er wieder, wenn auch nicht den Erbadel, doch die Aristokratie durch die Errichtung der Ehrenlegion. Auch die christliche Kirche stellte er wieder ganz her, jedoch mit Beibehaltung allgemeiner Glaubensfreiheit, von der auch die Juden nicht ausgenommen waren. Er schloß mit dem neugewählten Papste Pius VII. ein Concordat und ließ die Bischöfe wieder ihre Stellen einnehmen, jedoch ohne Güter, erhielten sie bloß anständige Gehalte. Später erst wurde der christliche Kalender und die Sonntagsfeier wieder hergestellt, nur von Klöstern und Mönchen war keine Rede. Ebenso wurde auch der öffentliche Unterricht wieder eröffnet, viele neue Schulen errichtet, in welchen jedoch hauptsächlich nur die Bildung für Kriegsdienst und bürgerlichen Erwerb beabsichtigt wurde; letzteres besonders in dem polytechnischen Institute zu Paris. Indeß konnte man bei diesen Anstalten recht wohl merken, daß es dem Consul nicht sowohl um freie Entwickelung der Geistesbildung, um das Wahre, Schöne und Gute, als darum zu thun war, seine Franzosen zu geschickten und treuen Soldaten und Bürgern zu bilden. Alle diese Schritte machten den Bourbonen Hoffnung, die Monarchie wieder hergestellt und Ludwig XVIII. auf dem Throne von Frankreich zu sehen; welche Hoffnung aber der Consul mit den Worten: „nur über 500,000 Leichen würden die Bourbonen nach Frankreich zurückkommen!“ niederschlug. Vielmehr entstand schon jetzt der Gedanke in ihm, seine Herrschaft lebenslänglich, ja in seiner Familie erblich zu machen; nur bei den Veteranen der Armee, seinen alten Waffenbrüdern, die noch republikanische Gesinnungen hatten, fürchtete er Widerstand; die beabsichtigte Wiedereroberung von St. Domingo gab ihm Gelegenheit an die Hand, sich ihrer zu entledigen. Diese westindische Insel war vor der Revolution zu einer Hälfte französisch, zur andern spanisch. Als in der Nationalversammlung auch die Freilassung der Negersklaven in den Colonien beschlossen wurde, kam es hier zu großen Bewegungen, weil nur wenige Pflanzer ihre Sklaven loslassen wollten. Indeß vernahmen die Neger nicht so bald die Wiederherstellung ihrer Menschenrechte, als sie auch haufenweise in die Gebirge entwichen, wo sie sich unter dem Namen der Buschneger sammelten und in großen Schaaren in die Pflanzungen einfielen und sich sowohl Lebensmittel, als Waffen und Pulvervorrath erbeuteten. Unter diesen Buschnegern zeichnete sich besonders ein junger Mann, Toussaint l'Ouvertüre, als kühner und einsichtsvoller Anführer aus. Er soll von einem menschenfreundlichen Priester in europäischen Sprachen und Wissenschaften unterrichtet worden sein; das ist gewiß, daß er die Geschichte alter und neuer Zeit kannte und von der christlichen Religion die würdigsten Begriffe hatte, welche Kenntnisse, verbunden mit einer hohen Begeisterung für Freiheit und Menschenrecht, ihn zum Wohlthäter der unglücklichen Neger auf St. Domingo machten. Der Aufstand wurde bald zu einem furchtbaren Kriege, in welchem die Neger die unmenschlichsten Thaten verübten, indem sie alle Weiße auf der Insel vertilgten, um sich an der Grausamkeit zu rächen, mit welcher ihre bisherigen Herren sie behandelt hatten, und wahr ist es geworden wiederum, was Schiller sagt:

„Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!“

Toussaint l'Ouvertüre allein hatte keinen Theil an diesen Grausamkeiten, wiewohl er sie nicht immer hindern konnte; und sobald es beschlossen ward, alle Weiße zu ermorden, eilte er, seinen ehemaligen Gebieter, der wohl auch menschlicher war als die übrigen Pflanzer, zu retten, und führte ihn selbst mit allen Angehörigen in Sicherheit auf's feste Land. Nachdem der erste Sturm vorüber und der Blutdurst seiner Neger gesättigt war, suchte er durch weise Gesetze und besonders durch Einführung eines christlichen Gottesdienstes das Negervolk zu bessern und menschliche Gesinnungen zu erwecken. Da sah man ihn die Negerschaaren in den Waffen üben und auch wieder die Kanzel besteigen und mit hinreißender Beredtsamkeit von des Erlösers Hauptgebote, der Menschenliebe, sprechen. Als darauf die Engländer die Insel an sich ziehen wollten, widersetzte er sich standhaft, ließ sich aber in Unterhandlungen mit der französischen Republik ein, weil er wohl einsah, daß sich seine Colonie allein noch nicht werde erhalten können. Er wurde darauf vom französischen Directorium zum Divisionsgeneral ernannt; als aber die Franzosen die Freiheit des Negerstaats zu beschränken anfingen, behauptete er sein Recht mit gewaffneter Hand, und siegte in einem blutigen Bürgerkriege, welchen französische Abgeordnete unter den Mulatten und Negern angefacht hatten. Bei allen dem verharrte er treu im Bündnisse mit Frankreich, schickte seine eigenen Söhne dahin zur Erziehung und schrieb in stolzem Selbstgefühle an den Consul Buonaparte ganz im römischen Style: „Der Erste der Schwarzen an den Ersten der Weißen!“ Allein dem Sieger von Marengo war diese Gleichstellung nicht anständig, und damals sandte er den General Le Clerc, seinen Schwager, mit einer Flotte und den gefürchteten Veteranen nach St. Domingo. Toussaint wehrte ihnen die Landung, und in dem darauf folgenden Kampfe fanden die meisten Veteranen der französischen Armee, die nicht das ungewohnte Klima hinraffte, den Tod. Was Le Clerc nicht durch Gewalt ausrichten konnte, gelang ihm durch List; er zog die übrigen Negergenerale auf seine Seite, und diese, voll Neid und Haß, opferten Toussaint auf; er mußte auf ihren arglistigen Rath einen Waffenstillstand eingehen und wurde plötzlich von der Seite seiner Gattin Clavoe durch französische Soldaten weggerissen und nach Frankreich gebracht. „Frankreich wird es bedauern!“ sprach der große Mann, als man ihn verhaftete, und wirklich hat die Folgezeit bewiesen, daß er recht gesehen. Andere Negerhäupter, grausamer und unmenschlicher als er, vertilgten alle Weiße auf der Insel, und zerrissen das Band, welches diese Colonie an Frankreich knüpfte. Toussaint aber starb im J. 1803, 58 Jahre alt, im Kerker an Gifte. Die, welche ihn kannten, können nicht ohne Bewunderung von ihm sprechen. Mit einem gewandten Körper verband er edlen Anstand und ein kräftiges Aussehen; sein schwarzes Gesicht war voll Ausdruck, sein Blick glühend und durchdringend, seine Haltung Ehrfurcht gebietend. Was er gesäet auf seiner Insel, hat erst in neuester Zeit Früchte getragen; denn in neuester Zeit

besteht auf St. Domingo (das nun wieder Haiti heißt) ein unabhängiger Negerstaat; Toussaint aber und seine Landsleute haben das Vorurtheil widerlegt, daß die Neger keiner Geistesbildung fähig wären. Buonaparte, der bei seinen großen Eigenschaften die Größe nicht hatte, fremdes Verdienst zu dulden, gelang es indessen, zum lebenslänglichen Consul ernannt zu werden. Mehrere seiner Waffenbrüder, unter andern der große Feldherr Moreau, ohne welchen er den Frieden von Lüneville schwerlich geschlossen hätte, unwillig über seine Herrschsucht, die nun am Tage lag, vereinigten sich zur Wiederherstellung der Bourbons. Die Verschwörung wurde entdeckt, die Theilnehmer verhaftet und zum Tode verurtheilt; Moreau wurde nach Amerika verbannt. Der Herzog von Enghien, ein Bourbon von der Seitenlinie Condé, der sich unbesonnen der französischen Grenze näherte, vielleicht um die Stimmung vieler Mißvergnügten gegen Buonaparte zu nützen, wurde im Badenschen durch französische Soldaten aufgehoben und nach kurzem Verhöre zu Vincennes bei Paris erschossen. Einen Mordanschlag auf des Consuls Leben benutzten seine Freunde, um dem Volke begreiflich zu machen, es werde keine Ruhe sein, bis nicht Buonaparte, den es als seinen Wohlthäter verehrte, zum Monarchen erklärt würde. Weil der Königstitel verhaßt war, sollte er Kaiser heißen, und auf diese Weise das große fränkische Kaiserreich Karls des Großen wieder herstellen. Der gefügige Senat übernahm die feierliche Ernennung, und der neue Papst Pius VII. kam selbst nach Paris, um ihn, der nun nicht mehr Buonaparte, sondern mit seinem Taufnamen Napoleon hieß, nebst seiner Gemahlin Josephine am 2. December 1804 zu krönen. In demselben Jahre, doch schon am 14. August, hatte sich Franz II., der die Auflösung des deutschen Kaiserreichs kommen sah, den Titel eines Erbkaisers von Oestreich beigelegt.

§ 10. Die französischen Kriege bis 1809.

So sehr die Gewaltschritte des neuen französischen Kaisers alle Fürsten Europa's empörten, war er doch noch immer als ein Sohn der Revolution, die in ganz Europa ihre Anhänger hatte, als Gründer einer neuen Kriegskunst und Verkünder einer neuen Ordnung der Dinge, nach welcher Aberglaube, Vorurtheile, Mönchthum, Lehnwesen und andere Mißbräuche des Mittelalters aufhören sollten, der Abgott der Menge, und selbst gekrönte Häupter, wie der russische Kaiser Paul, der König von Dänemark und Maximilian, Kurfürst von Baiern, waren seine erklärten Freunde, und alle die gewaltsamen Anstrengungen waren vergebens, ihn zu bekriegen; nur freie Völker, denen ihre Fürsten das gegeben hätten, was Napoleon versprach, konnten ihn besiegen. Das einzige Volk, was seiner Weltherrschaft Grenzen setzte, war das brittische, weil es freier war damals als das französische, und Wilhelm Pitt war der Mann, alle die Riesenkräfte dieses Volkes, ja die von ganz Europa gegen Napoleon in Bewegung

zu setzen. Nachdem Paul I. in einer Verschwörung 1801 (woran Engländer Theil nahmen) ermordet wurde, und sein Sohn Alexander I. den Thron bestieg, war für ein Bündniß mit Frankreich keine Hoffnung mehr, und somit bildete Wilhelm Pitt schon im J. 1805 mit England, Oestreich, Rußland und Schweden die dritte Coalition gegen Frankreich. Da verließ wieder Baiern zuerst die deutsche Sache, und vereinigte sich nebst Baden und Würtemberg (die wohl der geographischen Lage ihres Landes wegen nicht anders konnten) mit dem Feinde des Vaterlandes. Mit Blitzesschnelle war Napoleon über den Rhein, zwang ein östreichisches Heer bei Ulm zur Uebergabe, besetzte Wien, die alte Hauptstadt Oestreichs, und schlug die östreichisch-russische Armee bei Austerlitz, so daß der Krieg in drei Monaten beendet war. Im Preßburger Frieden den 26. December 1805 trat Oestreich alle seine italienischen Besitzungen ab und mußte außerdem den Baiern Tirol, den Würtembergern und Badnern seine schwäbischen Besitzungen überlassen; der Bruder des Kaisers, einst Großherzog von Toscana, erhielt für Salzburg, das nun östreichisch wurde, das bisher baiersche Würzburg. Darauf gab Napoleon seinem Bruder Joseph das Königreich Neapel, weil sich der König von Neapel an die Coalition angeschlossen hatte; letzterm blieb nur Sicilien, wohin er auf englischen Schiffen mit seiner Familie flüchtete. Deßgleichen verwandelte Napoleon die batavische Republik in ein Königreich Holland, das sein edler Bruder Ludwig ungern übernahm, weil er einsah, daß er nur ein Statthalter des herrschsüchtigen Bruders sein solle. In der italienischen Republik, welche schon früher in ein Königreich verwandelt worden, und als dessen König er sich die eiserne Krone aufgesetzt hatte, ernannte er seinen heldenmüthigen Stiefsohn Eugen Beauharnois zum Vicekönig. Eben so erhob er die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg zu souveränen Königen und machte im J. 1806 dadurch dem deutschen Reiche ein Ende, daß er von diesen neuen Königen und vierzehn kleinern deutschen Fürsten unter seinem Protectorat den Rheinbund stiftete. Damals verloren die Reichsstädte Augsburg, Nürnberg und Frankfurt a. M. ihre Unabhängigkeit; die erstern kamen an Baiern, Frankfurt erhielt der Fürst Primas Dalberg, und alle Besitzungen von Fürsten, Grafen und Reichsrittern, die zwischen den Gebieten der Bundesglieder lagen, wurden mediatisirt, d. h. sie wurden, da sie bis jetzt unter dem deutschen Kaiser standen, nun den rheinischen Bundesfürsten unterworfen. Nichts als Wahrheit enthielt das zu dieser Zeit erschienene Büchlein: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.“ Der Buchhändler Palm aus Nürnberg, der das Buch versandt hatte, wurde auf Befehl des französischen Kaisers erschossen. Doch während Napoleon also siegreich und nach Willkür in Deutschland hauste, ging England allein siegreich aus dem Kampfe; denn in der Seeschlacht bei dem Vorgebirge Trafalgar besiegte und vernichtete der brittische Admiral Nelson die ganze französische und spanische Flotte*). Zum Glück für Napoleon starb bald nach diesem

*) Spanien ward nämlich auch genöthigt, sich mit Frankreich zu verbinden.

Siege der große Pitt, sein unversöhnlicher Gegner, und dessen Nachfolger Fox ließ einen vortheilhaften Frieden erwarten. Diesen zu erlangen, mußte Preußen, welches bis jetzt ruhig zusah, wie das deutsche Reich zerstückelt und aufgelöst, wie Oestreich gedemüthigt ward, fallen. Leider war auch dieses Reich seit Friedrichs II. Tode im freien Aufschwunge seines Staatslebens unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. mehr zurückgegangen, als vorgeschritten. Im J. 1797 folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm III., vermählt mit Louise Auguste Wilhelmine Amalie, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, und mit ihm begann wieder eine freiere Entwickelung. Doch mehr auf eigenes Interesse als auf die Erhaltung des deutschen Reichs gewendet, vereinigte es sich mit Rußland, Dänemark und Schweden gegen England schon im J. 1800, um der brittischen Willkür in der Ostsee, die für Preußen so drückend war, Einhalt zu thun. Darum trat es auch der dritten Coalition nicht bei und durfte dafür Hannover besetzen. Als nun aber Napoleon im J. 1806 mit England Frieden wünschte, verlangte er, Preußen solle Hannover räumen. Friedrich Wilhelm III., entpört über solch herrisches Betragen des neuen Kaisers, rüstete sich zum Kriege. Die Stimmung gegen den Dränger war höchste Erbitterung; Palms Schicksal, der Uebermuth und die Härte, mit der er die Deutschen behandelte, verwandelte die bisherige Bewunderung des Mannes in furchtbaren Grimm. Hoch war der Muth, beinahe vermessen, womit die Officiere, meist aus dem Ritterstande, dem Welteroberer entgegentraten; nur war die Kenntniß des Krieges und des Gegners diesem Selbstgefühle nicht angemessen. Auch der Kurfürst August von Sachsen wurde mit in das Bündniß gezogen, und seine Truppen vereinigten sich mit den preußischen. Nur ungerne that der weise Fürst diesen Schritt; er sah eine Zeit kommen, gegen welche mit solchen Streitkräften, wie Deutschland jetzt hatte, nicht anzukämpfen war. Schon am 10. October 1806 ward die Vorhut der preußischen Armee bei Saalfeld von einer überlegenen Feindeszahl zersprengt, und der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, Sohn des Großoheims des Königs, die Zierde der Ritterschaft und des Hofes, verlor im Reitergefechte sein Leben. Rasch und mit Eilmärschen rückte die große Armee Napoleons in Thüringen ein, und die Preußen in zwei Abtheilungen, die eine unter dem alten Herzog von Braunschweig, die andere unter dem Fürsten von Hohenlohe, bei Auerstädt und Jena, hatten, ehe sie sich versahen, den Feind im Rücken, und mußten sich wenden, um zu schlagen. Da geschah am 4. October die Doppelschlacht bei Auerstädt und Jena, in welcher gleich zu Anfang des Treffens der Herzog von Braunschweig, von einer feindlichen Kugel über dem rechten Auge getroffen, besinnungslos niederstürzte. Vergebens theilte der König, ja sogar die Königin die Gefahren der Schlacht; vergebens wiederholte sein Bruder, Prinz Wilhelm, seine Reiterangriffe; so tapfer die Preußen stritten, sie mußten weichen. Der König zog sich zurück, hoffend, die Schlacht am andern Tage mit dem Hohenlohischen Corps fortzusetzen; doch auch dieses wurde an demselben Tage bei Jena geschlagen und stieß in wilder Flucht noch in der Nacht auf das königliche Heer. Einer beispiellosen

Verwirrung folgte bald die gänzliche Auflösung der preußischen Armee; die einzelnen Abtheilungen, die sich retteten, wurden von den Franzosen eingeholt und entweder entwaffnet oder niedergehauen. Zwei Männer verdienen ihrer Tapferkeit wegen genannt zu werden: General Blücher, der sich bis nach Lübeck durchschlug und erst dort durch Uebermacht zur Capitulation gezwungen wurde. Der zweite war der Lieutenant Schill, welcher sich mit einer Reiterschaar bis an die östreichische Grenze durchschlug und dem Feinde glücklich entging. Der alte Herzog von Braunschweig langte, auf einer Bahre getragen, in seiner Residenz an und sandte an den französischen Kaiser, sich seiner Gnade empfehlend. Rauh empfing Napoleon seine Abgeordneten und äußerte bald darauf, das Haus Braunschweig habe aufgehört zu regieren. Auf diese Nachricht reiste der unglückliche Greis, um nicht ein Kriegsgefangener der Franzosen zu werden, nach Altona, um sich unter dänischen Schutz zu begeben. Wenige Tage nach seiner Ankunft starb er an den Folgen seiner Kopfwunde; sein Sohn aber irrte flüchtig in Deutschland umher und schiffte sich endlich nach England ein. Der Kurfürst von Sachsen, um sein Land vor Verheerung zu schützen, schloß Frieden nach der Schlacht bei Auerstädt und trat als König von Sachsen, von Napoleon besonders ausgezeichnet, dem rheinischen Bunde bei; während die Nachhut der großen Armee das Kurfürstenthum Hessen-Cassel, dem doch Neutralität zugestanden war, eroberte. Schon am 24. October war Napoleon in Berlin; seine Truppen verfolgten den König, welcher sich bis nach Westpreußen zurückzog. Hier erwartete ihn ein neuer Feind; die Polen, von Napoleon zur Wiederherstellung ihres Vaterlandes aufgerufen, standen unter Poniatowski und Dombrowski in Waffen, das große Unrecht jetzt zu rächen, welches Preußen ihnen bei der Theilung ihres Reiches angethan, nicht ahnend, wie wenig Napoleon gesonnen sei, ihre Hoffnungen zu erfüllen. Friedrich Wilhelm bot vergebens dem Kaiser Napoleon Frieden an, konnte aber nur Waffenstillstand erhalten, und erfuhr gar bald, daß dieser es auf die gänzliche Auflösung Preußens angelegt habe.

Nachdem nun auch Schlesien bis auf wenige Festungen erobert war, trat Kaiser Alexander als Bundesgenosse Friedrich Wilhelms auf. Bei Eylau, unweit Königsberg, kam es am 7. Februar im J. 1807 zum Treffen, und zwei Tage kämpften gegen 200,000 Mann bei furchtbarer Kälte unter Schnee und Wintersturm eine der blutigsten Schlachten, die es je gegeben. Der Sieg blieb unentschieden. Doch zog sich die russisch-preußische Armee, um dem erschöpften Heere Ruhe zu gönnen, zurück. Nun trat eine Waffenruhe von vier Monaten ein, während welcher die Festung Danzig an der Ostsee nach muthiger Vertheidigung erobert wurde. Im Juni griffen die Russen und Preußen die Franzosen an der Passarge an; acht Tage wurde gekämpft, und erst am 12. Juni erfolgte die entscheidende Schlacht bei Friedland, in welcher endlich Napoleon siegte und die Verbündeten bis an den Grenzfluß Niemen zurückdrängte. In Tilsit kamen dann Alexander, Napoleon und Friedrich Wilhelm zusammen. Mit Alexander war Napoleon, der auch zu schmeicheln verstand, bald vertraulich,

und aus einem Friedensschlusse wurde ein Freundschaftsbündniß; er bewies Alexandern, daß Europa sich nur behaupten könne, wenn es der Uebermacht Englands zur See Grenzen setze, und beschlossen wurde die sogenannte Continentalsperre, nach welcher dem englischen Handel alle Häfen des festen Landes verschlossen werden sollten. Nicht so friedlich waren die Unterhandlungen mit Friedrich Wilhelm, und selbst die liebenswürdige Königin Louise, welche auch nach Tilsit gekommen war, um durch ihre Gegenwart die Verhandlungen zu Gunsten ihres Hauses und ihres Volkes zu lenken, konnte dem stolzen Sieger keine billigen Bedingungen abgewinnen. Preußen verlor alle Länder zwischen der Elbe und dem Rheine und außerdem seine polnischen Länder mit der Stadt Danzig, welche für eine freie Stadt erklärt wurde; das polnische Land aber, zu einem Großherzogthume Warschau erhoben, erhielt der König August von Sachsen; einen Theil von Preußisch-Polen erhielt Rußland. Aus den Ländern am Rheine und an der Elbe, aus Hannover, Braunschweig und Hessen-Cassel, schuf Napoleon das Königreich Westphalen für seinen jüngsten Bruder Hieronymus, und so herrschte in dem Lande Hermanns und in dem Ursitze der Sachsen ein Ausländer, und auch Norddeutschland war zum Theil durch süddeutsche Krieger und süddeutsches Gold von den Franzosen besiegt und ihrer Herrschaft, ihren Erpressungen preisgegeben. Allein so herrlich und glänzend auch Napoleons Triumphe waren, stand doch sein Reich auf schwachen Füßen; denn es wurzelte nicht in der Treue seines Volkes, es hatte nur Bestand, so lange seine Soldaten, von reicher Beute und Kriegsruhm gelockt, ihm folgen wollten. Diesen Trägern seines Thrones durfte er daher keine Zeit zur Besinnung lassen, und kaum zurückgekehrt von Tilsit, schickte er sie schon über Spanien nach Portugal, weil dieß Reich, auf's engste mit England verbunden, sich der Continentalsperre nicht beigesellte. Unvermögend, sich gegen einen solchen Feind zu vertheidigen, eilte der Prinzregent Johann mit seiner wahnsinnigen Mutter Maria Franziska nach Brasilien, und die Franzosen nahmen ohne Schwertstreich Besitz vom Lande. Zu gleicher Zeit benutzte Napoleon die Schwäche des Königs Karls IV. von Spanien und den Zwist mit seinem Sohne, dem Prinzen Ferdinand von Asturien, ließ durch angestiftete Aufstände erstlich den Sohn zum Könige ausrufen, entsetzte aber bald darnach auch diesen und proclamirte seinen Bruder Joseph von Neapel als König von Spanien*). Das überraschte und an Knechtschaft gewöhnte Volk hätte diesen Wechsel des Herrschers hingenommen, doch die Mönche und die Geistlichkeit, welche von den Franzosen Alles zu befürchten hatten und bald auch des Königs Hand nach ihren Gütern und Reichthümern greifen sahen, fachten den Fanatismus des Aberglaubens zu heller Flamme an, und bald stand das ganze Reich gegen König Joseph in Waffen. Dieser Krieg regte nun auch das Landvolk auf, das in den Thälern bisher wenig Antheil an der Regierung genommen hatte, und wenig

*) Das Königreich Neapel gab er seinem Schwager, dem tapfern Joachim Murat, bisherigen Herzog von Berg.

von den Welthändeln und den Veränderungen in Europa wußte, sondern des Glaubens lebte, die Spanier seien noch, wie vor dreihundert Jahren unter Kaiser Karl V., die erste Nation der Welt. Fest hing es an seinen alten Sitten und Gesetzen und an seinem Glauben, und es kostete nicht viel Mühe, dieses kräftige, abgehärtete und kühne Volk gegen die Franzosen aufzuwiegeln. Unter Palafox Ballesteros, Morillo, Odonel und Andern sammelten sich Hunderttausende, und also sprachen sie zu dem unersättlichen Welteroberer: „Was, dreimalhunderttausend Spanier willst Du über Berge und Meere treiben? Nehmen willst Du unser Geld, damit uns nichts bleibt als das Auge, um unser Elend und unsre Armuth zu beweinen? Du bist Europa's gemeinschaftlicher Feind; Du zerstörst den Handel, die friedliche Kunst und den Landbau!" In jeder Provinz bildete sich unter dem Namen der Junta ein Regierungsverein, und an die Spitze der ganzen Bewegung setzte sich die Junta von Sevilla. Diese proclamirte von Neuem Ferdinand VII. zum König von Spanien, forderte in seinem Namen alle Spanier zur Vertheidigung des Vaterlandes auf, sandte nach London, um dort zuerst Frieden und dann ein Bündniß zu schließen; sandte an alle Mächte Europa's und forderte sie auf, die französische Kette zu brechen. Zugleich lehrte sie, wie der Krieg gegen Frankreich zu führen sei: nicht in regelmäßigen großen Schlachten, sondern im kleinen Kriege durch einzelne Haufen, welche bald die französischen Truppen in ihrem Zuge hindern, bald einzelne getrennte Abtheilungen derselben aufreiben sollten. Zu solch einem kleinen Kriege war Spanien seiner Lage nach mit den vielen Bergen, Schluchten, engen Pässen und Strömen vorzüglich geeignet. Auf solch einen Widerstand hatte Napoleon nicht gerechnet; überall hatte er es nur mit schlecht besoldeten und zum Kriegsdienst gezwungenen Truppen zu thun, hier stand ein ganzes Volk, freiwillig, ohne Sold, für Heerd und Altar streitend, in allen Gegenden des Reiches schlagfertig.

Ehe noch dieser gefährliche Kampf, der Europa zeigte, daß Napoleon nicht unüberwindlich sei, geendet war, erhob sich wieder das alte Oestreich gegen Frankreich, um die Schmach von Ulm und Austerlitz zu rächen und Europa's Freiheit wieder herzustellen. Wahrhaft groß erscheint diese Macht in diesem Kriege, ohne Bundesgenossen, — war ja selbst Rußland mit Napoleon verbündet, — nur auf die gerechte Sache bauend, wagte sie diesen Kampf. Doch belehrt durch die Unglücksfälle der vorigen Kriege, daß es mit dem Kriegsheer allein nicht gethan sei, sondern daß das ganze Volk von der Idee eines Kriegs für Unabhängigkeit und Vaterland beseelt werden müsse, wurden sämmtliche Erbländer wehrhaft gemacht, und es stand nebst einer ungemein vermehrten Armee die sogenannte Landwehr in den deutschen Erblanden, die Insurrection in Ungarn gerüstet da, als im J. 1809 der Krieg an Frankreich erklärt wurde. Der Erzherzog Karl, der Stolz Deutschlands und schon zweimal Oestreichs Retter, führte die begeisterten Schaaren in Deutschland, sein trefflicher Bruder, Erzherzog Johann, in Italien, der ritterliche Erzherzog Ferdinand von Modena in Polen gegen Rußland. Während das große östreichische Heer nach fünftägigem Kampfe

bei Eckmühl und Regensburg weichen mußte, — denn wiederum zogen die deutschen Könige und Fürsten von Baiern, Würtemberg und die übrigen gegen Oestreich zu Felde, — warfen die Tiroler, gleichwie im Erbfolgekriege, die Baiern unter Andreas Hofer und Speckbacher aus ihrem Lande. Unaufhaltsam dringt Napoleon nun vor und nimmt nach kurzem Bombardement am 10. Mai die Hauptstadt Wien, wird aber, als er am 21. und 22. Mai bei der Insel Lobau über die Donau setzt, von dem Erzherzoge Karl in einer mörderischen Schlacht besiegt und über die Donau zurückgeworfen. Waren auch die Folgen dieses großen Siegs durch die Niederlage der ungarischen Insurrection bei Raab und mehrere andere nicht genau bekannte Umstände vereitelt, so bleibt das Schlachtfeld von Aspern doch ein herrliches Denkmal deutscher Tapferkeit, und mit Recht sang drei Jahre später der Held und Dichter Theodor Körner:

Schwarz und traurig wie auf Grabestrümmern
Wälzt auf Deutschland sich des Schicksals Macht,
Doch begeistert wie mit Sternenschimmern
Bricht der eine Tag durch unsre Nacht.
Sonnenhauch in düstern Nebeljahren!
Deine Strahlen laß uns treu bewahren,
Als Vermächtniß einer stolzen Zeit.
Ueberall im großen Vaterlande,
Von der Ostsee bis zum Donaustrande,
Macht dein Name alle Herzen weit.
Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein, Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann!

Zu lange war die Waffenruhe, die man dem geschlagenen Feinde gewährte, und in dem Treffen bei Wagram, den 5. und 6. Juli, war schon Napoleon wieder so gestärkt, daß er dem Erzherzog Karl und seinem tapfern Heere den Sieg entriß. Kaiser Franz vertraute seinem Volke und seinem Heere nicht, das wohl besiegt, aber nicht gebrochenen Muthes war, den Kampf fortzusetzen, und so wurde der Friede zu Wien geschlossen, in welchem Oestreich großen Verlust an Ländern erlitt und das Herzogthum Krain mit einem Theile von Kärnthen, Triest, Croatien und Dalmatien zu einem französischen Königreich, unter dem Namen Illyrien, gebildet wird. Leider nahm man sich der größten Helden dieses Krieges nicht an und gab sie dem übermüthigen Sieger preis. Das waren erstens der Husarenmajor von Schill, der sich schon im J. 1806 ausgezeichnet hatte. Er wollte mit seiner Reiterschaar durchbrechen nach Oestreich, jedoch gehindert, wandte er sich bis nach Stralsund durch, wo er von den Feinden übermannt und niedergehauen wurde; eilf seiner Officiere, die sich ergeben mußten, ließ Napoleon

zu Wesel erschießen! Der andre war der junge Herzog Wilhelm von Braunschweig, der mit seiner schwarzen Schaar tapfer für Oestreich focht und sich heldenmüthig bis an die Nordsee mitten durch die Feinde durchschlug, und dann gleich Heinrich dem Löwen sein undankbares Vaterland verließ und nach England schiffte. So waren auch die Tiroler den Baiern überlassen; doch diese wackern Schützen ergaben sich nicht sogleich, und nicht nur in kleinen Gefechten, auch in großen Schlachten siegten sie. Andreas Hofer, ein schlichter Gastwirth, erhält den Oberbefehl über den Landsturm und besiegt den Marschall Lefevre in offener Schlacht und treibt die Franzosen, Baiern und Sachsen aus Tirol hinaus. Nicht minder ausgezeichnet waren die andern Anführer Speckbacher, der Kapuziner Joachim Haspinger, Martin Teimer aus Klagenfurt, Peter Meyer aus Brixen; Leute aus allen Ständen, Weiber und Jungfrauen nahmen Theil an dem Aufstande, ja man erzählt von Speckbachers zehnjährigem Sohne Andredl, daß er mit dem Messer die Kugeln aus dem Boden herausgescharrt und sie der Mannschaft in seinem Hute zugetragen habe. Endlich mußten aber die tapfern Tiroler doch der Uebermacht weichen und Andreas Hofer fiel in die Hände der Franzosen, wurde in Ketten nach Mantua geschleppt und dort als Rebell erschossen! Er starb wie ein Held, stehend, ohne sich die Augen verbinden zu lassen. Wie tief die deutsche Gesinnung zu dieser Zeit gesunken sei, beweist das Volksblatt des beliebten allemannischen Dichters Hebel, der den Landleuten den Tod Hofers als ein warnendes Beispiel für Alle, die gegen ihre Obrigkeit die Waffen ergreifen, erzählt; dafür hat ihm aber Immermann in einem Trauerspiele ein bleibendes Denkmal gesetzt; ein Marmorbild von ihm steht in Inspruck.

§ 11. Der Sturz Napoleons.

Napoleon Buonaparte stand nun auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, und erhaben über alle Monarchen Europa's, kamen mehrere der zinsbaren Könige nach Frankreich, um daselbst den Jahrestag seiner Krönung zu feiern. Doch wähnte er zu seiner Größe noch Verwandtschaft mit einem königlichen Hause zu bedürfen, und im J. 1810 trennte er sich von seiner edlen Gemahlin Josephine, ohne irgend eine andre Ursache, als weil er sich die Tochter des Kaisers von Oestreich, die Erzherzogin Louise, antrauen wollte. Diese Vermählung wurde auch wirklich am 10. März desselben Jahres vollzogen, und er achtete der Thränen seiner verstoßenen Gattin und erprobten Freundin, der er den Anfang seiner Größe und vielleicht sein Leben verdankte, nicht. Allein sie war zu erhaben über die lächerliche Eitelkeit des großen Mannes, der sich nun in dem Glanze eines prächtigen Hofes gefiel, und darum mußte sie weichen. Auch von seinen Brüdern wollte sich Lucian und Ludwig, König von Holland, seiner Willkür durchaus nicht fügen. Ersterer, ein beharrlicher Republikaner und der geistreichste unter seinen Brüdern, weigerte sich, irgend ein Ehrenamt von ihm anzunehmen, und nachdem

er sich mit ihm überworfen, ging er nach England. König Ludwig, der es nicht dulden will, daß sein Königreich zu Gunsten Frankreichs beeinträchtigt werde, entsagt lieber dem Throne und begiebt sich als Privatmann nach Grätz in Steiermark. Holland wird von nun an mit Frankreich vereinigt. Dasselbe geschieht auch mit dem nordwestlichen Deutschland, das zwischen Frankreich und dem Königreich Westphalen liegt, mit den Reichsstädten Hamburg und Lübeck und dem Herzogthume Oldenburg, und im Süden mit dem Walliser Lande in der Schweiz, der ligurischen Republik, Toskana und Rom; denn auch diese Weltstadt wurde wieder französisch, und die Bannflüche des Papstes Pius VII. waren fruchtlos*). Durch das Königreich Italien grenzte das französische Kaiserreich nun an Illyrien und durch dieses unmittelbar an die europäische Türkei. In Norden wollte er sich auch ein zinsbares Königreich schaffen, wo Dänemark ohnedieß durch seine Lage zum Bündniß genöthigt war. Der wunderliche König Gustav Adolf von Schweden weigerte sich standhaft, der Continentalsperre beizutreten, Napoleon begünstigte also die Unzufriedenheit der Reichsstände, und Gustav wurde zu Gunsten seines Oheims Herzogs Karl von Südermannland vom Throne gestoßen. Weniger schien es in Napoleons Plane zu liegen, daß, da der neue König keine Kinder hatte, die Schweden den französischen Marschall Bernadotte zum Kronprinzen wählten. Die einzigen Feinde, welche dem mächtigen Weltbeherrscher zu widerstehen wagten, waren die Spanier, unterstützt von den Engländern, die den General Arthur Welleslei (nachmaligen Herzog von Wellington) mit ansehnlichen Truppen dahinsandten, und Tausende von Franzosen fanden in diesem Lande ihr Grab. Auch regte sich der Unmuth der Franzosen über seine despotische Regierung und vorzüglich über die jährliche Menschenabgabe von mehr als 80,000 Söhnen des Vaterlandes, deren nur wenige zurückkamen, immer mehr; doch mit gänzlicher Menschenverachtung ließ er sich nicht irre machen in seinen Riesenplänen und zermalmte mit furchtbarer Härte Alles, was da widerstreben wollte, und seine geheime Polizei spürte jeden Unzufriedenen auf, um ihn den Gefängnissen oder dem Tode zuzuführen. Alle diese Gewaltschritte brachten endlich den Kaiser Alexander auf, und weil die Continentalsperre den Verkehr in seinem Reiche gänzlich störte, öffnete er wieder seine Häfen den Engländern. Zornig darüber erklärte ihm Napoleon den Krieg, und begleitet von allen Fürsten Deutschlands, (auch Preußen und Oestreich mit), zog er im J. 1812 im Monat Juni gegen Rußland. Allein die Deutschen folgten ihm nicht so willenlos, als er meinte; die scharfe Geisel der Fremdherrschaft hatte den alten Geist der Nation geweckt und von raschem Franzthum aus seiner alten Ordnung gewaltsam gedrängt, ergriff es die bessere Idee des Zeitalters mit ungewöhnlichem Feuer. Allen deutschen Stämmen that es hierin Preußen zuvor, wo der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg die geschlagenen Wunden vom J. 1806 zu heilen verstand. Im ganzen Staatsleben war wieder, wie zu

*) Als dem Kaiser Napoleon im J. 1811 ein Sohn geboren wurde, erhielt dieser den Titel eines Königs von Rom.

Friedrichs II. Zeit, ein rastloses Streben und Thätigkeit, die Steuerfreiheit des Adels wurde aufgehoben und dafür die Erwerbsfreiheit eingeführt, die Universitäten von Berlin und Breslau gestiftet, und die Jugend übte Leibeskraft und Muth auf den Turnplätzen, die der patriotische Jahn eröffnete, und der Tugendbund war nicht der einzige Verein, der in deutschen Flammenherzen auf eine bessere Zukunft losarbeitete. Der große Fichte, Professor der Philosophie in Berlin, ein Mann von Luthers deutschem und unbezwinglichem Herzen, hielt, während die Franzosen in Berlin hausten, seine Reden an die deutsche Nation, in welchen er schon den Kampf des Bösen und Guten verkündete, der bald die Deutschen retten sollte. Das Alles aber sah der stolze Weltbeherrscher nicht, es ging ihm wie dem Kaiser Karl V., der Kräfte des Geistes und der Ideen nie berechnete und das deutsche Volk großer Thaten unfähig erachtete. Napoleon, um dem bevorstehenden Kriege eine gerechte Ursache zu geben, verkündete, daß er gesonnen sei, das polnische Reich wieder herzustellen. Die armen Polen, welche schon seit Jahren in trunkener Begeisterung seinem Triumphwagen folgten und zu Tausenden in Spanien für ihn verbluteten, flogen nun freudig zu den Waffen, weil es gegen ihren Todfeind, den Russen, ging. So überschritt Napoleon am 24. Juni 1812 den preußischen Grenzfluß Niemen, mit 600,000 Mann, worunter 180,000 Pferde und 1372 Kanonen. Kaiser Alexander schloß sogleich Frieden mit Persien und der Türkei, ja — unerwartet für Napoleon — vereinigte er sich mit Schweden, dessen Kronprinz Bernadotte die Wohlfahrt seines neuen Vaterlandes der Freundschaft seines Waffenbruders und Verwandten Napoleon*) vorzog. Sogleich beim Eintritte in das russische Reich zeigte sich das Schwierige dieses Feldzugs; gleich beim Anfang mangelte es an Vielem, was eine solch ungeheure Armee nöthig hatte. Die zwei großen Schlachten bei Smolensk und bei der Moskau, die blutigsten seit der Erfindung des Schießpulvers, deren treueste Schilderungen die Nachwelt für Heldengedichte halten wird, entschieden nichts, denn die Russen zogen sich in's Innere des Landes zurück, ohne vernichtet zu sein, und die französische Armee rückte ungehindert auf die Hauptstadt Moskau los. Dieses Vorrücken geschah aber mit einer Hast, die mehr einem flüchtigen als siegreichen Heere gleichsah, und daher kam, weil die Russen alles Land auf ihrem Rückzuge verheerten, allen Vorrath, Menschen und Vieh mit sich nahmen, so daß für die ermüdete Armee nirgends Rast und Erquickung, für die vielen Tausend Verwundeten nirgends eine Unterkunft zu finden war. In Moskau hofft man Ersatz für alle Beschwerden zu finden, und Napoleon will dort den Frieden dictiren. Am 14. September langen die Franzosen in dieser Hauptstadt an, finden sie aber beinahe so öde und verlassen, wie die Dörfer auf der Straße dahin; denn von einer Bevölkerung von 300,000 Menschen sind kaum 30,000 zurückgeblieben, die Häuser meist verschlossen, kein Magistrat und keine Behörde da, die Sieger zu begrüßen. Napoleon erlaubt

*) Bernadotte und König Joseph von Spanien hatten zwei Schwestern, die liebenswürdigen Töchter des Marseiller Kaufmanns Clary, geheirathet.

den Soldaten die Plünderung der Stadt, doch wird das Rauben bald durch ein furchtbares Ereigniß unterbrochen, denn an mehr als hundert Stellen bricht Feuer aus und die ganze Stadt steht in kurzer Zeit in hellen Flammen. Da der russische Gouverneur auch alle Löschwerkzeuge mitgenommen, kann man der furchtbaren Feuerbrunst nicht wehren und der größte Theil der Stadt brennt nieder, und die Soldaten, anstatt Herberge daselbst zu finden, müssen wieder hinausziehen in die kalte, leere Wüste und sich im Freien lagern, und so unermeßlich auch die Beute war, die sie an Seide und allerlei kostbaren Stoffen, Gold, Silber und Edelsteinen machten, ist doch in der ganzen Stadt an den nöthigsten Lebensmitteln, Brod und Fleisch kaum so viel aufzufinden, als für die Truppen während ihres Aufenthals vom 14. September bis 17. October erforderlich war. Noch hätte sich das Heer retten können, wäre es gleich in den ersten Tagen zurückgekehrt; allein Napoleon schickte Gesandte mit Friedensverträgen an den russischen Generalissimus Kutusow, und dieser hielt ihn hinterlistig vier Wochen hin, bis die größte Noth ihn zwang, aufzubrechen und den Rückzug anzutreten. Zu gleicher Zeit setzt sich auch das russische Heer in Bewegung, und es erfolgt eine Schlacht bei Jaroslawez, in welcher die verzweifelnden Franzosen zwar siegen, ohne jedoch ihre Lage zu verbessern; denn zu gleicher Zeit tritt auch plötzlich eine fürchterliche Kälte ein, welche vollends Alles entmuthigte. Die Pferde, gleich Gerippen ausgehungert, fielen zu Tausenden hin, Tausende wurden geschlachtet und von den Hungrigen verzehrt. Da blieben denn zuerst die Kanonen auf der Straße liegen. Hunger, Kälte und Müdigkeit rafften täglich mehr Menschen, als die größte Schlacht dahin, und die Straße von Kaluga bis Smolensk war mit Leichen übersäet. Ehe die Unglücklichen noch diese Stadt erreichten, hatten schon die Meisten die Waffen weggeworfen und stürzten nur auf die daselbst aufgehäuften Vorräthe, um sich zu sättigen. Diese bestanden meist aus Mehl, das sie gierig verschlangen, denn erst zu warten, bis Brod gebacken werde, war unmöglich. Am 27. November kam der Rest der großen Armee, nicht mehr als 40,000 Mann und in welchem Zustande — in Lumpen gehüllten Gerippen, wandelnden Leichen ähnlich — an dem Flusse Berezina an. Zwei Brücken waren da geschlagen, doch von beiden Seiten rückten die Russen heran und ihre Kanonenschlünde spieen Tod und Verderben auf die Brücken, die bald unter dem Zudrange der Menge einstürzten, so daß Tausende in dem eistreibenden Strome ihr Grab fanden. Von nun an war die große französische Armee wie aufgelöst, und Napoleon, der Alles verloren sah, verließ zu Smurgony am 5. December die Armee und eilte mit wenigen Vertrauten über Dresden nach Frankreich, nachdem er den Oberbefehl seinem Schwager Mürat, König von Neapel, übergeben hatte. Stieß auch hier die polnische Reservearmee hinzu, war doch weder an Kriegszucht noch an Ordnung mehr zu denken. Die entsetzliche Noth hatte die Haufen empört, und Jeder dachte nur auf eigene Rettung. Ganze Schaaren sah man um brennende Feuer mit dem Tode ringend sitzen und Viele in bewußtloser Betäubung in die Flammen sinken und verbrennen. Kamen Kosaken ihnen nach, so baten sie mit gerungenen Händen um Brannt-

wein oder Tod. In diesem furchtbaren Zustande erreichten etwa 20,000 noch den Niemen, über welchen sie vor sechs Monaten mit solch stolzem Muthe geschritten waren, und darunter befanden sich nicht mehr als etwa 400 Fußgänger und 600 Reiter unter Waffen.

Das war der Zeitpunkt, wo sich Deutschland und zwar zuerst Preußen ermannte. Der preußische General York, welcher sich bei der Armee befand, die nördlich gegen Petersburg ziehen sollte und also nicht von dem Schicksale der großen Armee berührt wurde, hatte sich schon im December von den Franzosen getrennt, und im Februar 1813 unterzeichnete Friedrich Wilhelm zu Breslau ein Bündniß mit Rußland, welchem der Kronprinz von Schweden alsobald beitritt, der auch bereits seinen Freund Moreau aus Amerika hatte kommen lassen, um ihm die Leitung des Krieges gegen Napoleon zu übergeben. Zuerst stellt sich nun unter dem Freiherrn Lützow ein Jägercorps heldenmüthiger Jünglinge in's Feld, und auf den Aufruf des Königs an sein Volk bewaffnet sich die Landwehr, und nicht war es nöthig, nur einen Mann zu den Waffen zu zwingen, Männer von jedem Alter und Stande, Prediger, Professoren und Schulmänner und die gesammte studirende Jugend, Adelige, Bürger und Bauern stellten sich freudig unter die Fahnen, um das schmachvolle Joch der Franzosen abzuschütteln. Und nicht nur Preußen, aus allen deutschen Gauen strömten Jünglinge und Männer zu den Waffenplätzen, und mit Thränen des tiefsten Schmerzes nahmen Frauen, Mütter und Schwestern Abschied von den geliebten Männern, hießen sie aber unter heißen Thränen hingehen in den Kampf. Es war eine schöne Zeit, und nicht nur der erfolgte Sieg, das Andenken an diese Zeit ist reicher Saame für das deutsche Volk, aus welchem wieder seine urthümliche Kraft aufsprossen wird. Mit den vaterländischen Schaaren vereinigte sich bald auch das russische Heer, welches mittlerweile nachgerückt war. Doch auch Napoleon ruhte nicht; was er an neuen Conscribirten zusammenbringen konnte, führte er schon zu Ende Aprils über den Rhein, und stand mit 150,000 Mann in Sachsen, als eben die preußisch-russische Armee daselbst eingerückt war, und siegte bei Großgörschen ohnweit Lützen, ließ auch bei Bauzen noch die Schlacht unentschieden. Da legte sich sein Schwiegervater, Kaiser Franz, in's Mittel und veranstaltete einen Congreß zu Prag. Die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich jedoch, denn Napoleon wollte in Nichts nachgeben. Nun erklärte ihm auch Kaiser Franz den Krieg und zeigte, wie er werth gewesen, einst Deutschlands Kaiser zu sein. 300,000 Oestreicher verstärkten nun das Heer der Verbündeten, und seinem Beispiele folgten denn auch Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen und die übrigen Deutschen, alle bis auf Sachsen, dessen ehrwürdiger König mit seinem Lande ganz in der Gewalt Napoleons sich nicht frei bewegen konnte. Da geschah am 16. und 19. October die große Völkerschlacht bei Leipzig, in welcher Deutsche, Russen und Schweden unter den Augen der drei Monarchen, Franz I., Friedrich Wilhelm III. und Alexander I., einen vollständigen Sieg über Napoleon davontrugen, der mit dem Reste seines tapfern Heeres nun bald Deutschland verlassen muß und in seinem eigenen Lande nicht mehr für Siegesruhm allein,

ſondern für ſeine Krone kämpft. König Joachim von Neapel, um ſich ſein Reich zu ſichern, ſchließt Frieden und Bündniß mit Oeſtreich; der Vicekönig von Italien verläßt jedoch ſeinen Kaiſer und Stiefvater, der ſeine Mutter ſo ſchmachvoll verſtoßen, nicht, muß aber der Uebermacht in Italien weichen und begibt ſich nach gepflogener Uebereinkunft in's Privatleben nach Baiern, dem Vaterlande ſeiner Gattin, die eine bairiſche Prinzeſſin war.

Aus Spanien waren die Franzoſen durch die Engländer und die Guerillas vertrieben und auf den franzöſiſchen Boden zurückgeworfen, ſo daß nun von allen Seiten die Feinde in Frankreich eindrangen. Allein erſt jetzt zeigte Napoleon die Größe ſeines kriegeriſchen Geiſtes, denn noch bis zum März 1814 vertheidigte er ſich ſo ruhmvoll, daß er mehr als ein Mal noch die weit überlegene Feindesmacht beſiegte, und erſt als am 31. März die Verbündeten in Paris einziehen und der Fürſt Talleyrand,*) an der Spitze des Senats, Napoleon des Throns entſetzt und (weil es die Verbündeten wünſchen), Ludwig XVIII., den ältern Bruder Ludwigs XVI., zum König von Frankreich ausruft, ergibt er ſich, von ſeinen Marſchällen verlaſſen, in ſein Schickſal, und erhält mit dem kaiſerlichen Titel die kleine Inſel Elba und jährlich zwei Millionen Franken. Nun konnte es der ſtolze Welteroberer fühlen, welch ein Unglück es ſei, keinen Freund zu beſitzen, und nicht durfte er Volk und Senat, das ihn verrathen und verlaſſen, verdammen, er hatte ja nie nach ihrer Liebe geſtrebt.

§ 12. Der Wiener Congreß und Napoleons Tod.

Die Bourbons waren nun mit Ludwig XVIII. wieder zurückgekehrt, und der neue König, um die Liebe des Volkes zu gewinnen, gab demſelben eine freie Verfaſſung, von den Franzoſen die Charte genannt, nach welcher das Lehnweſen abgeſchafft blieb und der Reichstag mit zwei Kammern, der Pairs und der Deputirten, die Geſetzgebung erhielt. Die Verbündeten aber kehrten mit den beſten Entſchlüſſen ihre Völker für die Treue, die ſie bewieſen, zu beglücken, heim, und noch in demſelben Jahre kamen außer den drei verbündeten Monarchen, Franz, Friedrich Wilhelm und Alexander, noch viele andere regierende Fürſten in Wien zu einem ſogenannten Congreß zuſammen. Während aber hier noch über die Wiederherſtellung von Europa unterhandelt wird, landet Napoleon plötzlich am 1. März 1815 mit 1200 Mann im ſüdlichen Frankreich, und das franzöſiſche Volk, insbeſondere das Heer, eilt ihm freudig entgegen, der König muß flüchten und der Kaiſer zieht in Paris als Sieger ein, genehmigt die Verfaſſung und

*) Talleyrand war bei dem Ausbruche der Revolution Biſchof von Autün und einer der Erſten, der ſich für die Sache der Republik erklärte; allein er machte ſich immer als Geſandter im Auslande zu ſchaffen, um nicht ein Opfer der Schreckensmänner zu werden. Mit Napoleon war er nicht im beſten Vernehmen.

rüstet sich mit 170,000 Mann gegen die Verbündeten, die ihn auf Talleyrands Antrag in die Acht erklären und an die Grenze Frankreichs eilen. In Belgien, wo der Herzog Wellington mit einer brittischen und Marschall Blücher mit einer preußischen Armee standen, versucht Napoleon durchzubrechen und mit einem Schlage wieder das Kriegsglück zu wenden. Er schlägt wirklich das preußische Heer bei Ligny, ungeachtet es den tapfersten Widerstand geleistet. An diesem Tage fiel auch der heldenmüthige Herzog Wilhelm von Braunschweig, und der Marschall Blücher, schon unter seinem verwundeten Rosse liegend, wird wahrhaft wunderbar gerettet. Er zieht sich mit dem geschlagenen Heere zurück, gibt aber, so müde und erschüttert es auch ist, den Kampf nicht auf, sondern eilt, das englische Heer, welches bei Brüssel stand, auf Umwegen zu erreichen. Am 18. Juni, zwei Tage nach der Schlacht bei Ligny, greift Napoleon die Britten an bei Waterloo, und schon wanken nach einem mörderischen Treffen die brittischen Reihen, als Blücher mit seinen Preußen eben im entscheidenden Augenblick auf dem Schlachtfelde erscheint und bei dem Meierhofe Belle Alliance, das Treffen erneuert. Vergebens stellte sich Napoleon an die Spitze der Garden; die Verwirrung des französischen Heeres, das von zwei Seiten plötzlich angegriffen wurde, ward allgemein und schon hörte man den Ruf: „Rette, wer sich retten kann!“ Nur die alte Garde Napoleons stand unerschütterlich und erneuerte mit kalter Entschlossenheit den Angriff, und als man ihr zurief: sie möchte sich ergeben, da riefen tausend Stimmen: „Die alte Garde stirbt und ergibt sich nicht!“ Und so blieben Alle, Mann für Mann, todt auf dem Wahlplatze. Napoleon selbst, von den Preußen verfolgt, entwich nur mit Noth und legte, in Paris angekommen, zu Gunsten seines Sohnes Napoleon die Krone nieder, nachdem er sie wieder 100 Tage getragen hatte. Unschlüssig, was er thun sollte, ergab er sich endlich, auf die brittische Großmuth bauend, einem englischen Capitain, der mit einem Linienschiffe an der Nordküste Frankreichs vor Anker lag. England aber nahm ihn nicht auf, sondern er wurde in Uebereinstimmung mit den Verbündeten als Gefangener auf die Insel St. Helena, in die Mitte des Weltmeers, 1800 Stunden von Frankreich, abgeführt. Hier lebte er noch an die sechs Jahre, bewunderungswürdig in dem Stande seiner Erniedrigung, immerwährend beschäftigt, seine Thaten und die Geschichte seiner Zeit, geistreicher als irgend einer seiner Zeitgenossen, niederzuschreiben. Es ist auf diesem stillen Eilande ihm für die entrissene Kaiserwürde der Ruhm der Menschenwürde geworden, und man konnte sehen, was aus diesem außerordentlichen Manne geworden wäre, hätte ihn nicht das Glück und die Zeit zum Kaiser erhoben. Am 5. Mai 1821 starb er an einem unheilbaren Uebel, und im J. 1840 wurde sein Leichnam nach Paris gebracht. Während dem war Ludwig XVIII. wieder auf den Thron gesetzt, allein Frankreich mußte die 100 Tage, in welchen es wieder Napoleon zufiel, theuer bezahlen, denn es wurde auf die Grenzen von 1790 zurückgesetzt, mußte eine schwere Kriegssteuer von 700 Millionen Franken an die Verbündeten zahlen und die geraubten Kunstdenkmäler wieder zurückgeben. Die drei verbündeten Monarchen

schließen hierauf den sogenannten heiligen Bund, in welchem sie sich Hilfe und Beistand geloben und ihre Völker nach den Aussprüchen der heiligen Schrift zu regieren versprachen. Im Wiener Congresse wurden sodann alle europäischen Fürsten in ihre Länder wieder eingesetzt. Dieß war auch der Fall im Königreich Neapel. Nachdem König Joachim, der nach der Zurückkunft Napoleons von der Insel Elba auch die Waffen für ihn ergriffen hatte, von den Oestreichern besiegt, auf der Flucht gleich einem Rebellen erschossen wurde, kam es wieder an Ferdinand IV. zurück. Holland und Belgien bekam der Fürst Wilhelm von Oranien, Sohn des ehemaligen Erbstatthalters von Holland, mit dem Königstitel; auch Hannover, den Engländern zurückgegeben, erhielt den Namen eines Königreichs. Preußen wurde für seine kräftige Mitwirkung mit den Rheinländern (Cöln und Trier) und einem Theile des Königreichs Westphalen entschädigt. Dänemark und Sachsen, die beharrlichsten Anhänger Napoleons, wurden auf dem Congreß hart mitgenommen; ersteres mußte Norwegen an Schweden überlassen, letzteres verlor außer Warschau auch noch den größten Theil von Sachsen, das zu Preußen geschlagen wurde. Der gerechte Kaiser Franz vermittelte, daß dem ehrwürdigen Könige Friedrich August, den man als Gefangenen behandelte, dennoch ein Theil von Sachsen gelassen wurde. Er kehrte dahin am 7. Juni 1815 und wurde mit wahrhaft kindlicher Liebe von seinem Volke empfangen, wo er denn auch sogleich den zerrütteten Zustand seines Reiches wieder zu ordnen, allgemeine Wohlfahrt herzustellen sich bestrebte. Er regierte noch bis zum J. 1827, wo ihm sein greiser Bruder Anton nachfolgte, aber zugleich seinen Neffen Friedrich zum Mitregenten annahm. Da wurde nun im J. 1831 dem Lande eine zeitgemäße Verfassung gegeben, und seitdem wirkten die Stände treulich mit, durch Aufnahme des physischen und geistigen Staatslebens Sachsen wieder zu erheben, so daß es noch immer als das Land der Denkfreiheit mit Achtung in ganz Europa genannt zu werden verdient. Kaiser Franz, der so Großes gethan, und selbst seine Tochter und seinen Enkel aufgeopfert hatte, nahm nichts als seine verlornen Länder, unter andern seine treuen Tiroler wieder, und für die Niederlande das venetianische Gebiet. Rußland erhielt Polen, welches als Königreich unter russischer Oberherrschaft endlich wieder hergestellt wurde; jedoch wurde Posen wieder preußisch, und Galicien blieb östreichisch, auch sollte die Stadt Krakau einen Freistaat bilden. Auch die pyrenäische Halbinsel bekam wieder ihre vorigen Herren. Portugal hatten die Engländer schon lange vor Napoleons Fall erobert, allein der König Johann VI. blieb in Brasilien. In Spanien vereinten sich alle Junten in den Cortes (Landständen) zu Cadix und entwarfen im J. 1812 eine freisinnige Verfassung, worin Ferdinand VII. zum Könige von Spanien ausgerufen, Inquisition und Lehnwesen abgeschafft wurden, und unter dem Jubel eines neuerstehenden Volkes schien sich eine Morgenröthe glücklicher Zeiten über Spanien zu erheben. Doch sollte diese Freude nicht lange währen. Ferdinand VII. bestätigte bei seiner Rückkehr im J. 1814 die Constitution, jedoch noch in demselben Jahre hob er sie wieder auf, stellte Lehnwesen, Jesuiten, Inquisition und

Tortur wieder her, und die Anhänger der Cortes wurden eben so hart verfolgt, als diejenigen, welche in König Josephs Diensten gestanden.

Italien, das am meisten von Napoleon zu seinen Eroberungskriegen genützt wurde, hatte ihm doch viel zu danken; er stellte die Sicherheit der Straßen her, rottete die Banditen aus, verminderte Mönche und Geistlichkeit, und regte auf zur Arbeitsamkeit. Die vertriebenen Herren dieser Halbinsel kamen nun alle wieder zurück und nahmen Besitz von ihren Ländern; vor Allem zuerst der Papst Pius VII., der wahrlich nicht Ursache hatte, mit dem Geiste der Zeit unzufrieden zu sein, da so viele protestantische Herren und Völker seinen Stuhl wieder aufrichten halfen, den ein katholischer Kaiser umgeworfen hatte, und doch wollte er dem heiligen Bunde nicht beitreten, weil darin Grundsätze der Duldung und Gewissensfreiheit ausgesprochen waren.

Alles wurde wieder hergestellt, nur nicht das deutsche Kaiserreich, dafür entstand der sogenannte deutsche Bund. Die Bundesmitglieder aber sind: Oestreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, der König von Dänemark als Herzog von Holstein, der König der Niederlande als Herzog von Luxemburg, Braunschweig, Meklenburg-Schwerin, Nassau, Sachsen-Weimar, Sachsen-Gotha, Sachsen-Coburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburghausen, Meklenburg-Strelitz, Oldenburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Cöthen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen, Lichtenstein, Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, Reuß, älterer Linie, Reuß, jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, freie Stadt Lübeck, Frankfurt, Bremen, Hamburg. Später ist noch Hessenhomburg hinzugekommen.

Zur Aufrechthaltung dieses Bundes wurden folgende Bestimmungen festgesetzt:

„Des Bundes Zweck ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Bundesstaaten.

Alle Bundesglieder haben als solche gleiche Rechte.

Die gemeinsamen Angelegenheiten werden durch eine Bundesversammlung besorgt, bei welcher Oestreich den Vorsitz führt, und die ihren Sitz zu Frankfurt am Main hat. Der Bundestag ist beständig, und kann sich höchstens auf vier Monate vertagen, wenn die Geschäfte es erlauben.

Sein erstes Hauptgeschäft soll die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und seine organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, kriegerischen und innern Verhältnisse sein.

Alle Bundesglieder versprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und, wenn der Bundeskrieg erklärt, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Sie behalten sich zwar das Recht der Bündnisse aller Art vor, verpflichten sich aber, kein solches zu schließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelner Bundesmitglieder gerichtet wäre. Ebenfalls wollen sie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbrin-

gen. Diese soll entweder vermitteln oder richten, und die streitenden Theile ihrem Ausspruche gehorchen.

In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.

Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern des deutschen Bundes keinen Unterschied im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. — Wie eine bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens zu bewirken sei, wird die Bundesversammlung in Berathung nehmen.

Die Unterthanen der deutschen Fürsten haben das Recht, aus einem Lande frei in das andere wegzugehen und dort bürgerlichen oder Kriegsdienst anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zum Kriegsdienst gegen das bisherige Vaterland im Wege steht.

Die Bundesversammlung wird sich mit Abfassung gleichförmiger Gesetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck, so wie auch:

Ueber den Handel und Verkehr zwischen den Bundesstaaten beschäftigen."

Ueber diese deutsche Bundesacte soll der Bundestag, welcher in Frankfurt am Main zusammentrat, wachen, der Mittelpunkt des Bundesheeres aber die Festung Mainz sein. So ist denn doch wieder das deutsche Volk vereinigt unter einheimischen Fürsten, und keine fremde Herrschaft waltet mehr im Lande. Nicht Nachahmung der französischen Revolution ist aber der allgemeine Sinn für Freiheit, der sich seitdem in allen deutschen Gauen regt, sondern es ist die Entwicklung des Protestantismus, welche zeitgemäße Gestaltung der Gesetze und der Verfassung, unbeschadet der Völkertreue gegen die Fürsten heischt. Das hat sich schon im J. 1817 kund gethan, als das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation in ganz Deutschland, auch in Oestreich und andern katholischen Ländern gefeiert wurde; ein wahrhaft deutsches Fest, an dem auch Tausende von Katholiken freudig Antheil nahmen, weil sie es nun fühlen, wie auch ihnen die Reformation zum Heil gereichte.

§ 13. Die Ereignisse bis 1830.

Doch eben dieses Reformationsjubelfest und die Feier desselben auf der alten Wartburg, wo deutsche Jünglinge in jugendlicher Begeisterung Besorgnisse erregten, die von dem ernsten und frommen Sinne der deutschen Nation nicht zu befürchten sind, trübte den Himmel über unserm Vaterland. Dieß war noch mehr der Fall, als im J. 1819 Karl Sand, ein schwärmerischer Jüngling, den russischen Staatsrath und Theaterdichter Kotzebue ermordete, weil er in seiner Zeitschrift das Treiben der freisinnigen Jugend verspottete. Allein auch dieses Ungewitter ging vorüber, und die Fürsten erkannten bald wieder, daß ihre Völker treu und gut seien. Noch mehr wurde dieß bestätigt, als mehrere derselben, zuerst der Großherzog von Weimar, dann König Maximilian von Baiern, der Großherzog Karl Ludwig von Baden, der König Wilhelm Friedrich I. von Würtemberg, einer der größten

und edelsten Fürsten seiner Zeit, der auch als Kronprinz schon im Befreiungskriege gegen Napoleon heldenmüthig kämpfte, der Großherzog Ludwig I. von Darmstadt, der König Anton von Sachsen, der König Wilhelm von England dem Lande Hannover, ständische Verfassung gaben, ohne dadurch an Macht und Ansehen zu verlieren. Anders war es bei den romanischen Völkern, wo seit dem Mittelalter die Treue der Unterthanen zwischen Rom und Landesherren getheilt war. Gefährliche Bewegungen regten sich im Königreich Sardinien und Neapel, die aber durch die Oestreicher unterdrückt wurden. Furchtbarer waren die Bürgerkriege auf der pyrenäischen Halbinsel. Die Portugiesen empörten sich im J. 1820 gegen die Engländer, jagten sie aus dem Lande, nahmen die spanische Verfassung der Cortes von Cadix an und riefen ihren König aus Amerika. Johann VI. verließ Brasilien und beschwor in Lissabon die neue Verfassung und nach seinem Tode folgte ihm sein älterer Sohn Peter, der sich im J. 1822 zum Kaiser von Brasilien erklären ließ. Doch in seiner Abwesenheit bemächtigte sich sein Bruder Michael der Regierung, hob die Verfassung auf, und wüthete durch Hinrichtungen und unerhörte Grausamkeiten, bis Kaiser Peter selbst mit einem Kriegsheere nach Portugal kam und das Reich seiner Tochter Maria II. eroberte*). Michael (Don Miguel) mußte das Land verlassen, und die Königin Maria vermählte sich, als sie volljährig wurde, im J. 1836 mit dem Herzoge August von Leuchtenberg, Eugens Beauharnois Sohn, nach dessen frühem Tode aber mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg. Blutiger und bis heutigen Tag noch nicht vollendet ist die spanische Revolution. Das Bestreben Ferdinands, Freiheit und Verfassung zu vertilgen, erregte im J. 1820 einen gewaltigen Aufstand. Die amerikanischen Colonien der Spanier waren schon unter der Regierung König Josephs Buonaparte vom Mutterlande abgefallen und hatten gleich den Cortes von Cadix sich freie Verfassungen gebildet. Diese wieder zum Gehorsam zurückzuführen, rüstete Ferdinand ein Heer, das aber seine Waffen gegen ihn selber richtete und ihn nöthigte die Cortesverfassung anzunehmen. Zwar wurde diese Verfassung durch ein französisches Heer, das dem Könige zu Hilfe kam, wieder aufgehoben und die Empörung mit grausamer Härte gestraft; doch die amerikanischen Colonien wehrten jeden Versuch sie zu unterwerfen, muthig ab und es entstanden in Südamerika mehrere freie Republiken, in welchen die Ruhe noch immer nicht hergestellt ist. Im J. 1830 hob Ferdinand VII. ungeachtet des Widerspruchs seines Bruders Karl (Don Karlos), das salische Gesetz, welches das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschließt, auf, und ließ darauf seiner ältern Tochter Isabella als künftiger Thronerbin huldigen. Er starb im J. 1833, und sogleich übernahm seine Wittwe Christina für die dreijährige Isabella die Regentschaft. Don Karlos benutzte die Stimmung einiger Provinzen im nordwestlichen Spanien, die Thronfolge Isabellens und die Regentschaft Christinens umzustürzen. Daraus wurde nun einer der blutigsten Bürgerkriege, der über acht Jahre lang

*) Brasilien wurde schon im J. 1822 von Portugal auf immer getrennt.

Spanien verheerte und Grausamkeiten hervorbrachte, welche eine Nation, die Christenthum zu bekennen vorgibt, schänden. Endlich wurde Don Karlos, der an Unmenschlichkeit bei weitem die Anhänger Christinens übertraf, vom spanischen Boden vertrieben; aber auch die Königin, welche ihres unsittlichen Wandels wegen sich verhaßt machte, mußte das Land verlassen, und nun führt der General Esparteros im Namen der jungen Königin Isabella die Regierung. Wann, du schönes Land mit deinen tapfern und freisinnigen Männern, mit deinen anmuthigen Frauen, wann wird wieder Frieden und Ruhe in deinen Thälern und Bergen einkehren? Wirst du wohl endlich auf immer die Fesseln des Aberglaubens abstreifen, wie du zum Theile angefangen hast?

§ 14. Die Griechen.

Seit Katharina II. die Idee der Befreiung vom türkischen Joche unter den Griechen angeregt, ist auch ein neues Leben in dieses Volk gedrungen, die in der europäischen Türkei zerstreut unter den Türken, doch in größerer Anzahl und in ganzen Gemeinden zusammen im alten Hellas (Livadien), auf der Halbinsel Morea und auf den Inseln des Archipels wohnen. Gewerbfleiß aller Art, Feld- und Weinbau nährte diejenigen reichlich, die auf dem Lande oder in kleinen Städten, sparsam und mäßig, den alten Sitten getreu lebten. Reichlicher lohnte andere der ausgebreitete Handel, und auf den Inseln war außer diesen Erwerbszweigen auch noch Schiffahrt, Fischerei und Seeräuberei. Der wachsende Wohlstand und die Verbindung mit den übrigen Europäern veranlaßte ein rühmliches Bestreben, die Wissenschaft und Bildung, die unter dem Drucke der türkischen Regierung untergegangen war, wieder in Aufnahme zu bringen. Da zogen griechische Jünglinge auf die deutschen Universitäten, und lasen dort die Schriften der alten Hellenen und hörten von den großen Thaten ihrer Stammväter und stifteten Hetärien, d. i. Freundschaftsbündnisse, die anfangs nur wissenschaftliche Zwecke hatten, doch bei dem Anblick des unglücklichen Vaterlandes das Rachegefühl gegen den Erbfeind der Christenheit nährten. Wirklich war auch das Joch der Türken unerträglich, wie denn in einem Lande, wo kein anderes Gesetz, als die Willkür des Herrschers waltet, alle Wohlfahrt und alle Sicherheit aufhört. So waren denn die Griechen den habsüchtigen Paschen (Statthaltern) unterworfen, welche sie besteuerten, ja straflos Jedem Hab und Gut, Weib und Kinder rauben und jeden Widerstrebenden nach Belieben strafen, einkerkern, hinrichten durften. Daß solche Willkür und Tyrannei über sie von einer Regierung verhängt sei, deren Reich der Auflösung allmählig entgehen ging, reizte noch mehr zu dem Gedanken der Befreiung. Denn wirklich war der türkische Sultan so ohnmächtig, daß er es dulden mußte, wenn sich ganze Provinzen unter kühnen Statthaltern unabhängig machten. So besaß Mehmed Ali, Vicekönig von Aegypten, beinahe unumschränkte Gewalt; dasselbe errang sich Paswan Oglu in Bulgarien und Georg Czerny in Serbien. Der Fürst Alexander Ypsilanti, General

in ruſſiſchen Dienſten, begann 1821 in der Moldau den erſten Aufſtand, weil er auf ruſſiſche Hilfe hoffte, die aber nicht kam. Der Aufſtand wurde unterdrückt, und Ypſilanti ſtarb als Staatsgefangener in Oeſtreich. Währenddem gährte es in Morea, und zu allen Griechen bis nach Conſtantinopel, deſſen griechiſche Bewohner unter dem Namen der Phanarioten eine Art von Ariſtokratie bilden, langte der Aufruf der Freiheit. Doch die Geiſtlichkeit ſowohl als die Phanarioten, die, vor den übrigen Griechen von der Pforte begünſtigt, die Drangſale ihrer Stammgenoſſen nicht kannten, mißbilligten dieſe Beſtrebungen, büßten aber ſchwer, daß ſie Verräther waren an ihrem Volke. Im J. 1821, als zu Oſtern der Patriarch mit ſeinen Biſchöfen und allen vornehmen Phanarioten zu Conſtantinopel die Auferſtehung des Herrn feierte, brach auf einmal das türkiſche Volk, aufgereizt durch den Mufti, weil Kunde von einem Aufſtande in Morea nach der Hauptſtadt gekommen war, in die Kirche, ermordete alle Chriſten und henkte den Patriarchen mit ſeinen Biſchöfen am Hauptthor der Kirche auf.

Der Phanariot*).

Meinen Vater, meine Mutter haben ſie in's Meer erſäuft,
Haben ihre heil'gen Leichen durch die Straßen hingeſchleift,
Meine ſchöne Schweſter haben aus der Kammer ſie gejagt,
Haben auf dem freien Markte ſie verkauft als eine Magd.
Hör' ich eine Woge rauſchen, iſt es mir, als ob's mich ruft;
Ja mich rufen meine Eltern aus der tiefen weiten Gruft,
Rufen Rache — und ich ſchleudre Türkenköpfe in die Fluth,
Bis geſättigt iſt die Rache, bis die wilde Woge ruht.
Aber wenn die Abendlüfte kühl um meine Schläfe wehn,
Ach ſie ſeufzen in die Ohren mir ein leiſes banges Flehn,
Ach es ſind der Schweſter Seufzer in der Schmach der Sklaverei:
„Bruder, mache deine Schweſter aus den ſchnöden Banden frei!“
Ach daß ich ein Adler wäre, könnte ſchweben in den Höh'n
Und mit ſchnellen ſcharfen Blicken durch die Städt' und Länder ſpäh'n,
Bis ich meine Schweſter fände und ſie aus der Feinde Hand
Frei in meinem Schnabel trüge nach dem freien Griechenland!

Da ſtiegen die Klephten**) von den Bergen und fielen über die Türken, und furchtbar wurde gemordet in ganz Livadien und Morea und auf den Inſeln, und nachdem die Türken in die Feſtungen zurück-

---

*) Dieſes iſt eines der herrlichen Griechenlieder, die W. Müller herausgegeben; unzählige beſitzen die Griechen ſelbſt in der Mutterſprache, ſie athmen alle ächt helleniſchen Geiſt.

**) So heißen die Anführer derjenigen Griechen, die ſich ſeit jeher dem Joche der Türken entrangen und ſchaarenweiſe in den Gebirgen von der Beute lebten, die ſie den Türken mit Gefahr des Lebens räuberiſch entriſſen.

gedrängt waren, verſammelten ſich die Häupter der Griechen zu Epidaurus, erklärten Griechenland für unabhängig und ſchufen eine demokratiſche Verfaſſung.

Nun verbreitete ſich der Krieg über ganz Livadien und Moreа; Thaten, wie zur Zeit, als die Griechen gegen die Perſer fochten, geſchahen, und wieder hörte man, daß Griechen bei den Thermopylen gegen Barbaren kämpften. Wir wollen einen Pallikaren ſprechen laſſen, um ein Bild von dieſem Kriege zu gewinnen.

„Da ziehen wir dahin in der finſtern Nacht oder im Mondenſcheine, klettern, weiß wie die Geiſter, die ſchwarzen Felſen auf und ab, ſtürmen unermüdet durch Schluchten und Klüfte — da zeigt ſich Morgenroth — da geht die Sonne auf — wir ſtehen auf dem letzten Grade, hoch oben auf den Klippen, ſpähen neugierig hinunter in den Abgrund — und da liegt tief unten im grünen Thal auf bethauten Wieſen am Bach das Lager der Ungläubigen, das wir geſucht. Da ſiehſt du ihre Waffen funkeln durch den Morgennebel, hörſt die Roſſe wiehern und die Trommeln ſchlagen, und dir wird ſo bang und ſo muthig; du biſt ſo heiter und haſt doch den Tod vor Augen; du weißt nicht, ob du den Mittag erlebſt, und denkſt ſchon an die Siegesfreuden des Abends. So laſſen wir uns ſtill an den Halden hinab und ſtellen uns, wie der Kapitani es befiehlt, und wenn Alles fertig iſt, dann brechen wir aus dem Wald und aus der Schlucht heraus wie ein Sturmwind. Kriegsgeſchrei an allen Seiten! Ihre Reiter ſtürzen auf uns wie vom böſen Geiſt beſeſſen; die Tuphekis donnern, Rauch und Staub fliegt auf, der erſte Anfall iſt beſtanden, die Delhis ſind zerſprengt, aber hinter ihnen drein kommt das Fußvolk mit ſeinem Allah, Allah! Nun laufen wir auseinander und Jeder ſucht ſich ſeinen Platz. Ein Baum, ein Felsſtück verbirgt dich. Da richteſt du dein Tupheki wieder her, trittſt dann vor wie ein Wetterſtrahl, und ſchießeſt die beſten Türken zuſammen, einen nach dem andern. Da fangen alle an auf dich zu ſehen, die Kapitanis und die Pallikaren, alle rufen dir zu, preiſen und ermuntern dich. Das macht dich hochherzig und du thuſt Wunder. Jetzt aber ſammeln ſich die Feinde, ihre Zahl wächſt, ſie ziehen an zu Tauſenden. Nun gilt's Liſt, denn wir ſind wenige. Ein Haufe läuft dorthin, der andere dahin. Im Gehölz verbirgt ſich der eine; platt auf dem Bauch hinter Diſteln und Dornſträuchern liegt der andere. Der Feind folgt triumphirend nach. Endlich iſt er in der Falle. Da wachen alle auf einmal wieder auf, die Tuphekis krachen; lauter als das Siegesgeſchrei der Türken tönt unſer Schlachtenruf. Die Kapitanis ſtürzen voran, die Pallikaren nach. „Sie ſind unſer, werft die Tuphekis weg, laßt die Schwerter ſpielen!“ Und nun geht's mit blankem Spathi würgend unter den Türkenklumpen. Von Entſetzen ergriffen wollen die auseinander rennen, aber wir bauen eine lebendige Mauer um ſie, bis endlich Alles, was den Turban trug, bleich und todt im blutigen Kothe liegt.“

Eben ſo heftig und leidenſchaftlich wurde der Kampf von den Bewohnern der Inſeln Ipſara, Hydra und Spezzia zur See geführt; die kühnen Seemänner Tombazzis und Miaulis verfolgten unaufhörlich die türkiſche Flotte, und Canaris ſprengte ihre Schiffe

mit seinen Brandern in die Luft. Groß war auch der Muth helleniſcher Frauen und Mädchen, die man ſchaarenweiſe an den Verſchanzungen arbeiten und in's Getümmel der Schlacht den Männern folgen ſah, um ihnen Erfriſchungen, Pulvervorrath und Waffen zuzutragen und die Verwundeten zu pflegen, und nicht eine nur (mehrere nennen die Berichte) ſtellte ſich muthig in die Reihen der Männer, um zu ſtreiten gegen den Feind des Vaterlandes. Wir wollen nur der hochherzigen Hydriotin Lascarina Bobelina Erwähnung thun, die ein Schrecken der Türken war. Dieſe hatten ihren Gatten, einen Schiffscapitain, unſchuldig vor ihren Augen hingerichtet. Neun Jahre lang trug ſie den Schmerz und das Rachegefühl in ihrer Bruſt, bis der Befreiungskrieg ſich erhob. Da rüſtete ſie drei Schiffe aus, ſtieß zum griechiſchen Geſchwader und kämpfte an der Seite ihrer Söhne in allen Gefechten unerſchrocken mit. Da erfuhr ſie, daß die Türken in Argos eingefallen ſeien und Alles mit Feuer und Schwert verwüſtet hätten. Sogleich fuhr ſie dahin, landete mit ihrer Kriegerſchaar, griff die Türken an und warf ſie ſiegreich aus der Stadt. Doch ihr älterer Sohn fiel im Gefechte und die Türken trugen ſeinen Kopf im Triumphe davon. Da raffte ſie noch einmal ihre Männer zuſammen, nahm blutige Rache an dem Feinde, und erſt als die Niederlage vollendet war, kehrte ſie zurück. Da wurde ſie aber wieder ganz Weib, und händeringend, laut weinend, mit aufgelöſtem Haar ſuchte ſie die Leiche ihres Sohnes, benetzte ſie mit ihren Thränen und ließ weinend das Grab bereiten. An den Senat von Spezzia aber ſchrieb ſie die lakoniſchen Worte: „Mein Sohn iſt todt, aber Argos iſt unſer.“

Doch waren der Feinde zu viele, und das kleine Volk nicht mächtig ſolchen Andrangs; darum ſie an alle europäiſche Fürſten Botſchaft ſandten und um Chriſti willen flehten, ihnen beizuſtehen, wie ſie in alten Zeiten oft beigeſtanden wären chriſtlichen Völkern, die von den Türken bedrängt wurden. Die Revolutionen und Gährungen, von denen wir oben geſprochen, machten aber die europäiſchen Mächte beſorgt, durch ſolchen Beiſtand thätlich die Selbſthilfe der Völker anzuerkennen, und die erflehte Hilfe blieb aus. Nur unter den Völkern ſelbſt, Engländern, Franzoſen, Deutſchen und Schweizern, erwachte ein mächtiges Mitgefühl für dieſes Heldenvolk; es bildeten ſich Vereine, welche anſehnliche Geldſummen nach Griechenland ſandten, und freiſinnige Jünglinge und Männer (die Philhellenen) zogen hin, um mit ihnen den Kampf auf Tod und Leben zu beſtehen. Auch der große brittiſche Dichter Lord Byron kam und brachte dem neugebornen Freiſtaate, was ſeit dreihundert Jahren überall die Freiheit erringen hilft, Buchdruckerpreſſen, um durch Volksſchriften, wie einſt Franklin in Nordamerika, das Volk zur Erkenntniß ſeiner Kraft und ſeiner Rechte zu führen. Leider raffte ihn eine Krankheit plötzlich hinweg, ehe er noch das Schwert gezogen, und im J. 1825 erhob ſich ein furchtbares Gewitter über die Hellenen. Mehmed Ali ſchickte ſeinen Sohn Ibrahim auf Befehl des Großſultans mit einer Flotte und einem großen Heere nach Griechenland. Da fiel die Feſtung Miſſolounghi, und unter den Trümmern derſelben wurden die tapferſten Männer begraben, und Morea wurde

aufs grauſamſte verwüſtet und verödet. Zum Glück für die unglücklichen Griechen war aber in demſelben Jahre der Kaiſer Nicolaus ſeinem Bruder Alexander auf den Thron gefolgt, der endlich, durch den großherzigen Miniſter Canning veranlaßt, ſich im J. 1827 mit Frankreich und England verband, um den Großſultan zu beſchränkter Freilaſſung der Griechen zu beſtimmen. Eine engliſch-franzöſiſch-ruſſiſche Flotte griff, da alle Unterhandlungen gewaltſam zurückgewieſen wurden, die osmaniſch-ägyptiſche Flotte bei Navarin an und vernichtete ſie in einer mörderiſchen Seeſchlacht. Eine franzöſiſche Armee eroberte ſodann Morea, eine ruſſiſche ging über die Donau, eroberte Varna, ſtieg über den Balkan und nahm Adrianopel weg; in Kleinaſien fielen die Ruſſen über die Grenzfeſtung Erzerum, und Sultan Mahmud II., von allen Seiten bedrängt, mußte Frieden ſchließen und die Unabhängigkeit der Griechen anerkennen. Es bildete nun Griechenland eine freie Republik unter dem ehemaligen ruſſiſchen Miniſter Grafen Capodiſtrias, welcher aber, durch Strenge und Willkür verhaßt, ſchon im J. 1831 zu Nauplia ermordet wurde. Darauf beſtimmten England, Rußland und Frankreich den zweiten Sohn des Königs von Baiern, Otto, zum Könige von Griechenland, welcher auch ſeitdem glücklich regiert, und in der Hauptſtadt Athen, das ungemein verſchönert und vergrößert wird, ſeinen Sitz hat. Ganz Europa freuet ſich über die endliche Befreiung dieſes alten Volkes und des Landes, des ſchönen Griechenlandes, das ſo lange unter rohen Barbaren in öder Verwüſtung lag und nun wieder neu und herrlich aufblühen wird. Wie ohnmächtig aber das türkiſche Reich ſei, zeigte in neueſter Zeit die Empörung des Vicekönigs von Aegypten, Mehmed Ali's, welcher ganz Syrien eroberte und ſchon Kleinaſien bedrohte, ja nur durch die Dazwiſchenkunft von Oeſtreich und England wieder auf Aegypten beſchränkt werden konnte. Die Fortſchritte in europäiſcher Bildung in Aegypten, woran Franzoſen großen Theil haben, ſind außerordentlich, und es ſteht zu erwarten, daß von hier aus auf Aſien und Afrika Geſittung und Menſchenwohlfahrt ſich verbreiten werde.

§ 15. Das Jahr 1830.

Aber auch in Europa war es noch nicht ruhig; ja in dem Jahre 1830 geſchahen Dinge, welche wieder den allgemeinen Frieden zu unterbrechen drohten. Der Ausbruch neuer Revolutionen geſchah wieder in Frankreich, wo nach dem Tode Ludwigs XVIII. im J. 1824 deſſen Bruder Karl X., derſelbe, der als Graf von Artois ſo viel Schuld war, daß die franzöſiſche Revolution ausgebrochen iſt, auf dem Throne folgte. Dieſer machte mehr noch als ſein Bruder Anſtalt, den frühern Zuſtand von Frankreich, d. h. unumſchränkte Gewalt des Königs zurückzuführen. Sein Miniſterium, an deſſen Spitze der Fürſt Polignac ſtand, war allgemein verhaßt und machte ſich im J. 1830 durch die Auflöſung der Deputirtenkammer, welche dem Könige Vorſtellungen einzureichen gewagt hatte, noch verhaßter. Um die Augen des Volkes von

den Schritten des Ministeriums auf einen andern Gegenstand hinzulenken, wurde ein Krieg gegen Algier unternommen, weil dieser Raubstaat sich Gewaltthätigkeiten gegen französische Schiffe erlaubt und den französischen Gesandten beschimpft hatte. Als nun die Nachricht von der Eroberung Algiers nach Paris kam, glaubte man bei dem allgemeinen Jubel über die neuen Siegstrophäen der Armee etwas wagen zu dürfen, als eben die neuen Deputirten, die auch nicht nach Wunsche der Regierung gewählt worden waren, zusammentreten sollten. Es erließ also Karl X. am 25. Juli mehrere Ordonnanzen oder königliche Befehle, durch welche die Zeitschriften wieder der Censur und königlichen Genehmigung unterworfen und die auf den 3. August berufene Deputirtenkammer noch vor ihrer Versammlung aufgelöst, auch die Zahl der Deputirten vermindert und ihre Wahl so geordnet wurde, daß es nicht möglich war, Gegner des Ministeriums hineinzubringen. Diese Ordonnanzen veranlaßten einen Aufstand und einen Kampf des Pariser Volkes vom 27. bis 29. Juli gegen die Garnison, welche entweder zu den Parisern überging, oder die Stadt räumen mußte. Am 28. Juli wurde die dreifarbige Fahne aufgesteckt, und Karl X., der während des Aufstandes sich in St. Cloud befand, genöthigt, sammt seinem Sohne zu resigniren und den Herzog Ludwig Philipp von Orleans zum Generalstatthalter zu ernennen. Währenddem waren nämlich dreißig Pairs und sechzig Deputirte in der Eile zusammengetreten, und der wackere Lafayette*) übernahm den Oberbefehl über die Nationalgarde, um zu hindern, daß nicht wieder Pöbelherrschaft entstehe. Diese erklären die Bourbonen des Thrones verlustig und wählen den Herzog von Orleans zum König der Franzosen. Die Charte oder Verfassungsurkunde wurde zu Gunsten der Volksfreiheit abgeändert, und der neue König beschwor sie: sie soll, wie er sich in seiner Rede ausdrückte, von nun an eine Wahrheit sein. Die Minister des vorigen Königs wurden zur lebenslänglichen Gefangenschaft nach dem Schlosse Ham gebracht, aber nach sechs Jahren unter dem Minister Thiers entlassen. Karl X. sah sich genöthigt, mit seiner Familie Frankreich zu verlassen, und begab sich erst nach Schottland, dann nach Prag, zuletzt nach Görz, wo er im J. 1836 starb. König Ludwig Philipp hat freilich mit der Zeit nicht den Wünschen der Nation ganz

*) Lafayette war im J. 1792, als er, wie schon erzählt worden, sich vergeblich bemüht hatte, den König zu retten, wieder zur Armee zurückgekehrt, welche er hoffte bewegen zu können, sich zur Befreiung des Königs mit ihm zu vereinigen. Allein er fand großen Widerstand, und da er sich nicht mehr vor den Sansculotten sicher glaubte, verließ er das Lager, wurde von den Kaiserlichen festgehalten und als Gefangener auf die Festung Spielberg gebracht. Vergebens reiste seine Gemahlin nach Wien, um seine Befreiung zu erflehen; diese erfolgte erst im J. 1797, als in dem Frieden von Campo Formio von der französischen Republik auch die Freilassung der gefangenen Franzosen gefordert wurde. Lafayette kehrte nun mit seiner Gemahlin nach Frankreich zurück und begab sich auf sein Landgut, ohne auch in der Folge von Napoleon irgend eine Anstellung anzunehmen. Nach der Wiederherstellung der Bourbonen erschien er jedoch wieder in der Kammer und wirkte seitdem thätig für die Wohlfahrt des Vaterlandes.

entsprechen, und auch der alte Lafayette wurde später [illegible] (er starb im J. 1834), seiner Tugenden und seiner reinen Menschenliebe wegen allgemein verehrt, und die Ruhe in Frankreich und besonders zu Paris wurde noch öfter durch Aufstände gestört, theils durch Anhänger der vertriebenen Bourbons, theils durch solche, welche eine republikanische Verfassung wünschten. Eine der Hauptursachen der beständigen Unruhen ist wohl die vernachlässigte sittliche Erziehung, durch welche die Jugend zu frühzeitig von dem Gehorsame und der Abhängigkeit entbunden wird, und es macht einen widerlichen Eindruck, an der Spitze von [illegible] Knaben und Zöglinge der polytechnischen Schule zu sehen. Indessen ist in Frankreich durch den König und seine Minister viel Gutes gestiftet worden, und die höchsten Güter der Menschheit: völlige Glaubensfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetze und Würdigung des Verdienstes ohne Berücksichtigung des Standes, auch Preßfreiheit, sind nirgend so geschützt, als in Frankreich. Welch einen Fortschritt die Humanität in diesem Lande gethan habe, zeigt am meisten die Julirevolution, wo bei der größten Aufregung des Volkes eine bewunderungswürdige Mäßigung und Schonung bewiesen wurde, und mit liebendem Blicke folgt der Menschenfreund dem Zuge der Franzosen nach Nordafrika, wo sie in dem ehemaligen Lande der Seeräuber aus wilder Barbarenverwüstung ein menschenbeglückendes Reich zu gründen im Begriffe stehen.

Die Julirevolution veranlaßte bald in einem benachbarten Lande einen ähnlichen Ausbruch. Belgien, man nannte es auch früher das katholische Belgien, weil die Bewohner desselben in dem großen Aufstande, wo sich Holland frei machte, spanisch und katholisch blieben*), wurde im Wiener Congresse mit Holland vereinigt. Wir haben gesehen, wie die Belgier schon dem Kaiser Joseph und seinen weisen Neuerungen widerstrebten; dieselbe Unzufriedenheit nährte nun wieder die katholische Geistlichkeit gegen den König, einen Protestanten. Dazu kam das Mißvergnügen der Adeligen, die alte Vorrechte wieder geltend machen wollten, und eine allgemeine Abneigung gegen die Holländer, welche durch ehrgeizige und unruhige Männer vermittelst Zeitschriften genährt wurde. Am 26. August brach also zu Brüssel ein allgemeiner Volksaufstand aus, so daß die Truppen nach einem mehrtägigen Kampfe die Stadt räumen mußten. Die Mäßigung, mit welcher der Kronprinz, der mit Truppen herbeieilte, verfuhr, reizte zu größerer Widersetzlichkeit, und über ganz Belgien verbreitete sich ein Aufstand voll blutiger Gräuel. In Brüssel bildete sich ein Nationalcongreß, welcher im November Belgien für eine besondere Monarchie erklärte und das Haus Nassau-Oranien vom Throne ausschloß. Um Frankreichs Beistand zu gewinnen, trug man die Krone dem Sohne Ludwig Philipps an, der sie aber ausschlug, worauf der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg zum Könige erwählt wurde, der sich auch, geschützt durch die Großmächte Europa's und ein französisches Heer, daselbst behauptete.

*) Zu Anfange der französischen Revolution war es östreichisch.

Nicht so begünstigt von den europäischen Mächten war der Aufstand in Polen, der auch im J. 1830 ausbrach. Die Abneigung gegen den Großfürsten Constantin, Generalissimus des polnischen Heeres, und die Erinnerung an die ehemalige Unabhängigkeit des Landes hatte längst Unzufriedenheit unter dem polnischen Adel und der Bevölkerung von Warschau genährt. Die Julusrevolution erweckte die alte Vorliebe für Frankreich und für Alles, was dort unternommen wurde, und machte den Polen Muth, ein Aehnliches zu versuchen. So brach am 29. November eine Empörung aus, welche sich bald über das ganze Reich verbreitete, und um so furchtbarer war, da sie größtentheils von den Truppen, die von Männern geführt wurden, die einst unter Napoleon kämpften, ausging. Eine provisorische Regierung ernannte den General Chlopicki zum Dictator und Oberfeldherrn des Heeres und berief sogleich einen Reichstag, an dessen Spitze der Fürst Czartoryski steht, zusammen. Hier wird das russische Kaiserhaus vom Throne Polens ausgeschlossen und sogleich an einer neuen Verfassung gearbeitet. Im Februar 1831 rückte der Sieger am Balkan, Feldmarschall Diebitsch, mit einem russischen Heere in Polen ein, und mit ihm eine neue furchtbare Seuche, die Cholera genannt, welche in den Reihen der Truppen und im ganzen Lande mehr Menschen hinwürgte, als die Schwerter. Chlopicki, welcher die äußersten Maßregeln nicht billigte und für einen glücklichen Ausgang bange war, legte die Dictatur nieder, stellte sich aber als gemeiner Krieger in die Schlachtreihen, welche in mehreren blutigen Gefechten meist siegten, und, auch wo sie weichen mußten, nur unentschiedenen Kampf verließen. Doch am 26. Mai erlitten die Polen unter dem General Skrzynecki eine Niederlage bei Ostrolenka. Es war dieß der letzte Sieg des Generals Diebitsch, welcher bald darauf an der Cholera starb. Ihm folgte im Commando Fürst Paskiewitsch, seiner Siege gegen die Perser und Türken wegen berühmt. Dieser ging im Juli über die Weichsel, bestürmte am 6. und 7. September Warschau, wo mittlerweile Parteien und wilder Volksaufstand Alles verwirrten, und zwang es am 8. September zur Capitulation. Der Aufstand in den andern Provinzen war bereits unterdrückt, und die einzelnen polnischen Corps flüchteten auf das preußische und östreichische Gebiet. Polen wurde im Februar 1832 mit dem russischen Reiche als ein untrennbarer Theil enger vereinigt, die polnische Armee der russischen einverleibt und Paskiewitsch, jetzt Fürst von Warschau, zum Statthalter ernannt. Nicht zu läugnen ist, daß Uneinigkeit des Reichstags, insbesondere die Partei derjenigen, welche der Aristokratie entgegen eine demokratische Verfassung wünschten, den Untergang Polens beschleunigt habe; doch war an eine Losreißung von Rußland nicht zu denken, da den Polen von keinem Nachbarstaate Hilfe kam, und auch die so gewiß erwartete von Frankreich ausblieb, im Volke aber selbst Zwietracht herrschte, da die Revolution eigentlich mehr von den Aristokraten ausging, die auch auf dem Reichstage nicht die freisinnigsten Grundsätze gegen den Bürger- und Bauernstand an den Tag legten. Große Theilnahme hat inzwischen dieser Aufstand in ganz Europa erregt, und Beispiele hohen Muthes und edler Aufopferung, ja Heldenthaten,

gleich den glänzendſten in der Geſchichte, werden nie ohne Bewunderung bleiben. Selbſt das ſchwächere Geſchlecht der Frauen hat eben ſo großen Einfluß auf die Revolution gehabt, wie es einſt der Fall in Frankreich war. Die edelſten Frauen und Jungfrauen legten nicht nur Schmuck und Edelſteine auf den Altar des Vaterlandes, — ſie befeuerten die Männer zum Kampfe; ja viele ſtellten ſich muthvoll in die Reihen der Krieger. So hat die junge und eben ſo reizende als geiſtreiche Gräfin Emilie von Plater aus Wilna, nicht nur durch Geſchichte und Dichtkunſt zur Patriotin gebildet, ſondern auch durch ritterliche Uebungen abgehärtet, ſogleich beim Ausbruch des Krieges eine Schaar von Inſurgenten geſammelt, um die Feſtung Dünaburg zu erobern. Als ihr dieß nicht gelang, begab ſie ſich mit ihrem Corps in's große polniſche Lager, machte mehrere Gefechte und Schlachten mit und ward ſogar zum Capitän im erſten lithauiſchen Regimente ernannt. Als der Aufſtand in Lithauen durch die Uebermacht der Ruſſen unterdrückt war, wollte ſie nicht mit den übrigen Polen nach Preußen, ſondern irrte zehn Tage lang unter unſäglichen Beſchwerden in den Wäldern, bis ſie in der Hütte eines Waldſchützen Zuflucht fand. Krank und abgemattet brachte ſie ihr Vetter, der Graf Cäſar Plater, zu dem Eigenthümer des Dorfes, der ſie liebreich pflegen ließ; allein die Nachricht von dem Falle Warſchaus brach ihr das Herz, und ſie ſtarb nach kurzen Leiden, das brechende Auge auf ihre Waffen geheftet, die an ihrem Lager hingen. Eine andere polniſche Heldin war Antoinette Tomaſzewska aus Samogitien, ein herrliches Mädchen von ſchlankem Wuchs, geiſtreichen und kräftigen Zügen, mit ſtiller Schwermuth im dunkelblauen Auge. Schon in ihrer Jugend träumte ſie von Nichts als von dem Adler Polonia's, wie er herunterſteigen würde aus der Blutſtätte von Praga, um über Warſchau ſeine Fittige auszubreiten. Als daher die Revolution ausbrach, ließ ſie ſich nicht abhalten und ſtürzte, 16 Jahre alt, in das polniſche Lager und bat um ein Pferd und Waffen. Kräftig und gewandt ſchwang ſie gleich Männern die Lanze, und in männlicher Kleidung focht ſie immer in den vorderſten Reihen, und wurde, wenn ſie zurückkam von einem ſiegreichen Gefechte, von dem Heere mit einem allgemeinen Hurrah begrüßt. Im Lager aber, mitten unter wilden Kriegern, bewahrte ſie die Würde ihrer Weiblichkeit mit ſolchem Ernſte, daß man ihr wie einer Heiligen begegnete. Als das Unglück über Warſchau und Polen kam, ging ſie ſtumm und ernſt mit dem General Roland nach Preußen, wo Alles eilte, die wunderherrliche Jungfrau zu ſehen. Nachher gab ſie einem polniſchen Officier im Auslande ihre Hand, und fügte alſo zur Heldenkrone auch die einer liebenden Gattin und Mutter hinzu*).

---

*) Siehe Polenlieder von Maltitz; die Dichter Polens, deren nicht wenige ſind, wetteiferten, auch in dieſem Kampfe Leier und Schwert zugleich mit unverwelklichem Lorbeer zu krönen.

§ 16. Großbritannien.

Großbritannien ist das einzige Reich, welches während der großen Umwälzungen in Europa unerschütterlich stehen blieb, und selbst mit seinem mächtigen Dreizack, gleich dem alten Poseidon, den mächtigen Welteroberer Napoleon niederschlug, so oft er sich in sein Gebiet, den Ocean, wagen wollte. Doch war es nicht nur von Außen mächtig, sondern auch im Innern stark, und was es an seiner Verfassung der Zeit gemäß abänderte, geschah nicht sowohl durch heftige Revolutionen, als vielmehr durch allmählige Reformen, die der König und die Minister leiteten.

Georg III., der seinem Vater Georg II. im J. 1760 auf dem brittischen Throne folgte, hatte keine großen Regententugenden, liebte aber den Frieden. Unter seiner Regierung gingen, wie schon erzählt worden, die nordamerikanischen Colonien verloren. Seine Minister Fox und Pitt der jüngere suchten den Verlust durch die Vergrößerung der ostindischen Besitzungen zu ersetzen. Die Erwerbung von Ostindien war allerdings wichtiger, als der Besitz von Nordamerika. Ostindien ist das fruchtbarste Land der Welt, wo die üppige Natur Früchte, Gewürze, Pflanzen und Bäume hervorbringt, die nur unter wenigen Himmelsstrichen gedeihen. Auch ist es größtentheils von Einheimischen fleißig bebaut, ja seit Jahrtausenden das Vaterland der sanften Hindus, mit großen Städten und unzähligen Dörfern wie besäet; wogegen Nordamerika, unter einem kältern Klima, erst seit etwa zwei Jahrhunderten durch die rastlose Hand der Pflanzer urbar gemacht wurde. Einen Vorzug hat auch Ostindien darin, daß es, bei der großen Volksmenge der Einheimischen, keiner Sklaven bedarf, ja sogar zum Kriegsdienste Einheimische gebrauchen kann. Freilich war Indien auch nicht mehr so schön und so gut angebaut, wie vor alten Zeiten, denn es waren seitdem verschiedene Mongolenstämme eingefallen und hatten die Hindus theils verdrängt, theils unterjocht, so daß in neuer Zeit das ganze Land unter indische und mongolische Fürsten getheilt war; Letztere der muhamedanischen Religion zugethan, Erstere dem alten Brahma-Glauben noch ergeben. Immer blieb jedoch das Land ein wünschenswerther Besitz für Europäer. Diesen verschafften sich zuerst die Portugiesen im 16. Jahrhundert, welche sich an den Küsten niederließen und kleine Festungen für die Waarenniederlagen der Kaufleute bauten. Nach und nach in Kriege mit den Eingebornen verwickelt, eroberten sie ganze Städte und Landstrecken und kamen so in den Besitz des einträglichen Handels mit Specereien, Elfenbein, Baumwolle, Seide, Perlen, Edelsteinen u. s. w., welcher Portugal zu dem reichsten Lande Europa's und Lissabon zu dem besuchtesten Marktplatze der Welt machte. Als aber dieses Reich von den Spaniern unter Philipp II. erobert wurde, gingen alle diese Vortheile nach und nach auf die Holländer über, welche sich eben damals vom spanischen Joche befreiten und in der Jugendkraft ihrer bürgerlichen und kirchlichen Freiheit Kräfte entwickelten, denen die Portugiesen und Spanier, von Staat und Kirche geknechtet, nicht gewachsen waren.

Sie entrissen im Laufe des 17. Jahrhunderts den Portugiesen fast alle Besitzungen in Ostindien und selbst das Vorgebirge der guten Hoffnung, welches für die Hinreise so wichtig ist. Unendlich rascher waren nun die Fortschritte der europäischen Besitzungen in Ostindien, weil die protestantischen Holländer die Muhamedaner und Hindostaner in ihren Sitten und Glaubensmeinungen nicht störten, und sogar mit denselben in freundschaftliche Verhältnisse traten, welches bei den Portugiesen nicht der Fall sein konnte, da sie auch in ihre Colonien ihre Glaubenswuth, Inquisition und andere gewaltthätige Bekehrungsversuche brachten. Von nun an war der große Markt der Welt Antwerpen, wo man indische Waaren von den Holländern kaufen mußte. Alle diese Unternehmungen wurden nicht sowohl durch die Republik Holland selbst, als vielmehr durch Handelsgesellschaften oder Compagnien ausgeführt; es traten nämlich mehrere reiche Kaufleute in einen Verein zusammen und erkauften sich von dem Staate die Handelsfreiheit in Ostindien mit dem Rechte, sich daselbst Ländereien zu erwerben, weil sie nur auf diese Weise ihre Geschäfte mit Sicherheit und Nachdruck treiben konnten. Solch eine ostindische Handelscompagnie entstand auch in England, welches sich zugleich mit Holland auf den Trümmern der spanischen Seemacht erhob. Im 18. Jahrhundert, wo Großbritannien so mächtig wurde, hat auch die brittische Compagnie in Ostindien ungemein zugenommen, und durch Tapferkeit, Großmuth und Einsicht den Holländern, welche sich durch Habsucht und Härte verhaßt machten, bei den Einheimischen den Vorrang abgewonnen. So besaß die ostindische Compagnie schon während des siebenjährigen Krieges ein Gebiet in Ostindien, das viel größer als Großbritannien war. Sie bekam aber einen mächtigen Nebenbuhler an den Franzosen, die gleichfalls in Ostindien eine Handelscompagnie und große Colonien hatten, welche sie dadurch vermehrten, daß sie sich mit denjenigen indischen Staaten vereinigten, die in Feindschaft mit den Engländern standen. Während des siebenjährigen Krieges aber werden die Franzosen sowohl, als ihre Bundesgenossen gänzlich geschlagen und erstere aus Bengalen vertrieben. Allein im J. 1760 erhob sich ein furchtbarer Feind gegen die Engländer, der Sultan von Mysore, Hyder Ali, welcher die muhamedanische Herrschaft in Ostindien begründete, und, vereinigt mit den Franzosen, einen Vernichtungskrieg gegen die Engländer anfängt, und ihn, selbst von den Franzosen verlassen, allein muthig fortsetzt. Ihm folgte 1782 sein Sohn Tippo Saib, welcher nach hartnäckigem Kampfe im J. 1799, während Buonaparte in Aegypten war, in seiner Festung Seringapatnam den Heldentod stirbt. Der Befehlshaber der brittischen Armee, Marquis von Wellesley, macht hierauf dem Staate von Mysore ein Ende. Von nun an waren die Engländer meist siegreich gegen die mongolischen und hindostanischen Völkerstämme, und die ostindische Handelscompagnie besitzt in Ostindien ein Gebiet von 26,000 Quadratmeilen mit 80 Millionen Menschen, welches sie aber, sobald ihre Auslagen ersetzt sein werden, an das Königreich Großbritannien abtreten soll. Ein großer Gewinn für England ist es schon jetzt, daß es Unterthanen hat, die solch ein reiches und ungeheures Land besitzen. Wohl müssen die Ein-

gebornen so manche Bedrückung dulden; allein die Regierung, welche die Compagniebeamten strenge beaufsichtigt, hat die edelsten Grundsätze, nach welchen das indische Volk mit der zartesten Schonung seiner Religion und Sitten für europäische Cultur empfänglich und dadurch glücklich gemacht werden soll.

Hohes Verdienst haben sich auch die Britten um die Abschaffung des schändlichen Sklavenhandels erworben. Zuerst waren es die Quäker in Pensylvanien, welche schon im J. 1751 alle Sklaven freiließen und diesen Handel in ihrem Staate untersagten. Ihrem Beispiele folgten sodann die Dänen und später auch die nördlichen und mittleren Provinzen der vereinigten Staaten von Nordamerika, während sich die südlichen bis auf diesen Tag gegen die sogenannte Abolition (Abschaffung) sträuben. Zu gleicher Zeit mit den Nordamerikanern erhoben sich schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Stimmen im brittischen Parlamente in dieser Angelegenheit, doch ohne Erfolg. Im J. 1788 regte die Universität zu Cambridge die Sache wieder an, indem sie dem Unterhause eine Schrift übergab, in welcher bewiesen wurde, daß der Sklavenhandel unchristlich sei. Der junge Minister William Pitt sprach dafür im Parlamente mit hinreißender Beredtsamkeit, und mehrere edle Männer, Fox, William Smith und Wilberforce, stimmten ihm bei; allein der Handelsgeiz fand auch seine Sprecher, und man konnte nichts bewirken, als eine Verfügung, daß die Beschaffenheit des Menschenhandels untersucht und alle Grausamkeit dabei verhindert werden solle. Doch war dieß dem edlen Wilberforce nicht genug; er hatte sich's zur Aufgabe seines Lebens gemacht, diese heilige Angelegenheit der Menschheit durchzufechten, und von Parlament zu Parlament erneuerte er die Frage, und obwohl seine kränkliche Stimme und seine ungekünstelte Beredtsamkeit nicht von der Art war, hinreißen zu können, schuf ihm doch allmählig die edle Absicht, die er verfolgte, solch ein geneigtes Gehör, daß er jedesmal, so oft er auftrat, wieder Etwas durchsetzte, und die beiden Minister Fox und Pitt unterstützten ihn kräftig, ohngeachtet selbst der König dagegen war. Es lebte zu Ende des 18. Jahrhunderts in England ein Töpfer, Josia Wedgewood, welcher durch Erfindung des nach ihm benannten Steingutes eben so berühmt als reich geworden ist. Dieser Mann, auch für die Abschaffung des Sklavenhandels eingenommen, ließ viele Abdrücke einer kleinen Thonplatte verfertigen, worauf ein knieender Neger in Ketten abgebildet ist und die Umschrift hat: „Bin ich nicht ein Mensch und ein Bruder?" und dieselben an die Parlamentsglieder austheilen. Im J. 1791 gab die französische Republik allen Negern ihrer Colonien die Freiheit, und Danton rief bei dieser Gelegenheit: „Heute schleudern wir die Freiheit in die neue Welt! von heute an ist der Engländer todt!" Da brachte Wilberforce die Sache wieder vor das Unterhaus und erlangte wirklich den Sieg; doch das Oberhaus hinderte dießmal noch die Ausführung. Darauf stiftete der edle Clarkson die afrikanische Gesellschaft, welche an der Westküste von Afrika zu Sierra Leone eine Colonie von losgekauften Negern gründete, welche zu Landbau und Kunstfleiß angewiesen, im Christenthum und andern gemeinnützigen Kenntnissen unterrichtet wurden,

ſo daß jetzt ſchon mehrere Flecken und viele Tauſend Neger in dem glücklichſten Zuſtande leben. Von hier aus ſoll ſich der Keim der Geſittung immer weiter in's Innere von Afrika verbreiten, und in neueſter Zeit hat Lord Ruſſel eine Expedition von Dampfbooten auf dem Nigerfluß in das innere Land geſendet, um überall Handelshäuſer zu errichten und den Negern die europäiſchen Waaren, um deren willen ſie ihre Landsleute den Sklavenhändlern verkaufen, für die billigſten Preiſe zu verſchaffen, ſo daß alſo der Sklavenhandel, wollte man ihn auch nicht abſchaffen, von ſelbſt werde aufhören müſſen. Im J. 1807 gelang es endlich dem edlen Wilberforce am 5. und 6. Februar, im Verein mit Fox, Windham und Roscoe, den Sklavenhandel in England auf immer abzuſchaffen. Ja die Engländer begnügen ſich nicht damit, ihre Kriegsſchiffe wachen auf allen Meeren und lauern auf jedes Schiff, das mit Sklaven beladen iſt, weil ſie auch andern Völkern (den Portugieſen, Spaniern und Holländern) dieſen ſchändlichen Handel verbieten wollen. Um die Beſitzer der Sklaven nicht zu Grunde zu richten, wurden gegen 20 Millionen Pfund Sterling verwendet, die Sklaven loszukaufen, und eben ſo viel koſtete bisher die Niederlaſſung von Sierra Leone. Muß man einem Volke nicht ſeine ungeheure Macht gönnen, die ſie alſo gebraucht? Es iſt bekannt, daß Napoleon den Sklavenhandel wieder erlaubt hat, und erſt Ludwig XVIII. hat ſich den übrigen europäiſchen Seemächten und dem Beiſpiele der Engländer angeſchloſſen.

Doch fehlte es England, das ſo mächtig einwirkte in die Angelegenheiten der ganzen Welt, nicht an unruhigen Auftritten im eigenen Lande. Der alte Haß der katholiſchen Irländer wurde nur zu ſehr durch fanatiſche Prieſter und durch die Franzoſen und alle Feinde der Britten genährt. Nach mehreren blutigen Aufſtänden, welche von den Engländern unterdrückt wurden, gab man den Irländern, um ſie mit dem Intereſſe Englands enger zu verbinden, das Recht, gleich den Schotten das engliſche Parlament zu beſchicken. Dieß geſchah im J. 1799, und das 19. Jahrhundert wurde mit einer Parlamentsſitzung eröffnet, in welcher zum erſtenmal Abgeordnete aller drei Königreiche, Englands, Schottlands und Irlands, verſammelt waren. Allein das ſtellte die Ruhe noch nicht her; der Volkshaß in Irland liegt zu tief, um eine Vereinigung zu wünſchen; auch hat man kein Beiſpiel, daß ſich ein katholiſches Land freiwillig einer proteſtantiſchen Regierung unterwirft, wenn nicht etwa ein hoher Grad von Bildung die Bevölkerung dem Proteſtantismus genähert hat. Bis das Letztere in Irland der Fall ſein wird — wo die Prieſter das Volk lieber bilden, als aufregen ſollten — wird ſchwerlich wahre Eintracht zwiſchen England und Irland ſtattfinden, ſo ſehr auch erſteres, den raſtloſen Bemühungen O'Conells zufolge, nachgiebig ſich erweiſt; wobei es freilich vorſichtig ſein muß, um nicht der katholiſchen Kirche Rechte in Großbritannien zu verſchaffen, die es könnten zu Grunde richten. Denn England iſt durch den Proteſtantismus ſo groß geworden, und kann ſich nur durch den Proteſtantismus erhalten, und es iſt eine Sache aller Proteſtanten, es zu wünſchen, daß nie wieder der Katholicismus auf dieſer Inſel aufkomme.

Was Pitt, der große Minister, durch seine Coalition in französischen Kriegen gethan, ist schon erzählt worden; er starb im J. 1806, kurz nach der Schlacht bei Trafalgar.

Im J. 1811 nahm der Wahnsinn des Königs Georg III. so überhand, daß man seinem Sohne Georg IV. als Prinzregenten die Regierung übergab. Im J. 1818, nach des Königs Tode, bestieg Georg IV. den Thron selbst. Die Verstoßung seiner Gemahlin Charlotte, welche er vor dem Parlamente öffentlich verhandeln ließ, wirft einen Schatten auf seinen Charakter. Glorreich ist seine Regierung durch Cannings freisinniges Ministerium geworden, das im J. 1827 die Coalition mit Frankreich und Rußland gegen die Pforte bewerkstelligte, und so einen entscheidenden Schritt zur Befreiung der Griechen herbeiführte. Leider erlebte Canning die Schlacht bei Navarin nicht mehr (er starb 1827 am 8. August). Es kamen dann wieder mit Wellington die Tories zur Regierung, doch nach Georgs IV. Tode, als diesem sein Bruder, Wilhelm IV., nachfolgte, bildete sich wieder unter Grey, Brougham und Althorp ein Whigministerium. Dieser König setzte auch endlich die Reformbill, d. i. ein verbessertes Wahlgesetz der Deputirten, durch, und noch viele andere treffliche Gesetze für die Wohlfahrt des Landes verdanken die Britten der kurzen Regierung dieses kräftigen Monarchen. Er starb schon 1837, und ihm folgte seines verstorbenen Bruders, des Herzogs von Kent, Tochter Victoria, welche sich mit dem Sohne des Herzogs von Sachsen-Coburg, Albert, vermählte, und ihrer Jugend ungeachtet viel Einsicht und, was sie viel mehr ziert, viel Güte des Herzens und brittische Freisinnigkeit verräth. Hannover, weil dort das salische Gesetz gilt, bekam ihr Oheim, der Herzog Ernst August, Herzog von Cambridge, der gleich beim Antritte der Regierung erklärt, daß er nicht an das Staatsgrundgesetz gebunden sei. Sieben Professoren der Universität Göttingen, Zierden des deutschen Volkes, verlassen lieber das Land, ehe sie einwilligen, daß des Reiches Verfassung verletzt werde.

§ 17. Handel und Gewerbe.

Auch im Privatleben, in Sitten, Handel und Gewerbe offenbarte sich in dieser Periode ein allgemeines Bestreben, die Zustände anders zu gestalten und zu bessern, das Alte zu verwerfen, das Neue anzunehmen, und was viele Jahrhunderte, Manches, was nahe an zweitausend Jahre bestanden, wurde in einer Frist von zehn Jahren abgeschafft. Und nicht nur in Frankreich, wo dieses auf eine so gewaltsame und entsetzliche Weise geschah, in ganz Europa wurden die Menschen anders, rascher, leidenschaftlicher, dreister, thätiger, fortschreitender, freilich nicht immer auch zugleich edel, gerecht und fromm; denn mit dem schlechten Alten ist auch viel Gutes untergegangen. Diese Aufregung der menschlichen Thätigkeit war zunächst eine Folge der verheerenden Kriege, in welchen so viele Tausende um ihr Hab und Gut kamen, und nun mit allem Aufwande ihrer Kräfte arbeiten und Mittel erfinden mußten, ihr Leben

zu friſten. Tauſend Andere kamen in eben dieſen Kriegen durch Handel und Gewerbe in kurzer Zeit zu großem Vermögen; denn Kriegsheere brauchen viel mehr zur Kleidung, Verpflegung und Nahrung, als eine verhältnißmäßige Anzahl friedlicher Bürger, und nach geſchlagenen Schlachten, nach ermüdenden Märſchen iſt in dem Lager das Leben ſchwelgeriſcher, als in der Hütte des mäßigen Landmanns. Weil nun vom J. 1792 bis 1815 beinahe alle Länder Europa's nur ein Lager waren, theilte ſich dieſe ſchwelgeriſche Lebensart auch den friedlichen Bewohnern mit. Zuerſt lebten diejenigen, die gewonnen hatten, beſſer, kleideten ſich koſtbarer, wohnten bequemer und aßen leckerer; ihr Beiſpiel trieb auch die Uebrigen, ſich ſo viel zu erwerben, um es ihnen gleich zu thun. Und ſo ſchmiedeten ſich die Menſchen in derſelben Zeit, wo ſie ſo manche andere Feſſel abſtreiften, neue Sklavenketten, indem ſie ſich an Genüſſe gewöhnten, die zu beſtreiten härtere Frohnen erheiſchte, als je eine Herrſchaft auferlegte. Zu dem Leichtſinn und der Verſchwendung trug auch nicht wenig das Papiergeld bei, welches die Fürſten, da ſie nicht ſo viel Gold und Silber hatten, um ihre unaufhörlichen Kriege zu führen, ausgeben mußten. Dieſe Art von Geld hat aber nicht den feſten und beſtehenden Werth, und hatte ihn in dieſer Zeit am wenigſten, da man ja auch Landesfürſten fallen ſah; mit jeder verlornen Schlacht änderte ſich der Werth dieſes Geldes, und kein Wunder, daß es von den Meiſten leichtfertig verſplittert und daher die alte Sparſamkeit immer ſeltener wurde. Am meiſten gewannen bei dieſem Wechſel der Dinge die Engländer, welche nur mit großem Aufwande die ungeheueren Rüſtungen zur See und die Coalitionen auf dem Feſtlande beſtreiten konnten; doch der Handel nach Oſtindien war um ſo lebhafter, und alle Hände waren in größter Thätigkeit, um Waffen, Tuch und andere Woll-, Leder- und Metallwaaren zu fertigen, für welche das Feſtland ſein letztes Gold und Silber zahlen mußte. Aber der Luxus ſtieg auch mit dieſem vermehrten Erwerbe, und die Hände reichten nicht mehr zu; darum wurden nun immer mehr Maſchinen erfunden, um die Fabriken mit möglichſt wenig Menſchen zu betreiben. Dahin gehören, außer den verbeſſerten Dampfmaſchinen, die Spinnmaſchine, von Robert Arkwright im J. 1774 erfunden und beſonders nachher angewandt. In dieſe Zeit fällt auch die Erfindung der Gasbeleuchtung. Von dem wohlthätigſten und größten Erfolge auf Handel und Betriebſamkeit iſt aber die Erfindung der Dampfſchiffe und Dampfwagen, mit welchen letztern die Eiſenbahnen in Verbindung ſtehen. Nordamerika hat hierin den Anfang gemacht, und ſchon jetzt durchſchneiden England, Frankreich und Deutſchland Eiſenbahnen, und auf den Flüſſen und auf dem Weltmeere fahren unzählige Dampfböte, den Wellen und den Stürmen trotzend. Ehe England die Vortheile ſeiner erhöhten Gewerbsthätigkeit erlebte, traf es ein Schlag, der geeignet war, es ganz zu vernichten. Wir meinen die Continentalſperre, durch welche aller Verkehr mit dem feſten Lande aufhörte und nur auf Schleichhandel beſchränkt war. Da häuften ſich die Colonialwaaren in den brittiſchen Handelslagern, und die Fabrikanten mußten Tauſende von Arbeitern entlaſſen, welche brodlos bald die ge-

fährlichsten Tumulte veranlaßten. Dagegen erhoben sich in Frankreich und auf dem ganzen festen Lande Fabriken und Manufakturen, und man entwöhnte sich mancher überseeischen Erzeugnisse, oder ersetzte sie durch sogenannte Surrogate. Das letztere wurde am glücklichsten mit dem Zucker versucht und ausgeführt, nachdem man zuerst in Frankreich die Entdeckung gemacht hatte, daß die burgundische oder Runkelrübe zuckerstoffhaltig sei; doch wurde erst in neuester Zeit die Runkelrübenfabrikation in Frankreich, später in Deutschland und Oestreich mit Erfolg betrieben. Nach dem Sturze Napoleons überschwemmten die englischen Waaren wieder die Märkte des Festlandes; aber sie mußten um einen beispiellos herabgesetzten Preis hingegeben werden, weil auch in allen Ländern einheimische Fabrikate in Menge da waren, und die lange Sperre die Colonialerzeugnisse einem großen Theile der Bevölkerung entbehrlich gemacht hatte. Die Wohlfeilheit und zugleich das Glück des Friedens vermehrte wieder die allgemeine Neigung zum Wohlleben und zum Luxus, der nun in der neuesten Zeit, wo keine Kriege Gelegenheit zu schnellem Erwerbe gewährten, zur Verarmung vieler Volksklassen führte. Denn trotz des Verbots, fremde Waaren einzuführen, und der großen Zölle auf Specereien u. dgl. konnten doch die Fabriken und Manufakturen des Festlandes nicht überall gedeihen; einzelnstehende Gewerbsmänner aber, die nicht mit großen Geldkräften und Maschinen arbeiten konnten, kamen herab. Wie schwer fühlte da Alles, sich an Dinge und Genüsse gewöhnt zu haben, denen nun aus Armuth entsagt werden sollte. Uebrigens kann es nicht fehlen, daß selbst diese Noth die Menschheit neue Wege lehren wird, um sich ihren Zustand erträglich, ja wieder angenehm zu gestalten. Im Ganzen ist doch Vieles in der neuesten Zeit geschehen, die Herrschaft über die Natur zu gewinnen und über Länder und Meere durch Eisenbahnen und Dampfböte alle Welttheile zu verbinden, woraus Vortheile entsprießen werden, die man jetzt nicht berechnen kann. Ein großes Uebel ist allerdings die so allgemeine Selbst- und Gewinnsucht und das Streben nach irdischen Glücksgütern, während alles Höhere, selbst Religion und Tugend, Kunst und Wissenschaft in den Hintergrund zu treten scheinen. Doch auch diesem Uebel kann und wird der vorgeschrittene Zeitgeist, der ein Geist der erwachten Vernunft und der Humanität ist, durch Volksunterricht, Pflege der Kunst und Wissenschaft und eine die Sittlichkeit begünstigende Gesetzgebung abhelfen. Ja es schadet nicht, wenn die Menschen wieder zur einfachen Lebensweise zurückkehren und in mäßigem Erwerbe wieder den Werth überirdischer Güter höher schätzen lernen, als Gold und Wohlgenuß. Sie werden dann wieder zu Gott sich wenden, den Viele, die so herrlich und in Freude lebten, vergessen haben, und sie werden besser werden durchaus, worauf es ihnen auch besser gehen wird. Gewiß ist es, daß die europäische Menschheit, mögen auch immer im Einzelnen Rückschritte geschehen, im Fortschreiten ist; denn sie ist mündig geworden, und wenn sie auch nicht immer das thut, was sie thun sollte, so weiß sie doch, was zu thun sei, um zur endlichen Vollkommenheit zu gelangen. Betrachten wir hingegen die übrigen Welttheile, wie weit stehen sie hinter Europa zurück. Welch thierische Stumpfheit ist noch

bei den meiſten Völkern Auſtralliens und Afrika's, und wie verwildert ſind die muhamedaniſchen Völkerſtämme von Nordafrika und längs der öſtlichen Küſte dieſes Welttheils hinab? Amerika hat zu unermeßliches Land und zu wenig Menſchen, um, die nordamerikaniſchen Freiſtaaten und Weſtindien ausgenommen, auf eine baldige Geſittung hoffen zu dürfen. Aſien, das wir Europäer meiſt unter dem Namen Morgenland (Orient) begreifen, dieſe Wiege der Menſchheit, wo ſchon vor 6000 Jahren Cultur geweſen, liegt jetzt zum Theil unter türkiſcher Herrſchaft, verwildert, unangebaut und öde; denn der Islam iſt ſtehen geblieben und hat ſich nicht fortgebildet mit der Zeit, und die Despotie, welche ſich in ſeinem Schooße erzeugte, hat die Völker in Trägheit, Unwiſſenheit und gefühlloſes Hinbrüten verſenkt. Am kräftigſten ſtehen noch diejenigen Völkerſtämme, welche in kleinen und unabhängigen Staaten, wie die Tſcherkeſſen am Kaukaſus und andere Bergvölker in Perſien und Indien fortbeſtehen. Perſien ſelbſt hat noch am meiſten Anbau und viel kriegeriſchen Muth. Indeſſen gilt noch immer von vielen aſiatiſchen Völkern, beſonders den Arabern, Perſern und Hindoſtanern, was wir ſchon im erſten Theile dieſer Weltgeſchichte erwähnt haben, daß ſie körperlich kräftiger und edler gebildet ſind, als die Europäer, und daß die geiſtige und leibliche Bildung unter ihnen in beſſerem Verhältniß zu einander ſtehe. Es iſt ein reiches Gemüthsleben im Oriente, jeder Begeiſterung und Aufopferung fähig, und im Ganzen herrſcht der Erdgott, das Geld, dort nicht ſo mächtig, wie bei uns. In Tibet, wo der Dalai Lama als lebendige Gottheit herrſcht, iſt, ſo wie in den Steppenländern von Mittelaſien, rohes Nomadenleben.

In ruſſiſch Aſien ſind die Sonnenſtrahlen und die Regierungsanſtalten zu ſchwach und zu kärglich, um Cultur zu erzeugen. Am beſten bevölkert, ja überfüllt an Leuten iſt das unermeßlich große chineſiſche Reich. Kein Fuß breit iſt da unangebaut; Dorf an Dorf und Stadt an Stadt reihen ſich da an einander; Peking und Nanking, die Hauptſtädte, ſind größer und volkreicher als London; Straßen und Kanäle durchſchneiden das Land. Die meiſten europäiſchen Künſte und Handwerke werden da mit Emſigkeit getrieben, manche Fabrikate beſſer und dauerhafter als bei uns verfertigt, und die Geiſtes- und Herzensbildung der Chineſen iſt ſo zart wie die Blumen ihrer Gärten. Aber bei all' dieſer Ameiſenbetriebſamkeit ſind die Chineſen auf der Stufe der Bildung ſtehen geblieben, auf welcher ſie ſchon vor 2000 Jahren ſtanden, und ſie gleichen unmündigen Kindern, die der Kaiſer und ſeine Mandarinen (Beamte) mit dem Bambusrohre leitet, wie er will. Da gilt nur das Recht der Klugen und der Liſtigen, und das arme Volk hat keine Hilfe gegen die Bedrückung der Reichen und Mächtigen, die eben ſo hochmüthig, wie die Gemeinen ſklaviſch ſind. Darum auch keine Begeiſterung für das Schöne, Wahre und Gute; ſelbſt um ihren Götzendienſt bekümmern ſie ſich nicht, nur das Nützliche iſt das höchſte Gut, nach welchem alle Chineſen ſtreben. Jetzt führen die Engländer Krieg mit ihnen, und es iſt wahrhaft lächerlich, wie feig und erbärmlich ſich ihre Soldaten halten.

So werden ganze Völker, wenn sie den Sinn für Wahrheit, Tugend, Religion und Freiheit verlieren und nur auf Broderwerb ihre Thätigkeit hinlenken.

§ 18. Kunst und Wissenschaft.

Erfreulich ist es für uns, sagen zu dürfen, daß beinahe alle höhere Bildung, welche in dieser gewerb- und gewinnsüchtigen Zeit zur Aufrechthaltung der wahren Menschenwürde und einer dauernden Menschenwohlfahrt erforderlich ist, von dem deutschen Volke ausgegangen sei. Alles, was der tiefsinnige Britte, der geistreiche Franzmann, was bei den übrigen romanischen Völkern die Weisen und Künstler Großes, Wahres und Schönes gedacht, geschrieben, gelehrt und gemacht haben, hat sich zu Ende des 18. Jahrhunderts der Deutsche angeeignet und es mit so viel Glück verarbeitet, daß ein wissenschaftliches Gebäude nun da steht, welches, gleich den gothischen Kirchen des Mittelalters in zeitgemäßer Gestalt aufgeführt, wahrhaft deutsch genannt werden kann und keinem Volke der Welt unbekannt bleiben darf, das mit den übrigen fortschreiten und der großen Aufgabe der Weltverbesserung durch Erziehung des Menschengeschlechts entsprechen will. Mögen indeß sich die Gelehrten, so herrlich sie dastehen mit ihren Forschungen, ja nicht alles Verdienst zuschreiben, sie müssen einen großen Theil desselben und die Anregung der größten Ideen dem Dichter lassen. Wir haben am Schlusse der dritten Periode gesehen, wie die deutschen Dichter schon rühmlich den Britten und den romanischen Völkern nachstrebten; nach dem siebenjährigen Kriege kam der erste Dichter unsers Volkes, der seinen Schriften an den deutschen Höfen, welche bis dahin nur Französisches lasen, Eingang verschaffte. Das war Martin Wieland aus Schwaben, Erzieher des Herzogs von Sachsen-Weimar, der Alles, was bei Griechen und Römern und allen westeuropäischen Völkern Schönes und Edles empfunden und gedacht wurde, in seinen Werken zwar auf eine leichtfertige und minder gründliche Weise, jedoch so gefällig und anmuthig mittheilte, daß selbst die Großen Deutschlands und die Damen mit ihrem leckern Geschmacke sie lesen mochten. Ernster und gewaltiger war das Streben eines andern Mannes, der die ganze Menschheit und besonders das Gebiet der Wahrheit und Humanität im Auge hatte, — Gottfried Herder, ein Preuße, zuletzt Generalsuperintendent in Weimar. Seine Ideen zur Geschichte der Menschheit haben uns gelehrt, über die Ereignisse und Schicksale des Menschengeschlechts nachzudenken und zu urtheilen, und zugleich ohne Winkelzüge den Weg gezeigt, wie Religion und Philosophie Hand in Hand zur Veredlung und Aufklärung der Menschheit wirken können. Auch dadurch zeigte er sich als wahrhaft christlicher Dichter, daß er mit seinem glühenden Herzen aller Völker Stimmen in Liedern sang, und so wieder den Blick der Deutschen auf den wundervollen Orient hinlenkte, wo, mitten im Wuste barbarischer Zerrüttung, tiefes Gefühl und hohe Begeisterung für das Ueberirdische fortlebt; und solche Blicke thun unserm jetzigen Geschlechte

noth, um Frömmigkeit und bei zunehmendem Lichte des Verstandes auch Wärme des Herzens unter dem Lärme der gewerkthätigen Menge zu bewahren.

So Vieles auch Herder und Wieland, Voß und die Uebrigen anregten, war doch noch immer das Höchste in der Poesie nicht erreicht, bis nicht der größte aller deutschen Dichter hervortrat und, mit all' der Fülle romantischer Mannigfaltigkeit die sentimentale Natur in sich überwältigend, wieder die alten Griechen aus der Unterwelt heraufbeschwor, um so ein volksthümliches deutsches Dichten der Welt zu zeigen, und gleich den Minnesängern naiv und einfach nicht Lieder zu schreiben, sondern zu singen, nicht Gefühle zu beschreiben, sondern lebend darzustellen. Das war Wolfgang Goethe, im J. 1749 (nach dem Aachner Frieden) zu Frankfurt a. M., in der alten Kaiser- und Krönungsstadt, geboren, sich selbst bildend, weil die Schulen in neuester Zeit erst für Geister, wie er war, gebildet worden, und er von den Gottscheden und den Uebrigen nicht lernen konnte. Nicht frei war auch er von der einseitigen, aber herzreichen Weise der Sentimentalen, warf aber all' den bedrängenden Wust seiner Empfindungen, der ihm auf seiner Fahrt nach dem Tempel der Diana, zum klaren Griechenhimmel hindernd war, in seinem ersten Romane: Werthers Leiden, weg; und in dem Jahre 1773, wo die Jesuiten aufgehoben wurden und die Amerikaner ihren Freiheitskampf begonnen haben, trat er mit seinem Götz von Berlichingen auf, um Deutschland zu zeigen in einem Gemälde, das an Shakespeare erinnert, was es gewesen, und hinzudeuten, was es werden könne. Das revolutionäre Streben der Zeit theilte auch er, und sein Egmont (vom J. 1788) ist Zeuge davon; doch als das Unglück über unser Vaterland hereinbrach, aus welchem er keine Rettung absah, ging er nach dem Lande, wo die Orangen blühen und Marmorbilder stehen, welche die Andern noch immer mit Vandalenaugen schauten. Denn von Jugend auf, wie er selber sagt, war sein Bestreben, sich mit griechischem Leben und griechischer Weise zu befreunden, und wir wissen es ihm Dank, daß er in solch unpoetischer Zeit ein solch reiches Dichterleben der Welt bewahrte, und uns eine Iphigenia, einen Tasso und Faust und so recht für Deutschlands inneres, heiliges Stillleben das Epos Hermann und Dorothea schenkte. Als darauf das deutsche Land unter dem Joche der Fremden schmachtete, blieb er zurückgezogen und blickte gleich Herdern hinüber in das Morgenland und brachte die Perlen des westöstlichen Divans zurück. Währenddem waren schon die Bardenhaine Deutschlands voll mit Sängern aller Art; doch über alle ragte ein kräftiger Mann, werth, Goethe's Freund und Nebenbuhler seines Ruhms zu sein, der nicht für die Zukunft und das werdende Vaterland, der für das seiende und für die Noth der Zeit in die straffbesaitete Leier schlug.

Friedrich Schiller, geboren im J. 1759 zu Marbach in Würtemberg, trat um das Jahr 1780 mit seinem ersten Trauerspiele: die Räuber, auf eine Art auf, welche der damals überall herrschenden Gesinnung ganz entsprach. Dieses und seine nächstfolgenden Dramen, ungeachtet sie in der Ueberspanntheit der Empfindungen alles Maaß über-

ſchreiten, machten ihn zum Liebling des Publikums, dem Goethe, immer mehr zum griechiſch Naiven hinneigend, wenig zuſagte. Als Schiller darauf nach Weimar kam und ſich dem ernſten Studium der Geſchichte und der Philoſophie widmete, geſtalteten ſich allmälig ſeine poetiſchen Werke ganz anders, und die Bekanntſchaft mit Goethe ſelbſt brachte ihn derjenigen Vollendung näher, welche wir in ſeinem Wallenſtein, in ſeinem Wilhelm Tell, in ſeinen Balladen und lyriſchen Gedichten aus der letztern Zeit mit Recht bewundern, und aus vollem Herzen ſtimmen wir ein mit dem Grafen von Auersperg, wenn er bei der Aufſtellung ſeines Denkmals in Stuttgart ſingt:

Lodert ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu einem
Brande zuſammen!

Daß ſich das Erze
Formend belebe,
Daß ſich des Dichters
Bild d'raus erhebe!

Rieſig und glänzend,
Tönend ſoll's ragen,
Memnon Germania's,
Da es will tagen!

Doch auch zu tönen
Soll es bedacht ſein,
Bräch' einſt in deutſchen
Herzen die Nacht ein!

Dann in der Zwietracht
Düſteren Tagen
Weit ſoll es dröhnen,
Laut ſoll es ſagen:

Lodert ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu einem
Brande zuſammen!

Es iſt Zeit, hier zu erwähnen, wie in dieſer Periode der Weimarer Hof für ganz Deutſchland die größten Dichter und Schriftſteller lohnte, hegte und herbergte. Die edle Herzogin Amalia von Sachſen-

Weimar, schon im J. 1758 verwittwet*), und während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin ihres Landes, hatte eine entschiedene Neigung für Kunst und Wissenschaft, und hielt es für die größte Zierde ihres Hofes, Künstler und Gelehrte daselbst zu versammeln. Wieland, Knebel, Herder, Goethe, Schiller, Reinhold, Fichte, Schütz, Hummel, Falk, H. Müller u. m. A. waren es, welche Weimar und die nahe liegende Universität Jena zum Mittelpunkte der deutschen Literatur machten. Ihr Sohn, der Herzog Karl August, welcher 1775 die Regierung übernahm, theilte diese Neigung mit der großherzigen Mutter, und so konnte Goethe von ihm singen in dem kleinen Gedichte:

Er.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was prieseſt du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht.
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chineser
Malet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf's Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

Indessen bildete sich auch um diese Zeit, nahe und fern von Weimar, ein leichtes, seichtes, der Menge eben darum zusagendes Dichtervolk, das mit Theaterstücken und Romanen ganz Deutschland überschwemmte und mit seinen gemeinen Gaben überall willkommen war. Schade, daß darunter manche talentvolle Männer, wie z. B. Kotzebue, Schulze, Lafontaine u. A. waren, die aus Begierde, Allen zu gefallen, ihren Ruhm bei den Bessern und der Nachwelt zum Theil verscherzten**). Recht zur Zeit unternahmen es die Gebrüder

*) Sie war mit dem Herzoge Ernst August Constantin nur zwei Jahre verehelicht, welcher in einem Alter von 20 Jahren starb, und sie war in einem Alter von 18 Jahren Wittwe.

**) Edle Ausnahme machen jedoch viele Romanendichter, vor allen der geistreiche Humorist J. P. Richter.

Friedrich und Wilhelm Schlegel, durch eine scharfe Beurtheilung poetischer Werke den guten Geschmack wieder zu retten, und durch Philosophie und Alterthumskunde eine Kritik zu begründen, vor welcher alle die Schriftsteller, welche von Philosophie und Alterthumskunde wenig Kenntniß hatten, nicht bestehen konnten. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts war durch Imanuel Kant, Professor der Philosophie in Königsberg, ein strenges Denken angeregt worden, das bald in alle Wissenschaften eingriff, und Fichte, Professor in Jena (später in Berlin), wandte dasselbe mehr noch auf das praktische Leben, auf Sitten und Volksthum an. Die Alterthumskunde aber wurde seit Lessing, Heyne und Winkelmann immer mehr eine Quelle des reinsten Sinnes für Humanität, Kunst und Gelehrsamkeit, und wir müßten viele Namen nennen, wenn wir das reiche Blüthenleben der griechischen und römischen Sprachkunde in Deutschland unsern Leserinnen schildern wollten. Die deutschen Akademien, ja die meisten Gelehrtenschulen waren Hesperidengärten, aus denen bis heutigen Tag unzählige Männer, reich beladen mit goldenen Früchten, in's Leben treten. Die beiden Schlegel waren solche, und mit gerechtem Grimme fuhren sie über das Volk im Pfuhle her, das seinen Meister, den großen Goethe, über die Andern vergessen konnte. Nur Schade, daß sie in ihrem Eifer zu weit gingen, und auch Schillern, weil er seiner Jugendwerke wegen von der Menge gepriesen wurde, mit den Uebrigen herabzusetzen strebten. Allein diesem schadete das nicht, und er sowohl als Goethe lebten unbekümmert um den Streit, der ihretwegen geführt wurde, in vertrautester Freundschaft, und das richtige Urtheil, welches Goethe und Schiller neben einander jeden in seiner Weise trefflich bestehen läßt, hat in neuester Zeit doch gesiegt. Schiller, der edle Schwärmer, ward schon im J. 1805 hinweggenommen, und die Vorsehung scheint seinem liebenden Herzen dieß als Wohlthat erwiesen zu haben, damit er nicht das Unglück seines Vaterlandes erleben mußte. Denn während die französischen Heere in's Land einfielen und gewaltsam alles freie Aufstreben niederschlugen, verstummten auch die Sänger, und gelitten waren nur jene mittelmäßigen Geister, die auf Brettern und in Lesekabinetten ihre undeutsche, entnervende und unerquickliche Kost mittheilten. Nur hie und da wagten es kühne Männer, wie Fichte, Arndt, Jahn u. A., mitten unter Franzosen deutscher Freiheit zu erwähnen, und als im J. 1813 die Deutschen sich ermannten, da sprachen und sangen Mehrere, und in allen Gauen tönte die vaterländische Harfe, die, dem Lützowischen Jagdhorne gleich, zur Schlacht und zum Kampfe rief. Damals verließ der junge Theodor Körner die Hauptstadt Wien, wo er als gefeierter Dichter in Gunst und Wohlleben sich bewegte, um in der Lützowischen Jägerschaar durch Leier und Schwert für das Vaterland zu streiten. An der Büste der Königin Louise (von Rauch) sang er begeistert also:

Du schläfst so sanft! — die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder,
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Frieden schließt die klaren Augen.

So ſchlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott verſöhnt die roſt'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchſten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben,
So ſollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unſre Enkel freie Männer ſterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutſche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Und wie er dann betete während der Schlacht:

Vater, ich rufe dich!
S' iſt ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligſte ſchützen wir mit dem Schwerte,
Drum fallend und ſiegend preiſ' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Ein anderes Gepräge als Gleim's ſchläfrige Grenadierlieder haben ſeine Kriegsgeſänge: „Was glänzt dort im Walde! — Friſch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen, — Männer und Buben" — und das Schwertlied, wenige Stunden vor ſeinem Tode in einem Gehölze gedichtet, werden geſungen ſein, ſo lange Deutſche ſingen. In einem Gefechte bei Roſenberg, unweit Schwerin, fiel er, zu früh für ſeine Freunde und Deutſchland, nicht zu früh für ſeinen Ruhm. Im freien Deutſchland und im Frieden erhob ſich dann der deutſche Sang freudiger und lebendiger als je; nicht mehr die gezierte, ſüßliche Weiſe, gleich Göthe und Schiller kräftig und natürlich ſangen Rückert, Uhland, Kerner, Schwab, Pfitzer; lauter Schwaben, als wollten ſie den alten Minneſang erneuern, und ihnen nach die Oeſtreicher: Grillparzer, Anaſtaſius Grün, Lenau, Zedlitz; die Norddeutſchen: W. Müller, Heyne, Schulze, Arnim, Maltitz, Holtei, Dingelſtedt, Freiligrath, u. v. a.; wie im Befreiungskriege wetteiferte Alles, was deutſche Zunge hatte, im volksthümlichen, neuen und erhebenden Geſange. Der deutſche Fleiß arbeitete aber zugleich, durch Unterricht das geſammte Volk aufzuklären und zu erheben. Rouſſeau's Ideen benützten ſchon Baſedow und Salzmann im 18. Jahrhundert, ſie führten die deutſche Sprache in die Schulen ein und verwandelten die düſtern Zwinger in heitere Pflanzgärten fröhlich aufkeimender Jugend; nur ſchadeten ſie dadurch, daß ſie den ernſten und frommen Sinn verſcheuchten und an die Stelle der auf Alterthumskunde gegründeten Wiſſenſchaft bloß ſogenannte gemeinnützige Kenntniſſe empfahlen, die ohne

den beseeligenden Hauch des höhern Lebens nur engherzige selbstsüchtige Menschen ohne Gottesfurcht und ohne Menschenliebe erziehen. Ein zweites Uebel entspann sich durch den Gebrauch der französischen Sprache, die in allen höhern Kreisen gesprochen und auch bei den mittlern Ständen, mehr als die deutsche geübt wurde. Die französischen Emigranten, nicht selten Leute von glatten und feinen, aber auch zugleich verdorbenen Sitten, wurden häufig als Erzieher und Hofmeister, die weiblichen Personen als Gouvernanten angestellt, und man hielt es in Deutschand für das Wichtigste im Unterrichte, daß die Kinder gut französisch schwatzten. Diesem Unwesen machte wohl, (doch nur zum Theil) der Befreiungskrieg ein Ende, und die sämmtliche Erziehung und Bildung wurde durch treffliche Schulmänner und Erzieher, wie sie nur Deutschland hat, wieder verbessert. Obgleich Mädchen und Frauen ihrer Bestimmung nach keiner streng wissenschaftlichen Gelehrsamkeit bedürfen, steht es ihnen doch wohl an, wenn sie Namen wie folgende: Alexander Humboldt, der Amerika und Asien bereiste und kühne Blicke that in die Natur, Wilhelm Humboldt, dessen Bruder, feiner Denker und Kunstkenner; die Gebrüder Grimm, deutsche Sprachforscher; Schelling, tiefer Denker und, gleich Hegel, Stifter einer neuen Philosophie; Oken, Naturforscher, und die Geschichtschreiber: Johann Müller, Spittler, Luden, Schlosser, Pölitz, Rotteck, Wachsmuth, Gervinus, Raumer, Varnhagen, Dahlmann u. a. mit Ehrfurcht nennen.

Da hat sich denn auch wieder der fromme deutsche Glaube, welchen die französischen Schwindler auch uns Deutschen, sammt der alten Ehrbarkeit und Sittlichkeit, rauben wollten, wieder mächtig erhoben; und Röhr, Herder, Niemeier, Schleiermacher, Ammon, Tschirner, Wegscheider, Gesenius, Paulus, Brettschneider haben in Kirchen und Hochschulen reinere Begriffe vom Christenthum gelehrt. Wo solche Männer und mit ihnen Philosophen und Philologen (Alterthumsforscher) vorgearbeitet haben, ist kein gänzlicher Rückfall zu befürchten, wenn auch Heuchler und beschränkte Frömmler, (die nicht einmal den Namen der Mystiker und Pietisten, die nur einem Jakob Böhme und Philipp Spener zustehen, verdienen), wieder Unkraut in den Weizen säen wollen. Auch der alte böse Feind in Rom rührt sich wieder und will durch Verhinderung der gemischten Ehen den alten Religionshaß wieder aufregen; doch wird das deutsche Volk auf der Wache sein, und deutsche Prälaten, wie Sailler und Wessenberg, werden sich wohl rühren, um die wackern Rheinländer, die Baiern, Oestreicher und Böhmen lieber vorwärts als zurückzuführen. Gute Zeichen für bessere Zeiten sind die Stimmen aus Ungarn, wo in neuester Zeit die katholischen Stände auf den Reichstagen*) so ritterlich die Glaubensfreiheit verfochten haben.

Auch zeichnen sich die deutschen Missionäre nächst den dänischen und englischen vortheilhaft aus, weil sie die armen Wilden nicht nur

*) Siehe: Religionsbeschwerden der Protestanten in Ungarn, wie sie auf dem Reichstage im Jahre 1833 verhandelt worden. Herausgegeben von Elias Tibiskanus. Leipzig, Verlag von W. Einhorn 1838.

zu fristen. Tausend Andere kamen in eben diesen Kriegen durch Handel und Gewerbe in kurzer Zeit zu großem Vermögen; denn Kriegsheere brauchen viel mehr zur Kleidung, Verpflegung und Nahrung, als eine verhältnißmäßige Anzahl friedlicher Bürger, und nach geschlagenen Schlachten, nach ermüdenden Märschen ist in dem Lager das Leben schwelgerischer, als in der Hütte des mäßigen Landmanns. Weil nun vom J. 1792 bis 1815 beinahe alle Länder Europa's nur ein Lager waren, theilte sich diese schwelgerische Lebensart auch den friedlichen Bewohnern mit. Zuerst lebten diejenigen, die gewonnen hatten, besser, kleideten sich kostbarer, wohnten bequemer und aßen leckerer; ihr Beispiel trieb auch die Uebrigen, sich so viel zu erwerben, um es ihnen gleich zu thun. Und so schmiedeten sich die Menschen in derselben Zeit, wo sie so manche andere Fessel abstreiften, neue Sklavenketten, indem sie sich an Genüsse gewöhnten, die zu bestreiten härtere Frohnen erheischte, als je eine Herrschaft auferlegte. Zu dem Leichtsinn und der Verschwendung trug auch nicht wenig das Papiergeld bei, welches die Fürsten, da sie nicht so viel Gold und Silber hatten, um ihre unaufhörlichen Kriege zu führen, ausgeben mußten. Diese Art von Geld hat aber nicht den festen und bestehenden Werth, und hatte ihn in dieser Zeit am wenigsten, da man ja auch Landesfürsten fallen sah; mit jeder verlornen Schlacht änderte sich der Werth dieses Geldes, und kein Wunder, daß es von den Meisten leichtfertig versplittert und daher die alte Sparsamkeit immer seltener wurde. Am meisten gewannen bei diesem Wechsel der Dinge die Engländer, welche nur mit großem Aufwande die ungeheueren Rüstungen zur See und die Coalitionen auf dem Festlande bestreiten konnten; doch der Handel nach Ostindien war um so lebhafter, und alle Hände waren in größter Thätigkeit, um Waffen, Tuch und andere Woll-, Leder- und Metallwaaren zu fertigen, für welche das Festland sein letztes Gold und Silber zahlen mußte. Aber der Luxus stieg auch mit diesem vermehrten Erwerbe, und die Hände reichten nicht mehr zu; darum wurden nun immer mehr Maschinen erfunden, um die Fabriken mit möglichst wenig Menschen zu betreiben. Dahin gehören, außer den verbesserten Dampfmaschinen, die Spinnmaschine, von Robert Arkwright im J. 1774 erfunden und besonders nachher angewandt. In diese Zeit fällt auch die Erfindung der Gasbeleuchtung. Von dem wohlthätigsten und größten Erfolge auf Handel und Betriebsamkeit ist aber die Erfindung der Dampfschiffe und Dampfwagen, mit welchen letztern die Eisenbahnen in Verbindung stehen. Nordamerika hat hierin den Anfang gemacht, und schon jetzt durchschneiden England, Frankreich und Deutschland Eisenbahnen, und auf den Flüssen und auf dem Weltmeere fahren unzählige Dampfböte, den Wellen und den Stürmen trotzend. Ehe England die Vortheile seiner erhöhten Gewerbsthätigkeit erlebte, traf es ein Schlag, der geeignet war, es ganz zu vernichten. Wir meinen die Continentalsperre, durch welche aller Verkehr mit dem festen Lande aufhörte und nur auf Schleichhandel beschränkt war. Da häuften sich die Colonialwaaren in den brittischen Handelslagern, und die Fabrikanten mußten Tausende von Arbeitern entlassen, welche brodlos bald die ge-

fährlichsten Tumulte veranlaßten. Dagegen erhoben sich in Frankreich und auf dem ganzen festen Lande Fabriken und Manufakturen, und man entwöhnte sich mancher überseeischen Erzeugnisse, oder ersetzte sie durch sogenannte Surrogate. Das letztere wurde am glücklichsten mit dem Zucker versucht und ausgeführt, nachdem man zuerst in Frankreich die Entdeckung gemacht hatte, daß die burgundische oder Runkelrübe zuckerstoffhaltig sei; doch wurde erst in neuester Zeit die Runkelrübenfabrikation in Frankreich, später in Deutschland und Oestreich mit Erfolg betrieben. Nach dem Sturze Napoleons überschwemmten die englischen Waaren wieder die Märkte des Festlandes; aber sie mußten um einen beispiellos herabgesetzten Preis hingegeben werden, weil auch in allen Ländern einheimische Fabrikate in Menge da waren, und die lange Sperre die Colonialerzeugnisse einem großen Theile der Bevölkerung entbehrlich gemacht hatte. Die Wohlfeilheit und zugleich das Glück des Friedens vermehrte wieder die allgemeine Neigung zum Wohlleben und zum Luxus, der nun in der neuesten Zeit, wo keine Kriege Gelegenheit zu schnellem Erwerbe gewährten, zur Verarmung vieler Volksklassen führte. Denn trotz des Verbots, fremde Waaren einzuführen, und der großen Zölle auf Specereien u. dgl. konnten doch die Fabriken und Manufakturen des Festlandes nicht überall gedeihen; einzelnstehende Gewerbsmänner aber, die nicht mit großen Geldkräften und Maschinen arbeiten konnten, kamen herab. Wie schwer fühlte da Alles, sich an Dinge und Genüsse gewöhnt zu haben, denen nun aus Armuth entsagt werden sollte. Uebrigens kann es nicht fehlen, daß selbst diese Noth die Menschheit neue Wege lehren wird, um sich ihren Zustand erträglich, ja wieder angenehm zu gestalten. Im Ganzen ist doch Vieles in der neuesten Zeit geschehen, die Herrschaft über die Natur zu gewinnen und über Länder und Meere durch Eisenbahnen und Dampfböte alle Welttheile zu verbinden, woraus Vortheile entsprießen werden, die man jetzt nicht berechnen kann. Ein großes Uebel ist allerdings die so allgemeine Selbst- und Gewinnsucht und das Streben nach irdischen Glücksgütern, während alles Höhere, selbst Religion und Tugend, Kunst und Wissenschaft in den Hintergrund zu treten scheinen. Doch auch diesem Uebel kann und wird der vorgeschrittene Zeitgeist, der ein Geist der erwachten Vernunft und der Humanität ist, durch Volksunterricht, Pflege der Kunst und Wissenschaft und eine die Sittlichkeit begünstigende Gesetzgebung abhelfen. Ja es schadet nicht, wenn die Menschen wieder zur einfachen Lebensweise zurückkehren und in mäßigem Erwerbe wieder den Werth überirdischer Güter höher schätzen lernen, als Gold und Wohlgenuß. Sie werden dann wieder zu Gott sich wenden, den Viele, die so herrlich und in Freude lebten, vergessen haben, und sie werden besser werden durchaus, worauf es ihnen auch besser gehen wird. Gewiß ist es, daß die europäische Menschheit, mögen auch immer im Einzelnen Rückschritte geschehen, im Fortschreiten ist; denn sie ist mündig geworden, und wenn sie auch nicht immer das thut, was sie thun sollte, so weiß sie doch, was zu thun sei, um zur endlichen Vollkommenheit zu gelangen. Betrachten wir hingegen die übrigen Welttheile, wie weit stehen sie hinter Europa zurück. Welch thierische Stumpfheit ist noch

bei den meiſten Völkern Auſtralien's und Afrika's, und wie verwildert ſind die muhamedaniſchen Völkerſtämme von Nordafrika und längs der öſtlichen Küſte dieſes Welttheils hinab? Amerika hat zu unermeßliches Land und zu wenig Menſchen, um, die nordamerikaniſchen Freiſtaaten und Weſtindien ausgenommen, auf eine baldige Geſittung hoffen zu dürfen. Aſien, das wir Europäer meiſt unter dem Namen Morgenland (Orient) begreifen, dieſe Wiege der Menſchheit, wo ſchon vor 6000 Jahren Cultur geweſen, liegt jetzt zum Theil unter türkiſcher Herrſchaft, verwildert, unangebaut und öde; denn der Islam iſt ſtehen geblieben und hat ſich nicht fortgebildet mit der Zeit, und die Despotie, welche ſich in ſeinem Schooße erzeugte, hat die Völker in Trägheit, Unwiſſenheit und gefühlloſes Hinbrüten verſenkt. Am kräftigſten ſtehen noch diejenigen Völkerſtämme, welche in kleinen und unabhängigen Staaten, wie die Tſcherkeſſen am Kaukaſus und andere Bergvölker in Perſien und Indien fortbeſtehen. Perſien ſelbſt hat noch am meiſten Anbau und viel kriegeriſchen Muth. Indeſſen gilt noch immer von vielen aſiatiſchen Völkern, beſonders den Arabern, Perſern und Hindoſtanern, was wir ſchon im erſten Theile dieſer Weltgeſchichte erwähnt haben, daß ſie körperlich kräftiger und edler gebildet ſind, als die Europäer, und daß die geiſtige und leibliche Bildung unter ihnen in beſſerem Verhältniß zu einander ſtehe. Es iſt ein reiches Gemüthsleben im Oriente, jeder Begeiſterung und Aufopferung fähig, und im Ganzen herrſcht der Erdgott, das Geld, dort nicht ſo mächtig, wie bei uns. In Tibet, wo der Dalai Lama als lebendige Gottheit herrſcht, iſt, ſo wie in den Steppenländern von Mittelaſien, rohes Nomadenleben.

In ruſſiſch Aſien ſind die Sonnenſtrahlen und die Regierungsanſtalten zu ſchwach und zu kärglich, um Cultur zu erzeugen. Am beſten bevölkert, ja überfüllt an Leuten iſt das unermeßlich große chineſiſche Reich. Kein Fuß breit iſt da unangebaut; Dorf an Dorf und Stadt an Stadt reihen ſich da an einander; Peking und Nanking, die Hauptſtädte, ſind größer und volkreicher als London; Straßen und Kanäle durchſchneiden das Land. Die meiſten europäiſchen Künſte und Handwerke werden da mit Emſigkeit getrieben, manche Fabrikate beſſer und dauerhafter als bei uns verfertigt, und die Geiſtes- und Herzensbildung der Chineſen iſt ſo zart wie die Blumen ihrer Gärten. Aber bei all' dieſer Ameiſenbetriebſamkeit ſind die Chineſen auf der Stufe der Bildung ſtehen geblieben, auf welcher ſie ſchon vor 2000 Jahren ſtanden, und ſie gleichen unmündigen Kindern, die der Kaiſer und ſeine Mandarinen (Beamte) mit dem Bambusrohre leitet, wie er will. Da gilt nur das Recht der Klugen und der Liſtigen, und das arme Volk hat keine Hilfe gegen die Bedrückung der Reichen und Mächtigen, die eben ſo hochmüthig, wie die Gemeinen ſklaviſch ſind. Darum auch keine Begeiſterung für das Schöne, Wahre und Gute; ſelbſt um ihren Götzendienſt bekümmern ſie ſich nicht, nur das Nützliche iſt das höchſte Gut, nach welchem alle Chineſen ſtreben. Jetzt führen die Engländer Krieg mit ihnen, und es iſt wahrhaft lächerlich, wie feig und erbärmlich ſich ihre Soldaten halten.

So werden ganze Völker, wenn sie den Sinn für Wahrheit, Tugend, Religion und Freiheit verlieren und nur auf Broderwerb ihre Thätigkeit hinlenken.

§ 18. Kunst und Wissenschaft.

Erfreulich ist es für uns, sagen zu dürfen, daß beinahe alle höhere Bildung, welche in dieser gewerb- und gewinnsüchtigen Zeit zur Aufrechthaltung der wahren Menschenwürde und einer dauernden Menschenwohlfahrt erforderlich ist, von dem deutschen Volke ausgegangen sei. Alles, was der tiefsinnige Britte, der geistreiche Franzmann, was bei den übrigen romanischen Völkern die Weisen und Künstler Großes, Wahres und Schönes gedacht, geschrieben, gelehrt und gemacht haben, hat sich zu Ende des 18. Jahrhunderts der Deutsche angeeignet und es mit so viel Glück verarbeitet, daß ein wissenschaftliches Gebäude nun da steht, welches, gleich den gothischen Kirchen des Mittelalters in zeitgemäßer Gestalt aufgeführt, wahrhaft deutsch genannt werden kann und keinem Volke der Welt unbekannt bleiben darf, das mit den übrigen fortschreiten und der großen Aufgabe der Weltverbesserung durch Erziehung des Menschengeschlechts entsprechen will. Mögen indeß sich die Gelehrten, so herrlich sie dastehen mit ihren Forschungen, ja nicht alles Verdienst zuschreiben, sie müssen einen großen Theil desselben und die Anregung der größten Ideen dem Dichter lassen. Wir haben am Schlusse der dritten Periode gesehen, wie die deutschen Dichter schon rühmlich den Britten und den romanischen Völkern nachstrebten; nach dem siebenjährigen Kriege kam der erste Dichter unsers Volkes, der seinen Schriften an den deutschen Höfen, welche bis dahin nur Französisches lasen, Eingang verschaffte. Das war Martin Wieland aus Schwaben, Erzieher des Herzogs von Sachsen-Weimar, der Alles, was bei Griechen und Römern und allen westeuropäischen Völkern Schönes und Edles empfunden und gedacht wurde, in seinen Werken zwar auf eine leichtfertige und minder gründliche Weise, jedoch so gefällig und anmuthig mittheilte, daß selbst die Großen Deutschlands und die Damen mit ihrem leckern Geschmacke sie lesen mochten. Ernster und gewaltiger war das Streben eines andern Mannes, der die ganze Menschheit und besonders das Gebiet der Wahrheit und Humanität im Auge hatte, — Gottfried Herder, ein Preuße, zuletzt Generalsuperintendent in Weimar. Seine Ideen zur Geschichte der Menschheit haben uns gelehrt, über die Ereignisse und Schicksale des Menschengeschlechts nachzudenken und zu urtheilen, und zugleich ohne Winkelzüge den Weg gezeigt, wie Religion und Philosophie Hand in Hand zur Veredlung und Aufklärung der Menschheit wirken können. Auch dadurch zeigte er sich als wahrhaft christlicher Dichter, daß er mit seinem glühenden Herzen aller Völker Stimmen in Liedern sang, und so wieder den Blick der Deutschen auf den wundervollen Orient hinlenkte, wo, mitten im Wuste barbarischer Zerrüttung, tiefes Gefühl und hohe Begeisterung für das Ueberirdische fortlebt; und solche Blicke thun unserm jetzigen Geschlechte

noth, um Frömmigkeit und bei zunehmendem Lichte des Verstandes auch Wärme des Herzens unter dem Lärme der gewerkthätigen Menge zu bewahren.

So Vieles auch Herder und Wieland, Voß und die Uebrigen anregten, war doch noch immer das Höchste in der Poesie nicht erreicht, bis nicht der größte aller deutschen Dichter hervortrat und, mit all' der Fülle romantischer Mannigfaltigkeit die sentimentale Natur in sich überwältigend, wieder die alten Griechen aus der Unterwelt heraufbeschwor, um so ein volksthümliches deutsches Dichten der Welt zu zeigen, und gleich den Minnesängern naiv und einfach nicht Lieder zu schreiben, sondern zu singen, nicht Gefühle zu beschreiben, sondern lebend darzustellen. Das war Wolfgang Goethe, im J. 1749 (nach dem Aachner Frieden) zu Frankfurt a. M., in der alten Kaiser- und Krönungsstadt, geboren, sich selbst bildend, weil die Schulen in neuester Zeit erst für Geister, wie er war, gebildet worden, und er von den Gottscheden und den Uebrigen nicht lernen konnte. Nicht frei war auch er von der einseitigen, aber herzreichen Weise der Sentimentalen, warf aber all' den bedrängenden Wust seiner Empfindungen, der ihm auf seiner Fahrt nach dem Tempel der Diana, zum klaren Griechenhimmel hindernd war, in seinem ersten Romane: Werthers Leiden, weg; und in dem Jahre 1773, wo die Jesuiten aufgehoben wurden und die Amerikaner ihren Freiheitskampf begonnen haben, trat er mit seinem Götz von Berlichingen auf, um Deutschland zu zeigen in einem Gemälde, das an Shakespeare erinnert, was es gewesen, und hinzudeuten, was es werden könne. Das revolutionäre Streben der Zeit theilte auch er, und sein Egmont (vom J. 1788) ist Zeuge davon; doch als das Unglück über unser Vaterland hereinbrach, aus welchem er keine Rettung absah, ging er nach dem Lande, wo die Orangen blühen und Marmorbilder stehen, welche die Andern noch immer mit Vandalenaugen schauten. Denn von Jugend auf, wie er selber sagt, war sein Bestreben, sich mit griechischem Leben und griechischer Weise zu befreunden, und wir wissen es ihm Dank, daß er in solch unpoetischer Zeit ein solch reiches Dichterleben der Welt bewahrte, und uns eine Iphigenia, einen Tasso und Faust und so recht für Deutschlands inneres, heiliges Stillleben das Epos Hermann und Dorothea schenkte. Als darauf das deutsche Land unter dem Joche der Fremden schmachtete, blieb er zurückgezogen und blickte gleich Herdern hinüber in das Morgenland und brachte die Perlen des westöstlichen Divans zurück. Währenddem waren schon die Bardenhaine Deutschlands voll mit Sängern aller Art; doch über alle ragte ein kräftiger Mann, werth, Goethe's Freund und Nebenbuhler seines Ruhms zu sein, der nicht für die Zukunft und das werdende Vaterland, der für das seiende und für die Noth der Zeit in die straffbesaitete Leier schlug.

Friedrich Schiller, geboren im J. 1759 zu Marbach in Würtemberg, trat um das Jahr 1780 mit seinem ersten Trauerspiele: die Räuber, auf eine Art auf, welche der damals überall herrschenden Gesinnung ganz entsprach. Dieses und seine nächstfolgenden Dramen, ungeachtet sie in der Ueberspanntheit der Empfindungen alles Maaß über-

ſchreiten, machten ihn zum Liebling des Publikums, dem Goethe, immer mehr zum griechiſch Naiven hinneigend, wenig zuſagte. Als Schiller darauf nach Weimar kam und ſich dem ernſten Studium der Geſchichte und der Philoſophie widmete, geſtalteten ſich allmälig ſeine poetiſchen Werke ganz anders, und die Bekanntſchaft mit Goethe ſelbſt brachte ihn derjenigen Vollendung näher, welche wir in ſeinem Wallenſtein, in ſeinem Wilhelm Tell, in ſeinen Balladen und lyriſchen Gedichten aus der letztern Zeit mit Recht bewundern, und aus vollem Herzen ſtimmen wir ein mit dem Grafen von Auersperg, wenn er bei der Aufſtellung ſeines Denkmals in Stuttgart ſingt:

Lodert ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu einem
Brande zuſammen!

Daß ſich das Erze
Formend belebe,
Daß ſich des Dichters
Bild d'raus erhebe!

Rieſig und glänzend,
Tönend ſoll's ragen,
Memnon Germania's,
Da es will tagen!

Doch auch zu tönen
Soll es bedacht ſein,
Bräch' einſt in deutſchen
Herzen die Nacht ein!

Dann in der Zwietracht
Düſteren Tagen
Weit ſoll es dröhnen,
Laut ſoll es ſagen:

Lodert ihr deutſchen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu einem
Brande zuſammen!

Es iſt Zeit, hier zu erwähnen, wie in dieſer Periode der Weimarer Hof für ganz Deutſchland die größten Dichter und Schriftſteller lohnte, hegte und herbergte. Die edle Herzogin Amalia von Sachſen-

Weimar, schon im J. 1758 verwittwet*), und während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin ihres Landes, hatte eine entschiedene Neigung für Kunst und Wissenschaft, und hielt es für die größte Zierde ihres Hofes, Künstler und Gelehrte daselbst zu versammeln. Wieland, Knebel, Herder, Goethe, Schiller, Reinhold, Fichte, Schütz, Hummel, Falk, H. Müller u. m. A. waren es, welche Weimar und die nahe liegende Universität Jena zum Mittelpunkte der deutschen Literatur machten. Ihr Sohn, der Herzog Karl August, welcher 1775 die Regierung übernahm, theilte diese Neigung mit der großherzigen Mutter, und so konnte Goethe von ihm singen in dem kleinen Gedichte:

Er.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was priesest du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht.
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chineser
Malet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf's Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

Indessen bildete sich auch um diese Zeit, nahe und fern von Weimar, ein leichtes, seichtes, der Menge eben darum zusagendes Dichtervolk, das mit Theaterstücken und Romanen ganz Deutschland überschwemmte und mit seinen gemeinen Gaben überall willkommen war. Schade, daß darunter manche talentvolle Männer, wie z. B. Kotzebue, Schulze, Lafontaine u. A. waren, die aus Begierde, Allen zu gefallen, ihren Ruhm bei den Bessern und der Nachwelt zum Theil verscherzten**). Recht zur Zeit unternahmen es die Gebrüder

*) Sie war mit dem Herzoge Ernst August Constantin nur zwei Jahre verehelicht, welcher in einem Alter von 20 Jahren starb, und sie war in einem Alter von 18 Jahren Wittwe.

**) Edle Ausnahme machen jedoch viele Romanendichter, vor allen der geistreiche Humorist J. P. Richter.

Friedrich und Wilhelm Schlegel, durch eine scharfe Beurtheilung poetischer Werke den guten Geschmack wieder zu retten, und durch Philosophie und Alterthumskunde eine Kritik zu begründen, vor welcher alle die Schriftsteller, welche von Philosophie und Alterthumskunde wenig Kenntniß hatten, nicht bestehen konnten. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts war durch Imanuel Kant, Professor der Philosophie in Königsberg, ein strenges Denken angeregt worden, das bald in alle Wissenschaften eingriff, und Fichte, Professor in Jena (später in Berlin), wandte dasselbe mehr noch auf das praktische Leben, auf Sitten und Volksthum an. Die Alterthumskunde aber wurde seit Lessing, Heyne und Winkelmann immer mehr eine Quelle des reinsten Sinnes für Humanität, Kunst und Gelehrsamkeit, und wir müßten viele Namen nennen, wenn wir das reiche Blüthenleben der griechischen und römischen Sprachkunde in Deutschland unsern Leserinnen schildern wollten. Die deutschen Akademien, ja die meisten Gelehrtenschulen waren Hesperidengärten, aus denen bis heutigen Tag unzählige Männer, reich beladen mit goldenen Früchten, in's Leben treten. Die beiden Schlegel waren solche, und mit gerechtem Grimme fuhren sie über das Volk im Pfuhle her, das seinen Meister, den großen Goethe, über die Andern vergessen konnte. Nur Schade, daß sie in ihrem Eifer zu weit gingen, und auch Schillern, weil er seiner Jugendwerke wegen von der Menge gepriesen wurde, mit den Uebrigen herabzusetzen strebten. Allein diesem schadete das nicht, und er sowohl als Goethe lebten unbekümmert um den Streit, der ihretwegen geführt wurde, in vertrautester Freundschaft, und das richtige Urtheil, welches Goethe und Schiller neben einander jeden in seiner Weise trefflich bestehen läßt, hat in neuester Zeit doch gesiegt. Schiller, der edle Schwärmer, ward schon im J. 1805 hinweggenommen, und die Vorsehung scheint seinem liebenden Herzen dieß als Wohlthat erwiesen zu haben, damit er nicht das Unglück seines Vaterlandes erleben mußte. Denn während die französischen Heere in's Land einfielen und gewaltsam alles freie Aufstreben niederschlugen, verstummten auch die Sänger, und gelitten waren nur jene mittelmäßigen Geister, die auf Brettern und in Lesekabinetten ihre undeutsche, entnervende und unerquickliche Kost mittheilten. Nur hie und da wagten es kühne Männer, wie Fichte, Arndt, Jahn u. A., mitten unter Franzosen deutscher Freiheit zu erwähnen, und als im J. 1813 die Deutschen sich ermannten, da sprachen und sangen Mehrere, und in allen Gauen tönte die vaterländische Harfe, die, dem Lützowischen Jagdhorne gleich, zur Schlacht und zum Kampfe rief. Damals verließ der junge Theodor Körner die Hauptstadt Wien, wo er als gefeierter Dichter in Gunst und Wohlleben sich bewegte, um in der Lützowischen Jägerschaar durch Leier und Schwert für das Vaterland zu streiten. An der Büste der Königin Louise (von Rauch) sang er begeistert also:

Du schläfst so sanft! — die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder,
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Frieden schließt die klaren Augen.

So ſchlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott verſöhnt die roſt'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchſten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben,
So ſollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unſre Enkel freie Männer ſterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutſche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Und wie er dann betete während der Schlacht:

Vater, ich rufe dich!
S' iſt ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligſte ſchützen wir mit dem Schwerte,
Drum fallend und ſiegend preiſ' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Ein anderes Gepräge als Gleim's ſchläfrige Grenadierlieder haben ſeine Kriegsgeſänge: „Was glänzt dort im Walde! — Friſch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen, — Männer und Buben" — und das Schwertlied, wenige Stunden vor ſeinem Tode in einem Gehölze gedichtet, werden geſungen ſein, ſo lange Deutſche ſingen. In einem Gefechte bei Roſenberg, unweit Schwerin, fiel er, zu früh für ſeine Freunde und Deutſchland, nicht zu früh für ſeinen Ruhm. Im freien Deutſchland und im Frieden erhob ſich dann der deutſche Sang freudiger und lebendiger als je; nicht mehr die gezierte, ſüßliche Weiſe, gleich Göthe und Schiller kräftig und natürlich ſangen Rückert, Uhland, Kerner, Schwab, Pfitzer; lauter Schwaben, als wollten ſie den alten Minneſang erneuern, und ihnen nach die Oeſtreicher: Grillparzer, Anaſtaſius Grün, Lenau, Zedlitz; die Norddeutſchen: W. Müller, Heyne, Schulze, Arnim, Maltitz, Holtei, Dingelſtedt, Freiligrath, u. v. a.; wie im Befreiungskriege wetteiferte Alles, was deutſche Zunge hatte, im volksthümlichen, neuen und erhebenden Geſange. Der deutſche Fleiß arbeitete aber zugleich, durch Unterricht das geſammte Volk aufzuklären und zu erheben. Rouſſeau's Ideen benützten ſchon Baſedow und Salzmann im 18. Jahrhundert, ſie führten die deutſche Sprache in die Schulen ein und verwandelten die düſtern Zwinger in heitere Pflanzgärten fröhlich aufkeimender Jugend; nur ſchadeten ſie dadurch, daß ſie den ernſten und frommen Sinn verſcheuchten und an die Stelle der auf Alterthumskunde gegründeten Wiſſenſchaft bloß ſogenannte gemeinnützige Kenntniſſe empfahlen, die ohne

den beseeligenden Hauch des höhern Lebens nur engherzige selbstsüchtige Menschen ohne Gottesfurcht und ohne Menschenliebe erziehen. Ein zweites Uebel entspann sich durch den Gebrauch der französischen Sprache, die in allen höhern Kreisen gesprochen und auch bei den mittlern Ständen, mehr als die deutsche geübt wurde. Die französischen Emigranten, nicht selten Leute von glatten und feinen, aber auch zugleich verdorbenen Sitten, wurden häufig als Erzieher und Hofmeister, die weiblichen Personen als Gouvernanten angestellt, und man hielt es in Deutschand für das Wichtigste im Unterrichte, daß die Kinder gut französisch schwatzten. Diesem Unwesen machte wohl, (doch nur zum Theil) der Befreiungskrieg ein Ende, und die sämmtliche Erziehung und Bildung wurde durch treffliche Schulmänner und Erzieher, wie sie nur Deutschland hat, wieder verbessert. Obgleich Mädchen und Frauen ihrer Bestimmung nach keiner streng wissenschaftlichen Gelehrsamkeit bedürfen, steht es ihnen doch wohl an, wenn sie Namen wie folgende: Alexander Humboldt, der Amerika und Asien bereiste und kühne Blicke that in die Natur, Wilhelm Humboldt, dessen Bruder, feiner Denker und Kunstkenner; die Gebrüder Grimm, deutsche Sprachforscher; Schelling, tiefer Denker und, gleich Hegel, Stifter einer neuen Philosophie; Oken, Naturforscher, und die Geschichtschreiber: Johann Müller, Spittler, Luden, Schlosser, Pölitz, Rotteck, Wachsmuth, Gervinus, Raumer, Varnhagen, Dahlmann u. a. mit Ehrfurcht nennen.

Da hat sich denn auch wieder der fromme deutsche Glaube, welchen die französischen Schwindler auch uns Deutschen, sammt der alten Ehrbarkeit und Sittlichkeit, rauben wollten, wieder mächtig erhoben; und Röhr, Herder, Niemeier, Schleiermacher, Ammon, Tschirner, Wegscheider, Gesenius, Paulus, Brettschneider haben in Kirchen und Hochschulen reinere Begriffe vom Christenthum gelehrt. Wo solche Männer und mit ihnen Philosophen und Philologen (Alterthumsforscher) vorgearbeitet haben, ist kein gänzlicher Rückfall zu befürchten, wenn auch Heuchler und beschränkte Frömmler, (die nicht einmal den Namen der Mystiker und Pietisten, die nur einem Jakob Böhme und Philipp Spener zustehen, verdienen), wieder Unkraut in den Weizen säen wollen. Auch der alte böse Feind in Rom rührt sich wieder und will durch Verhinderung der gemischten Ehen den alten Religionshaß wieder aufregen; doch wird das deutsche Volk auf der Wache sein, und deutsche Prälaten, wie Sailler und Wessenberg, werden sich wohl rühren, um die wackern Rheinländer, die Baiern, Oestreicher und Böhmen lieber vorwärts als zurückzuführen. Gute Zeichen für bessere Zeiten sind die Stimmen aus Ungarn, wo in neuester Zeit die katholischen Stände auf den Reichstagen*) so ritterlich die Glaubensfreiheit verfochten haben.

Auch zeichnen sich die deutschen Missionäre nächst den dänischen und englischen vortheilhaft aus, weil sie die armen Wilden nicht nur

---

*) Siehe: Religionsbeschwerden der Protestanten in Ungarn, wie sie auf dem Reichstage im Jahre 1833 verhandelt worden. Herausgegeben von Elias Tibiskanus. Leipzig, Verlag von W. Einhorn 1838.

bekehren, d. i. mit den äußerlichen Gebräuchen der Religion bekannt machen und taufen, ſondern durch Unterricht in Handwerken und allerlei Kunſtfertigkeiten und durch Anweiſung zur Ordnung, Reinlichkeit und Arbeitſamkeit neue Menſchen aus ihnen machen.

Aber auch die übrigen Völker Europa's ſind in dieſer Zeit wacker fortgeſchritten; nur erlaubt der Raum nicht, alle Beſtrebungen und alle große Gelehrte und Dichter hier namhaft zu machen. Wir beſchränken uns alſo darauf, von den Engländern zu ſagen, daß ſie insbeſondere in Naturwiſſenſchaften, Erdkunde, Mathematik ſich hervorthun, große Redner im Parlamente bilden und unter zahlloſen Dichtern und Dichterinnen den großen Byron und ſeinen Freund Moore, Walter Scott, Lady Morgan, Bulwer, Boz, die Amerikaner Waſhington, Irwing und Cooper haben. Eins müſſen wir den Engländern nachrühmen, daß ſie in ihrer Erziehung auf ſtrenge Zucht halten und nicht, wie z. B. in Frankreich und auch hie und da in Deutſchland, der Jugend Freiheiten einräumen, die eine ruhige Entwickelung derſelben hindert, und daß ſie noch immer griechiſche und römiſche Literatur für das Weſentliche in der gelehrten Bildung halten und in allen Ständen den religiöſen Sinn zu bewahren ſuchen*). In Naturwiſſenſchaften und in allen gemeinnützigen Kenntniſſen eifern die Franzoſen den Britten beſtens nach: wer kennt nicht einen Cuvier, Juſſieux, Lavoiſier, und iſt doch von ihnen der Luftballon und der Telegraph und in neueſter Zeit die Lichtbildekunſt erfunden worden. Erſterer von den Gebrüdern Joſeph und Stephan Montgolfier und zwar im J. 1783; vielen Freunden und von der Schreckensregierung Verfolgte retteten dieſe edlen Männer durch ihre neue Erfindung das Leben. Die Telegraphen oder Fernſchreibmaſchinen wurden durch Chapee, zu Ende des 18. Jahrhunderts erfunden und dazu angewandt, die Nachrichten vom Nationalconvent ſo ſchnell als möglich in alle Theile des Landes zu verbreiten. Die Lichtbilder verdanken wir dem Chemiker Daguerre, daher dieſe Art Bilder auch Daguerrotypen heißen. Auch in der Geſchichte haben die Franzoſen große Männer, die nicht ſelten, wie Guizot, Thiers u. a. von der Lehrkanzel in's Miniſterium und in andere hohe Aemter berufen wurden. Sie verſtehen beſonders, lebendige Darſtellung in ihren Vortrag zu bringen und darin allen Reiz der anmuthigen Erzählung zu entwickeln, welcher der Nation auch im Umgange ſo eigen iſt. Dichter ſind auch in neueſter Zeit hier mehr als je aufgetreten, und die ſogenannten Romantiker haben endlich die Feſſel der alten Akademie abgeſtreift und dichten, gleich den Britten und Deutſchen, freier und natürlicher; nur ſind manche ihrer Schriftſteller zu treue Darſteller des ſchmutzigen und in Sinnlichkeit verſunkenen Lebens, ihre Phantaſie iſt noch voll der Henkersſcenen aus der Revolution,

*) Die ſegensreiche Entdeckung der neuen Arzneikunde, die ſchützende Kraft der Kuhpocken-Einimpfung gegen die natürlichen Blattern, verdanken wir dem engliſchen Arzte Jenner, der durch die tiefe Auffaſſung und Verfolgung der durch Zufall ihm bekannt gewordenen Thatſache ein unſterbliches Denkmal eines edlen Geiſtes ſich geſetzt und gerechten Anſpruch auf den Ruhm eines der größten Wohlthäter der Menſchheit ſich erworben.

und nur mit Auswahl darf man ihre Romane und andre Poesien empfehlen. Rühmlich bekannt ist Chateaubriand, Louise Stael, geborne Necker, Lamartine, Florian, Delavigne, Beranger, Victor Hugo, die Freunde Barthelemy und Mery, der Lustspieldichter Scribe, die Baronin Dudevant, welche sich in ihren Schriften George Sand nennt. Die Künste haben gleich der Poesie zu Ende des 18. Jahrhunderts reißende Fortschritte gethan, und mit Recht konnte Schiller singen:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle
Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

Außer der Baukunst, die sich mehr in der Verschönerung ganzer Städte zeigt, hat sich auch die Bildhauerkunst wieder erhoben. Der Italiener Canova, der Däne Thorwaldsen, die Deutschen, um nur Einige zu nennen, Danecker, Schadow, Rauch und Zauner. Auch in der Malerei sind treffliche Meister in Wien, Düsseldorf, Dresden, und vor Allen befördert der jetzige König Ludwig von Baiern außer der Malerei noch alle übrige bildende Künste, und München ist durch ihn ein deutsches Athen geworden. Die eigentliche Kunst des Zeitalters ist aber die Musik, welche wieder am meisten, nächst Italien, in Deutschland gehegt und gepflegt wird, so daß nicht nur die Opernsänger und Concertspieler, sondern alles Volk, die Bürgerfamilie in ihrem Hause, der Handwerker in seiner Werkstätte und auf der Wanderung, der Landmann auf dem Felde und der Soldat im Feldlager frohe heitere Lieder singen. Hayden, Mozart und Beethoven haben den Italienern die Palme entrissen, und sie, die größten Meister in der Tonkunst, mit Stolze können wir es sagen, sind unser. Viele Andere könnten wir noch nennen, die diesen Meistern nachgestrebt und eine deutsche Musik gegründet haben; wir nennen nur Weber, der die Heldenlieder Körners so meisterlich gesetzt hat, Meyer-Beer, Marschner. Unter den Italienern haben sich Rossini und Montini hervorgethan, und in neuester Zeit Bellini und die Franzosen Auber und Boieldieu.

Das Theater ist in Deutschland, England und Frankreich nebst der Oper in neuester Zeit herrlich geworden, und kommt auch noch im-

mer viel Seichtes auf die Bühne, ſo ſind doch die Dramen eines Miller, Collin, Werner, Houwald, Raupach, Grillparzer, Zedlitz, Heinrich Kleiſt, Uhland, Holtei, Halm, Bauernfeld u. m. a. erfreuliche Erſcheinungen; eben ſo wie Schauſpieler und Sänger beiderlei Geſchlechts, die ſowohl durch ihre Kunſt, als auch durch ihre Bildung und Sittlichkeit der allgemeinen Liebe und Achtung werth ſind.

§ 19. Die Frauen.

Schon in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution iſt geſagt worden, wie viel Antheil an dieſer gewaltſamen Umwälzung das weibliche Geſchlecht genommen habe; wir fügen nur noch hinzu, daß wohl die Sittenloſigkeit, die unter den letzten Regierungen am Hofe der franzöſiſchen Könige geherrſcht, eben ſo viel, als die Belaſtung des Volkes durch unerſchwingliche Auflagen beigetragen habe. In einem Lande, wo die Königinnen und Prinzeſſinen (wie unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans und Ludwigs XV. es der Fall war) gemeinen Weibern, oder Tänzerinnen und Sängerinnen nachſtehen mußten, bildete ſich allmählig, wenigſtens bei dem weiblichen Geſchlechte, die Idee der Gleichheit aus. Anders ſollte es unter Ludwig XVI. werden, der neben ſeiner Gemahlin keiner Frau beſondere Gunſt bezeigte und wieder Sittlichkeit und Ordnung am Hofe einführte. Marie Antoinette war ganz geeignet, durch ihre Würde ſowohl als Liebenswürdigkeit alle Hofdamen zu überſtrahlen; allein ſie war zu arglos, um ſich nicht durch eben dieſe Vorzüge eine Unzahl von Feindinnen am Hofe zu erwecken, deren Haß um ſo unverſöhnlicher war, je weniger ſie im Stande waren, den Glanz ihrer Erſcheinung zu verdunkeln, indem die Königin ganz abſichtlich allen Prunk, Schmuck und Edelſteine ablegte und ſich begnügte, in einfachem, aber höchſt geſchmackvollem Anzuge täglich neu und anders zu erſcheinen. Dadurch wurde ſie die Schöpferin der Mode, welche zuerſt nur den Hof und Paris, bald ganz Frankreich und endlich ganz Europa beherrſchen ſollte. Die Modehändlerin Mademoiſelle Bertin und die Operntänzerin Mademoiſelle Guimard gingen ihr in Erfindung gefälliger Formen treulich an die Hand und tyranniſirten mit ihrer königlichen Gebieterin die weibliche Welt, welche ſich's nun einmal nicht nehmen ließ, der Königin in geſchmackvoller Kleidung völlig gleich zu kommen. Als Marie Antoinette ſich in einem ſolchen modiſchen Putze einſt malen ließ und das Portrait ihrer Mutter ſandte, ſchickte ihr Maria Thereſia daſſelbe zurück und ſchrieb: „Ich habe das Bild der Königin von Frankreich erwartet und du haſt mir eine Operntänzerin geſandt.“ Leider ging dieſe mütterliche Lehre bei der jungen Fürſtin verloren, die, umgeben von einem leichtfertigen Hofe, noch obendrein durch prachtvolle Feſte immer mehr Aergerniß gab. Ihr Hang zu theatraliſchen Vorſtellungen, in welchen ſie auf einem kleinen Hoftheater ſelbſt ſpielte, ſchadete gleichfalls ihrem Anſehen, und ihre Feinde, vor allen der ausgeartete Herzog von Orleans, welchen die Brüder des Königs darum

so haßten, weil er ihnen ungeheure Summen im Spiele abgewann, wußten solche Hofereignisse zur Herabsetzung der Königin überall zu verbreiten. Wahr ist es indessen, daß sich Marie Antoinette, sobald sie erfuhr, in welch trostlosem Zustande die Finanzen wären, sogleich zurückzog, ihre Feste einstellte und an der Leitung der Geschäfte Antheil nahm; allein es war zu spät, der König und sie ließen sich zu oft von den Prinzen zu Maaßregeln verleiten, die Alles nur noch mehr verwirrten. Dennoch bleibt ihr Benehmen im Kerker, vor ihren Richtern und noch auf dem Blutgerüste ein Denkmal weiblicher Größe, wie sie selten auf Thronen gefunden wird, und die Nachwelt wird ihrem entsetzlichen Schicksale eine mitleidige Thräne nicht versagen; sind ja doch selbst die Furien des weiblichen Pariser Pöbels, als ihr Haupt unter der Guillotine fiel, sichtbar erbebt und gingen stillschweigend auseinander, so sehr die Handlanger der Schreckensmänner zu muthwilligen Ausbrüchen roher Lustbezeugung herausforderten. Mit dem Tode des Königs und der Königin wurde aus dem artigsten und höflichsten Volke der Welt das roheste und ungebührlichste, das sich darin überbot, es dem niedrigsten Pöbel gleich zu thun. Nicht nur Perücken, Staatskleider und Degen wurden abgelegt, die Männer erschienen in langen Haaren mit der Jakobinermütze, kurzen Wämsern und langen Schifferhosen; selbst in Gesellschaften und auf Bällen erschien man in solchem Aufzuge, der zugleich mit einer wegwerfenden Behandlung der Frauen verbunden war. Letztere wurden eben darum, weil sie Männer geworden waren, äußerst grob behandelt. Im Stillen aber schaffte durch einige außerordentliche Frauen, die selbst diese Sansculotten zu zähmen wußten, die Macht der weiblichen Anmuth zum Besten der Menschheit fort. Außer Madame Roland, von der schon gesagt worden, verdienen noch mehrere edle Frauen dieses Lob, vor allen aber Josephine Beauharnois. Auch diese wurde nebst ihrem Gatten mit den übrigen Girondisten verhaftet und erwartete schon den Tod, der täglich mehrere aus den Kerkern abrief; doch sie sollte einer bessern Zeit aufbewahrt werden, und ihr Gemahl war eins der letzten Opfer Robespierre's, nach dessen Hinrichtung sie ihre Freiheit wieder erlangte. Um diese Zeit kam noch eine andere geistreiche Frau nach Paris, Frau von Fontenay aus Bordeaux. Als sich letztere Stadt nebst vielen andern, wie schon erzählt worden, gegen den Nationalconvent empörte, wurde Tallien dahin gesandt, um die Rebellen zu züchtigen. Es stand den unglücklichen Bewohnern ein entsetzliches Blutbad und Einäscherung bevor. Da gelang es dieser Frau, durch ihre Reize den wilden Machthaber dergestalt einzunehmen, daß er die Stadt höchst milde behandelte und sich selbst darüber die Mißbilligung des Nationalconvents zuzog. Sie wurde darauf Talliens Gemahlin und Josephinens Freundin, und ihre Häuser waren es, wo die Directoren Barras, Sièyes und Andere von der gemäßigten Partei sich versammelten und unter geselliger Unterhaltung die wichtigsten Staatsangelegenheiten einleiteten, besprachen und vorbereiteten. Hier war es, wo Buonaparte eingeführt zuerst näher bekannt wurde, so daß er den ehrenvollen Oberbefehl der Armee von Italien erhielt, der ihn dann zum Mann des Volkes und der Republik erhob. Im J. 1796 ver-

mählte er sich mit Josephine, und aus seinen Briefen, die er damals aus Italien an sie schrieb, spricht jede Zeile, wie der Mann, der von Siegen zu Siegen eilte, sie innig liebte. Er nennt sie nie anders, als mio dolce amor! und in einem schreibt er unter andern: „Du bist der einzige Gedanke meines Lebens. Wenn ich von dem Wirrwarr der Geschäfte gelangweilt bin, wenn ich deren Ausgang fürchte, wenn die Menschen mich anekeln, wenn ich nahe daran bin, das Leben zu verwünschen, dann leg' ich die Hand an mein Herz, dein Bild lebt darin. Zu leben für Josephine, dieß ist die Geschichte meines Lebens!" Als Napoleon darauf nach dem Frieden von Campo Formio zurückkam, war sie wieder der Engel des Friedens, denn im Directorium und im Rathe der Alten und Jungen regten sich gefährliche Anschläge gegen den Sieger. Sie vermittelte, sie beschwichtigte, sie rettete wahrscheinlich sein Leben. Er ging nach Aegypten, und als er bei seiner Rückkehr das Directorium stürzte und Consul wurde, lebte sie anspruchlos, nur der Erziehung ihrer Kinder Eugen und Hortensie, weil Buonaparte, nun mächtig genug, ihre Rathschläge leicht zu entbehren schien. Seine Erhebung zum Kaiser betrübte die Republikanerin, mehr als öffentlich bekannt worden, sie sah mit Angst den geliebten Mann die schwindelnde Höhe hinanklimmen. Ihre Tochter Hortensia, mit König Ludwig von Holland vermählt, war an natürlicher Bescheidenheit ihrer Mutter ähnlich, ähnlich auch an Gesinnung, und diese Tochter, wie auch ihr Sohn, der edelste aller Napoleoniden, der Vicekönig Eugen von Italien, waren noch immer ihr Stolz, und dieß Mutterglück erhob sie weit über allen Glanz des neuen Kaiserhofes. Und diese Frau konnte Napoleon verstoßen, sie, die selbst dann noch in ihrem stillen Malmaison, wohin sie sich zurückzog, nur für ihn lebte! Hier in stiller Zurückgezogenheit erlebte sie auch den Fall Napoleons. Die verbündeten Monarchen, und vorzüglich Kaiser Alexander, erwiesen ihr während ihres Aufenthalts in Paris die größte Hochachtung; als sie aber einen Brief von Napoleon erhielt, welcher ihr Mürats Verrätherei anzeigte, brach ihr die Größe der vielen schmerzlichen Erfahrungen das Herz, und ihre Kinder segnend, mit einem Blick auf die Büste des Kaisers, starb sie am 29. Mai 1814. Ihre letzten Worte waren: „Ich darf sagen, daß durch mich nie eine Thräne geflossen ist!" und bis heute hat noch keine Stimme Frankreichs diese Worte widerlegt. Ihre Tochter Hortensie blieb Napoleon, als ihn beinahe Alles verlassen und verrathen hatte, treu; dasselbe gilt von seiner edlen Schwester, der Fürstin Pauline Borghese. Die Schicksale dieser Frau sind Episoden eines großen Heldengedichts, und vielleicht ist sie unter den Geschwistern Napoleons diejenige, die ihm an Muth und Größe des Gemüths und Geistes am nächsten steht. Ihr erster Gemahl war der General Leclerc, welchen sie nach St. Domingo begleitete, wo sie alle Gefahren eines der furchtbarsten Kriege theilte, und den Schmerz hatte, den theuern Gatten in fremder Erde begraben zu müssen. Napoleon vermählte sie sodann mit dem Fürsten Borghese, und sie folgte mit liebendem Blicke dem Heldengange des großen Bruders, und als er von der Insel Elba zurückkam, sandte sie ihm alle ihre Juwelen. Durch die Familie des Vicekönigs von

Italien begünſtigt, fand ſie ſodann in Baiern einen Zufluchtsort, wo ſie gleich dieſer in würdiger Zurückgezogenheit gelebt.

Wer könnte die Frauen alle nennen, die da Ueberſchwengliches gethan und als Vorbilder ihres Geſchlechts mehr zur Veredlung der Frauen beitragen werden in allen Zeiten, als die neuern Beſtrebungen einer Dudevant und ihres Gleichen, die ſogenannte Emancipation des weiblichen Geſchlechts, d. i. Gleichſtellung mit dem männlichen in allen Rechten, zu bewerkſtelligen. Dieſe Frauen wollen aus den Kreiſen heraustreten, die ihnen die Natur hat angewieſen und wo ſie ſo glücklich als beglückend ſind, und die Natur wird ſich rächen an ihnen und an dem Volke, das ihren Glauben hegt. Gerne gönnen wir auch ſolchen Frauen gerechten Beifall, die durch Empfindung und geiſtreiche Schriften, wie eine Lady Morgan, Staël, Holſtein, Karoline Rudolphi, Sophie Brentano, Eliſe von der Recke, Amalie Imhof, Johanna Schoppenhauer, Gräfin Hahn, Bettina Arnim, Rahel Varnhagen, Prinzeſſin Amalie von Sachſen u. v. a. ergötzen und belehren, die aber erſt dann unſere ganze Verehrung einnehmen, wenn wir erfahren, daß ſie in den parnaſſiſchen Lorbeer die Myrthe weiblicher Anmuth und Tugend verflochten haben. Oft ſind es überſpannte Gefühle und ein überreiztes, krankhaftes Gemüth, das außerordentliche Frauen merkwürdig macht; nur zu oft iſt das Ende ſolcher Weſen gleich dem einer Louiſe Brachmann oder Karoline Stieglitz. Eine ſolche Frau, nur in größerem Style, war auch Lady Eſther Stanhope, die Nichte des großen Pitt, welche im J. 1807 in einem Alter von 24 Jahren, bezaubernd ſchön, anmuthsvoll, von hoher Bildung und reichbegütert, von einem treuloſen Freunde gekränkt, ihr Vaterland verließ und mit allen Schätzen nach Aſien reiſete, wo ſie ſich an der Küſte in Syrien in einem alten verlaſſenen Kloſter eine Wohnung zurichtete und über 30 Jahre umgeben von Negern und Arabern ganz auf morgenländiſche Weiſe lebte. Nur ſelten ließ ſie Reiſende vor, Engländer gar nicht; der franzöſiſche Dichter Lamartine war ſo begünſtigt, gut aufgenommen zu werden; von ihm, einem ihr geiſtesverwandten Schwärmer, haben wir eine anziehende Schilderung von ihr erhalten. Sie war ganz in die Wunderſagen des Morgenlandes verſunken und glaubte in den Sternen die Ankunft des wiederkehrenden Meſſias zu erforſchen, dem ſie ſich ſodann vermählen wollte. Sie ſtarb mit dieſem ſtillen Wahnſinne in einem hohen Alter, und war noch, als Lamartine ſie ſah, von überraſchender Anmuth.

Aechte Weiblichkeit mit einem ſeltenen Muthe vereinigte Emilie Louiſe Gräfin von Lavalette. Sie war die Tochter des Marquis von Beauharnois (der Kaiſerin Joſephine Gatten Bruder), weßhalb ſich auch Buonaparte ihrer annahm und ſie mit dem General und ſpäter Grafen Lavalette vermählte. Als Napoleon von der Inſel Elba zurückkam, war Lavalette einer der Erſten, die ſich ihm anſchloſſen, weßhalb er nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt wurde. Alles verſuchte die liebende Gattin, ihn zu retten, doch wurde ihre Bitte mit Strenge zurück-

Weimar, schon im J. 1758 verwittwet*), und während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin ihres Landes, hatte eine entschiedene Neigung für Kunst und Wissenschaft, und hielt es für die größte Zierde ihres Hofes, Künstler und Gelehrte daselbst zu versammeln. Wieland, Knebel, Herder, Goethe, Schiller, Reinhold, Fichte, Schütz, Hummel, Falk, H. Müller u. m. A. waren es, welche Weimar und die nahe liegende Universität Jena zum Mittelpunkte der deutschen Literatur machten. Ihr Sohn, der Herzog Karl August, welcher 1775 die Regierung übernahm, theilte diese Neigung mit der großherzigen Mutter, und so konnte Goethe von ihm singen in dem kleinen Gedichte:

Er.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär' ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was priesest du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht.
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf's Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

Indessen bildete sich auch um diese Zeit, nahe und fern von Weimar, ein leichtes, seichtes, der Menge eben darum zusagendes Dichtervolk, das mit Theaterstücken und Romanen ganz Deutschland überschwemmte und mit seinen gemeinen Gaben überall willkommen war. Schade, daß darunter manche talentvolle Männer, wie z. B. Kotzebue, Schulze, Lafontaine u. A. waren, die aus Begierde, Allen zu gefallen, ihren Ruhm bei den Bessern und der Nachwelt zum Theil verscherzten**). Recht zur Zeit unternahmen es die Gebrüder

*) Sie war mit dem Herzoge Ernst August Constantin nur zwei Jahre verehelicht, welcher in einem Alter von 20 Jahren starb, und sie war in einem Alter von 18 Jahren Wittwe.

**) Edle Ausnahme machen jedoch viele Romanendichter, vor allen der geistreiche Humorist J. P. Richter.

Friedrich und Wilhelm Schlegel, durch eine scharfe Beurtheilung poetischer Werke den guten Geschmack wieder zu retten, und durch Philosophie und Alterthumskunde eine Kritik zu begründen, vor welcher alle die Schriftsteller, welche von Philosophie und Alterthumskunde wenig Kenntniß hatten, nicht bestehen konnten. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts war durch Immanuel Kant, Professor der Philosophie in Königsberg, ein strenges Denken angeregt worden, das bald in alle Wissenschaften eingriff, und Fichte, Professor in Jena (später in Berlin), wandte dasselbe mehr noch auf das praktische Leben, auf Sitten und Volksthum an. Die Alterthumskunde aber wurde seit Lessing, Heyne und Winkelmann immer mehr eine Quelle des reinsten Sinnes für Humanität, Kunst und Gelehrsamkeit, und wir müßten viele Namen nennen, wenn wir das reiche Blüthenleben der griechischen und römischen Sprachkunde in Deutschland unsern Leserinnen schildern wollten. Die deutschen Akademien, ja die meisten Gelehrtenschulen waren Hesperidengärten, aus denen bis heutigen Tag unzählige Männer, reich beladen mit goldenen Früchten, in's Leben treten. Die beiden Schlegel waren solche, und mit gerechtem Grimme fuhren sie über das Volk im Pfuhle her, das seinen Meister, den großen Goethe, über die Andern vergessen konnte. Nur Schade, daß sie in ihrem Eifer zu weit gingen, und auch Schillern, weil er seiner Jugendwerke wegen von der Menge gepriesen wurde, mit den Uebrigen herabzusetzen strebten. Allein diesem schadete das nicht, und er sowohl als Goethe lebten unbekümmert um den Streit, der ihretwegen geführt wurde, in vertrautester Freundschaft, und das richtige Urtheil, welches Goethe und Schiller neben einander jeden in seiner Weise trefflich bestehen läßt, hat in neuester Zeit doch gesiegt. Schiller, der edle Schwärmer, ward schon im J. 1805 hinweggenommen, und die Vorsehung scheint seinem liebenden Herzen dieß als Wohlthat erwiesen zu haben, damit er nicht das Unglück seines Vaterlandes erleben mußte. Denn während die französischen Heere in's Land einfielen und gewaltsam alles freie Aufstreben niederschlugen, verstummten auch die Sänger, und gelitten waren nur jene mittelmäßigen Geister, die auf Brettern und in Lesekabinetten ihre undeutsche, entnervende und unerquickliche Kost mittheilten. Nur hie und da wagten es kühne Männer, wie Fichte, Arndt, Jahn u. A., mitten unter Franzosen deutscher Freiheit zu erwähnen, und als im J. 1813 die Deutschen sich ermannten, da sprachen und sangen Mehrere, und in allen Gauen tönte die vaterländische Harfe, die, dem Lützowischen Jagdhorne gleich, zur Schlacht und zum Kampfe rief. Damals verließ der junge Theodor Körner die Hauptstadt Wien, wo er als gefeierter Dichter in Gunst und Wohlleben sich bewegte, um in der Lützowischen Jägerschaar durch Leier und Schwert für das Vaterland zu streiten. An der Büste der Königin Louise (von Rauch) sang er begeistert also:

Du schläfst so sanft! — die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder,
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Frieden schließt die klaren Augen.

So ſchlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott verſöhnt die roſt'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchſten Güter.

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben,
So ſollen wir im Kampf das Heil erwerben,
Daß unſre Enkel freie Männer ſterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutſche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!

Und wie er dann betete während der Schlacht:

Vater, ich rufe dich!
S' iſt ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligſte ſchützen wir mit dem Schwerte,
Drum fallend und ſiegend preiſ' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Ein anderes Gepräge als Gleim's ſchläfrige Grenadierlieder haben ſeine Kriegsgeſänge: „Was glänzt dort im Walde! — Friſch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen, — Männer und Buben" — und das Schwertlied, wenige Stunden vor ſeinem Tode in einem Gehölze gedichtet, werden geſungen ſein, ſo lange Deutſche ſingen. In einem Gefechte bei Roſenberg, unweit Schwerin, fiel er, zu früh für ſeine Freunde und Deutſchland, nicht zu früh für ſeinen Ruhm. Im freien Deutſchland und im Frieden erhob ſich dann der deutſche Sang freudiger und lebendiger als je; nicht mehr die gezierte, ſüßliche Weiſe, gleich Göthe und Schiller kräftig und natürlich ſangen Rückert, Uhland, Kerner, Schwab, Pfitzer; lauter Schwaben, als wollten ſie den alten Minneſang erneuern, und ihnen nach die Oeſtreicher: Grillparzer, Anaſtaſius Grün, Lenau, Zedlitz; die Norddeutſchen: W. Müller, Heyne, Schulze, Arnim, Maltitz, Holtei, Dingelſtedt, Freiligrath, u. v. a.; wie im Befreiungskriege wetteiferte Alles, was deutſche Zunge hatte, im volksthümlichen, neuen und erhebenden Geſange. Der deutſche Fleiß arbeitete aber zugleich, durch Unterricht das geſammte Volk aufzuklären und zu erheben. Rouſſeau's Ideen benützten ſchon Baſedow und Salzmann im 18. Jahrhundert, ſie führten die deutſche Sprache in die Schulen ein und verwandelten die düſtern Zwinger in heitere Pflanzgärten fröhlich aufkeimender Jugend; nur ſchadeten ſie dadurch, daß ſie den ernſten und frommen Sinn verſcheuchten und an die Stelle der auf Alterthumskunde gegründeten Wiſſenſchaft bloß ſogenannte gemeinnützige Kenntniſſe empfahlen, die ohne

den beseeligenden Hauch des höhern Lebens nur engherzige selbstsüchtige Menschen ohne Gottesfurcht und ohne Menschenliebe erziehen. Ein zweites Uebel entspann sich durch den Gebrauch der französischen Sprache, die in allen höhern Kreisen gesprochen und auch bei den mittlern Ständen, mehr als die deutsche geübt wurde. Die französischen Emigranten, nicht selten Leute von glatten und feinen, aber auch zugleich verdorbenen Sitten, wurden häufig als Erzieher und Hofmeister, die weiblichen Personen als Gouvernanten angestellt, und man hielt es in Deutschand für das Wichtigste im Unterrichte, daß die Kinder gut französisch schwatzten. Diesem Unwesen machte wohl, (doch nur zum Theil) der Befreiungskrieg ein Ende, und die sämmtliche Erziehung und Bildung wurde durch treffliche Schulmänner und Erzieher, wie sie nur Deutschland hat, wieder verbessert. Obgleich Mädchen und Frauen ihrer Bestimmung nach keiner streng wissenschaftlichen Gelehrsamkeit bedürfen, steht es ihnen doch wohl an, wenn sie Namen wie folgende: Alexander Humboldt, der Amerika und Asien bereiste und kühne Blicke that in die Natur, Wilhelm Humboldt, dessen Bruder, feiner Denker und Kunstkenner; die Gebrüder Grimm, deutsche Sprachforscher; Schelling, tiefer Denker und, gleich Hegel, Stifter einer neuen Philosophie; Oken, Naturforscher, und die Geschichtschreiber: Johann Müller, Spittler, Luden, Schlosser, Pölitz, Rotteck, Wachsmuth, Gervinus, Raumer, Varnhagen, Dahlmann u. a. mit Ehrfurcht nennen.

Da hat sich denn auch wieder der fromme deutsche Glaube, welchen die französischen Schwindler auch uns Deutschen, sammt der alten Ehrbarkeit und Sittlichkeit, rauben wollten, wieder mächtig erhoben; und Röhr, Herder, Niemeier, Schleiermacher, Ammon, Tschirner, Wegscheider, Gesenius, Paulus, Brettschneider haben in Kirchen und Hochschulen reinere Begriffe vom Christenthum gelehrt. Wo solche Männer und mit ihnen Philosophen und Philologen (Alterthumsforscher) vorgearbeitet haben, ist kein gänzlicher Rückfall zu befürchten, wenn auch Heuchler und beschränkte Frömmler, (die nicht einmal den Namen der Mystiker und Pietisten, die nur einem Jakob Böhme und Philipp Spener zustehen, verdienen), wieder Unkraut in den Weizen säen wollen. Auch der alte böse Feind in Rom rührt sich wieder und will durch Verhinderung der gemischten Ehen den alten Religionshaß wieder aufregen; doch wird das deutsche Volk auf der Wache sein, und deutsche Prälaten, wie Sailler und Wessenberg, werden sich wohl rühren, um die wackern Rheinländer, die Baiern, Oestreicher und Böhmen lieber vorwärts als zurückzuführen. Gute Zeichen für bessere Zeiten sind die Stimmen aus Ungarn, wo in neuester Zeit die katholischen Stände auf den Reichstagen*) so ritterlich die Glaubensfreiheit verfochten haben.

Auch zeichnen sich die deutschen Missionäre nächst den dänischen und englischen vortheilhaft aus, weil sie die armen Wilden nicht nur

---

*) Siehe: Religionsbeschwerden der Protestanten in Ungarn, wie sie auf dem Reichstage im Jahre 1833 verhandelt worden. Herausgegeben von Elias Tibiskanus. Leipzig, Verlag von W. Einhorn 1838.

bekehren, d. i. mit den äußerlichen Gebräuchen der Religion bekannt machen und taufen, sondern durch Unterricht in Handwerken und allerlei Kunstfertigkeiten und durch Anweisung zur Ordnung, Reinlichkeit und Arbeitsamkeit neue Menschen aus ihnen machen.

Aber auch die übrigen Völker Europa's sind in dieser Zeit wacker fortgeschritten; nur erlaubt der Raum nicht, alle Bestrebungen und alle große Gelehrte und Dichter hier namhaft zu machen. Wir beschränken uns also darauf, von den Engländern zu sagen, daß sie insbesondere in Naturwissenschaften, Erdkunde, Mathematik sich hervorthun, große Redner im Parlamente bilden und unter zahllosen Dichtern und Dichterinnen den großen Byron und seinen Freund Moore, Walter Scott, Lady Morgan, Bulwer, Boz, die Amerikaner Washington, Irwing und Cooper haben. Eins müssen wir den Engländern nachrühmen, daß sie in ihrer Erziehung auf strenge Zucht halten und nicht, wie z. B. in Frankreich und auch hie und da in Deutschland, der Jugend Freiheiten einräumen, die eine ruhige Entwickelung derselben hindert, und daß sie noch immer griechische und römische Literatur für das Wesentliche in der gelehrten Bildung halten und in allen Ständen den religiösen Sinn zu bewahren suchen*). In Naturwissenschaften und in allen gemeinnützigen Kenntnissen eifern die Franzosen den Britten bestens nach: wer kennt nicht einen Cuvier, Jussieux, Lavoisier, und ist doch von ihnen der Luftballon und der Telegraph und in neuester Zeit die Lichtbildekunst erfunden worden. Ersterer von den Gebrüdern Joseph und Stephan Montgolfier und zwar im J. 1783; vielen Freunden und von der Schreckensregierung Verfolgte retteten diese edlen Männer durch ihre neue Erfindung das Leben. Die Telegraphen oder Fernschreibmaschinen wurden durch Chapee, zu Ende des 18. Jahrhunderts erfunden und dazu angewandt, die Nachrichten vom Nationalconvent so schnell als möglich in alle Theile des Landes zu verbreiten. Die Lichtbilder verdanken wir dem Chemiker Daguerre, daher diese Art Bilder auch Daguerrotypen heißen. Auch in der Geschichte haben die Franzosen große Männer, die nicht selten, wie Guizot, Thiers u. a. von der Lehrkanzel in's Ministerium und in andere hohe Aemter berufen wurden. Sie verstehen besonders, lebendige Darstellung in ihren Vortrag zu bringen und darin allen Reiz der anmuthigen Erzählung zu entwickeln, welcher der Nation auch im Umgange so eigen ist. Dichter sind auch in neuester Zeit hier mehr als je aufgetreten, und die sogenannten Romantiker haben endlich die Fessel der alten Akademie abgestreift und dichten, gleich den Britten und Deutschen, freier und natürlicher; nur sind manche ihrer Schriftsteller zu treue Darsteller des schmutzigen und in Sinnlichkeit versunkenen Lebens, ihre Phantasie ist noch voll der Henkersscenen aus der Revolution,

*) Die segensreiche Entdeckung der neuen Arzneikunde, die schützende Kraft der Kuhpocken-Einimpfung gegen die natürlichen Blattern, verdanken wir dem englischen Arzte Jenner, der durch die tiefe Auffassung und Verfolgung der durch Zufall ihm bekannt gewordenen Thatsache ein unsterbliches Denkmal eines edlen Geistes sich gesetzt und gerechten Anspruch auf den Ruhm eines der größten Wohlthäter der Menschheit sich erworben.

und nur mit Auswahl darf man ihre Romane und andre Poesien empfehlen. Rühmlich bekannt ist Chateaubriand, Louise Stael, geborne Necker, Lamartine, Florian, Delavigne, Beranger, Victor Hugo, die Freunde Barthelemy und Mery, der Lustspieldichter Scribe, die Baronin Dudevant, welche sich in ihren Schriften George Sand nennt. Die Künste haben gleich der Poesie zu Ende des 18. Jahrhunderts reißende Fortschritte gethan, und mit Recht konnte Schiller singen:

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloßnem Sinn, mit Geistesfülle
Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwildrung stieg!

Außer der Baukunst, die sich mehr in der Verschönerung ganzer Städte zeigt, hat sich auch die Bildhauerkunst wieder erhoben. Der Italiener Canova, der Däne Thorwaldsen, die Deutschen, um nur Einige zu nennen, Danecker, Schadow, Rauch und Zauner. Auch in der Malerei sind treffliche Meister in Wien, Düsseldorf, Dresden, und vor Allen befördert der jetzige König Ludwig von Baiern außer der Malerei noch alle übrige bildende Künste, und München ist durch ihn ein deutsches Athen geworden. Die eigentliche Kunst des Zeitalters ist aber die Musik, welche wieder am meisten, nächst Italien, in Deutschland gehegt und gepflegt wird, so daß nicht nur die Opernsänger und Concertspieler, sondern alles Volk, die Bürgerfamilie in ihrem Hause, der Handwerker in seiner Werkstätte und auf der Wanderung, der Landmann auf dem Felde und der Soldat im Feldlager frohe heitere Lieder singen. Hayden, Mozart und Beethoven haben den Italienern die Palme entrissen, und sie, die größten Meister in der Tonkunst, mit Stolze können wir es sagen, sind unser. Viele Andere könnten wir noch nennen, die diesen Meistern nachgestrebt und eine deutsche Musik gegründet haben; wir nennen nur Weber, der die Heldenlieder Körners so meisterlich gesetzt hat, Meyer-Beer, Marschner. Unter den Italienern haben sich Rossini und Montini hervorgethan, und in neuester Zeit Bellini und die Franzosen Auber und Boieldieu.

Das Theater ist in Deutschland, England und Frankreich nebst der Oper in neuester Zeit herrlich geworden, und kommt auch noch im-

mer viel Seichtes auf die Bühne, ſo ſind doch die Dramen eines Müller, Collin, Werner, Houwald, Raupach, Grillparzer, Zedlitz, Heinrich Kleiſt, Uhland, Holtei, Halm, Bauernfeld u. m. a. erfreuliche Erſcheinungen; eben ſo wie Schauſpieler und Sänger beiderlei Geſchlechts, die ſowohl durch ihre Kunſt, als auch durch ihre Bildung und Sittlichkeit der allgemeinen Liebe und Achtung werth ſind.

§ 19. Die Frauen.

Schon in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution iſt geſagt worden, wie viel Antheil an dieſer gewaltſamen Umwälzung das weibliche Geſchlecht genommen habe; wir fügen nur noch hinzu, daß wohl die Sittenloſigkeit, die unter den letzten Regierungen am Hofe der franzöſiſchen Könige geherrſcht, eben ſo viel, als die Belaſtung des Volkes durch unerſchwingliche Auflagen beigetragen habe. In einem Lande, wo die Königinnen und Prinzeſſinen (wie unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans und Ludwigs XV. es der Fall war) gemeinen Weibern, oder Tänzerinnen und Sängerinnen nachſtehen mußten, bildete ſich allmählig, wenigſtens bei dem weiblichen Geſchlechte, die Idee der Gleichheit aus. Anders ſollte es unter Ludwig XVI. werden, der neben ſeiner Gemahlin keiner Frau beſondere Gunſt bezeigte und wieder Sittlichkeit und Ordnung am Hofe einführte. Marie Antoinette war ganz geeignet, durch ihre Würde ſowohl als Liebenswürdigkeit alle Hofdamen zu überſtrahlen; allein ſie war zu arglos, um ſich nicht durch eben dieſe Vorzüge eine Unzahl von Feindinnen am Hofe zu erwecken, deren Haß um ſo unverſöhnlicher war, je weniger ſie im Stande waren, den Glanz ihrer Erſcheinung zu verdunkeln, indem die Königin ganz abſichtlich allen Prunk, Schmuck und Edelſteine ablegte und ſich begnügte, in einfachem, aber höchſt geſchmackvollem Anzuge täglich neu und anders zu erſcheinen. Dadurch wurde ſie die Schöpferin der Mode, welche zuerſt nur den Hof und Paris, bald ganz Frankreich und endlich ganz Europa beherrſchen ſollte. Die Modehändlerin Mademoiſelle Bertin und die Operntänzerin Mademoiſelle Guimard gingen ihr in Erfindung gefälliger Formen treulich an die Hand und tyranniſirten mit ihrer königlichen Gebieterin die weibliche Welt, welche ſich's nun einmal nicht nehmen ließ, der Königin in geſchmackvoller Kleidung völlig gleich zu kommen. Als Marie Antoinette ſich in einem ſolchen modiſchen Putze einſt malen ließ und das Portrait ihrer Mutter ſandte, ſchickte ihr Maria Thereſia daſſelbe zurück und ſchrieb: „Ich habe das Bild der Königin von Frankreich erwartet und du haſt mir eine Operntänzerin geſandt.“ Leider ging dieſe mütterliche Lehre bei der jungen Fürſtin verloren, die, umgeben von einem leichtfertigen Hofe, noch obendrein durch prachtvolle Feſte immer mehr Aergerniß gab. Ihr Hang zu theatraliſchen Vorſtellungen, in welchen ſie auf einem kleinen Hoftheater ſelbſt ſpielte, ſchadete gleichfalls ihrem Anſehen, und ihre Feinde, vor allen der ausgeartete Herzog von Orleans, welchen die Brüder des Königs darum

so haßten, weil er ihnen ungeheure Summen im Spiele abgewann, wußten solche Hofereignisse zur Herabsetzung der Königin überall zu verbreiten. Wahr ist es indessen, daß sich Marie Antoinette, sobald sie erfuhr, in welch trostlosem Zustande die Finanzen wären, sogleich zurückzog, ihre Feste einstellte und an der Leitung der Geschäfte Antheil nahm; allein es war zu spät, der König und sie ließen sich zu oft von den Prinzen zu Maaßregeln verleiten, die Alles nur noch mehr verwirrten. Dennoch bleibt ihr Benehmen im Kerker, vor ihren Richtern und noch auf dem Blutgerüste ein Denkmal weiblicher Größe, wie sie selten auf Thronen gefunden wird, und die Nachwelt wird ihrem entsetzlichen Schicksale eine mitleidige Thräne nicht versagen; sind ja doch selbst die Furien des weiblichen Pariser Pöbels, als ihr Haupt unter der Guillotine fiel, sichtbar erbebt und gingen stillschweigend auseinander, so sehr die Handlanger der Schreckensmänner zu muthwilligen Ausbrüchen roher Lustbezeugung herausforderten. Mit dem Tode des Königs und der Königin wurde aus dem artigsten und höflichsten Volke der Welt das roheste und ungebührlichste, das sich darin überbot, es dem niedrigsten Pöbel gleich zu thun. Nicht nur Perücken, Staatskleider und Degen wurden abgelegt, die Männer erschienen in langen Haaren mit der Jakobinermütze, kurzen Wämsern und langen Schifferhosen; selbst in Gesellschaften und auf Bällen erschien man in solchem Aufzuge, der zugleich mit einer wegwerfenden Behandlung der Frauen verbunden war. Letztere wurden eben darum, weil sie Männer geworden waren, äußerst grob behandelt. Im Stillen aber schaffte durch einige außerordentliche Frauen, die selbst diese Sansculotten zu zähmen wußten, die Macht der weiblichen Anmuth zum Besten der Menschheit fort. Außer Madame Roland, von der schon gesagt worden, verdienen noch mehrere edle Frauen dieses Lob, vor allen aber Josephine Beauharnois. Auch diese wurde nebst ihrem Gatten mit den übrigen Girondisten verhaftet und erwartete schon den Tod, der täglich mehrere aus den Kerkern abrief; doch sie sollte einer bessern Zeit aufbewahrt werden, und ihr Gemahl war eins der letzten Opfer Robespierre's, nach dessen Hinrichtung sie ihre Freiheit wieder erlangte. Um diese Zeit kam noch eine andere geistreiche Frau nach Paris, Frau von Fontenay aus Bordeaux. Als sich letztere Stadt nebst vielen andern, wie schon erzählt worden, gegen den Nationalconvent empörte, wurde Tallien dahin gesandt, um die Rebellen zu züchtigen. Es stand den unglücklichen Bewohnern ein entsetzliches Blutbad und Einäscherung bevor. Da gelang es dieser Frau, durch ihre Reize den wilden Machthaber dergestalt einzunehmen, daß er die Stadt höchst milde behandelte und sich selbst darüber die Mißbilligung des Nationalconvents zuzog. Sie wurde darauf Talliens Gemahlin und Josephinens Freundin, und ihre Häuser waren es, wo die Directoren Barras, Siéyes und Andere von der gemäßigten Partei sich versammelten und unter geselliger Unterhaltung die wichtigsten Staatsangelegenheiten einleiteten, besprachen und vorbereiteten. Hier war es, wo Buonaparte eingeführt zuerst näher bekannt wurde, so daß er den ehrenvollen Oberbefehl der Armee von Italien erhielt, der ihn dann zum Mann des Volkes und der Republik erhob. Im J. 1796 ver-

mählte er ſich mit Joſephine, und aus ſeinen Briefen, die er damals aus Italien an ſie ſchrieb, ſpricht jede Zeile, wie der Mann, der von Siegen zu Siegen eilte, ſie innig liebte. Er nennt ſie nie anders, als *mio dolce amor!* und in einem ſchreibt er unter anderm: „Du biſt der einzige Gedanke meines Lebens. Wenn ich von dem Wirrwarr der Geſchäfte gelangweilt bin, wenn ich deren Ausgang fürchte, wenn die Menſchen mich anekeln, wenn ich nahe daran bin, das Leben zu verwünſchen, dann leg' ich die Hand an mein Herz, dein Bild lebt darin. Zu leben für Joſephine, dieß iſt die Geſchichte meines Lebens!“ Als Napoleon darauf nach dem Frieden von Campo Formio zurückkam, war ſie wieder der Engel des Friedens, denn im Directorium und im Rathe der Alten und Jungen regten ſich gefährliche Anſchläge gegen den Sieger. Sie vermittelte, ſie beſchwichtigte, ſie rettete wahrſcheinlich ſein Leben. Er ging nach Aegypten, und als er bei ſeiner Rückkehr das Directorium ſtürzte und Conſul wurde, lebte ſie anſpruchslos, nur der Erziehung ihrer Kinder Eugen und Hortenſie, weil Bonaparte, nun mächtig genug, ihre Rathſchläge leicht zu entbehren ſchien. Seine Erhebung zum Kaiſer betrübte die Republikanerin, mehr als öffentlich bekannt werden, ſie ſah mit Angſt den geliebten Mann die ſchwindelnde Höhe hinanklimmen. Ihre Tochter Hortenſia, mit König Ludwig von Holland vermählt, war an natürlicher Beſcheidenheit ihrer Mutter ähnlich, ähnlich auch an Geſinnung, und dieſe Tochter, wie auch ihr Sohn, der edelſte aller Napoleoniden, der Vicekönig Eugen von Italien, waren noch immer ihr Stolz, und dieß Mutterglück erhob ſie weit über allen Glanz des neuen Kaiſerhofes. Und dieſe Frau konnte Napoleon verſtoßen, ſie, die ſelbſt dann noch in ihrem ſtillen Malmaiſon, wohin ſie ſich zurückzog, nur für ihn lebte! Hier in ſtiller Zurückgezogenheit erlebte ſie auch den Fall Napoleons. Die verbündeten Monarchen, und vorzüglich Kaiſer Alexander, erwieſen ihr während ihres Aufenthalts in Paris die größte Hochachtung; als ſie aber einen Brief von Napoleon erhielt, welcher ihr Murats Verrätherei anzeigte, brach ihr die Größe der vielen ſchmerzlichen Erfahrungen das Herz, und ihre Kinder ſegnend, mit einem Blick auf die Büſte des Kaiſers, ſtarb ſie am 29. Mai 1814. Ihre letzten Worte waren: „Ich darf ſagen, daß durch mich nie eine Thräne gefloſſen iſt!“ und bis heute hat noch keine Stimme Frankreichs dieſe Worte widerlegt. Ihre Tochter Hortenſie blieb Napoleon, als ihn beinahe Alles verlaſſen und verrathen hatte, treu; daſſelbe gilt von ſeiner edlen Schweſter, der Fürſtin Pauline Borgheſe. Die Schickſale dieſer Frau ſind Epiſoden eines großen Heldengedichts, und vielleicht iſt ſie unter den Geſchwiſtern Napoleons diejenige, die ihm an Muth und Größe des Gemüths und Geiſtes am nächſten ſteht. Ihr erſter Gemahl war der General Leclerc, welchen ſie nach St. Domingo begleitete, wo ſie alle Gefahren eines der furchtbarſten Kriege theilte, und den Schmerz hatte, den theuern Gatten in fremder Erde begraben zu müſſen. Napoleon vermählte ſie ſodann mit dem Fürſten Borgheſe, und ſie folgte mit liebendem Blicke dem Heldengange des großen Bruders, und als er von der Inſel Elba zurückkam, ſandte ſie ihm alle ihre Juwelen. Durch die Familie des Vicekönigs von

Italien begünstigt, fand sie sodann in Baiern einen Zufluchtsort, wo sie gleich dieser in würdiger Zurückgezogenheit gelebt.

Wer könnte die Frauen alle nennen, die da Ueberschwengliches gethan und als Vorbilder ihres Geschlechts mehr zur Veredlung der Frauen beitragen werden in allen Zeiten, als die neuern Bestrebungen einer Dudevant und ihres Gleichen, die sogenannte Emancipation des weiblichen Geschlechts, d. i. Gleichstellung mit dem männlichen in allen Rechten, zu bewerkstelligen. Diese Frauen wollen aus den Kreisen heraustreten, die ihnen die Natur hat angewiesen und wo sie so glücklich als beglückend sind, und die Natur wird sich rächen an ihnen und an dem Volke, das ihren Glauben hegt. Gerne gönnen wir auch solchen Frauen gerechten Beifall, die durch Empfindung und geistreiche Schriften, wie eine Lady Morgan, Staël, Holstein, Karoline Rudolphi, Sophie Brentano, Elise von der Recke, Amalie Imhof, Johanna Schoppenhauer, Gräfin Hahn, Bettina Arnim, Rahel Varnhagen, Prinzessin Amalie von Sachsen u. v. a. ergötzen und belehren, die aber erst dann unsere ganze Verehrung einnehmen, wenn wir erfahren, daß sie in den parnassischen Lorbeer die Myrthe weiblicher Anmuth und Tugend verflochten haben. Oft sind es überspannte Gefühle und ein überreiztes, krankhaftes Gemüth, das außerordentliche Frauen merkwürdig macht; nur zu oft ist das Ende solcher Wesen gleich dem einer Louise Brachmann oder Karoline Stieglitz. Eine solche Frau, nur in größerem Style, war auch Lady Esther Stanhope, die Nichte des großen Pitt, welche im J. 1807 in einem Alter von 24 Jahren, bezaubernd schön, anmuthsvoll, von hoher Bildung und reichbegütert, von einem treulosen Freunde gekränkt, ihr Vaterland verließ und mit allen Schätzen nach Asien reisete, wo sie sich an der Küste in Syrien in einem alten verlassenen Kloster eine Wohnung zurichtete und über 30 Jahre umgeben von Negern und Arabern ganz auf morgenländische Weise lebte. Nur selten ließ sie Reisende vor, Engländer gar nicht; der französische Dichter Lamartine war so begünstigt, gut aufgenommen zu werden; von ihm, einem ihr geistesverwandten Schwärmer, haben wir eine anziehende Schilderung von ihr erhalten. Sie war ganz in die Wundersagen des Morgenlandes versunken und glaubte in den Sternen die Ankunft des wiederkehrenden Messias zu erforschen, dem sie sich sodann vermählen wollte. Sie starb mit diesem stillen Wahnsinne in einem hohen Alter, und war noch, als Lamartine sie sah, von überraschender Anmuth.

Aechte Weiblichkeit mit einem seltenen Muthe vereinigte Emilie Louise Gräfin von Lavalette. Sie war die Tochter des Marquis von Beauharnois (der Kaiserin Josephine Gatten Bruder), weßhalb sich auch Buonaparte ihrer annahm und sie mit dem General und später Grafen Lavalette vermählte. Als Napoleon von der Insel Elba zurückkam, war Lavalette einer der Ersten, die sich ihm anschlossen, weßhalb er nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt wurde. Alles versuchte die liebende Gattin, ihn zu retten, doch wurde ihre Bitte mit Strenge zurück-

gewiesen, und sie faßte den Entschluß, ihn am Tage vor seiner Hinrichtung durch die Flucht zu retten. Sie wußte sich ins Gefängniß Eingang zu verschaffen und überredete hier Lavalette, sich in ein Frauengewand, das sie mitgebracht hatte, zu verkleiden, indem sie statt seiner im Gefängniß zurückbleiben wollte. Er weigerte sich lange; als sie aber mit fester Stimme zu ihm sagte: „Wenn du stirbst, sterbe auch ich!“ da willigte er endlich ein und ging verkleidet, auf den Arm seiner Tochter und einer alten Magd gestützt, als wäre er ohnmächtig, aus dem Gefängnisse und entkam mit Hilfe dreier Engländer glücklich aus Frankreich. Der Betrug wurde schon nach wenig Minuten durch den Gefängnißwärter entdeckt, und die arme Frau mit ausgesuchter Roheit behandelt und noch sechs Wochen in strenger Haft gehalten. In dieser Zeit, die die Unglückliche in Angst und Schrecken zubrachte, weil sie immer bange war, daß man ihren Gemahl zurückbrächte, verfiel sie in gänzliche Geisteszerrüttung. So fand sie Lavalette, als er nach sechs Jahren vom König begnadigt zurückkehrte, und sie kannte ihn nicht einmal. Da zog sich Lavalette ganz von der Welt zurück und widmete ihrer Pflege all seine Zeit, bis es ihm endlich gelang, sie wieder zu sich selbst zu bringen, so daß sie sanft und liebenswürdig wie ehedem und wieder mittheilend wurde. Doch war Beiden der Lebenskeim geknickt, Lavalette starb schon im J. 1830, und es fehlen Nachrichten, wie die Unglückliche darnach geendet habe. Nicht dürfen wir schweigen von dem Engel der Gefängnisse, der frommen Elisabeth Fry, welche gleich Houward mit ihrem frommen und weichen Gefühle bis dahin drang, wo der Auswurf von Menschen seiner Laster wegen von der Gesellschaft geschieden und lebendig wie begraben schmachtet. Ihre Milde kam bei ihr aus einem überaus frommen christlichen Sinne, denn sie ist nebst ihrem Manne, einem wohlhabenden Kaufmann in London, der Brüder- oder Quäkergemeinde zugethan. Als sie von dem Elende der gefangenen Verbrecher in Newgate hörte, verschaffte sie sich die Erlaubniß, dahin zu gehen, und an Schönheit und Jugend auch äußerlich einem Engel gleich, trat sie in ein schmutziges Gemach, wo gegen 300 Missethäterinnen mit ihren Kindern, in Lumpen gehüllt und in Miene, Ton und Gebärden ganz verwildert, beisammen lebten. Ihre Erscheinung und die Worte des Trostes und der Liebe, die sie sprach, wirkten so mächtig auf die Unglücklichen, daß menschliche Gefühle wieder mit der Hoffnung in ihrem Herzen aufgingen, und als Elisabeth öfter kam, den Großen und Kleinen sowohl Kleider als Nahrungsmittel mitbrachte und immer auch aus der Bibel passende Abschnitte vorlas, um auch das schlafende Gewissen zu erwecken, da erlebte sie die Freude, daß die Mütter mit Thränen des Dankes ihr versprachen, sie wollten sich ja bessern, um solcher Wohlthat ganz werth zu sein. Da stiftete Elisabeth Fry zuerst eine Kinderschule in Newgate und darauf mit Hilfe eines Frauenvereins, den auch sie gründete, eine Arbeitsanstalt für Erwachsene. So geschah es, daß Viele, die unwissend und ungeschickt nach Newgate gekommen waren, es in allerlei Arbeit, in Religion und gemeinnützigen Kenntnissen wohl unterrichtet verließen. Die edle Stifterin erhielt seitdem zahlreiche Beweise der öffentlichen Anerkennung, und

sie fährt fort bis heutigen Tag, an der Spitze des Frauenvereins zum Heile der Menschheit zu wirken.

Ihr gleicht an edler und rastloser Thätigkeit, für Menschenwohl zu wirken, die Fürstin Pauline zur Lippe, welche im J. 1802 nach dem Tode ihres Gemahls, des Fürsten Leopold zur Lippe, die erste Kleinkinderwarteanstalt errichtete, nach deren Muster dann später ähnliche Anstalten zu Dresden, Berlin und Wien und in neuester Zeit auch in andern Ländern gestiftet worden sind. Aber auch das Armenwesen verbesserte sie, eröffnete eine Erwerbs- und Freischule, ein Kranken- und Waisenhaus und ein Schullehrerseminar, — Stiftungen, wie sie nur große Staaten aufzuweisen haben. Als Napoleon im J. 1806 auch ihr Ländchen berührte, bewies er ihr hohe Achtung und schonte ihre Unterthanen auf alle Weise. Im J. 1820 schloß sie ihr thätiges Leben; mehrere Dichtungen und andere Werke, die von ihr im Druck erschienen, zeugen von ihren großen Talenten und seltenen Kenntnissen.

Zum Schlusse sei noch einmal die edle Königin Louise von Preußen genannt, welche durch ihr Leben darlegte, wie häusliche und wahrhaft weibliche Tugenden auch gekrönte Häupter zieren. Sie hatte das Glück, wie wenige Fürstinnen, nicht aus staatlichen Rücksichten, sondern ihrer liebenswürdigen Eigenschaften wegen, von ihrem Gatten gewählt zu werden. Die Folge rechtfertigte die Wahl, denn sie zeigte Preußen ein königliches Paar, das als ein Vorbild ehelicher Zärtlichkeit und häuslichen Glücks den Grundpfeiler deutscher Tüchtigkeit wieder hoch aufrichtete. Denn mit Recht sagte Jahn im J. 1812: „Noch sind wir nicht verloren! Noch sind wir zu retten! Aber nur durch uns selbst, Wir brauchen zur Wiedergeburt keines fremden Beistandes; nicht fremde Arznei, unsre eignen Hausmittel genügen. Denn immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und ächte Volksgröße aus, im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unsers Volksthums steht im Tempel der Häuslichkeit; sie ist die beste Vorschule, Deutschheit heißt sie bei uns im Großen. Für sie kann Jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib, Jüngling oder Jungfrau, Kind oder Greis. Man vermag dahin zu wirken vom Thron und von der Bühne, vom Predigtstuhl und vom Lehrersitz, mit Schrift wie mit Rede."

Das häusliche Glück der königlichen Familie wurde zwar im J. 1806 getrübt und Königin Louise mußte mit ihrem Gemahle bis an die äußerste Grenze ihres Reiches flüchten. Doch wie groß und in den Willen Gottes ergeben erscheint sie auch hier. „Alles von dir dort oben," schreibt sie an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz aus Memel, „Alles von dir, du Vater der Güte. Mein Glaube soll nicht wanken; aber hoffen kann ich nicht mehr. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, und, wenn es sein muß Brod, und Salz essen; nie werd' ich ganz unglücklich sein, nur hoffen kann ich nicht mehr." Der Jubel, mit dem die Mutter des Landes und der König wieder in Berlin empfangen wurden, war unbeschreiblich. Wohl erlebte sie nicht die Freude, ihren Gemahl und ihr Volk in glänzendem Siegeskranze nach der Schlacht

[illegible] Körner gesungen:

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.

Schlußwort.

So hätten wir nun die Geschichte der Jahrhunderte und Jahrtausende durchgegangen, und wenn wir dieß mit einiger Aufmerksamkeit und nicht nur flüchtigen Blicks gethan haben, so kann es nicht fehlen, es müssen unser Geist von ernsten Gedanken ergriffen, unser Herz von großen Empfindungen durchdrungen sein. Etwa wie Schiller*), dieser historische Seher, gehen wir hinaus auf den Berg, die Sonne zu begrüßen, die ihn so lieblich bescheint, um vom Berge aus die weite Welt zu schauen, die so unermeßlich und so anmuthig daliegt vor unsern Blicken. Ist es nicht, als ob die ganze Weltgeschichte, Alles was vom Anbeginn des Menschengeschlechts bis auf unsre Tage geschehen, wie in einem Gemälde vor uns läge. Des Menschen Macht und Wirken mitten in der schaffenden Natur, die, so mütterlich sie auch sorgt für ihn, doch überwältigt werden mußte, sollte der Mensch sich frei und unabhängig von ihren Fesseln zu der Vollendung erheben, zu welcher er geboren ist. Hat aber der Mensch in diesem Kampfe mit der Natur auch immer das kindliche Gefühl in der Brust zu bewahren gesucht, hat er die heilige Mutter, indem er sich losriß von ihr, geschont? Hat er da-

*) Schillers Elegie: der Spaziergang.

bei das Gebot der Liebe, das nie zu verwüsten, sondern zu bauen heißt, getreulich auch befolgt? Der erwachsene Sohn, der mündige, kann nicht immer bei der Mutter bleiben, er muß sich losreißen von ihr; muß er aber dieß auf eine Weise thun, die ihm alle Rückkehr verschließt? Die zärtliche Mutter wird dem Flüchtling immer nachsehen mit liebendem Blicke, und solche Liebe soll nicht erwiedert werden?

Doch wir stellen uns wieder in Gedanken hinaus in's Freie und sehen, wie gesagt, Alles was Menschen gethan seit Anbeginn, wie in einem Bilde vor uns liegen. Ganz nahe dem goldenen Zeitalter, wo die Menschen mitten in der Natur wenig bedurften, um glücklich zu sein, sehen wir das Dörfchen liegen mit dem fleißigen Landvolke. Doch auch schon die Felder als Eigenthum von einander geschieden durch Raine und Marksteine, durch Zäune und Gehege. Die Mutter Natur erinnert aber den Menschen immer wieder an das Gebot der Liebe, indem sie wuchernd wie zum Trotze die Raine überwächst und mit üppigen Pflanzenwuchs bedeckt und über den Zann hinaus die fruchtbeladenen Zweige des Baumes streckt. Schimmernden Streifen gleich sehen wir die Landstraße durch die Ebene hin sich ziehen und weiterhin gleich dem breiten Strom das Land durchschneiden. Auf den Straßen befrachtete Wagen und Wanderer ohne Zahl und auf dem Strome Flöße und Kähne, wo ziehen die alle hin? In der Ferne erblicken wir das Ziel derselben, die sich thürmende Stadt mit den beleuchteten Kuppeln, wo

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh', da entbrennen in feurigem Kampf die eisernen Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in Tausend
Brüsten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seeligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein,
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie; Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst.
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.

Doch eben in diesem engern Zusammenleben der Menschen, wie entfremden sie sich einander: Dienende und Gebietende, Arbeitende und

[illegible]

[illegible] Ungewiß und gewaltsam umgestürzt hat der Mensch, was er selbst gebaut und künstlich aufgerichtet hat, die Natur, die schaffende und immer schaffende Natur hat er nicht zerstören können, und auf den Schlachtfeldern von Philippi, vom Marchfelde und von Waterloo siehst du blühende Saatenfelder, Gärten und Wiesen, und während die Jakobiner in Paris mordeten, blühten Jahr aus Jahr ein die Rosen und die Veilchen, und die Nachtigallen des schönen Mai's schlugen in den rheinischen Wäldern, sobald die Donner der Schlacht bei Ostrolenka verhallt waren; und die Frauen haben inmitten in dieser Todesnacht Leben anzufachen gesucht und sind durch die Schrecknisse dieser Zeit an der Hand der Mutter Natur furchtlos hingegangen, und mit Rosen schmückten sich die Mädchen in Paris, wenn sie zum Tode gingen, und die Polinnen sangen lauter als die Nachtigallen. Das ist die Dauer im Wechsel, die Natur, die ewig dieselbe bleibt, ob auch Alles vergehen will. Denn

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
  Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
  Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
  Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
  Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
  Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Und ihr gleich, der heiligen Natur, sollst auch du sein, edle Jungfrau, dir selber treu, wenn Alles treulos schwindet; beständig in dir,

wenn Alles in raſchem Wechſel vorüberfliegt, feſt auf deiner Erdſcholle fußen, wenn auch der Boden rings herum wanken ſollte. Denn ein ſtolzer Wort will ich dir ſagen, als je ein Schmeichler dir ſagen wird. Glaube ja nicht, daß du nicht gezählt ſeiſt im Reiche der geſchaffenen Geiſter und daß du nicht auch beſtimmt ſeiſt, mitzuwirken zu der Wohlthat des Menſchengeſchlechts! Dieſe Scholle, auf der du ſtehſt, das Haus und der Kreis, in dem du geboren, das iſt die Stelle, welche dir von Gott iſt angewieſen worden, dieſe ſollſt du erfüllen und Alles thun, was man von dir mit Recht jetzt und einſt kann fordern, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe! und halte nichts zu hoch in deiner Pflicht, daß du es nicht erreichen könnteſt, nichts ſo gering, daß du es vernachläſſigen dürfteſt, und vor Allem habe Gott vor Augen und Liebe im Herzen! Dadurch werden ganze Häuſer und Familien glücklich, und Armuth und Niedrigkeit, Elend und Knechtſchaft kann ein kluges Weib abwehren von ſeinem Hauſe, und tugendhafte Frauen machen ganze Völker groß und herrlich.

Chronologiſche Ueberſicht

der allgemeinen Geſchichte.

Die Urwelt.

Die Zeitrechnung ungewiß. Sagengeſchichte.

Beiläufig 4000 v. Ch. G. Die Vedas in Indien.
— 300 " " " Die Chineſen am Hoang-Ho.
Die Perſer.
Die Meder.
Die Aſſyrer.
Die Babylonier.
Die Aegypter.

Die Vorwelt.

Die Zeitrechnung beginnt, iſt aber noch ſehr ungewiß. Sagengeſchichte.

v. Ch. 2400. Die Pelasger in Griechenland erbauen Sicyon.
Zoroaſter in Perſien.
2000. Ninus und Semiramis gründen das große ſyriſche Reich.
Die Phönicier treiben Handel und Schifffahrt.
Abraham nomadiſirt in Kanaan.
1800. Inachus gründet Argos.
1600. Moſes führt die Israeliten nach Arabien.
1550. Cekrops führt eine ägyptiſche Colonie nach Attika.
Deukalion kommt vom Kaukaſus nach Griechenland.
Kadmus führt eine phöniciſche Colonie nach Theben.
Joſua geht über den Jordan.
1500. Seſoſtris K. von Aegypten.
Danaus wandert von Aegypten nach Argos.
Die Richter in Israel.
1300. Pelops wandert aus Phrygien in den Peloponnes.
1250. Minos K. von Kreta. Theſeus K. von Athen.
Der Argonautenzug. Jaſon, Herkules, Kaſtor und Pollux.
1184. Troja wird zerſtört.
1100. Die Heraklіden in Sparta, Argos und Meſſene.
1075. Saul, erſter K. der Ebräer.

v. Ch. 1068. Kodrus, letzter K. von Athen.
1055. K. David.
1015. K. Salomo.
1000. Homer.
975. Rehabeam und Jerobeam, Könige von Juda und Israel.
880. Lykurgus, Gesetzgeber in Sparta.
Dido gründet Karthago.
820. Sardanapal, der letzte assyrische K.

Alte Welt.

v. Ch. 753. Romulus erbaut Rom.
722. Salmanassar zerstört das Reich Israel.
650. Psammetich wird K. v. Aegypten.
624. Drako gibt den Athenern Gesetze.
594. Solon gibt den Athenern Gesetze.
588. Nebukadnezar zerstört das Reich Juda.
561. Krösus, K. von Lydien.
560. Cyrus gründet das große persische Reich.
Pythagoras in Kroton.
536. Die Juden kehren aus der babylonischen Gefangenschaft zurück.
534. Tarquinius Superbus wird in Rom König.
521. Darius Hystaspis wird K. von Persien und zieht hierauf gegen die Scythen an der Donau.
510. Vertreibung des Hippias aus Athen und der Tarquinier aus Rom.
Kong-fu-tse (Konfucius) in China.
490. Miltiades gewinnt die Schlacht bei Marathon.
485. Xerxes, K. in Persien.
479. Leonidas bei Thermopylä. Schlachten bei Salamis, Platää und Mykale.
451—449. Decemvirn in Rom.
431. Anfang des peloponnesischen Krieges.
429. Der Redner und Staatsmann Perikles †. Hippokrates, Arzt in Athen.
422. Alcibiades tritt als Anführer im peloponnesischen Kriege auf.
405. Dionysius der Aeltere in Syrakus.
403. Ende des peloponnesischen Krieges. Die 30 Tyrannen.
401. Cyrus der Jüngere; Xenophons Rückzug aus dem Felde.
399. Sokrates †.
389. Die Gallier zerstören Rom. Camillus.
368. Dionysius II. in Syrakus. Dion.
366. Erster plebejischer Consul in Rom.
360. Philipp erhält das Scepter Macedoniens.
Demosthenes, Redner in Athen. Plato †.
343—341. Der erste samnitische Krieg.
338. Schlacht bei Chäronea.
336. Alexander der Große.
334. Schlacht am Granicus.
333. Schlacht bei Issus.
331. Schlacht bei Arbela.
330. Darius Kodomannus †.
Untergang der persischen Herrschaft. Aristoteles.
326—304. Zweiter samnitischer Krieg.
323. Alexander der Gr. †. Ptolemäus erhält Aegypten.
298—290. Dritter samnitischer Krieg.
Alexandria in Aegypten, Sitz der Gelehrsamkeit und des Welthandels.

v. Ch. 280—275. Pyrrhus in Italien. Fabricius in Rom.
Die römische Herrschaft erstreckt sich schon über ganz Mittel- und Unter-Italien.
264—241. Erster punischer Krieg.
260. Seesieg d. K. Duilius.
Regulus.
Sicilien, Sardinien und Korsika werden römisch.
237. Hamilkar Barkas. Hasdrubal und Hannibal erobern Spanien.
226. Gallia cisalpina wird römisch.
224. Antiochus der Große.
219. Hannibal erobert Sagunt.
218—201. Zweiter punischer Krieg.
216. Niederlage der Römer bei Kannä.
Fabius der Zauderer.
214—205. Erster macedonischer Krieg.
Archimedes in Syrakus, † bei der Eroberung dieser Stadt.
210—206. Scipio vertreibt die Karthager aus Spanien.
202. Schlacht bei Zama zwischen Hannibal und Scipio.
Schlacht bei Kynoskephalä. Philopoemen.
192—190. Krieg zwischen Rom und Antiochus dem Gr.
184. Hannibal, Scipio und Philopoemen †.
168. Judas der Makkabäer.
149—146. Dritter punischer Krieg. Macedonischer Krieg.
146. Zerstörung Karthago's durch Scipio Afrikanus und Korinths durch Mummius.
133. Zerstörung Numantia's.
123. K. Gracchus.
113—101. Der cimbrische Krieg.
112—106. Krieg gegen Jugurtha.
102—101. Besiegt Marius die Cimbern und Teutonen.
89—85. Erster mithridatischer Krieg.
88—82. Krieg zwischen Sulla und Marius.
81—79. Sulla, Dictator in Rom.
75—64. Dritter mithridatischer Krieg. Lukullus. Tigranes.
73—71. Gladiatorenkrieg. Pompejus.
63. Cicero und Catilina.
60. Triumvirat des Pompejus, Crassus und Cäsar.
58. Cäsar wird Proconsul Galliens.
53. Crassus wird von den Parthern erschlagen.
49—45. Krieg zwischen Pompejus und Cäsar.
48. Schlacht bei Pharsalus.
47—44. Cäsar, Dictator in Rom.
44. Cäsar wird ermordet. Brutus und Cassius.
43. Zweites Triumvirat zwischen Octavius, Antonius und Lepidus.
Cicero †.
42. Schlacht bei Philippi.
Antonius und Kleopatra.
31. Schlacht bei Actium.
30. Antonius †. Octavius wird Alleinherr in Rom.
Blüthe der römischen Literatur: Catullus, Tibullus, Propertius, Virgilius, Horatius, Ovidius, Livius.
15. Drusus und Tiberius beginnen die Eroberung des südlichen Deutschlands.

Mittelalter.

I. Periode.

n. Ch. Gb. 1. Jesus Christus wird geboren.
6. Judäa wird römische Provinz.
9. Herrmann, Fürst der Cherusker, besiegt den Varus im Teutoburger Walde.
14—37. Tiberius.
14—16. Germanicus in Deutschland.
37—41. Caligula.
41—54. Claudius.
L. Annäus Seneca.
54—68. Nero.
68—69. Galba, Otho, Vitellius.
69—79. Vespasianus.
70. Jerusalem wird zerstört.
Plinius der Aeltere.
79—81. Titus. Untergang von Pompeji und Herculanum.
81—96. Domitianus.
Agricola in Britannien.
96—98. Nerva.
98—117. Trajanus. Tacitus. Plinius der Jüngere.
Plutarchus.
117—138. Hadrianus.
133—135. Aufstand der Juden unter Barkochab.
138—161. Antoninus Pius.
161—180. Marcus Aurelius Antoninus Philosophus.
165—180. Markomannischer Krieg.
180—192. Commodus.
Rom erkauft gewöhnlich von nun an den Frieden mit Deutschland.
Die Prätorianer in Rom versteigern die Imperatorwürde.
193—211. Septimius Severus.
211—217. Caracalla.
218—222. Heliogabalus.
222—235. Alexander Severus.
235—238. Maximus Thrax.
238—244. Gordianus.
244—249. Philippus Arabs.
249—251. Decius.
Die Gothen dringen über die Donau.
Die 30 Tyrannen.
270—275. Aurelianus, Wiederhersteller des Reichs.
Zenobia, Königin von Palmyra.
276—282. Probus.
284—305. Diokletianus.
292. Theilung des römischen Reichs.
Diocletianus und Maximianus sind Augusti, Galerius und Constantius Chlorus Cäsares.
314. Constantinus und Licinius.
324—337. Constantinus der Gr., Kaiser, nimmt die christliche Religion an, welche durch ihn Staatsreligion im römischen Reiche wird.
Constantinopel, neue Hauptstadt des römischen Reichs.
337—340. Constantinus II.
337—350. Constans.
337—360. Constantius.

n. Ch. Geb. 361—363. Julianus Apostata.
364—378. Valens.
374. Anfang der Völkerwanderung. Hunnen in Europa. Ulphilas.
379—395. Theodosius der Große.
395. Theilung des römischen Reichs zwischen den Brüdern Arcadius und Honorius. Stilicho, Vormund des Honorius im Westen. — Alarich, K. der Westgothen, greift Italien an.
410. Eroberung Roms durch Alarich.
425—455. Valentinianus III.
429. Die Vandalen unter Geiserich gehen nach Afrika.
433. Attila, K. der Hunnen, breitet seine Herrschaft von der Wolga bis an den Rhein aus.
449. Angeln und Sachsen setzen sich in Britannien fest.
451. Schlacht bei Chalons.
453. Attila †.
475. Romulus Augustulus.
476. Das weströmische Reich nimmt durch Odoaker ein Ende.

2. Periode.

486. Chlodwig der Merowinger gründet das fränkische Reich.
493. Theodorich gründet in Italien das ostgothische Reich.
496. Schlacht bei Zülpich. Die Alemannen kommen unter fränkische Herrschaft.
Ausbreitung der Slaven im östlichen Deutschland.
515. Benedict von Nursia.
527—565. Justinianus I. Belisar.
541—552. Totilas, K. der Ostgothen.
553. Narses zerstört das ostgothische Reich.
568. Alboin gründet in Oberitalien das lombardische Reich. — Die Czechen dringen in Böhmen ein.
607. Bonifacius III., Papst; allgemeiner Bischof der Christen.
622. Muhamed flieht von Mekka nach Medina.
632. Abubekr, 1. Chalif.
Die Araber erobern Syrien und Aegypten.
661—749. Omajadische Chalifen.
Krok, Fürst der Czechen in Böhmen.
687. Pipin von Heristall, Majordomus in Franken.
Libussa in Böhmen gründet Prag.
715. Karl Martell wird Majordomus.
722—755. Bonifacius (Winfried) bringt den Deutschen das Evangelium.
726. Leo III., byzantinischer Kaiser, verbeitet die Bilderverehrung.
732. Sieg Karl Martells über die Araber bei Poitiers und Tours.
741. Pipin wird Majordomus.
749—1258. Die Abbassiden erhalten das Chalifat.
752. Pipin wird K. der Franken und schenkt dem Papste aus Dankbarkeit das Exarchat.
768—814. Karl der Große, auf dem fränkischen Throne, besiegt nach langen Kriegen den Anführer der heidnischen Sachsen, Wittekind.

3. Periode.

800. Karl der Große wird römischer Kaiser.
814—840. Ludwig der Fromme.
827. Egbert vereinigt die kleinern brittischen Reiche zu Einem.
840. Piast, Herzog in Polen.

n. Ch. Gb. 843. Vertrag in Verdun.
Lothar I., Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle.
862. Rurik gründet mit seinen Wäringern das Großfürstenthum Rußland.
871—901. Alfred der Große, K. und Befreier Englands.
887—899. Arnulf, Kaiser in Deutschland. — Die Magyaren unter Arpad setzen sich in Pannonien fest.
899—911. Ludwig das Kind in Deutschland.
911—918. Konrad I., deutscher Kaiser.
918—936. Heinrich I.
933. Schlacht bei Merseburg.
936—973. Otto der Große in Deutschland.
955. Niederlage der Ungarn auf dem Lechfelde.
962. Otto der Große wird römischer Kaiser.
973—983. Otto II., deutscher Kaiser.
980—1015. Wladimir der Große führt in Rußland das Christenthum ein.
983—1002. Otto III., Kaiser.
987. Hugo Capet gelangt auf den französischen Thron.
Ende der Carolinger in Frankreich.
1014—35. Knud (Kanut) der Große, K. von Dänemark und England.
1024—39. Konrad II., Kaiser.
1039—56. Heinrich III., Kaiser. — Normänner gehen nach Unteritalien.
1043. Wilhelm, Graf von Apulien.
1053. Trennung der griechischen und römischen Kirche.
1056—1105. Heinich IV., Kaiser.
1059. Die Cardinäle fangen an, den Papst zu wählen.
1060—1108. Philipp I., K. von Frankreich.
Normannen herrschen in England.
1066—87. Wilhelm der Eroberer.
Die seldschuckischen Türken nehmen Syrien in Kleinasien ein.
1073—85. Gregor VII., Papst.
1077. Heinrich IV. in Canossa.

4. Periode.

1096—99. Erster Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon.
Königreich Jerusalem.
1105—25. Heinrich V., Kaiser.
1137. Mit Konrad III. beginnen die schwäbischen oder hohenstaufischen Kaiser in Deutschland.
1137. Ludwig VII., K. von Frankreich.
1147—49. Zweiter Kreuzzug.
1152—90. Friedrich I., Barbarossa, Kaiser.
1154—89. Das Haus Anjou. — Plantagenet in England: Heinrich II.
1156. Oestreich wird ein Herzogthum.
1180. Heinrich der Löwe geächtet. Das Haus Wittelsbach in Baiern. — Philipp II., August, K. von Frankreich.
1187. Saladin nimmt Jerusalem wieder ein.
1189—99. Richard Löwenherz, K. in England.
1189—92. Dritter Kreuzzug.
1190—97. Heinrich VI., Kaiser. — Der deutsche Ritterorden.
1194. Die Hohenstaufen in Neapel.
1197—1208. Philipp von Schwaben.
1197—1215. Otto IV.
1199—1216. Johann, K. von England.

n. Ch. Gb. 1204. Kreuzfahrer gründen das lateinische Kaiserthum.
Innocenz III., Papst. — Albingenser. Inquisition.
Bettelmönche.
1215—50. Friedrich II., Kaiser. — Charta magna in England.
1216—72. Heinrich III., K. von England.
1222. Oberhaus des englischen Parlaments.
1226—70. Ludwig IX. (der Heilige). K. von Frankreich.
1228—29. Kreuzzug Friedrichs II.
1230. Die deutschen Ritter in Preußen.
1238. Die Mongolen herrschen in Rußland.
1241. Schlacht bei Liegnitz gegen die Mongolen.
Vertilgungskampf der Päpste gegen die Hohenstaufen.
1249. Kreuzzug Ludwigs IX. nach Aegypten.
1250—54. Konrad IV., Kaiser.
Die Mameluken in Aegypten.
1254—73. Interregnum in Deutschland.
1258. Ende des Chalifats zu Bagdad.
1261. Ende des lateinischen Kaiserthums.
1265. Karl von Anjou, K. in Neapel. — Unterhaus des englischen Parlaments.
1268. Konradin, der letzte Hohenstaufe. †.
1272—1307. Eduard I., K. von England.

5. Periode.

1273—91. Rudolf von Habsburg.
1278. Schlacht auf dem Marchfelde, wo Ottokar †.
1282. Sicilische Vesper.
1283. Das Haus Habsburg in Oestreich.
1285—1314. Philipp IV. (der Schöne), K. von Frankreich.
Ende der Kreuzzüge.
1291—98. Adolf von Nassau, Kaiser.
Streitigkeiten zwischen Papst Bonifacius VIII. und Philipp IV.
1298—1308. Albrecht I. von Oestreich, Kaiser.
1299. Anfang der osmanischen Herrschaft in Kleinasien.
1301. Das Haus Anjou in Ungarn.
1307. Bund der drei Waldstädte. Tell tödtet Geßlern.
1308—14. Heinrich VII. von Luxemburg.
1309. Der Papst in Avignon (70jähriges Exil).
Die Johanniter in Rhodus.
1312. Die Tempelherren werden vernichtet.
1314—47. Ludwig IV. von Baiern, Kaiser.
1315. Schlacht bei Morgarten.
1327—77. Eduard III., K. von England.
1328. Das Haus Valois steigt mit Philipp IV. auf den Thron Frankreichs.
1329. Zwischen Frankreich und England bricht Krieg aus.
1346. Schlacht bei Crecy.
1347—78. Karl IV., Böhmens K. und Deutschlands Kaiser.
1348. Entstehung der Prager Universität.
1350—64. Johann der Gute, K. von Frankreich.
1356. Die goldene Bulle.
1364—80. Karl V., K. von Frankreich.
1370. Timur herrscht in Dschagatei.
1370—82. Ludwig der Gr., K. von Ungarn und Polen.
1378—1419. Wenzel, K. von Böhmen und Kaiser von Deutschland.
1378—1417. Großes Schisma.
1380—1422. Karl VI., K. von Frankreich.
1386. Die Jagellonen führen das polnische Scepter.

n. Ch. Gb. 1386. Schlacht bei Sempach. Heldentod Arnolds von Winkelried.
1387—1437. Sigismund, K. von Ungarn.
1389—1402. Bajazeth I., Sultan der Osmanen.
1397. Kalmarische Union.
1399. Das Haus Lancaster in England; Heinrich IV.
1410—37. Sigismund, Kaiser.
1413—22. Heinrich V., K. von England.
Das Haus Hohenzollern in Brandenburg.
1415. Schlacht bei Azincourt.
1414—17. Concil in Costnitz. Huß wird verbrannt.
1419—34. Hussitenkrieg. Wenzel †.
1422—60. Heinrich VI., K. von England.
1424. Ziska †. Ihm folgen die beiden Prokope.
1429. Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans.
1436. Erfindung der Buchdruckerkunst.
1440—93. Friedrich III. von Oestreich, Kaiser.
1444. Schlacht bei Varna. Johann Hunyad in Ungarn.
1452—85. Krieg der beiden Rosen in England.
1453. Ende des byzantinischen Reiches.
1458—71. Georg Podjebrat, K. von Böhmen.
1458—90. Matthias Corvinus.
1461—83. Ludwig XI., K. von Frankreich.
1467—77. Karl der Kühne, Herzog von Burgund.
Maria von Burgund in den Niederlanden.
1479. Arragonien und Castilien wird durch die Vermählung Ferdinands des Kath. und Isabellas vereinigt.
1481. Iwan I. befreit Rußland vom mongolischen Joche.
1483—98. Karl VIII., K. von Frankreich.
1485. Das Haus Lancaster. — Tudor in England. Heinrich VII.
1486. Diaz entdeckt das Vorgebirge der guten Hoffnung.
1492. Columbus entdeckt Amerika.
1493—1519. Maximilian I., Kaiser.
1494—1506. Philipp von Oestreich, Herzog der Niederlande.
1497. Vasco de Gama macht die erste Seereise nach Ostindien.
1498—1515. Ludwig XII., K. von Frankreich.
1504—6. Philipp von Oestreich und Johanna in Castilien.
1509—47. Heinrich VIII., K. von England.
1515—47. Franz I., K. von Frankreich.
1516. Karl, K. von Spanien.

Neuere Zeit.

1. Periode.

1517. Luther tritt gegen Tetzels Ablaßkram auf.
Anfang der Reformation.
1518. Zwingli.
1519—56. Karl V., Kaiser.
1520—66. Soliman II., Sultan.
1519—22. Magelhans erste Reise um die Erde. Cortez erobert Mexico.
1520. Luther wird in den Bann gethan.
1521. Reichstag zu Worms.
1523—60. Gustav Wasa, K. von Schweden.
1524—25. Deutscher Bauernkrieg.
1525. Albrecht von Brandenburg erklärt sich für einen Herzog von Preußen.

n. Ch. Geb. 1526. Ferdinand von Oestreich wird K. von Ungarn und Böhmen.
1529. Reichstag in Speier. Protestanten. — Die Türken vor Wien.
1530. Die Augsburgische Confession von Philipp Melanchthon.
1531. Schmalkaldischer Bund.
Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen.
1532. Nürnberger Religionsfriede.
Heinrich VIII. reformirt in England.
Die Wiedertäufer in Münster. Calvin in Genf.
1539. Loyola stiftet den Orden der Jesuiten.
1545. Kirchenversammlung in Trident.
1546. Luther †. Entstehung des schmalkaldischen Krieges. Schlacht bei Mühlberg. Moritz wird Kurfürst von Sachsen.
1547—53. Eduard IV., K. von England.
1547—59. Heinrich II., K. von Frankreich.
1552. Passauer Vertrag.
1553—58. Maria, Königin von England.
1554. Casan und Astrachan werden durch Iwan IV. dem russischen Reiche beigefügt.
1555. Augsburger Religionsfriede.

2. Periode.

1556—98. Philipp II., K. von Spanien.
1558—1603. Elisabeth in England.
1556—64. Ferdinand I., Kaiser.
1560. Franz II., K. von Frankreich. — Karl IX.
1562. Guisen und Hugenotten. Heinrich, K. von Navarra.
1564—76. Maximilian III., Kaiser. Die osmanische Macht beginnt zu sinken.
1567. Maria Stuart wird aus Schottland vertrieben. — Unruhen in den Niederlanden, wo Herzog Alba wüthet.
1572. Pariser Bluthochzeit (Bartholomäusnacht). Wilhelm von Oranien.
1573. Polen wird ein Wahlreich.
1574. Heinrich II., K. von Frankreich.
1576—1612. Rudolf II., Kaiser.
1579. Union von Utrecht.
1581. Spanien erkennt die niederländische Republik an. — Portugal ist einige Zeit spanische Provinz.
1582. Gregor XIII. verbessert den Kalender.
1587. Hinrichtung der Maria Stuart.
1589. Das Haus Bourbon kommt mit Heinrich IV. auf den Thron Frankreichs.
1592—1604. Sigismund, K. von Schweden und Polen.
1589. Edikt von Nantes.
In Rußland stirbt die Dynastie Rurik aus.
1603. Mit Jakob I. kommt das Haus Stuart auf den englischen Thron.
Englische Colonien in Nordamerika.
1608. Evangelische Union und katholische Ligue.
1610—43. Ludwig XIII., K. von Frankreich.
1611—32. Gustav Adolf, K. von Schweden.
1612—19. Matthias wird Kaiser.
1613. Das Haus Romanow besteigt den russischen Thron.
1617. Vereinigung Preußens und Brandenburgs.
1618—48. Dreißigjähriger Krieg.
1619—37. Ferdinand II., Kaiser.
1620. Friedrich von der Pfalz, zum K. von Böhmen erwählt, flieht nach der Schlacht am weißen Berge. — Richelieu in Frankreich.

n. Chr. Geb. 1625—49. Karl I., K. von England.— Wallenstein, kaiserlicher Generalissimus.
1629. Restitutionsedikt.
1630. Gustav Adolph in Deutschland. Schwedisch-sächsischer Krieg.
1631 d. 20. Mai zerstört Tilly Magdeburg.
1631 d. 17. Sept. wird die Schlacht bei Breitenfeld geschlagen.
1632 d. 15. Apr. Schlacht am Lech; d. 16. Nov. bei Lützen, wo Gustav Adolph †.
Oxenstierna u. Bernhard von Weimar beim schwedischen Heere.
1634. Schlacht bei Nördlingen, der der Prager Friede folgt.
1637. Ferdinand III., Kaiser.
1640. Das Haus Braganza erhält die portugiesische Krone.
1643—1715. Ludwig XII. auf Frankreichs Thron.
1644—54. Christine, Königin von Schweden.
1648. Westphälischer Friede.
1649—59. England eine Republik.

3. Periode.

1653. Cromwell Protector der engl. Republik.
1657—1705. Leopold I., Kaiser.
1660—85. Revolution Monk's in England, in der Karl II. K. wird.
1667—68. Zweiter Krieg Ludwigs gegen Spanien. — Triple-Allianz Englands, Schwedens und der Niederlande gegen Frankreich.
1668. Friede in Aachen.
1672—78. Krieg Ludwigs gegen Holland.
1675. Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, schlägt die Schweden bei Fehrbellin.
1678. Friede zu Nimwegen, durch welchen die Franche-Comté an Frankreich kommt.
1680. Reunionskammer.
Elsaß wird eine französische Provinz.
1682—1725. Peter der Große, Czar von Rußland.
1683. Die Türken erscheinen nochmals vor Wien.
Sobjesky, K. von Polen.
1685. Das Edikt von Nantes wird aufgehoben.
1687—1702. Maria und Wilhelm III. von Oranien, K. von England.
1692. Der Herzog von Braunschweig-Lüneburg wird Kurfürst.
1697. Friede zu Ryswik. — August II., K. von Polen. — Karl XII., K. von Schweden.
1701—14. Spanischer Erbfolgekrieg. Haus Bourbon in Spanien: Philipp V. — Preußen wird ein Königreich.
1702—14. Anna, Königin von England.
1702. Karl XII. in Polen.
1705—11. Joseph I., Kaiser.
Eugen und Marlborough.
1709. Schlacht bei Pultawa.
1711—40. Karl VI., Kaiser.
1713. Friede zu Utrecht.
1714. Friede in Rastadt, in dem Belgien und Neapel östreichisch werden.
1714. Das Haus Hannover kommt mit Georg I. auf Englands Thron.
1715—74. Ludwig XV.

n. Ch. Geb. 1720. Der Herzog von Savoyen wird K. Sardinien.
1721. Peter der Große nimmt den Kaisertitel an.
1725. Katharina I. wird Kaiserin von Rußland. Georg II. wird K. von England.
1730—40. Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland.
August III. von Sachsen u. Stanislaus.
1740—80. Maria Theresia von Oestreich.
1740—86. Friedrich II. der Große, K. von Preußen.
1741—48. Oestreichischer Erbfolgekrieg.
1742—62. Elisabeth in Rußland.
1745—65. Franz I., deutscher Kaiser.
1748. Im Aachener Frieden kommt Parma an Spanien. — Mit Klopstock und Gellert blüht die deutsche Literatur auf. — Voltaire und Rousseau.
1756—63. Siebenjähriger Krieg.
1760—1820. Georg, K. von England.
England breitet sich in Ostindien aus.
1762. Peter III. (v. Holstein—Gottorp) Kaiser von Rußland.
1762—96. Katharina II., Kaiserin von Rußland.
1763. Der Friede zu Hubertsburg endigt den 7jährigen Krieg.
1764—95. Stanislaus Poniatowsky, K. von Polen.
1765—90. Joseph II., Kaiser.
1766. Vereinigung Lothringens und Frankreichs.
Conföderation der Dissidenten zu Radom.
1768—74. Russisch-türkischer Krieg.
1772. Erste Theilung Polens.
1773. Aufhebung der Jesuiten.
Empörung der englischen Colonisten in Boston.

4. Periode.

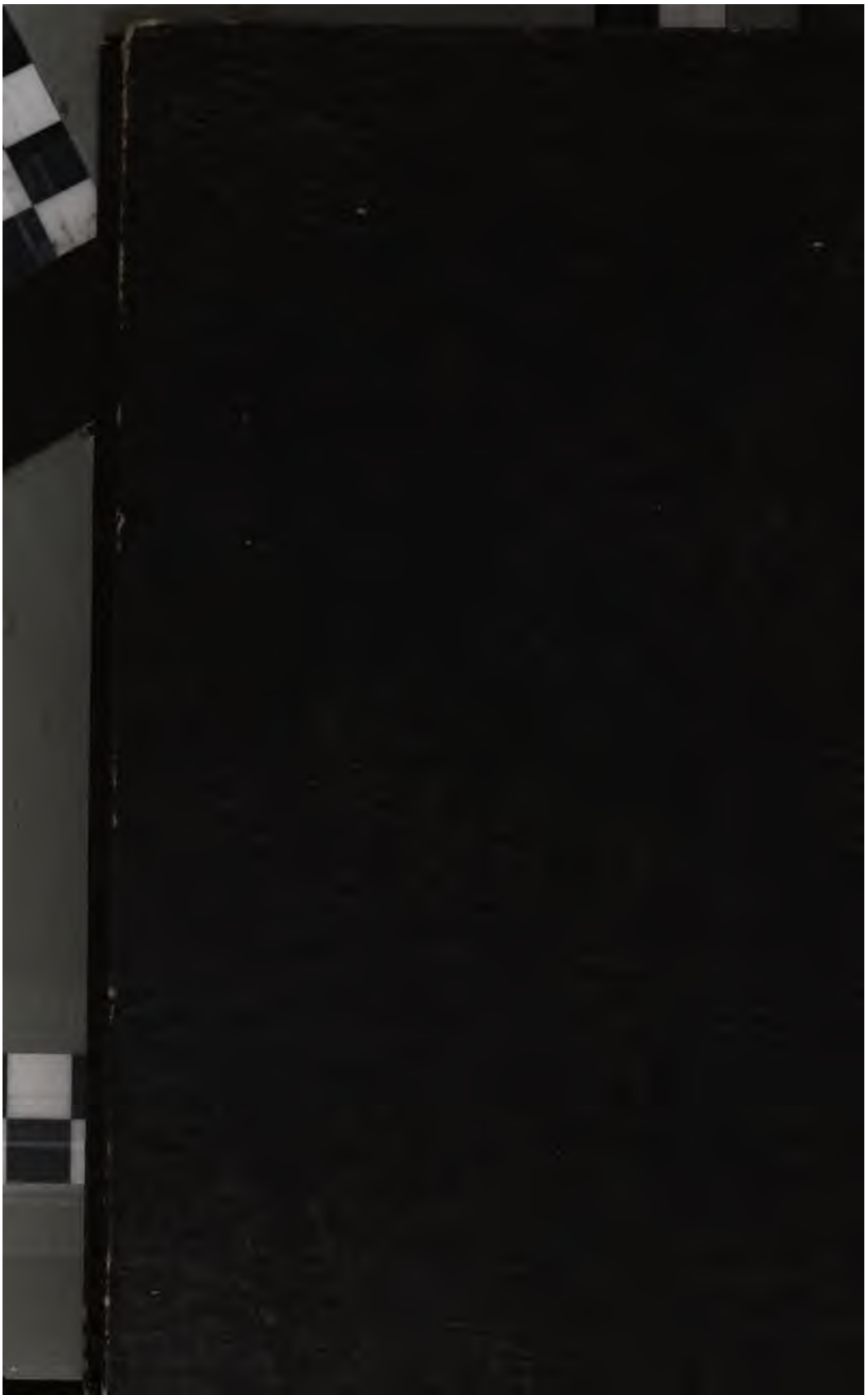
1774—92. Ludwig XVI., K. von Frankreich.
1776. Union der Nordamerikaner. Washington.
1778—79. Bairischer Erbfolgekrieg.
1783. Friede zu Versailles. — Anerkennung der vereinigten Staaten.
1786—97. Wilhelm II., K. von Preußen.
Kant. Lessing. Herder. Göthe. Schiller.
1789 d. 17. Juni bricht die französische Revolution aus, und die Nationalversammlung kommt zusammen.
1791. Erste Constitution Frankreichs.
1792. Franz II., Kaiser. — Coalition gegen Frankreich, welches jetzt zur Republik umgewandelt wird.
1792—95. Der Convent in Paris.
1793. Ludwig XVI. wird hingerichtet. — Zweite Theilung Polens. — Kosciusko.
1794. Robespierre's Sturz.
1795—99. Das französische Directorium.
1795. Dritte Theilung Polens.
1796—1801. Paul, Kaiser von Rußland.
1796. Buonaparte in Italien.
1797. Cisalpinische Republik. — Friede zu Campo Formio.
Friedrich Wilhelm, K. von Preußen.
1798—99. Expedition nach Aegypten. — Die Oestreicher und Russen erobern die cisalpinische Republik. (Suwarow.)
Buonaparte wird erster Consul.
1800. Niederlage bei Marengo.
1801. Friede in Lüneville. — Alexander, Kaiser von Rußland.
1802. Friede in Amiens.

n. Ch. Gb. 1804. Napoleon, Kaiser der Franzosen und K. Italiens.
1805. Schlacht bei Trafalgar und Austerlitz. Preßburger Friede.
1806. Rheinbund unter Napoleon. — Schlacht bei Jena. — Continentalsystem. — Fichte, Wolf in Berlin.
1807. Schlacht bei Friedland, welcher der Friede zu Tilsit folgt. — Joseph, K. von Spanien.
1809. Schlacht bei Wagram. — Finnland wird russisch.
1810. Holland, der Kirchenstaat und Norddeutschland wird mit Frankreich vereinigt.
1812. Napoleons Feldzug nach Rußland. Die Russen zünden Moskau an.
1813 d. 16. u. 19. Oktbr. Völkerschlacht bei Leipzig, der die Auflösung des Rheinbundes und der Einzug der Alliirten in Paris folgt.
1814. Im Pariser Frieden wird Ludwig XVIII. auf den französ. Thron gesetzt.
1815. Wiener Congreß. — Die 100 Tage. — Wiederkehr Napoleons. — Schlacht bei Waterloo. Zweiter Pariser Friede. — Losmachung des spanischen Amerika's.
1818. Congreß in Aachen.
1820. Revolution in Spanien und Neapel. Cortes. — Georg IV., K. von England.
1821. Aufstand der Griechen. — Napoleon † auf St. Helena.
1824. Karl X., König von Frankreich.
1825. Nikolaus wird Kaiser von Rußland.
Brasilien wird selbständig.
1827. Seeschlacht bei Navarin.
1828. Don Miguel usurpirt den portugiesischen Thron. — Rußland bekriegt die Türken.
1830—37. Wilhelm IV, K. von England.
1830. Julirevolution in Frankreich. — Ludwig Philipp wird K. der Franzosen. — Zug der Franzosen nach Algier. — Belgien macht sich frei. — Aufstand der Polen.
1832. Otto, K. in Griechenland. — Don Pedro's u. Don Miguel's Streit. — Aegyptisch-türkischer Krieg.
1833. Ferdinand VII. †. Isabella von Spanien. — Maria von Potugal.
1834. Don Karlos in Spanien.
1835. Ferdinand I., Kaiser von Oestreich.
1837. Victoria wird Königin von England.
Hannover trennt sich von England.
1840. Friedrich Wilhelm IV., K. von Preußen.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

D 21 .O38 1841 C.1
Weltgeschichte fur Tochterschu
Stanford University Libraries
3 6105 034 766 449

R

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004